

Professor D. Julius Richter

**Geschichte
der Berliner
Missionsgesellschaft
1824 — 1924**

15. -
266.06
Class

B455Y
Book

General Theological Seminary Library
Chelsea Square, New York

1/15/25

Purchased from the fund bequeathed to the Seminary by

EUGENE AUGUSTUS HOFFMAN, D. D.

DEAN 1879-1902

Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft 1824-1924

Von
Professor D. Julius Richter

1862

Berlin

Verlag der Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft

1 9 2 4

266.06

B455 Yr

76817

MAJOR GEN. JES
YASLI
ROY WEN

Inhaltsverzeichnis.

Die Anfänge der Berliner Missionsgesellschaft	1
1828—1856	21
Das Komitee	21
Das Missionsseminar	31
Das Missionshaus	40
Missions-Hilfsvereine	44
Jahresfeier	51
Berichte der Berliner Mission	53
Kämpfe	58
Bekennnisfragen	67
Das Missionsleben in der Provinz Brandenburg	72
Schlesien	72
Pommern	76
Posen	82
Ostpreußen	83
Westpreußen	84
Sachsen	85
Einkommen	88
Die Anfänge selbständiger Missionsarbeit	91
I. Die Koranna-Mission	91
II. In der Kapkolonie	100
III. Die Kaffernmission	104
IV. Die Natalmission	118
V. Die ostindische Mission	132
Inspektorat Wallmann. 1857—1863	143
Afrikanische Missionsarbeit	156
Direktorat Wangemanns. 1865—1894	176
Die Berliner Mission in Transvaal	208
I. Maleo und Sekutuni	208
II. Die Geschichte der Transvaal-Republik	226
III. Botshabelo	233
IV. Die Ausbreitung der Berliner Mission in Transvaal	242
1. a) Die Mission im Nordwesten von Transvaal	244
b) Die Mission in Süd-Transvaal	255
c) In Sekutunis Reiche	263
d) Im Holzbuschgebirge	268
e) Die Mission im Bawendalande	275
f) Nach Bonjai	278
g) Allgemeine Fragen	280
2. In der Kapkolonie	283
3. Oranje-Synode	291
4. Die Mission in Kaffraria	302
5. Natal	306
Die Berliner Mission in der Ära des deutschen kolonialen und wirtschaftlichen Aufschwungs. 1894—1914	319
I. Die Heimat	319
1. Einleitung	319
2. Die heimatlliche Arbeit	321
II. Die Arbeit in Südafrika 1894—1914	357
A. 1894—1899	357

B. Der Burenkrieg	363
C. 1902—1914	371
D. (4) Die Visitationsreisen	380
E. (5) Schulfragen	392
F. (6) Einschränkung und Ausdehnung	399
G. (7) Einzelzüge aus der südafrikanischen Arbeit	404
Die Berliner Mission daheim seit dem Ausbruche des Weltkrieges	419
a) Während des Krieges	419
b) Nach dem Kriege	426
Die Berliner Mission in Südafrika. 1914—1922	438
1. Der Hintergrund	439
2. Die Geschichte der Berliner Mission	454
3. Die Arbeit in den einzelnen Synoden	481
a) Kapland	481
b) Sulu-Kossa-Synode	486
c) Oranje-Synode	491
d) Süd-Transvaal	498
e) Nord-Transvaal	498
Die Berliner Mission in China	504
I. Vorgeschichte	504
II. 1882—1905. Der Hintergrund	521
III. 1882—1905. Die Missionsarbeit	524
IV. Missionsinsp. Sauerzweig-Schmidts Visitationsreise und Tod. 1904—1906.	543
V. 1906—1914.	560
A. Der Hintergrund	560
B. Die Berliner Mission	572
VI. Die Berliner Mission in Südchina während und nach dem Weltkriege	580
VII. Die Visitationsreise des Direktors Knaf	598
VIII. In Deutsch-Siantschou	614
a) 1898—1905	618
b) 1905—1914	624
c) 1914—1922	626
Die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika	632
I. Der Anfang der Arbeit. 1884—1912	632
1. Der Hintergrund	632
2. Land und Leute	635
3. Die Stationsgründungen	640
4. Die Missionsarbeit	644
5. Der Aufstand	650
6. Ausdehnung der Arbeit	652
7. Die Arbeitszweige	658
8. Der Ertrag der Arbeit	670
II. Missionsinsp. Lic. Arenfeldts Visitationsreise 1912—1913	673
1. Der Verlauf der Visitation	673
2. Drei Ereignisse	684
a) Schlesien	684
b) Die Generalsynode	688
c) Der Einbruch der Benediktiner-Mission	691
III. Der Weltkrieg und seine Folgen	695
Literatur	714
Register der Personennamen	719
Register der Ortsnamen	730

Die Anfänge der Berliner Missionsgesellschaft.

Die Berliner Missionsgesellschaft gleicht einem Baume, dessen Wurzeln sich breit und tief in das kirchliche Leben der östlichen Provinzen Preußens eingesenkt haben und dessen Blätter dienen zur Gesundheit vieler Völker in Afrika und China. Es ist eine fesselnde Aufgabe, darzustellen, wie sie aus sensfornartigen Anfängen und nach einem in den ersten Jahrzehnten ungemein langsamen Wachstum gleichsam in einen großen Schuß kommt und aus den kleinen Kreisen der Stillen in Stadt und Land hinaustritt in die weiten Kirchenhallen und auf die Schauplätze des öffentlichen Lebens.

Als am Anfange des vorigen Jahrhunderts nach dem langen geistlichen Winter der Aufklärung und des Rationalismus der neue geistliche Frühling der Erweckungsbewegung anbrach und nach den jahrzehntelangen Stürmen der Revolutionszeit und der napoleonischen Aera viele in höheren und niederen Ständen zu einem geistlichen Erwachen kamen, da bildeten sich hin und her, auch in Berlin, der Hauptstadt Preußens, die so lange Zeit der Mittelpunkt der Aufklärungsbe-
wegung gewesen war, verschiedene Gruppen, die sich mit neuem Glauben und neuer Innigkeit um das biblische Evangelium von dem Sünderheiland und der Erlösung durch sein Blut scharten. Eines Theils waren es kleinbürgerliche und Handwerkervereine, welche ihr Glaubensleben durch die Schriften und Vieder der alten lutherischen Väter erhielten. Arndts Wahres Christentum, Scriver's Seelenschatz, Heinrich Müllers Erquickstunden, Spener's und Francke's Schriften waren ihre geistliche Speise. Neben ihnen standen die Kreise, die durch die Diasporapflege der Brüdergemeine erreicht und erhalten wurden und dadurch auch mit der Brüdermission in Verbindung standen und für sie Gaben opferten. Für sie war in Berlin der Prediger Anders und der Brüdergemeinesaal in der Wilhelmstraße Lebensmittelpunkt. Weiter waren es die Kreise um den Baron von Kottwitz (1757—1843). Bis in den Grund der Seele ergriffen von den gewaltigen Erfahrungen der napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege hatten sie Preußens und Deutschlands Errettung als ein Gnadengeschenk des allmächtigen Gottes erkannt, für das die deutsche Christenheit zu unaussprechlichem Dank verpflichtet sei. In dieser Erfahrung der Rettergnade Gottes hatten sie zugleich den

Heiland Jesus Christus neu erfassen und lieben gelernt, und von dieser Liebe in ihrem Kreise Zeugnis abzulegen, drängte es sie zu praktischer Liebestat. Einen vierten, anders gearteten Kreis sammelte Schleiermacher, damals auf der Höhe seiner weit ausgreifenden Tätigkeit, um die Kanzel der Dreieinigkeitskirche. Neugewonnene Liebhaber aus den gebildeten Verächtern des Evangeliums, die unter dem Einfluß seiner bedeutenden akademischen Tätigkeit und seiner hinreißenden Beredsamkeit dem gering geschätzten Christentum neue Seiten abgewannen und aus ihm Leben schöpften.

Einen besonders wichtigen Kreis bildeten Pastor Jänide und die hinter ihm stehende böhmische Exulantengemeinde, an die sich zahlreiche Berliner Familien angeschlossen hatten und die sich sonntäglich um Jänides Kanzel scharten. Jänide war in jener einsamen Zeit ein kraftvoller, allerdings auch rücksichtsloser Prediger der Gerechtigkeit allein durch den Glauben an das Blut Jesu Christi. Aus einer armen Weberfamilie hervorgegangen, war er auf der Wanderschaft durch einen Brüderprediger zu Gnadenberg in Schlesien erweckt. Von diesem zum Lehrer ausgebildet, hatte er den brennenden Wunsch, weiter zu studieren. Nachdem er sich einige Jahre als Elementarlehrer in Dresden durchgeschlagen hatte, konnte er die Universität Leipzig beziehen und dort 1778 die Anstellungserlaubnis erlangen. Er ging zu Bischof Spangenberg nach Barby, weil er in der Brüdergemeine seine geistliche Heimstätte sah. 1779 wurde er als zweiter Geistlicher, 1792 als erster an die böhmisch-lutherische Kirche in Berlin berufen und hat von da bis an seinen Tod im Jahre 1827 (in seinem 79. Lebensjahre) ununterbrochen als ein einsamer Zeuge für den Sünderheiland gewirkt. Seine Predigt war barock, mit zahlreichen Zitaten in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, oft mit kühnen Bildern durchsetzt, die zum Lachen, ja zum offenen Hohn reizten. Wiederholt mußte seine Kirche vor grobem Unfug durch Gendarmen geschützt werden. Aber seine glühenden Ergüsse anbetender Dankbarkeit, sein unermüdeliches, aus fröhlicher Glaubensgewißheit quellendes Zeugnis für seinen Heiland übten doch gerade auf die Treuesten und Empfänglichsten eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Und Vater Johannes Jänide lebte, was er glaubte. Er war unermüdelich treu in der Gemeindepflege. Auch in der kältesten Winternacht folgte er jedem Ruf an ein Kranken- und Sterbebett. Eine von ihm gegründete Suppenanstalt war in jener Zeit vieler Armut und Entbehrung eine wahre Wohltat. Er wurde der Anreger

der Preussischen Hauptbibelgesellschaft, die aus einer von ihm gestifteten bescheideneren Bibelgesellschaft im Jahre 1814 hervorging. In Verbindung mit dem kursächsischen Oberforst- und Wildmeister Aug. Karl Friedr. von Schirnding in Dobrilugk bemühte er sich auch um die Traktatverbreitung in einer Anzahl von europäischen Sprachen, und als nach Schirndings Tode 1812 dessen ganzes Traktatlager von 130 000 Exemplaren an ihn fiel, gab das den Anstoß zur Begründung des Berliner Hauptvereins für christliche Erbauungsschriften im Jahre 1816. Es ist zuviel gesagt, daß Jänide damals der einzige Prediger des lauterer Evangeliums auf einer Berliner Kanzel gewesen sei, aber er war neben Pastor Hermes der wirksamste und gesegnetste.

Daneben standen noch andere Kreise, Jünglinge der Landadelsfamilien, die auch im lebendigen evangelischen Glauben standen, aber mehr literarische, ästhetische und ethische Interessen hatten. Die bekanntesten waren die „Maikäferei“ und die „Freitags-Abendgesellschaft“. Die „Maikäferei“ war eine geschlossene Abendgesellschaft in der Maischen Wirtschaft an der Schloßfreiheit, zu der sich ein Kreis vornehmer Adliger und junger hoher Beamter in einem „patriotisch-romantisch-genialen christlichen Kränzchen“ zusammensanden. Die führenden Persönlichkeiten dieses Kreises waren die vier Brüder von Gerlach, der spätere Minister von Alvensleben, der 1852 verstorbene Karl v. Rappard auf Pinne, der Geheime Legationsrat v. Bülow († 1853), der spätere Ober-Tribunals-Vizepräsident Goetze, Brentano († 1842), Graf Cajus Stolberg, der jüngere Bruder des Grafen Christian, und Graf Stosch. Sie saßen am Sonntagmorgen unter Jänides Kanzel und zogen dann miteinander hinaus in die Hasenheide zu Turnspielen. Ein späterer, ähnlicher Freundeskreis, die Freitagabend-Gesellschaft, in dem die jungen Männer zu Gesang und freiem Gebet zusammenkamen, also in erster Linie sich religiös erbauen und fördern wollten, vereinte die Professoren der Rechtswissenschaft v. Lancizolle und v. Bethmann-Hollweg, Freiherrn Senfft v. Pilsach, v. Thadden-Triglaß, Kammergerichtsassessor Adolf Becq und einige aus der Gruppe der Maikäferei. Aus diesen beiden Kreisen gingen in den folgenden Jahrzehnten viele der führenden Persönlichkeiten der preussischen Beamtenaristokratie hervor, die in den höchsten Staatsämtern als Minister, Gerichtspräsidenten und Generale einen weithin reichenden Einfluß ausgeübt haben.

In diesen und ähnlichen Kreisen sprudelten die Quellen eines

neuen religiösen Empfindens, das das Gepräge des kirchlichen Lebens in Berlin und in den Provinzen umgestalten sollte. Diese Männer und Frauen, die ihres Glaubens und ihres neu gewonnenen Heilands froh geworden waren, waren ein anderes Geschlecht, als die flachen, tugendstolzen, wenn auch vielfach ehrenfesten Rationalisten, die sich in den Konsistorien und auf den Kanzeln als die berufenen Zionswächter fühlten und jeden Hauch eines neuen Lebens als gefährlichen Fanatismus, Mäherei und Sektiererei bekämpften; aber auch als die hochfliegenden, idealistischen Romantiker, die sich in Wissenschaft und Kunst ein glänzendes, reiches inneres Leben aufgebaut hatten, aber außerhalb des Schattens der Kirche lebten. Die Kreise der Erweckten begnügten sich bald nicht mehr, nur selbst ihres Glaubens zu leben; sie gingen in erster Linie gegen den ihnen von Grund der Seele verhaßten Rationalismus, aber auch gegen die Schwärmereien der Romantiker offen zum Angriff über. Sie wollten den selbstsicheren Rationalismus aus seinem unbestrittenen Besitz und seiner Führerstellung vertreiben. Und das fromme preußische Königshaus, zumal der aufrichtige fromme König Friedrich Wilhelm III. und sein hochbegabter Sohn, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., standen dieser bewußten und planmäßigen Gegenwirkung gegen den allmächtigen Rationalismus im Herzen nahe und begünstigten sie. Die nach manchen Vorbereitungen von Professor D. Hengstenberg im Jahre 1827 ins Leben gerufene „Evangelische Kirchenzeitung“ wurde das Sammelorgan dieser siegesgewissen, angriffsfrohen Richtung.

Um ein Vierteljahrhundert älter als die Berliner Missionsgesellschaft war die Jänidesche Missionschule. Der schon erwähnte kur-sächsische Oberforstmeister v. Schirnding, Herr von Ober- und Unter-Brambach, meist wohnhaft auf dem Vorwerk Scholitz bei Dobrilugk, hatte durch glückliche Güterspekulationen in jener unruhig bewegten Zeit, in der gerade der ostelbische Grundbesitz vielfach seine Besitzer wechselte, 24 000 Taler Vermögen erworben. Durch die Londoner Missionsgesellschaft und deren farbenreiche Berichte angeregt, hatte er sich neben seinem lebendigen Interesse für die Traktatverbreitung auch für die Heidenmission angefangen zu interessieren. Die Londoner Mission hatte ihn zum „Direktor der Mission in Deutschland“ ernannt, um hier die einzelnen Freundeskreise zu sammeln und für die Missionsache zu werben. Auch Joh. Jänide war bereits seit langem von dem Missionsgedanken ergriffen, da sein Bruder Paul seit 1788

Missionar der dänisch-halleschen Mission in Ostindien war. Schirnding drängte nun seinen Freund Jänide, eine Missionschule zu eröffnen, um junge Handwerker, die, zum lebendigen Glauben erweckt, den Trieb zum Missionsdienst unter den Heiden spürten, für diesen Beruf vorzubereiten. Man erwartete, daß die neugegründete holländische Rotterdamer Missionsgesellschaft die Aussendung der jungen Missionare übernehmen würde. v. Schirnding wollte zu diesem Zwecke das erwähnte Kapital verwenden und sagte zunächst für sieben Aspiranten die Kosten für die Wohnung und je zwei Taler in der Woche zum Unterhalt jedes Zöglings zu. Auf Grund dieser Zusage eröffnete Jänide am 1. Februar 1800 eine Missionschule mit den sieben Zöglingen Dan. Schrenvogel, Albrecht, Palm, Ulbricht, Frey, Peter Hartwig und Gottl. Langner. Es ist lieblich, daß aus jener ersten Schar fünf bewährte Missionare hervorgegangen sind: Schrenvogel in der Halle'schen Tamulnmission, Palm auf Ceylon, Albrecht und Ulbricht unter den Hottentotten in Südafrika und Frey als einer der Pioniere der modernen Judenmission. Aber schon am 1. November 1800 wurde v. Schirnding durch schwere finanzielle Verluste zahlungsunfähig. Jänide übernahm mit einem Kassenbestand von nur 47 Talern die Missionschule in eigene Rechnung. Wenn auch durch manches Gedränge hindurch, gelang es ihm, sie fortzuführen. Hauptsächlich unterstützten ihn die rührige ostfriesische Missionsgesellschaft und die beiden englischen Missionsgesellschaften, welche auf seine Zöglinge rechneten, die Londoner und die englisch-kirchliche. Daneben sammelten treue Freunde, wie der Kleidermacher Böttcher und Rentier Beißer in den Kreisen der böhmischen Gemeinde und die Missionsvereine, die sich zu bilden begannen, in Breslau, in Danzig, in Königsberg. Je und dann wurden ihm auch aus den Hilfskreisen der Deutschen Christentums-Gesellschaft in Wernigerode, Magdeburg und Prenzlau Beiträge geschickt. Seit 1820 hatte er die Genugthuung, daß ihm aus der königlichen Schatzulle ein regelmäßiger Jahresbeitrag von 500 Talern überwiesen wurde, wofür er zwei Missionare beköstigen und unterrichten sollte. Aber von einer Organisation wollte Jänide nichts wissen. Er hatte weder ein Komitee zur Seite, noch veröffentlichte er Berichte. Es war seine Freude, in der Stille zu leben und ohne Gepränge zu wirken. Erst im Jahre 1823, als Professor Aug. Neander seinen Aufruf („Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionen unter den Heiden“) erlassen hatte und die Begründung einer Missionsgesellschaft in der Luft lag, als

auch der bereits in den Siebzigern stehende Vater Jánide die Leitung der Missionschule fast ganz in die Hände seines Schwiegersohnes, des zweiten Predigers an der böhmischen Gemeinde Mag. Rüdert, abgetreten hatte, ließ er sich durch diesen bewegen, eine Broschüre „Auszüge aus Briefen von Missionaren des Berliner Missionsseminars“ herauszugeben, legte sich Statuten bei und beantragte die königliche Genehmigung für sein „Seminar“ und seinen Freundeskreis, die ihm auch anstandslos unter dem Titel „Berlinische Missionsgesellschaft“ gewährt wurde.*) Erst nach seinem am 21. Juli 1827 erfolgten Tode machte sein Schwiegersohn und Nachfolger Rüdert den Versuch, ein Missionskomitee und damit eine Art Missionsleitung zustande zu bringen. Sechs Leute aus dem Bürgerstande, wohl alle Angehörige der böhmischen Gemeinde, traten zu einem solchen Komitee zusammen.

Jánides Seminar verfolgte keine hohen wissenschaftlichen Ziele. Jánide war selbst kein Gelehrter und wünschte auch seine Zöglinge nur insoweit wissenschaftlich vorzubereiten, „damit sie in den Stand gesetzt würden, ihre in sie reichlich ausgegossene Christusliebe zweckmäßig anzuwenden“ und „fruchtbarer zu machen“. Zu diesem Zwecke erhielten sie zuerst neben dem leiblichen Unterhalt Unterricht in der Religion und in der englischen Sprache. Dann folgten die lateinische und die Grundsprachen der Heiligen Schrift. Späterhin erhielten sie Anleitung in der biblischen Apologetik und im Predigt-

*) Das Statut der „Berlinischen Missionsgesellschaft“ hatte nach den „Berlinischen Nachrichten, von Staats- und gelehrten Sachen“ — der damaligen Hauptzeitung — von Donnerstag, 8. April 1823 in der Hauptsache folgenden Wortlaut: 1. Die vieljährigen Wohltäter des Missionsseminars vereinigen sich zu einer Gesellschaft, und diese ist als Berlinische Missionsgesellschaft anerkannt. 2. Der einzige Zweck derselben ist, die Erkenntnis Christi unter heidnischen und anderen unerleuchteten Völkern zu verbreiten. 3. Sie bildet die hierzu geeigneten Voten in ihrem Seminar aus. Der dazu erforderliche Fonds besteht aus Geschenken, Vermächtnissen, Subskriptionen und dem Ertrag der Zeitschrift „Die Hirtenstimme“. 5. Dieser Fonds wird von einem Komitee, welches aus dem Vorsteher des Seminars, einer unbestimmten Anzahl von Direktoren und einem Sekretär besteht, verwaltet. 6. Die Berlinische Missionsgesellschaft bildet Zweigvereine und steht mit den schon vorhandenen in Verbindung. 7. Um den Erfolg der Bemühungen zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, hält sie eine öffentliche Sitzung am ersten Montage jedes Monats und eine jährliche Feierlichkeit ab, wobei eine oder mehrere Predigten gehalten und solche wie gewöhnlich bekannt gemacht werden. — Aus diesem Statut geht hervor, daß sich diese Gesellschaft wesentlich als Unterstützungsgesellschaft des Jánideschen Seminars fühlte und dachte.

ausarbeiten, in der Musik und im Zeichnen. Der englisch-kirchlichen Mission genügte diese Vorbereitung nicht. Sie drängte auf solidere Studien und nahm die ihr überwiesenen jungen Missionare noch für längere Zeit in ihre Seminar-school in Islington bei London auf. Es ist aber geradezu erstaunlich, wie groß die Zahl der über den Durchschnitt hinausragenden Missionare unter den achtzig Missionaren ist, die zu Jänides Lebzeiten aus seinem Seminar hervorgegangen sind. Wir erwähnen außer den bereits genannten Erstlingen im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft unter den Hottentotten in Südafrika die beiden Brüder Christian und Abraham Albrecht, Joh. Heinr. Schmelen, Ebner, Messer, Saß, Pacalt; von derselben Gesellschaft nach Java ausgesandt Supper und Brüdner; von der niederländischen Missionsgesellschaft ausgesandt Carl Gühloff, der Pionier in China, und die beiden gesegneten Väter der Minahassa-Mission auf Celebes, Joh. Fr. Riedel und Joh. Gottl. Schwarz; in der englisch-kirchlichen Mission, Carl Rhenius, einige Jahrzehntelang die Seele der Tinneveli-Mission, neben ihm Schnarre und Bernh. Schmidt; dazu in Sierra-Leone Renner, Nylander, Jansen, Gerber, Deder, Butscher, Klein, Wilhelm, Sperrhafen; in der Judenmission außer Frey Joh. Nicolajson, Dr. Reichardt, L. Hoff, Rösgen und Becker. Es lag eben ein großer Segen auf diesem Mann des Gebetes und seinem stillen, bescheidenen Lebenswerk. Jänides Seminar hatte eine Bedeutung und leistete einen Dienst weit über seinen nächsten Rahmen hinaus. Schade, daß wegen der unscheinbaren Stille und Zurückgezogenheit die Anstalt weder für Berlin außerhalb des engen Kreises der böhmischen Gemeinde und noch viel weniger für das östliche Deutschland ein Lebens-Mittelpunkt und Missionszentrum geworden ist! Hier war noch Raum für reiche Betätigung im Dienste des Reiches Gottes. Es lag zudem auf der Hand, daß das Jänidesche Institut die reichen Bildungsmittel Berlins mit seiner Universität und seinen vielen sonstigen Instituten nicht ausnuzte. Der Unterricht war planlos und ungeordnet, Klassen waren im allgemeinen nicht vorhanden; der meiste Unterricht lag in den Händen des Mag. Rückert, der zugleich der Leiter und Hauptlehrer der Rixdorfer Kirchenschule der böhmischen Gemeinde war, und gegen die Lehrgabe und wissenschaftliche Ausrüstung dieses Mannes wurden schwere Bedenken erhoben. Lag es nicht nahe, in Berlin ein „besonderes Seminar mit höherer, ja höchster Ausbildung“ einzurichten, das etwa auch der damals in Bremen eröffneten, aber

nur für Katecheten bestimmten Missions[schule als Ergänzung dienen könnte?

Durch die erquicklichen Nachrichten über die Erfolge der Londoner Missionsgesellschaft auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern und besonders auch durch Gespräche mit dem frommen Assessor Lecoq († als Kammergerichtsrat in Berlin 19. Mai 1829) angeregt, erließ der damals auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit stehende große Berliner Kirchenhistoriker August Neander 1823 einen „Ausruf zu milden Beisteuern für die evangelischen Missionen unter den Heiden“. Darin heißt es:

„Seine bedeutungsvolle Worte unsers Herrn Christus: Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt, sind nicht bloß an seine Apostel, sie sind an seine ganze Kirche in allen Zeiten, an alle einzelnen Christen gerichtet. Es ist dadurch bezeichnet der heilige und große Beruf der Christen, das göttliche Leben, das ihnen durch die Gnade des Erlösers mitgeteilt wurde, immer weiter zu verbreiten, daß alles Ungöttliche, alles, was aus dem Reiche der Finsternis herrührt und demselben angehört, dem Reiche Christi weichen müsse, bis das Reich der Finsternis in der ganzen Menschheit zerstört, und dieselbe zu einem heiligen Tempel Gottes geweiht werde. So hat auch in der That das Licht des Christentums zu keiner Zeit, wo es war, wirkungslos bleiben können; wo ein echter Christ war, bildete sich bald um ihn eine kleine Gemeinde. In diesem Berufe kann nun freilich jeder wirken, wohin ihn die Vorsehung gesetzt hat; er braucht nicht nach fernen Ländern der Heidenwelt zu reisen . . . Fern seien der christlichen Liebe, welche das Herz zur Liebe gegen alle Menschen erweitert, solche engen Gedanken. Der Unterschied zwischen fremd und eigen kann hier nicht bestehen. Die ganze Menschheit soll ein Weinberg des Herrn werden. Er hat durch sein Blut alle Völker der Erde zu seinem Eigentum erkaufte, er ist für das Heil aller Menschen gestorben; er hat für die ganze Menschheit, daß sie eins werde durch den Glauben an ihn und seinen himmlischen Vater, ein Hirte und eine Herde, daß sein himmlischer Vater durch ihn in der ganzen Menschheit verherrlicht werde, . . . gebeten. Wenn unser Herz von dem Geiste seiner Liebe erwärmt ist, fühlen wir für seine Sache, welche das Heil aller Menschen ist wie für die unsrige, wir strecken den Arm der christlichen Liebe aus um die armen Heiden aus Süden und Norden, Osten und Westen zu uns, zu Ihm herüberzuziehen, dem Neger, dem Hottentotten, dem Hindu, dem Otaheiter (Tahiti), Grönländer in dem gemeinschaftlichen Hause des himmlischen Vaters aller Gnade und Barmherzigkeit den christlichen Bruderfuß zu erteilen . . . So können wir das große Werk der Heidenbekehrung fördern helfen . . .“ durch unsere Gebete, durch das lebendige Zeugnis, welches jüngere Christen für den Missionsdienst begeistert, „indem wir endlich durch die Beisteuer der geringen Opfer unserer Liebe den leiblichen Bedürfnissen derer zu Hilfe kommen, die jetzt unter mancherlei Mühseligkeiten und Entbehrungen in dem Weinberge des Herrn unter den Heiden arbeiten, oder aber im Begriffe stehen um seines Namens willens auszuziehen. So laßt uns denn nach dem Beispiele der

ersten Christen stehen in dem Bunde der Liebe im Herrn zur Verherrlichung seines Namens auch unter den Heiden." Es war ins Auge gefaßt, die eingehenden Gaben unter die vier in Deutschland bestehenden evangelischen Missionsanstalten in Basel, Berlin, Halle und in der Brüdergemeinde zu verteilen. Es sollte auch alljährlich ein Blatt erscheinen, welches „diejenigen christlichen Geber, welche sich zu einem stehenden Beitrag von einem Taler im Jahre und darüber anheischig machen, als regelmäßige Beisteuerer namhaft machen soll, die eingelaufenen Beiträge anzeige und zugleich einen Überblick liefere der neuesten Missionsgeschichte."

Der Aufruf fand so großen Anklang unter den Geistlichen und Laien, daß sich eine Anzahl von Professoren und Geistlichen der Residenz und in deren Umgebung bereit erklärte, solche Beiträge zu sammeln und entgegenzunehmen. Es kamen 1102 Taler ein. Am 29. Februar 1824 versammelten sich auf diese Anregung hin zehn Männer in der Wohnung des jugendlichen Professors der Jura Hollweg, um aus der einmaligen Sammelthätigkeit eine regelmäßige, geordnete Arbeit zu gestalten. Sie entwarfen ein Statut und legten sich den Namen einer „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ bei. In dem ersten Paragraphen dieses Statuts legen sie ihre Anschauung dar: „Die Gesellschaft zur Beförderung d. ev. M. u. d. H.“ ist zusammengeführt durch den gemeinschaftlichen, lebendigen Wunsch, sich dem Missionswerk anzuschließen, wofür in der ganzen evang. Kirche ein so reger, schon mit vielem Segen gekrönter Eifer erwacht ist. Durchdrungen von Mitleid mit dem jammervollen geistlichen Zustand und der daraus folgenden äußerlichen Entartung und Verwilderung der Millionen Heiden, welche mit uns auf der Erde leben, und mit denen wir uns trotz der Entstellung des göttlichen Ebenbildes stammverwandte fühlen; gegründet auf die Überzeugung, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben, und daß von demselben aus überreichliche Segnungen im Geistlichen wie im Leiblichen auf uns herabgefloßen sind, findet sich die Gesellschaft ange-regt, unsern entarteten Brüdern dies höchste Gut mitzuteilen und dadurch den Willen des Herrn zu erfüllen, der auch heute noch durch Sein Wort zu den Seinigen spricht: Matth. 28, 19... Wenn auch nicht jeder zum Predigtamte berufen ist, so ist doch die tätige Mitarbeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes eine Christenpflicht, und besonders verdienen diejenigen, welche als Missionare vieler Arbeit, Entbehrung und Gefahr unter den Heiden entgegengehen, liebevolle Teilnahme und wirksame Unterstützung. Zu diesem Ende

sind schon an vielen Orten, auch in unserm Vaterlande, Missions-
schulen zur Ausbildung der Missionare angelegt; Missionsgesell-
schaften haben sich gebildet, um durch ihre Beiträge die Missions-
schulen zu unterstützen, für die Bedürfnisse der Zöglinge zu sorgen,
die Mittel für die Reisen und den Unterhalt der ausgesandten Mis-
sionare zu sichern, kurz um alles zu tun, was mittelbar und unmittel-
bar die Predigt des Evangeliums unter den Heiden befördern kann.
§ 2. Zweck der Gesellschaft. Auf die eben beschriebene Weise wirk-
sam zu sein, ist der Zweck auch dieser Gesellschaft. Sie wird Beiträge
aufbringen und dieselben nach reiflicher Überlegung dem jedesmaligen
Bedürfnis gemäß gewissenhaft zur Beförderung der Missionsache
verwenden.“ In dem Begleitbriefe an den Minister von Altenstein,
in welchem man diese Statuten zur Genehmigung einreichte, ließ man
noch einfließen, daß man den Wunsch hege, „für die Zukunft die
Möglichkeit einer freieren Wirksamkeit als das bloße Einsammeln von
Geldbeiträgen für bestimmte Institute ist, vorzubereiten“, d. h. man
wollte sich immerhin für die Zukunft alle Entwicklungsmöglichkeiten
offen halten. In der „Nachricht von der Bildung einer Gesellschaft
zur Beförderung der evang. Missionen unter den Heiden“ heißt es
dann noch: „Ob wir unsere Wirksamkeit in Zukunft stets nur auf
Unterstützung der bestehenden Missionsanstalten würden richten
können, oder ob der Herr, dessen Sache wir treiben, uns auf irgend
ein spezielles Feld der Tätigkeit auf dem weiten Missionsgebiete
besonders verweisen würde, ließ sich für jetzt nicht übersehen, und es
wird jedem, der mit einiger geistlichen Erfahrung ausgerüstet ist, nicht
entgehen, daß, um das Werk Gottes auf irgend einem Gebiete zu
fördern, man nicht damit anfangen darf, einen weitaussehenden Plan
zu machen, oder von der anderen Seite sich durch zu enge Schranken
dauernd zu binden und der Freiheit des Handelns zu berauben.“
Es bestche in Berlin seit einer Reihe von Jahren ein Verein des
Jänideschen Instituts; oftmals und von verschiedenen Seiten sei
aber der Wunsch laut geworden, von einem umfassenderen Gesichts-
punkte aus und in weiteren Kreisen für die Missionsache zu wirken.

Man wählte den Oberbergrat v. Laroche zum Präsidenten, den
Assessor Becoq zum Sekretär, den Leutnant von Sommerfeld zum
Schatzmeister. Die Verhandlungen aber eröffnete man im Aufblide
zu dem Herrn, in dessen Namen sie Hand an das Werk legten.
Das ist die Geburtsstunde der Berliner Missionsgesellschaft. Wir
müssen uns mit diesen zehn Männern etwas näher bekannt machen.

Der Geheime Legationsrat von Varoche ist neun Jahre (1824—1833) Präsident, meist auch Sekretär, Schatzmeister und Kassierer der Gesellschaft gewesen. Sie war für ihn ein wesentliches Stück seiner Lebensarbeit. von Varoche war eine innig fromme Natur, welche die Last der Präsidialgeschäfte um so mehr drückte, je gewissenhafter er ihnen oblag. „Glauben Sie mir“ — schreibt er gelegentlich am 26. März 1829 — „ich fühle es, daß ich sehr unwürdiger Weise zum Vorsteher gewählt worden bin. Ich habe oft gebeten, einen besseren zu nehmen, und bitte noch herzlich darum —, ich würde mich innigst darüber freuen, wenn ich diese Stellung, zu der ich mich sehr ungeschickt finde, abgeben könnte. Daß mir aber die Sache heilig ist und dauernd auf dem Herzen liegt, ... kann ich vor Gott mit gutem Gewissen bezeugen.“ Aber er war im Grunde eine zurückhaltende und zaghafte Natur, er hatte keine große Idee von der Zukunft der Gesellschaft und war deshalb vor den sich türmenden Schwierigkeiten bald entmutigt. Am liebsten hätte er es gesehen, wenn sich die Gesellschaft mit der 1828 neugebildeten Barmer Missionsgesellschaft verschmolzen hätte, und immer wieder regte er den Plan an, wenigstens das Berliner Seminar aufzugeben und nur eine kleine Auswahl von hervorragend geeigneten Missionszöglingen auf Kosten der Berliner Gesellschaft im Barmer Seminar ausbilden zu lassen. Ein so kleinmütiger Führer konnte bei aller Frömmigkeit und Treue sein Heer schwerlich zum Siege führen.

Moritz August (v. Bethmann-)Hollweg, am 8. April 1795 geboren, hatte sich 1819 als Privatdozent in Berlin habilitiert, war 1820 zum außerordentlichen, 1823 zum ordentlichen Professor aufgerückt. Bis zu seiner Versetzung nach Bonn im Jahre 1829 nahm er lebendigen Anteil an den ersten Schritten der jungen Gesellschaft. Seine Frömmigkeit war echt und impulsiv. Charakteristisch dafür ist ein Brief seines Freundes, des Geographen Karl Ritter aus Paris.

(Kramer, Karl Ritter Bd. II, 2 f.). Die beiden Freunde waren in den berückenden Strudel der modernen Großstadt mit ihren mannigfaltigen geistigen und kulturellen Anregungen untergetaucht; aber am Abend in ihr bescheidenes Quartier zurückkehrend, erquidten sie ihre müden Seelen mit der gemeinsamen Lektüre von Davids Psalmen.

Später freilich ist Hollweg der Missionsgedanke ferner gerückt. Er war von 1849 bis 1855 in der ersten und zweiten Preussischen Kammer

der Führer der gemäßigten liberalen Partei und 1858 bis 1862 Kultusminister in dem liberalen Ministerium Schwerin-Auerswald. Er stammte aus dem reichen Frankfurter Bankhause, durch das vor dem Aufkommen der Rothschild im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Fürsten ihre Finanzgeschäfte erledigten. Er wurde 1820 bei der Hulldigung Friedrich Wilhelms IV. als einer der bedeutendsten rheinischen Grundbesitzer in den Adelsstand erhoben. Er ist der Großvater des Reichskanzlers.

Sein treuer Freund und Arbeitsgefährte Professor von Lanzizolle hatte sich gleichzeitig mit Hollweg in Berlin habilitiert, war auch gleichzeitig mit ihm ordentlicher Professor geworden. Er hat noch ein halbes Jahrhundert bis zum 21. Mai 1871 erst als Professor an der Universität, dann als Geheimer Archivrat in Berlin gewirkt, Jahrzehnte hindurch ein treuer Mitarbeiter im Komitee, bis er mit zunehmendem Alter sich aus dessen Beratungen zurückzog. von Lanzizolle war ein ausgezeichnete Kenner des Gesangbuches, das seine geistliche Lieblingsnahrung war; er forschte gern nach neuen Liedern und Melodien, auch nach den Dichtern der Choräle; in seinem Kreise sang man gern und pflegte ein frohes Christentum.

Leopold von Gerlach war einer von den Brüdern Gerlach, die in den ersten Jahrzehnten vielleicht einen tieferen und nachhaltigeren Einfluß auf die Gestaltung der Berliner Mission ausgeübt haben als irgend eine andere Einzelgruppe. Leopold, geboren am 17. September 1790, hatte als Soldat schon an dem Freiheitskriege, meist als Adjutant Scharnhorsts, teilgenommen und rückte in glänzendem Avancement bis zu der einflußreichen Stellung eines Generalleutnants und Generaladjutanten des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf. Er war einer von dessen treuesten Freunden, wie er sich auch den Todesleim holte, als er in einer bitterkalten Januarnacht 1861 die Ehrenwacht an seinem Sarge hielt und diesem mit entblößtem Haupte zum Kirchhof folgte. Er war gut kirchlich. Als er bei dem ihm befreundeten von Thadden-Triglaff weilte, in dessen Familie es trotz lebendiger, persönlicher Frömmigkeit seit Jahren Brauch war, die Gottesdienste bei dem rationalistischen Geistlichen nicht zu besuchen, ging L. von G. treulich zur Kirche und setzte sich dadurch der abfälligen Kritik seiner Gastfreunde aus. Er liebte es, in großen, festen Ideen zu denken; Frankreich z. B. verkörperte ihm die Idee der Revolution, deshalb schien ihm jedes politische Paktieren mit ihm unmöglich; es ist leicht ersichtlich, wie ungünstig eine solche wenn auch geistreiche Denkweise

eine gesunde Realpolitik hemmen mußte; sie brachte ihn in einen Gegensatz zu Bismarck und dessen realistischen Denken.

Es ist bekannt, mit welcher Entschiedenheit er in Verbindung mit Professor Stahl und anderen Freunden den kirchlichen und politischen Konservatismus unterstützte; er war vielleicht das einflußreichste Mitglied der „Kamarilla“, die im Gegensatz zu den Ministern, besonders zu Radowitz, die preußisch-konservative Staats- und Weltanschauung trotz des liberalen Modernismus zum Siege führen wollte. Radowitz wollte durch ein Eingehen auf die liberalen Gedanken Süddeutschland gewinnen; das lehnte Gerlach im Blick auf die heilige Allianz ab, er erstrebte eine Bereicherung der Monarchie durch eine Ständevertretung. Leopold war eine ungemein anziehende, lebenswürdige Persönlichkeit; rührend war seine liebevolle Fürsorge für seine Bedienten und Untergebenen. Er wollte aber nicht selbst regieren, sondern nur mit seinem Räte helfen. Er war von 1833 bis 38 Präsident der Gesellschaft.

Sein Bruder Ludwig von Gerlach, 1835 Vizepräsident des Oberlandesgerichts in Frankfurt a. O., später Wirklicher Geheimer Oberjustizrat, gestorben am 18. Februar 1877 in Berlin, war ein schneidiger Vorkämpfer der konservativen Sache, Mitbegründer der Kreuzzeitung im Jahre 1848 und lange Jahre die Seele dieser führenden konservativen Zeitung, deren viel beachtete Monatsrundschauen er abfaßte, später ein scharfer Gegner der Bismarckschen deutschen Politik und Hospitant bei der Zentrumspartei. Er war vielleicht der gedankenreichste unter den Brüdern; er wollte jedoch nur vorübergehend in Berlin, zumal von 1826 bis 29, nahm da aber an den Komitee-Beratungen lebendigen Anteil. Otto von Gerlach war erst Leutnant, später Dr. der Theologie in Berlin, Pastor an St. Elisabeth, später Hofprediger, Konsistorialrat und ordentlicher Honorarprofessor, gestorben Oktober 1849. Er war kein passender Prediger, aber ein unermüdlicher und hochbegabter Seelsorger und Gemeindeorganisator, angeregt und befruchtet durch eine auf Veranlassung Friedrich Wilhelm IV. unternommene Studienreise nach England. Unermüdlich in Bestrebungen der inneren Mission und in der religiösen Pflege von Haus und Kirche in Hausbesuchen, Hausandachten, Bücherverteilungen, der Begründung eines Frauenvereins, einer Spargesellschaft. Er hat zwei Jahrzehnte in großer Treue an den Beratungen des Komitees und auch am Unterricht und der Leitung des Missionsseminars teilgenommen. Seine Ernennung zum

Professor in der Berliner theologischen Fakultät, die der damalige Kultusminister Karl von Raumer begünstigte, wäre an dem heftigen Widerspruch Prof. Marheinekes fast gescheitert, der in Gerlach einen Vorkämpfer der unwissenschaftlichen, beschränkten kirchlichen Reaktion sah. Allein Hengstenbergs Einfluß in der Fakultät war damals bereits so überragend, daß er im Februar 1849 sogar einen einstimmigen Antrag beim Kultusministerium durchsetzte, dem denn auch alsbald stattgegeben wurde — wenige Monate vor Gerlachs Tod. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch sein praktisches Bibelwerk, eine mit kurzen Erklärungen und Erläuterungen begleitete Ausgabe des Luthertextes, die in besonderem Maße geeignet war, in ein tieferes Verständnis der heiligen Schrift einzuführen. Friedrich Wilhelm IV. pflegte von den drei Brüdern von Gerlach zu sagen, Leopold liebe er, Otto achte er, Ludwig fürchte er.

Der Hofprediger Friedr. Strauß stellte einen anderen Typus der lutherischen Frömmigkeit dar; im romantischen Überschwang der Worte, in blumenreicher Rede, wohl nicht ohne einen Einschlag von Selbstgefälligkeit und eine gewisse Überschätzung seiner Bedeutung vertrat er auf der angesehenen Domkanzel eine formvollendete, aber nicht gerade tiefe Rechtgläubigkeit. Die Zeit der Herrschaft des Rationalismus auf den Berliner Kanzeln war vorüber; eine halb biblische, halb kirchlich gerichtete, in schönen Formen und einer nicht immer echten Übersteigerung der Gefühle dahinschreitende Orthodoxie war an ihre Stelle getreten. Die religiös ernstesten Kreise empfanden denn doch in Strauß zu sehr den Hofprediger und hielten sich lieber zu dem knorrigen, echten Jänike und Gohner. Die beiden Theologieprofessoren Neander und Tholud haben an der jungen Gesellschaft nicht den Anteil genommen, den man erwarten sollte. Neander hat an den Komiteesitzungen kaum je teilgenommen und ist später durch seine theologische Richtung, die Männern von der lutherischen Entschiedenheit der Gerlachs zu weich und unbestimmt war, fern gerückt. Tholud wurde bereits am 17. November 1825 zum ordentlichen Professor in Halle ernannt und siedelte zu Ostern 1826 dorthin über. Er hat also in Berlin nur eben die Begründung der neuen Gesellschaft erlebt. Er ist ein treuer Missionsfreund und lebendiger Förderer der Missionsache geblieben. Er hat als Professor, ohne je Missionsvorlesungen zu halten, durch seine biblische Theologie und sein lebendiges Glaubensleben einer ganzen Generation von Pastoren die inneren Antriebe zur Mission gegeben, hat auch hin und her in der

Provinz Sachsen bei Missionstagungen mit zündenden Predigten gebient.

Der kleine Kreis der Zehn, die am 29. Februar 1824 die neue Gesellschaft gegründet hatten, mußte bis zum 4. Mai auf die königliche Bestätigung des neuen Vereins warten. Dann aber hatten sie auch den Vorzug, daß diesem die Portofreiheit gewährt wurde, d. h. das Recht, die gesamte amtliche Korrespondenz nicht nur des Berliner Hauptvereins, sondern auch aller sich ihm anschließenden Zweigvereine unentgeltlich zuerst durch das Hofpostamt und später durch das Hauptpostamt befördern zu lassen. Zu diesem Zweck erhielt der Verein selbst ein Siegel und das Recht, den angeschlossenen Vereinen ähnliche Siegel zur Verfügung zu stellen. Das sollte für die Ausgestaltung des heimatlichen Freundeskreises von Bedeutung werden. Die erste Frage für den neuen Verein war begreiflicherweise die Stellung zu der Jänideschen Missionsanstalt, zumal der König in seiner Genehmigungsverfügung ausdrücklich ausgesprochen hatte, daß „das Missionswerk wahrscheinlich mehr gefördert werden dürfte, wenn die (neue) Gesellschaft und die Missionsanstalt, welche der Prediger Jänide leitet, sich vereinigen, da sie durch den gleichen Zweck verbunden sind“. von Laroche übernahm es, den ehrwürdigen „Vater Jänide“ aufzusuchen, um ihn zu bewegen, in den neuen Verein einzutreten. Aber Jänide konnte sich unter dem Einfluß seines Schwiegersohnes Rüdert dazu nicht entschließen. Im Gegenteil, jetzt erst versuchte Rüdert eine größere Agitation für seine („Berlinische“) Missionsgesellschaft im Gegensatz gegen die „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“. Das junge Komitee kam dadurch in eine unbequeme Lage. In Wirklichkeit waren ja jene zehn Männer zunächst die ganze Gesellschaft. Es war ihnen willkommen, daß gleich im ersten Jahre die Pastoren Couard, Rober und Visco, der unermüdlich eifrige Kaufmann Samuel Elsner, Oberst Graf von der Gröben, Leutnant von Sommerfeld und Oberkonsistorialrat Hofprediger Theremin dem Komitee beitraten. Es war auch gleich in der Nachricht von der Bildung der Gesellschaft die Hoffnung ausgesprochen: „Sollten sich an andern Orten Hilfsvereine bilden und mit uns in Verbindung treten, so werden wir mit Freuden ihnen die Bruderhand reichen.“ Wenigstens eine Hilfs-gesellschaft schloß sich auch bereits im Jahre 1824 an, die Stettiner, die auch im ersten Jahre bereits die für jene Zeit beträchtliche Summe von 162 Talern abliefern konnte.

Ein zweiter Hilfsverein war der „Missionsverein“ unter den Studierenden an der Berliner Universität. Im 2. Jahresbericht (für das Jahr 1825) heißt es: „Der Verein besteht gegenwärtig aus 52 Mitgliedern und hat im vergangenen Jahr zusammen 185 Rtlr. 12 Gr. mit Bestimmung der Hälfte für Basel und der Hälfte für die Missionen der Brüdergemeinen in sich aufgebracht. Jeden ersten Montag im Monat findet eine Zusammenkunft des Vereins statt, welche dem Lesen von Missionsnachrichten, einem kurzen erbaulichen Vortrage, und dem Gebet für die Ausbreitung des Evangelii gewidmet ist, und nach deren Beendigung die Beiträge gesammelt werden. Missionschriften werden bei den Mitgliedern in Umlauf gesetzt, und Studierende besorgen die vorkommenden Geschäfte (der Kassensführung usw.). Die meisten Mitglieder des Vereins sind junge Theologen.“ Das war also eine erste Blütezeit des Berliner akademischen Missionsvereins in jener Frühlingszeit der zehnten stillen Zeit. Das Jahr 1824 brachte 1102 Tlr. Einnahme, das Jahr 1825 1467 Tlr. 12 Sgr., das Jahr 1826 1703 Tlr. 2 Sgr., das Jahr 1827 1486 Tlr. 12 Sgr., das Jahr 1828 9789 Tlr. In dem Jahre 1829 erhielt die Gesellschaft ein erstes größeres Legat von dem verstorbenen Hauptmann von Gurekhn, 1120 Dukaten Gold und 2350 Taler, eingetragen auf dem Gute des Missionsfreundes von Quast in Radensleben. Auch der warme Missionsfreund Fürst Schömburg-Waldenburg, der damals verschiedene deutsche Missionsunternehmungen mit fürstlicher Freigebigkeit unterstützte, sandte 200 Taler und erklärte sich bereit, wenn es später zur Aus-sendung von Missionaren durch die Gesellschaft kommen sollte, weitere ansehnliche Summen zum Geschenke zu machen. Er sandte tatsächlich 1832 nochmals 100 Tlr., 1834 zur ersten Aussendung sogar 500 Tlr.

Bis zum Jahre 1827 verteilte man dieses bescheidene Einkommen etwa nach denselben Maßstäben, wie jene erste Neandersche Sammlung von 1102 Talern verteilt war. 452 Taler hatte die Brüdergemeine, 252 Taler das Jänidesche Institut, 100 Taler die Halle'sche und 300 Taler die Basler Missions-Anstalt erhalten. Sonst hatte man ja nicht viel zu beraten und zu beschließen. Es war rührend, wie lebhaft man doch den Wunsch hatte, sich oft um den Missionsgedanken zu versammeln. Außer den monatlichen Komiteesitzungen verabredete man am ersten Montag und am ersten Freitag jedes Monats eine freiere Zusammenkunft nachmittags 5 Uhr, und außer-

dem wollten sich an jedem Mittwoch nachmittags 5 Uhr beim Assessor Lecoq diejenigen Mitglieder des Komitees treffen, welche das „Bedürfnis einer gemeinsamen Mitteilung über die Missions-sache“ fühlen möchten. „Außerdem wurde beschlossen, daß in dringenden Fällen zwischen den Beratungen der Vorsteher des Vereins und die drei Sekretäre, wenn sie einstimmig wären, gültige Beschlüsse fassen und Verfügungen treffen könnten.“ Man beriet in mehreren Sitzungen, ob man es wohl wagen dürfe, ein Stiftungsfest oder häufigere Missionspredigten in Berliner Kirchen oder monatliche Bibelstunden oder freie Missionsvorträge zu halten. Man ließ aber alle diese Pläne wieder fallen, denn „die Einrichtung eines eigenen Missionsgottesdienstes in Berlin werde dieselbe Schwierigkeit finden, wie sie anderweitig in Deutschland gefunden hat.“ Auch von der Herausgabe eines Missionsblattes sah man vorläufig noch ab, bis „der Verein sich mehr konsolidiert habe“.

Inzwischen erwog man große Pläne. Schon 1820 war von Leipzig aus in Basel der Gedanke angeregt, eine allgemeine deutsche Missionsgesellschaft zu gründen und Blumhardt, der Basler Missionsinspektor, war auf eine siebenwöchige Reise nach Deutschland geschickt und benutzte auch in Berlin die Gelegenheit, mit den führenden Männern diesen weitausschauenden Plan zu erwägen, und zwar in dem Sinne, daß die Anstalt Jänides neu geordnet werden müsse, um sie in Zusammenhang mit der Basler zu bringen. Sie sollte dann als ein Teil der deutschen Missions-sache betrachtet werden, deren Zentralpunkt Basel sei. Dann wieder trat man in Korrespondenz mit Basel, ob es nicht möglich wäre, in Berlin behilflich zu sein bei der Ausbildung von Missionaren in Anbetracht der in Berlin vorhandenen wertvollen Bildungs-gelegenheiten, aber in Harmonie mit dem Bildungsgang der Basler Missions-schule, worauf Basel erwiderte, Berlin sei gewiß für die theologische und ärztliche Ausbildung von Missionaren und die Ausendung derselben in die weiten Gebiete des südöstlichen Rußland sehr geeignet. Man machte einen bescheidenen Versuch, geeignete junge Männer für den Missionsdienst anzuwerben. Man war ungemein gewissenhaft in der Prüfung nicht nur ihrer wissenschaftlichen, sondern noch vielmehr ihres religiösen Gehalts. Einem Kandidaten der Theologie, der sich im September 1826 gemeldet hatte, antwortete man nach reiflicher Erwägung: „Der Entschluß, sich diesem Dienste zu widmen, erfordere eine sehr gründliche Selbst-

prüfung und möchte sich nicht nur durch die äußeren Umstände, sondern auch dadurch als göttlicher Beruf bewähren, daß er in den verschiedensten Stimmungen des Gemütes, in den verschiedensten Lebenslagen, die Probe halte und mit ruhiger gleichbleibender Kraft im stillen Harren auf den Herrn sich durch die größten Schwierigkeiten hindurch seine Bahn suche. Hieraus gehe hervor, daß schon längere Zeit zwischen dem Entstehen des Wunsches und der Ausführung desselben verfließen werde, als bei ihm der Fall gewesen.“ Die beiden ersten Missionsaspiranten (Sprömborg*) und Pensel**) überwies man der Basler Missionsgesellschaft zur Ausbildung, und sie wurden dann von dieser Gesellschaft in ihre transkaukasische Mission ausgesandt.***)

Eine Reihe von Umständen trafen im Jahre 1828 zusammen, um die junge Missionsgesellschaft zu einer größeren Tätigkeit zu drängen. Vater Jänide war inzwischen gestorben. Pastor Rüdert hatte sich zwar gestraußt, seine Missionsgesellschaft mit der neuen zu verschmelzen. Aber einer Anregung des sich für die Missionsache lebhaft interessierenden Königs Friedrich Wilhelm III. zufolge waren alle sechs Mitglieder seines Missionskomitees in das unserer Gesellschaft eingetreten, und Rüdert war allein zurückgeblieben. Die Einkünfte des Jahres waren 1828 auf 3263 Taler gestiegen und wuchsen 1829 auf 6291 Taler 20 Sgr. Da faßte am 5. Mai 1828 das Komitee folgenden wichtigen Beschluß: „Hiernächst zog die Versammlung den wichtigsten Gegenstand, der ihr heute vorlag, in Erwägung, nämlich die Frage, ob der Herr sie nicht jezt zu einer größeren und selbständigeren Tätigkeit als bisher berufe. Sie erinnerten sich an die großen Mittel zur Förderung der Missionen, welche Berlin durch die hier erwachende evangelische Gesinnung, durch die Universität und als Mittelpunkt eines großen Teiles von Deutschland darbietet — wie wenig diese Mittel bisher benutzt werden und wie insbesondere diese Gesellschaft selbständigere und größere Unternehmungen für die Missionsache

*) Friedrich Sprömborg war aus Schmargendorf in der Neumark.

**) Friedr. Pensel war erst Bögling des Jänideschen Seminars gewesen, war nach Jänides Tode zu seiner weiteren Ausbildung der Rotterdamer Miss.-Ges. übergeben, wünschte aber nun in den Verband unserer Gesellschaft überzutreten.

***) Sprömborg leitete eine Bildungsanstalt für armenische Schulmeister, Pensel wurde Pfarrer einer schwäbischen Kolonistengemeinde in Glückstadt bei Odeffa.

zwar öfter ins Auge gefaßt, aber bisher, zum Teil mit Rücksicht auf den ehrwürdigen Prediger Jänide und sein Institut, nach seinem Tode aber, in der Hoffnung, die rechtmäßig beschlossene Vereinigung mit der diesem Institut vorstehenden Gesellschaft völlig zustande zu bringen, die Ausführung aufgeschoben hat. Jetzt haben die Verhandlungen über diesen letzten Gegenstand eine Wendung genommen, welche kein Ende derselben absehen läßt. Zugleich hält die Gesellschaft sich — nach sorgfältiger Erwägung der Umstände — überzeugt, daß sie keinen besonderen Grund hat zu befürchten, daß man höheren Orts ihren innerhalb der Grenzen ihres allerhöchst bestätigten Statuts zu beginnenden Unternehmungen Hindernisse in den Weg legen möchte. Der immer klarer zu Tage liegende Zustand des ehemals Jänideschen Instituts, die Gefahr, bei längerem Zögern den Eifer mancher mißtrauisch und bedenklich werdenden Freunde der Missionsache erkalten zu sehen, der Wunsch vieler Missionsfreunde und die Aufmunterung der Basler und der Barmer Mission — alles dies zusammen zeigte unserer Gesellschaft, daß sie nun im Namen des Herrn dies sein Werk tätiger und selbständiger als bisher angreifen sollte. Es wurde daher nach reiflicher Erwägung und im Ausblick auf den Herrn aller Gnade beschlossen, „daß unsere Gesellschaft von jetzt an a) auf Gründung einer eigenen Missionschule, b) auf eigene Ausendung von Missionaren, c) auf engere Vereinigung der Kräfte der Missionsfreunde in Norddeutschland, denen Berlin als Mittelpunkt dienen soll, Bedacht nehmen und auf diese wichtigen Zwecke hinarbeiten solle“. Die Missionschule dachte man sich in Ergänzung der in Barmen inzwischen gegründeten Missions-Schullehrer- und Katechetischen-Anstalt als eine Anstalt zur eigentlich gelehrten Ausbildung von Missionaren für das nördliche Deutschland, wobei auch Ärzte, Chirurgen und Männer, welche mit tüchtigen Kenntnissen und Fertigkeiten in anderen Gebieten des praktischen Lebens ausgerüstet sind, eine praktische theologische und Sprachbildung erhalten sollten. Die Universität und die damit verbundenen wissenschaftlichen Anstalten sollten fleißig benutzt werden. Während die Zöglinge der Jänideschen Anstalt jedesmal vor ihrer Ausendung noch in England oder Holland längere Zeit studieren mußten, wollte man die eigenen Zöglinge unmittelbar für die Ordination, auch entsprechend den höheren wissenschaftlichen Ansprüchen der englischen Kirche, vorbereiten. (J. B. 1827, 7.) Dieser wichtige Beschluß bedeutet den ersten Markstein in der Geschichte der Gesellschaft, den Übergang von einfacher Sammel-

und Unterstützungstätigkeit zu praktischer Missionsarbeit. *) Zur Durchführung dieser Beschlüsse wandte man sich an die Missionsfreunde im nördlichen Deutschland „mit der dringenden Bitte, diese heilige Sache einer erneuten, kräftigen Teilnahme zu würdigen und insbesondere durch Stiftung von Hilfsvereinen unseren Plänen wirksamen Beistand zu leisten. Es kommt vor allen Dingen auf das Erwachen eines regen Missionssinnes an (durch die Verbreitung einer gediegenen Missionskenntnis); und durch Stiftung mit der Hauptgesellschaft in Verbindung stehender Vereine muß ein lebendiger Verkehr erhalten werden“. Für solche Hilfsvereine wurde im Jahresbericht für 1827 ein Musterstatut angelegt. **)

*) Allerdings war sich das Komitee seines Weges noch nicht gewiß. Noch drei Jahre später, am 30. März 1831, legte der Präsident Laroche ihm eine ausführliche Denkschrift vor, in welcher er den Verzicht auf eigene Arbeit und die Verschmelzung mit der inzwischen konstituierten Rheinischen Missionsgesellschaft dringend empfahl. Er meinte, „nicht leugnen zu können, daß wir Komiteemitglieder zur gründlichen, achtsamen Leitung eines Seminars — und auch wohl künftig zur alleinigen Leitung einer Mission außer Europa — wenig geeignet sind in dem Gebundensein an unsere Amts- und Berufsgeschäfte, in dem so mannigfaltigen Inanspruchgenommenwerden, in den ganz unvermeidlichen Zerstreuungen der großen Stadt“. Der Präsident dachte sich die Verschmelzung so, daß „zwar in der heimathlichen Arbeit jede der angeschlossenen Gesellschaften ihre volle Selbstständigkeit wahrt, in der Leitung der überseeischen Mission aber jeder der Verbündeten eine gültige Stimme in der Anordnung und Leitung des Ganzen und des Einzelnen habe“. Allein das Komitee lehnte diesen Vorschlag, der die Aufgabe des seit zwei Jahren bestehenden Seminars und die Entlassung seines Direktors bedingt hätte, ab.

**) Entwurf des Statuts eines Hilfsvereins der Gesellschaft zur Beförderung usw. Jahresbericht für 1827, S. 82 f:

1. Der Zweck eines Hilfsvereins der Gesellschaft zur Beförderung usw. ist: Verbreitung der Kenntnis des Missionswesens und Sammlung von Beiträgen für die Missionsgesellschaft. 2. Das Komitee (oder der Hilfsverein im engeren Sinn) besteht aus wenigstens drei Personen, dem Vorsteher, Sekretär und Kassierer. Derselbe verwaltet alle Geschäfte ohne Ausnahme, entscheidet nach Stimmenmehrheit und ergänzt sich selbst aus den beitragenden Mitgliedern. 3. Mitglied ist jeder, welcher einen regelmäßigen Beitrag zur Kasse des Vereins zahlt; unbestimmte Gaben von Wohltätern werden gern angenommen. 4. Der Vorsteher des Komitees bestimmt, wie oft dasselbe sich versammeln soll, führt in der Versammlung den Vorsitz, und seine Meinung entscheidet bei vorhandener Stimmengleichheit. Der Sekretär besorgt die Korrespondenz, führt das Siegel (mit den Emblemen der Missionsgesellschaft und der Umschrift des Vereins). Der Schatzmeister besorgt die Kassenverwaltung und sendet den Betrag der Sammlungen alljährlich wenigstens einmal an die Missionsgesellschaft.

1828—1856.

Der Träger der Arbeit war das Komitee;*) ja die Berliner Gesellschaft war im Grunde zunächst nur der kleine Kreis des Berliner Komitees, dem einzelne Missionsfreunde und später in wachsender Zahl Hilfsvereine und Hilfsgesellschaften zur Auffindung geeigneter Missionszöglinge und zur Gewinnung der erforderlichen Geldmittel sich angliederten. Es bestand in der Hauptsache aus zwei Gruppen, einerseits hohen Beamten in den verschiedenen Zweigen der preußischen Staatsverwaltung und Offizieren; sie waren vielfach durch enge Freundschaft verbunden und gehörten dem einflußreichen Kreise vornehmer konservativer Politiker an, welche zumal in dem Zeitraum von den Freiheitskriegen bis zu dem Revolutionsjahre 1848 an dem Hofe Friedrich Wilhelms IV. einen so großen Einfluß ausübten. Allerdings wurden sie, wie das in der preußischen Beamtenerschaft unvermeidlich ist, viel versetzt und schieden dadurch zeitweilig aus dem Komitee aus; aber wenn sie dann in einem höheren Staatsdienste oder pensioniert nach Berlin zurückkehrten, traten sie meist mit neuem Eifer wieder in das Komitee ein. Die andere Gruppe waren hervorragende Berliner Geistliche, von deren positiver Richtung man hinreichend glaubte überzeugt zu sein, und man war stets darauf aus, neu nach Berlin berufene Geistliche von bewährter Missionsliebe zum Eintritt in das Komitee aufzufordern. Daneben waren wenigstens einige Lehrer und Handwerksmeister im Komitee; in größerer Zahl waren sie eingetreten, als auf den Wunsch des Königs das ganze Jänidesche Komitee eintrat.**)

5. Jährlich wird die Rechnung über Einnahme und Ausgabe mit dem Verzeichniss der Beitragenden entweder vom Hilfsverein selbst gedruckt und an seine Mitglieder verteilt, oder an die Muttergesellschaft zur Aufnahme in den Jahresbericht eingesandt. 6. Der Hilfsverein sucht die Verbindung mit der Hauptgesellschaft möglichst rege zu erhalten und gibt derselben von wichtigen Vorfällen, insbesondere von Veränderungen im Personal, Kenntnis und vom Fortschreiten seiner Wirksamkeit Nachricht.

*) Eine Liste aller Komiteemitglieder von 1824—1870 ist im Jahresbericht 1870, S. 230, abgedruckt.

**) Allerdings kam damit ein ganz anders gerichtetes Element in das bis dahin den höchsten Bildungsschichten angehörige Komitee, die Schulvorsteher Dreyer und Hoffmann, die Kaufleute Krüger, Reinicke, Schmidt und Ebner. Jänide und Rüdert hatten in Berlin wie an andern Orten ihre Komitees aus den Kleinbürgerlichen Pietistenkreisen gewählt. Man sieht aus den Briefen dieser Männer, daß sie zum Teil selbst mit der deutschen Sprache auf gespanntem Fuße standen. Ihre Zusammenarbeit mit den Exzellenzen, Generalen und Professoren

Später noch wurden einige Männer aus Kleinbürgerlichen Kreisen, wie der Kaufmann Tesmer, der Drechslermeister Grebener (1844), Kaufmann Menthe (1842) und Maler Westphal (1856) zugewählt. Aus der Beamten-Aristokratie trat außer den bereits Erwähnten in den Vordergrund Konsistorialpräsident Geh. Justizrat G ö s c h e l, der 1838—44 und 1849—57 Präsident der Gesellschaft war. Göschel hatte sich mit einem ausgesprochen philosophisch gerichteten Geiste als junger Oberlandesgerichtsrat in Raumburg schwer von der Naturphilosophie und dem Pantheismus zum evangelischen Glauben hindurchgerungen, hatte dort die von seinen Freunden wie Ludw. von Gerlach gepflegte Gemeinschaft mit den Stillen im Lande nicht mitgemacht, sich doch aber auch dort schon um die Bildung und Förderung eines Missionshilfsvereins bemüht. Mit den reiferen Jahren wurde er eine immer ausgeprägtere christliche Persönlichkeit; im Komitee lag es ihm am Herzen, die naturgemäß unter der Überfülle der zu erledigenden Geschäfte leidenden Sitzungen religiös zu beleben und zu vertiefen; er regte sogar die Einrichtung besonderer Erbauungsstunden für die Komiteemitglieder an. Als Konsistorialpräsident in Magdeburg (1844—48) hat er um seine Entlassung, als er es in dem Revolutionsjahre 1848 nicht verhindern konnte, daß eine der dortigen Kirchen an die Lichtfreunde ausgeliefert wurde. Die Geschäfte des Komitees verwaltete er mit großer Treue und scheute sich nicht, in schwierigen Fällen, wo er mit seinem zarten Gewissen in Konflikt geriet, Sondernoten zu den Akten zu geben.

Neben ihm war von 1839 ab auf einige Jahre der Geheime Oberfinanzrat von E i c h m a n n Vizepräsident, auch ein Schulkamerad der Gerlachs, aber später mit recht verschiedener politischer Entwicklung; er wurde im Revolutionsjahre Minister in dem kurzlebigen antireaktionären Ministerium des General von Pfuel. — Von 1844—48, in den Jahren, wo Geheimrat Göschel Konsistorialpräsident in Magdeburg war, übernahm Geh. Legationsrat von Bülow das Präsidium, vielfach unterstützt von den oft in den Komiteesitzungen anwesenden Geheimräten Göschel und Goetze. — Wir müssen nochmals den treuen Oberbergrat

war nicht leicht, obgleich diese sie mit ausgefuchter Höflichkeit und Demut behandelten. Die vorübergehenden Spannungen und Reibungen im Komitee in den nächsten Jahren gehen jedenfalls nur zum geringen Teile auf die zwiespältige Zusammensetzung zurück. Von den Jänickeschen Leuten schied als letzter Schulvorsteher Dreyer 1859 aus, nachdem er auch schon seit Jahren kaum noch an den Sitzungen des Komitees teilgenommen hatte.

von Laroche erwähnen, der bis 1833 der erste Präsident, von 1833 bis 1839 Vizepräsident der Gesellschaft war und nach der Versetzung des ersten Schatzmeisters Leutnant von Sommerfeld obendrein lange Jahre als Schatzmeister und bis 1838 daneben auch als Kassenvorstand der Gesellschaft diente. 1839 „machte er dem Komitee auf eine sehr rührende Weise bekannt, daß er wegen Abnahme seiner Kräfte sich verpflichtet halte, sein bisheriges Amt im Komitee niederzulegen und aus dem letzteren auszutreten“. Sein Ausscheiden beendete den ersten Abschnitt, sozusagen das Kindheitsalter der Gesellschaft. — Eines der treuesten von den älteren Mitgliedern war auch der Geh. Oberjustizrat Fode, der schon 1824 an der konstituierenden Versammlung teilgenommen hatte und noch 1856 als einer der „Ältesten“ mitarbeitete. Das damals vornehmste, auch an den Beratungen sich rege beteiligende Mitglied war Generalleutnant von Thile Erz., der oft auch seine Wohnung für die Sitzungen zur Verfügung stellte (bis zu seinem Ausscheiden 1848). — Mit der Universität bestand die Verbindung in der juristischen Fakultät weiter durch die Professoren von Bethmann-Hollweg, der aber an den Arbeiten der Gesellschaft sich nur noch wenig beteiligte, und den um so treueren von Lantzolle, der wenn irgend möglich an allen Beratungen, vielfach auch an den Kommissionen teilnahm und 1856 mit einigen anderen älteren Mitgliedern zu „Ältesten“ des Komitees, also gleichsam zu einem Ehrenbeirat ernannt wurde; er trat im Mai 1858 aus dem Komitee aus. Außerdem wurde 1845 Prof. Julius Stahl zugewählt, der selten zu den Komiteesitzungen kam, aber in schwierigen, auch missions-theoretischen Fragen, zugezogen und um sein Gutachten angegangen wurde. Von Dozenten der Theologie gehörte dem Komitee August Neander an, der aber nur im ersten Jahre je und dann an einer Komiteesitzung teilgenommen hat. Das Komitee fühlte sich schon im folgenden Jahrzehnt ihm immerhin innerlich so fremd, daß ein begabtes Geschwisterpaar, welches sich für den Missionsdienst gemeldet und von denen der eine unter Neander Theologie studiert hatte, schließlich wegen „Neanderismus“ nicht angenommen wurde. Einflußreicher war Prof. Hengstenberg seit 1827, der ziemlich häufig zu den Sitzungen kam und in den kirchlichen und theologischen Fragen der Berater des Komitees war. Konsistorialrat Otto von Gerlach war 1832—38 in der Zeit, wo sein Bruder, Generalleutnant Leopold von Gerlach, das Präsidium führte, aus dem Komitee ausgetreten, weil er von anderen Arbeiten zu stark in Anspruch genommen war und die Liste

der nur nominellen Mitglieder nicht vermehren wollte; zudem hatte er sich vorher hauptsächlich mit dem Seminar beschäftigt und war zu der Überzeugung gekommen, daß dessen Direktor entlassen werden müsse, konnte es aber damals im Widerspruch gegen seinen Bruder nicht durchsetzen. Er trat 1839 wieder ein und war bis zu seinem Tod 1849 stets zu jeder Arbeit willig und zur Vertretung des Missionsgedankens in Berlin und in den Provinzen bereit. — Unter den Pastoren begegnen uns eine große Anzahl der Sterne des damaligen positiven kirchlichen Berlin; es war eben für das kirchliche Leben der Residenz eine ganz andere Zeit angebrochen als die Herrschaft des Rationalismus unter den Zeitgenossen Jänides. Wir finden als Komiteemitglieder von den Hofpredigern außer D. von Gerlach und Strauß noch Theremin und Sneathlage, von den Predigern schon seit 1824 Visco und Couard, seit 1825 Kober, dann Arndt, Souhon, Bachmann, Hezel, Ziehe, Runge, Bräunig u. a. Aber nur einige von ihnen nahmen an den Arbeiten des Komitees wirklich lebendigen Anteil;*) die meisten waren trotz guten Willens mit ihren pfarramtlichen Aufgaben so überlastet, daß sie für die Mission weder Zeit noch Kraft hatten. Der Garnisonprediger Ziehe wurde 1830 eigens deshalb zugewählt, weil das Komitee es für notwendig hielt, daß regelmäßig wenigstens ein Geistlicher an seinen Beratungen teilnahm. Sehr rege war von 1831 an fast bis zum Ende dieser Periode, ein Vierteljahrhundert hindurch, die Mitarbeit des Predigers Runge, der auch an dem 1842 gebildeten Morgenländischen Frauenverein interessiert war; er stand in wichtigen Entscheidungen dem Komitee mit Rat und Tat zur Seite und wäre 1837 auch willens gewesen, sich als Visitator nach Südafrika senden zu lassen, um die verfahrenen Verhältnisse dort zu ordnen.

Pastor Joh. Ev. Gohner, der in jenen Jahrzehnten (1829 bis 1846) wohl die tiefgreifendste Wirksamkeit unter den Berliner Geistlichen entfaltete, nahm als Komiteemitglied nur von 1831—36 an den Komiteesitzungen teil; zum letzten Male persönlich anwesend war er in der Junisitzung 1835; in diesen wenigen Jahren allerdings war er in seiner gewohnten, tatkräftigen Weise ein hervorragendes Mitglied. Er war der Seelsorger und

*) Nach einem Privatbriefe des Präsidenten von Barocke hatte im Frühjahr 1829 das Komitee 23 Mitglieder; davon kamen Strauß, Neander, Theremin, Hengstenberg und Visco so gut wie niemals, Ebner sehr selten, und Couard hatte sich zeitweilig ganz losgesagt.

Beichtvater der Missionszöglinge; das Komitee hörte ihn nicht nur in allen wichtigen Fragen, sondern entschied auch meistens nach seinem Rate.*) Er hielt 1833 die Jahresfestpredigt mit durchschlagender Wirkung, und diese Predigt nebst dem danach erstatteten Jahresbericht des Predigers Runke waren der wichtigste Inhalt der ersten Nummern des Gesellschaftsorgans.***) Er ermächtigte Häusler und Seiffert durch ein persönliches Legimations Schreiben zu den ersten Sammlungen für den Missionshausbau. Da er 1834 selbständig ein eigenes Missionsorgan, die „Biene“ herausgab, las er alle vom Missionsfelde einlaufenden Berichte mit besonderer Sorgfalt und mit entschiedenem Urteil; dafür lieferte er gleich im ersten Jahre von dem Ertrag seines Blattes 800 Tlr. an die Missionskasse ab. Das Pfarramt der böhmischen Gemeinde hat ebenso auf den willensstarken Gohner wie auf seinen Vorgänger Joh. Jänide und seinen Nachfolger Gustav

*) Auf Gohners Rat war bei der ersten Aussendung zum Vorsteher im Bruderkreise Miss. Schmidt ernannt; als dieser im letzten Augenblick wegen einer offenbar gewordenen Versündigung aus dem Missionsdienste entlassen und seine Ordination kassiert werden mußte, setzte es Gohner — ganz gegen den Brauch — durch, daß Schmidt trotzdem mit nach Südafrika ausgesandt und auch nach wenigen Jahren wieder schrittweise aufgenommen wurde. Es war Gohner im höchsten Grade zuwider, daß an seiner Stelle die Brüder sich Gebel zum Vorsteher wählten, da er diesen für einen „Schurken“ hielt. Aber das Komitee konnte das, nachdem es den Brüdern die Wahl freigestellt hatte, nicht wohl hindern, obwohl es davor gewarnt hatte. Bei der zweiten Aussendung wurden auf Gohners Drängen alle sechs Missionskandidaten ausgesandt, obwohl das Komitee sich auf höchstens zwei oder drei beschränkt hätte und Gohner selbst die übrigen für so ungeeignet hielt, daß er sie am liebsten „weggejagt“ hätte; er sah offene Türen, große Missionsgelegenheiten und drängte im Namen seines Gottes, von dem Heidenlande Besitz zu nehmen. Auf Gohners Vorschlag wurde der Inspektor Heller entlassen und der Inspektor Zeller angestellt; auf seinen Rat wurde Kaufmann Tesmer in das Komitee gewählt, der die Ökonomie des Seminars übernahm und auffallend splendide wirtschaftete, auch eine ungeeignete, bald wieder entlassene Person als Haushälterin einführte, hernach aber bald aus dem Komitee wieder austrat, weil er es mit seinem Gewissen nicht verantworten konnte, den Missionaren eine reichliche Sendung von Schulmitteln (Schiefertafeln, Griffeln, Fibeln u. dergl.) bei günstiger Schiffsgelegenheit nachzuliefern. Man hat beim Lesen der Akten, auch der Originalbriefe Gohners doch den Eindruck, daß dessen vorwärtstürmender Tatendrang das Komitee in diesen Jahren einfach mit fortgerissen hat, weil die zurückhaltende Bedächtigkeit der Präsidenten von Gerlach und von Laroche und der Mangel an Sachkunde, bei der Mehrzahl der Komiteemitglieder leider auch der Mangel an regelmäßiger Mitarbeit kein Gegengewicht darbot.

**) Pred. 34 von Gohners gesammelten Predigten.

Anaß eine starke Anregung zur Inangriffnahme selbständiger Arbeiten auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission, des kirchlichen Lebens und der Wohlfahrtspflege ausgeübt. Die prinzipiellen Bedenken und eigenen Missionstheorien sind nicht der entscheidende Punkt bei seiner Trennung von der Berliner Mission gewesen; hierin kam vielmehr ein älterer und tiefergreifender Unterschied der Richtung zum Ausdruck. Götner schreibt in einem seiner temperamentvollen Briefe aus Anlaß des Bruches: „Ich habe nie recht zum Komitee gehört, seitdem ich das erste Mal in der Komiteesitzung war. Ich habe tausendmal geschwiegen, wo ich gern widersprochen hätte, aber nicht immer es tun wollte, um des Friedens willen. Und auch da, wo Sie meinen, Sie hätten es nach meinem Rat getan, habe ich es viel anders gewünscht, sah aber wohl, es geht nicht durch und ließ es also gehen.“ Zum Bruch kam es über dem unglücklichen Wirrwarr in Südafrika 1836—37, wo Götner die hauptsächlich beteiligten Missionare Gebel, Schmidt, Gregorowsky und Ortlepp anders beurteilte, als es das zurückhaltendere Komitee bis zum Eintreffen genauerer Nachrichten und vor allem der Briefe Gebels glaubte tun zu sollen. Götner hat leider schließlich in seinem schroffen Urteil zumal über Gebel recht behalten. Seine Sonderauffassungen vom Missionswerk*) gaben dann allerdings seiner eigenen Mission bald ein abweichendes individualistisches Gepräge; Götner war eben kein Komiteemann, kein Mann der geordneten Arbeit in einem festen Organismus; er war Einspänner und spann besser und wirksamer sein Garn auf eigener Spule. Das Berliner Komitee sah sein Ausscheiden ungern, suchte aber auch später Reibungen mit ihm möglichst zu vermeiden, und es ist auffällig, wie viel seltener sein Name seit 1836 in den Komiteeprotokollen begegnet als der seines Amtskollegen Rüdert.

Ein sehr rühriger Mitarbeiter im Komitee wurde seit seiner Versetzung nach Berlin der spätere Generalsuperintendent Büchsel; er fehlte fast in keiner Sitzung. Präsidenten waren 1824 bis 1833, wie erwähnt, Oberbergrat von Laroche, 1833—38 Generalleutnant von Gerlach, 1838—44 und 1849—56 Konsistorialpräsident Dr. Göschel, 1844—48 Geheimer Legationsrat von Bülow.

*) Es handelte sich hauptsächlich um zwei Fragen, den Grad allgemeiner und theologischer Ausbildung der Missionszöglinge — darüber später — und den Missionshausbau bzw. die Belastung der Missionsleitung mit dem schwerfälligen Apparat der Verwaltung, der einem Mann wie Götner unsympathisch war; vergl. Dalton, Joh. Götner, Berlin 1898, S. 437 ff.

Neben ihnen standen ein, zu Zeiten nach Wahl des Komitees auch zwei, Vizepräsidenten, hauptsächlich von Varoche 1833—39, Geheimer Justizrat von Eichmann 1839—44, Generalleutnant von Gerlach 1845, Obertribunalspräsident Göhe seit 1846. Das Schriftführeramt, besonders die Führung der Sitzungsniederschrift übernahmen nacheinander verschiedene, zumal ältere Komiteemitglieder; besonders Geheimer Legationsrat von Bülow hat das Protokoll lange geführt. Schatzmeister war erst Major von Sommerfeld; dann, als dieser schon 1825 verstorben wurde, nebenamtlich von Varoche, später Freiherr Senfft von Pilsach, Kammergerichtsrat Fode, Oberstleutnant von Carisien und Generalleutnant von Gerlach. Die Verwaltung der Kasse führte erst auch von Varoche, der sich 1828 den Kaufmann Reinecke beordnete, dann dieser bis zu seinem Tode 1853; bis 1849 war die Kasse ehrenamtlich verwaltet; damals wurde wegen der wachsenden Geschäfte und Verantwortung ein eigener Kassenwart, Matthiae, angestellt.

Es war fast unvermeidlich, daß das Komitee gelegentlich Schwierigkeiten wegen der theologischen und kirchlichen Richtung seiner Mitglieder hatte. Zwar streng lutherische, unierte und bewußt reformierte Mitglieder arbeiteten ohne Schwierigkeit harmonisch nebeneinander; die konfessionellen Kämpfe scheinen den Frieden der Komiteeberatungen nicht gestört zu haben. Aber die Zuwahl des mittelparteilichen Predigers Jonas wußte man doch zu verhindern; und als Dr. Visco 1845 bei dem von ihm erteilten Katechismusunterrichte abweichende Lehren vorgetragen hatte, benutzte man seine Mitunterschrift unter einer Erklärung von Berliner Geistlichen wider die Rechtsverbindlichkeit der Augsburgischen Konfession, um ihn zu bitten, auf den Unterricht am Seminare zu verzichten. Das geschah aber in so zarter Form, daß Dr. Visco kein Bedenken hatte, noch ein Jahrzehnt länger dem Komitee anzugehören.

Unter den dem Bürgerstande angehörigen Komiteemitgliedern verdient der rührige Samuel Elsner erwähnt zu werden, ein Mann etwa von der Art des Basler Vaters Spittler, nur von erheblich kleinerem geistigen Wuchs, erst ein Mitarbeiter von Schirndings und Jänides in der Traktatsache, später ein rühriger Mitarbeiter und Gesinnungsgenosse Gofners, Herausgeber der „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche Gottes“, die man zeitweilig zu übernehmen und als Gesellschaftsorgan auszugestalten plante (1830); er schied 1836 mit Gofner aus dem Komitee. Neben ihm stand der treue, demütige

Kaufmann Reimede, ehemals einer aus dem Jänideschen Komitee der es sich jahrzehntelang nicht verdrießen ließ, persönlich in Berlin die Mitgliederbeiträge der Missionsfreunde einzusammeln.

Das Komitee zählte durchschnittlich 20—25 Mitglieder; höher mochte man die Zahl nicht anwachsen lassen; an den Sitzungen nahmen aber selten mehr als 15 Mitglieder teil, oft in ungünstigen Jahreszeiten nur 6—8. Im Jahre 1856, als kurz nacheinander drei ältere Mitglieder aus dem Komitee ausschieden (Grabner durch den Tod, P. Bräunlich und Oberst von Sommerfeld wegen Alters), und an ihrer Stelle drei neue Mitglieder in das Komitee eintraten (für den Handwerksmeister Grabner der Malermeister Westphal, für P. Bräunlich der P. Steffen, für den Obersten von Sommerfeld Hauptmann von Michaelis), ernannte man eine Art ehrenamtlicher Komiteemitglieder, die „Ältesten“, die von der regelmäßigen Teilnahme an den Sitzungen entbunden, aber doch noch nach Zeit und Kraft an den Beratungen teilnehmen sollten. Man ernannte zu solchen Ältesten die getreuen Prof. von Lantzolle, Kammergerichtsrat Fode, von Gerlach, P. Couard, Dreher, Kober — in der Tat Männer, die ein gut Stück der Tradition der Gesellschaft darstellten.

Es war ein ernstes Anliegen des Komitees, auf der einen Seite so umfangreiche und zahlreiche Sitzungen zu halten, daß alle Verhandlungsgegenstände gründlich durchberaten wurden, auf der anderen Seite eine regelmäßige Mitarbeit der Mitglieder zu erzielen, weil nur bei regelmäßiger Teilnahme an den Beratungen Einsicht in die oft verwickelten und fremdartigen Materien erlangt und dadurch eine sachverständige Mitarbeit erzielt werden konnte, und dabei doch drittens alle Arbeit mit dem religiösen Gehalt und der erbaulichen Kraft einer Reichsgottes-Sache zu durchdringen. Das Komitee verwaltete in dieser Periode seine Angelegenheiten noch fast vollständig selbständig; Berufsmitarbeiter hatte es nur für das Missionsseminar angestellt, die aber nur teilweise in das Komitee zugewählt wurden, selten das Protokoll führten und nur auf besondere Aufforderung, meist nur in den Seminarangelegenheiten, Vortrag hatten. Das Komitee war ein geschlossener aristokratischer Kreis, der sich durch Zuwahl ergänzte und alle Angelegenheiten der Missionsgesellschaft nach seiner Einsicht ordnete. Hatte man zunächst keine Amtsdauer der Mitgliedschaft festgesetzt, so rief die Krise, welche der Austritt Gohners und Elsners veranlaßte, darüber ernste Beratungen hervor. Jenem Austritt war ein von Gohners Seite mit fast leidenschaftlicher

Erregung geführter Briefwechsel vorangegangen. Der damalige Präsident Generalleutnant von Gerlach hatte zwar Götner mit bewunderungswürdiger Ruhe und Demut, dabei allerdings auch mit Festigkeit und Offenheit geantwortet, war aber doch darüber in solche innere Unruhe gekommen, daß er den Vorsitz niederlegte und den Antrag stellte, daß fortan alle Beamten des Komitees, also der Präsident, Schriftführer, Schatzmeister usw., alle drei Jahre neugewählt werden sollten. Die Durchführung dieser Änderung wäre ein Unglück für die junge Gesellschaft gewesen. Man ließ sie auf sich beruhen. Der Schwerpunkt lag in den Komiteeberatungen, und man probierte hin und her, um für sie die günstigste Zeit und die wirksamste Gestalt zu finden. Erst setzte man eine regelmäßige Monatsitzung am ersten Montag an, daneben an jedem ersten Freitag nachmittag eine freiere Zusammenkunft, und an jedem Mittwoch nachmittag in der Wohnung eines der Komiteemitglieder ein gemüthlicheres Beisammensein für „diejenigen Mitglieder des Komitees, welche das Bedürfnis einer gegenseitigen Mittheilung über die Missionsache fühlen möchten“. Dann verlegte man die Sitzungen auf den ersten Dienstag im Monat, um den Komiteemitgliedern die Möglichkeit zu geben, an den inzwischen in Aufnahme gekommenen kirchlichen Gebetsversammlungen am ersten Montag im Monat teilzunehmen. Dann richtete man neben jener Hauptsitzung am ersten Dienstag eine zweite Sitzung in der Monatsmitte ein, in welcher hauptsächlich die Berichte und Anträge von den Missionsfeldern vorgelesen oder vorgetragen und beraten wurden. Dann, als im Missionshause selbst monatliche Missionsstunden am ersten Montag im Monat abends eingerichtet waren, verlegte man die monatliche Hauptsitzung wieder auf den Montag zurück, und zwar so, daß die eigentliche Sitzung von 5 Uhr ab stattfand, dann aber die Mitglieder an der anschließenden Missionsstunde teilnahmen und darin sich und ihren Freunden die vom Missionsfelde eingelaufenen Nachrichten vortrugen. Dann legte man doch die Hauptsitzung wieder auf den ersten Dienstag im Monat zurück, weil den vielgehezten Berliner Pastoren der Montagabend fast unmöglich war, legte aber Wert darauf, daß wenigstens an dem Schlußgebete das ganze Missionsseminar teilnahm.

Zur regelmäßigen Führung der Geschäfte und zur Erledigung der Korrespondenz war neben dem vielköpfigen und wechselnden Komitee ein engerer Ausschuß, der „Verwaltungsrat“, unentbehrlich, der aus dem Präsidenten, einem oder zwei Vizepräsidenten, dem Schriftführer

und dem Schatzmeister bestand; er kam in der Regel an jedem Mittwoch Mittag zusammen und lud wiederholt und dringend, freilich ohne viel Erfolg, alle Komiteemitglieder ein, an seinen Beratungen teilzunehmen. Freilich empfand es dann doch das Komitee schwer, daß alle wichtigen Sachen in diesem Ausschuß sehr gründlich durchberaten und so gut wie entschieden wurden, so daß sich das Komitee bisweilen geradezu überflüssig gemacht fand, was wieder auf die Teilnahme an seinen Beratungen ungünstig zurückwirkte.

Präsident von Laroché legte 1832 eine neue Ordnung der Komiteeverhandlungen vor: Alle Eingänge sollten eingangs von dem Vorsitzenden oder dem von ihm Beauftragten im Zusammenhang vorgetragen und mit einem vorläufigen Votum begleitet werden; dann solle sich jeder Anwesende zu jedem gewünschten Punkte bei dem zu diesem Zwecke ernannten Zensor zum Wort melden, und alle Gemeldeten sollten in der Reihenfolge ihrer Meldung zum Wort kommen; dann ebenso die sich weiter zu ihren Vota zum Wort Meldenden. Bei Übereinstimmung der Vota solle dann der Schriftführer den Beschluß protokollieren. Komme es zu keiner Einhelligkeit, so müsse abgestimmt werden. Unter diesem Statut wuchsen die Komiteeprotokolle bedenklich in die Länge, verloren aber dabei an Sachlichkeit und Übersichtlichkeit; sie wurden mehr oder weniger eine Niederschrift außerordentlich wechselnder Gespräche, nicht die Beschlüsse einer regierenden Behörde. Schon im Jahre 1836 beschäftigte sich deshalb das Komitee wieder mit der Frage einer gründlichen Neuordnung der Geschäftsführung. Der Schwerpunkt solle in den aus sechs Personen bestehenden „Verwaltungsrat“ gelegt werden, in dem aber merkwürdigerweise nicht der Präsident den Vorsitz haben sollte. Daneben wurde zur Beaufsichtigung der inneren Verwaltung des Seminars ein bereits früher bestehender „Unterrichtsrat“ oder „Ephorat“, für die Ökonomie desselben ein „Ökonomie-Ausschuß“ eingesetzt, und soweit als möglich sollten alle Komiteemitglieder regelmäßig dadurch an den Arbeiten des Komitees beteiligt werden, daß sie einen Teil der Korrespondenz mit den Hilfsvereinen übernahmen. Die maßgebende Stellung in der Verwaltungspraxis geübter hoher Beamter im Komitee brachte es mit sich, daß sich dann doch ein Mittel Ding zwischen einem Kreise von interessierten, pietistischer gerichteten Missionsfreunden und einer steifen Behörde herausentwickelte und die Beratungen an Sachlichkeit, Knappheit und Ziel-sicherheit gewannen. Allerdings fehlte es dabei nicht an Reibungen

und Mißverständnissen, und die Mahnung zur Einmütigkeit und zum Frieden kehrt auffallend oft wieder.

Im ersten Jahrzehnt standen im Vordergrunde der Komiteeberatungen das Missionsseminar, die Angelegenheiten des Missionshauses und die Missionshilfsvereine; später rückten immer mehr in den Vordergrund die allgemeine heimatliche Missionspflege und die Leitung der eigentlichen Missionsarbeit.

Das Missionsseminar. Als Vater Jänide die Augen geschlossen hatte, war, wie wir sahen, der Entschluß, ein eigenes, unabhängiges Missionsseminar zu eröffnen, die erste Tat des Komitees. Man war sich klar, daß alles „darauf ankomme, einen Mann voll Glaubens, ausgerüstet mit den Gaben, die ein solcher Beruf erfordert, und voll aufopfernden Eifers für die Missions Sache zu finden, der die Seele dieser Unternehmung werden, die Direktion der Missionschule übernehmen und aus dieser Angelegenheit seinen Lebensberuf machen müßte“. Allein konnte man für eine solche noch in den Anfängen befindliche Anstalt eine so hervorragende Kraft gewinnen, und vermochte man ihr neben dem Komitee die erforderliche Bewegungsfreiheit zu gewähren? Man dachte an Pastor Rante in Rüdgersdorf bei Nürnberg, an Seminardirektor Zahn in Dresden, an den ehemaligen Prediger Biallobloßki in Barmen, an den Lehrer Burdhardt an der Basler Missionschule. Sie alle lehnten ab; der letztere aber empfahl dem Komitee dringend einen jungen Kandidaten Heller, und das Komitee wählte ihn mit großer Freude, obgleich er seinen Dienst erst im Herbst 1829 antreten konnte. Das Komitee ließ sich dadurch nicht abhalten, das Seminar schon am 1. Januar 1829 zu eröffnen. Vorsteher und Lehrer war interimistisch Kandidat Mareš; leider mußte dieser tüchtige Mann wegen Kränklichkeit schon im April wieder entlassen werden, er wurde Pfarrer in Jassow in Pommern und ist dort jahrzehntelang einer der tätigen und tüchtigen „Bahnbrecher des Missionsgedankens“ gewesen. An seine Stelle trat Kandidat von der Trend, der aber leider weder ausreichende pädagogische Befähigung noch Lehrgabe mitbrachte. Am 1. Oktober trat, mit hohen Erwartungen bewillkommenet, der Nürnberger Gymnasiallehrer und Pastor Heller ein und erhielt den Titel Direktor; es wurde ihm außer freier Wohnung und Heizung ein Jahresgehalt von 500 Talern, nach seiner Verheiratung 900 Taler zugesichert. Das Seminar wurde vorläufig in einer Mietswohnung untergebracht, hatte allerdings auch gleich die Nöte einer solchen

durchzustoßen, da es in einem Jahrzehnt viermal wechseln mußte, erst Rosenthaler Straße 41, dann Französische Straße 33, dann Lindenstraße 90, dann das eigene Haus. Die Mieträume waren zu eng, als daß alle Zöglinge darin wohnen konnten; sie waren zum Teil hin und her in anderen Häusern einquartiert. Sie sollten wenigstens die Mahlzeiten gemeinsam einnehmen und Frau Heller die Wirtschaft besorgen. Allein schon 1831 fand im Komitee, zu dessen Sitzungen Heller nur teilweise zugezogen wurde, eine ernste und gründliche Beratung statt, ob man ihm wirklich auf die Dauer die Ausbildung der Zöglinge überlassen könne; man sagte ihm unumwunden, wie man über sein gegenwärtiges Verhältnis denke und vereinbarte mit ihm, daß ihm halbjährige, dem Komitee einjährige Kündigung freistehe. Im Dezember 1832 kündigte man ihm tatsächlich mit allen gegen eine Stimme; Heller kehrte im Januar 1834 in seine Heimat nach Nürnberg zurück.*) An seine Stelle trat cand. Zeller, der aber auch nur ein Jahr blieb und seinerseits kündigte, weil das Komitee seine Heirat mißbilligte. Am 1. Januar 1835 trat cand. Schüttge und gleich zu seiner Hilfe als Mitarbeiter cand. Prüfer ein; besonders gut ging es auch mit ihnen nicht. Obgleich Schüttge wenigstens ein Jahrzehnt, bis 1844 blieb und 1839 zum Komiteemitgliede gewählt wurde, wurden gegen ihn viele Bedenken und Beschwerden laut, Missionssuperintendent Pehmöller faßte sie gelegentlich später dahin zusammen, daß die Zöglinge die Oberhand im Seminar gehabt hätten; sie hatten eigene Hauschlüssel und kamen abends spät und unregelmäßig nach Hause. Bei der Begründung des Seminars hatte eine kleine Ökonomiekommission (aus zwei Komiteeherrn) die Hauswirtschaft beaufsichtigt. Nach Gohners Eintritt in das Komitee wurde damit sein Schützling Kaufmann Tesmer betraut. Der Inspektor erhielt für jeden Zögling im Monat 7 Taler, was für damalige Verhältnisse sehr reichlich erschien. Als bei eiger gründlichen Untersuchung der Seminarverhältnisse 1836 an den vorgefallenen Unregelmäßigkeiten eine herbe Kritik geübt wurde, weigerte sich Frau Inspektor Schüttge, den gemeinsamen Haushalt der Zöglinge weiter zu führen, und da man sich nicht entschließen konnte, den gemeinsamen Mittagstisch dem im Missionshause wohnenden, schwachhaften und die Komiteegeheimnisse aushorchenden Schuhmacher Bahn zu übergeben, und man mit einer Haushälterin schlechte

*) Er hat später missionsliterarisch durch eine Schriftenreihe „Lebensbeschreibungen evangelischer Heidenboten“ gewirkt.

Erfahrungen machte, gab man den Zöglingen anheim, sich in einer benachbarten Speisewirtschaft zu gemeinsamem Mittagstisch anzumelden, wofür man ihnen im Monat 7 Taler Kostgeld gab. Als sich dieser Mittagstisch auflöste, zerstreuten sich die Zöglinge in verschiedenen Wirtschaften, ein höchst unerfreulicher Zustand, der sowohl das familienhafte Zusammenleben der Zöglinge wie die Ausbildung einer gehobenen und einheitlichen geistlichen Atmosphäre im Zöglingstriebe erschwerte. Als Schüttge 1844 kündigte*), schwankte das Komitee lange und ernst wegen der Wahl eines Nachfolgers; inzwischen waren eine ganze Anzahl hervorragende heimatliche Missionspioniere in seinen Gesichtskreis getreten. Pastor Nagel, damals in Triglaff, später einer der Führer der altlutherischen Separation in Pommern, lehnte ab, weil er gern im Pfarramt bleiben wollte. Die Missionszöglinge selbst richteten die Aufmerksamkeit auf den damals 33 jährigen Kandidaten Wallmann in Quedlinburg; dieser hatte im Vorjahre ein Buch: „Die Mission der evangelischen Kirche“ (1843) veröffentlicht; etwa ein Vorläufer von Strümpfels: „Was Jedermann von der Mission wissen muß“. Die Zöglinge waren von dieser Schrift so angezogen, daß sie um Wallmann als Missionsinspektor baten; aber gegen ihn hatte das Komitee Bedenken wegen seines exklusiven Luthertums und seiner „sonderbaren Manier zu predigen“. Hofprediger Sneathlage hatte warm den reformierten rheinischen Geistlichen Nees von Esenbach empfohlen, und das Komitee wählte ihn tatsächlich trotz seines klaren, reformierten Bekenntnisses und seiner eigenen Bedenklichkeit über die Verpflanzung in den überwiegend lutherischen Osten. Allein als er selbst zunächst die Wahl ablehnte, ließ das Komitee ihn fallen, obgleich er sich bald eines andern besann, und setzte an seine Stelle den cand. Blech, 1844 bis 1851**) der bald den Titel Inspektor erhielt und incand. Stod

*) Schüttge war später erst Pastor in Wellersdorf, dann Superintendent in Finsterwalde und starb dort am 29. Mai 1872.

**) Missionsinspektor D. F. Blech war am 10. Dezember 1809 in Danzig geboren und war nach absolviertem akademischen Studium dort 1830—45 Lehrer an der bekannten Döhringschen Töchterchule gewesen. Missionsinspektor war er 1845—51. Um das hier gleich anzufügen, wurde er nach seinem Ausscheiden aus dem Missionsdienst Pfarrer in Sadenbeck in der Briegnitz (1851—56), dann aber ein sehr angesehener Superintendent, erst in Briegwitz (1856—66), dann in Sorau (1866—75), wo er am 24. März 1875 starb. Er war ein friedfertiger und gütiger Mann, einer von denen, in welchen viel mehr steckte, als sie in der Regel herausgeben.

einen gleichgesinnten Mitarbeiter bekam. Jetzt trug man sich doch ernstlich weiter mit dem Plan, die unordentliche Verpflegung und Lebensweise der Zöglinge in verschiedenen Wirtschaften zu beseitigen; die wohlgemeinte Anregung, ihnen freien Mittagstisch bei den verschiedenen Komiteemitgliedern zu gewähren, ließ sich trotz vielen guten Willens schon wegen der weiten Entfernungen der Residenz als Ordnung nicht durchführen; Frau Pastor Blech erklärte sich bereit, wieder einen gemeinsamen Haushalt einzurichten. Es kam aber damals wegen der Not im Gefolge des Revolutionsjahres 1848 nicht zu einer Neuordnung. Blechs Nachfolger war Past. Mühlmann (1850 bis 1857) aus Obornitz, als dessen gleichberechtigter Mitarbeiter, aber nicht in erster Linie zum Dienst am Missionsseminar, sondern zur Pflege der heimatlichen Freundeskreise, der in Baden wegen seines konfessionellen Luthertums abgesetzte P. Haag angestellt wurde. Außerlich angesehen waren die ersten zwei Jahrzehnte des Missionsseminars eine Zeit wenig erfolgreicher Versuche mit nicht auf der Höhe ihrer verantwortungsvollen Aufgabe stehenden Seminarleitern. Und daß ihnen das Komitee immer wieder noch schneller wechselnde Kandidaten zur Seite stellte, war auch keine durchgreifende Hilfe, zumal man sich einige Male in ihrer Auswahl vergriff.

Was das Komitee mit dem Seminare im Auge hatte, legte bereits der Jahresbericht von 1829 dar: „Wir beabsichtigen in unserer Anstalt den Zöglingen vermöge der reichen Hilfsmittel, welche unsere Hauptstadt darbietet, eine wissenschaftliche Ausbildung zu geben, im ganzen derjenigen ähnlich, welche die zum Predigtamte bestimmten jungen Leute bei uns erhalten; nur mit Weglassung oder geringerer Berücksichtigung solcher Disziplin, deren Nutzen bei Predigern unter den Heiden zurücktritt. Das Ziel ihrer Ausbildung ist eine gründliche Kenntniss der heiligen Schrift in den Grundsprachen. Theils um nun in diesen beiden Sprachen ihnen die größtmögliche Gewandtheit zu geben, theils um für die Erlernung der schwierigen Sprachen fremder Welttheile sie vorzubereiten, ist daher das Sprachstudium der Mittelpunkt der Ausbildung, wobei die lateinische Sprache nur beiläufig, die griechische besonders zu Anfang vorzugsweise, erst später die hebräische mit den Dialekten betrieben werden soll.“ Um diese etwas verkürzte und modifizierte Predigerausbildung zu ermöglichen, wandte das Komitee großen Fleiß und Sorgfalt auf. Eine eigene Kommission des Komitees sorgte für den von Halbjahr zu Halbjahr dem Komitee vorgelegten Lektionsplan und seine Durch-

führung. Die Frage der sorgfältigen Prüfung aller einlaufenden Anmeldungen und Bewerbungen nahm einen großen Teil der Komitee-Beratungen in Anspruch; wenn irgend möglich, ließ man die Bewerber vorher bei den Komiteemitgliedern Besuch machen, damit sie einen persönlichen Eindruck von ihnen erhielten; später wurde eine eigene Kommission zur Vorprüfung der Aspiranten ernannt. Außerdem hatte das Komitee bei Pastor Taufcher in Wellersdorf, später auch bei seinem Nachfolger, dem früheren Missionsinsp. Schüttge, eine Vorschule eingerichtet, welche zumal die allgemeine Bildung der Bewerber ergänzte und über sie regelmäßig berichtete. *) An Bewerbern fehlte es nicht. Die in weiteren Kreisen sich ausbreitende Erweckungsbewegung in Verbindung mit dem in manchen niederen Schichten erwachenden Bildungsdrang führten sie dem Komitee zu. **) Die Zöglinge wurden meist erst auf Probe und erst nach halbjähriger oder längerer Bewährung endgiltig aufgenommen. Jede dieser Aufnahmen fand feierlich vor versammeltem Komitee statt. Letzteres veranstaltete auch halbjährlich eine eingehende Prüfung, deren Ergebnis wieder zu einer ausführlichen Aussprache im Komitee Anlaß bot. Dabei wurde den Aspiranten bei ihrer Auf-

*) Auch andere Pastoren hatten sich mehrfach erbotten, Missionsaspiranten zur Vorbereitung und Beobachtung in ihre Häuser aufzunehmen. Im Jahre 1843 plante der Stettiner Hilfsverein die Anlegung einer eigenen Missionsvorschule, wovon aber das Komitee mit Rücksicht auf ihre Wellersdorfer Vereinbarung abriet.

**) Je nach dem waren unter den Bewerbern bemerkenswerte Persönlichkeiten. Im Jahre 1829 meldete sich durch seinen Pastor ein gewisser Lange. Er hatte sich schon 1824 im Zänicdeschen Institut um Aufnahme beworben, war aber dort wegen Überfüllung abgelehnt; inzwischen hatte er die alten Sprachen und Mathematik studiert und war entschlossen, wenn er jetzt im Berliner Seminar nicht aufgenommen würde, auf der Universität zu studieren und sich nach bestandnem theologischen Examen wieder zum Missionsdienst zu melden. Das Komitee nahm ihn auf Probe auf, machte ihn aber darauf aufmerksam, „ob nicht der Trieb zum Wissen auf eine für das Missionswerk schädliche Weise bei ihm vorherrsche“, worauf sein Pastor antwortete, Lange habe den Wissenstrieb bei sich immer nur als ein Mittel angesehen, sich zum Dienste des Herrn vorzubereiten. Bisweilen hatte man bei der Aufnahme von Bewerbern Schwierigkeiten mit dem Vormundschaftsgericht, das vaterlosen Knaben den Missionarsberuf wegen zu „großer Lebensgefahr“ nicht gestatten wollte. Die davon betroffenen Zöglinge mußten einige Male bis zum Könige mit einem Immediatgesuch gehen, um ihre Freiheit zur Mission zu erlangen. So handelte das Vormundschaftsgericht von Pyritz wegen Winter 1838 und das von Potsdam wegen A. Kropf.

nahme erklärt, daß das Komitee keine rechtliche Verpflichtung für ihre Anstellung als Missionare auf den eigenen Stationen oder auf denen anderer Gesellschaften übernehme (seit 1841).

Bei aller dieser Sorgfalt und Vorsicht hatte das Komitee keineswegs eine klare Vorstellung und ein festes Programm über das anzustrebende Bildungsziel und die zu seiner Erreichung einzuschlagenden Wege. Eine „eingeschränkte Prediger-ausbildung“ war eben ein zu unbestimmter und veränderlicher Begriff; da konnten Männer wie Götner und seine Freunde vor einem Überwiegen der intellektuellen Ausbildung zum Schaden der religiösen Vertiefung warnen. Umgekehrt aber konnten andere mit ebenso großem Nachdruck auf die Gefahren des Dilettantismus hinweisen. Schon damals legte man Wert darauf, daß die Zöglinge an der Universität bei positiven Theologen wie Neander, Hengstenberg, Strauß und D. von Gerlach, aber auch bei Medizinern, welche sie ohne Immatrikulation zuließen, Kolleg hörten. Wiederholt waren die Fragen wegen der Höhe des Bildungszieles der Grund, daß die Seminarleiter und unterrichtenden Kandidaten auswichen. Der Einfluß des Missionsdirektors Dr. Karl Graul, der ein sehr hohes Bildungsideal vertrat, zumal sein auf der Kasseler Tagung der Gesellschaftsvertreter 1850 gehaltener Vortrag über dies Thema regten die Frage neu an. Als einmal der erfahrene Bischof Hallbed von der Brüdergemeinde auf Grund seiner reichen südafrikanischen Erfahrung im Komitee die Nützlichkeit einer umfassenden Bildung betonte, verstärkte das noch die ohnehin schon vorhandene Neigung, die Ansprüche in die Höhe zu schrauben und führte im Jahre 1850 zu einer gänzlichen Umgestaltung des Seminars. „Es sollten — schreibt Wangemann, Geschichte I, 211 — nicht mehr die Zöglinge im Hause wohnen, sondern eine Anzahl von Expektanten sollten, durch das ganze Land zerstreut, erst nach mehrjähriger Vorprüfung Aufnahme finden. Man warf besonders sein Auge auf Kandidaten und Studiosen der Theologie und auf Lehrer, von denen diejenigen, welche noch keine genügende wissenschaftliche Ausbildung besaßen, zunächst auf ihre Privatstudien verwiesen wurden, über welche das Komitee durch seine Mitglieder oder Vertrauensmänner die Aufsicht führte. Die Aufnahme in das Seminar selbst sollte erst dann erfolgen, wenn Beruf und Tüchtigkeit zum Missionsdienste vollständig bewährt erfunden wären. Durch den der Regel nach einjährigen Aufenthalt im Seminar sollten die jungen

Leute dann in die nähere geschichtliche, geographische und statistische Bekanntschaft mit dem Missionswesen überhaupt und in ein tieferes Verständnis der evangelisch-lutherisch kirchlichen Lehre eingeführt, und daneben durch Repetitionen und praktische Übungen in Predigt, Katechisation und technischen Fertigkeiten zu ihrem künftigen Beruf vorbereitet werden. Diejenigen, welche nicht imstande waren, sich die nötige wissenschaftliche Bildung zu verschaffen, sollten, wenn in ihnen dennoch ein vom heiligen Geist gewirkter Missionsberuf sichtlich hervorträte, als Katecheten oder Kolonisten ausgesandt werden. Ein Kandidaten-Konvikt (für drei Stellen berechnet) wurde im Missionshause eröffnet, in der Weise, daß die Kandidaten mit ihrem Eintritt nicht die Verpflichtung übernahmen, wirklich als Missionare auszugehen, sondern nur in die tägliche Beschäftigung mit der Mission hineingezogen werden, und daß man es dem heiligen Geist überließ, ob sie nicht wirklich Missionare werden würden.“ Die Kandidaten erhielten außer freier Wohnung und Heizung 250 Taler; dafür sollten sie dem Inspektor zur Hilfeleistung bereit sein, sollten die Missionsvereine bereisen, um einen lebhafteren persönlichen Verkehr zwischen diesen und der Muttergesellschaft herzustellen, sollten die Stellvertretung von Pastoren übernehmen, welche gern für Missionspredigtreisen frei gemacht werden wollten, sollten missionsliterarische Arbeiten in Angriff nehmen, kurz, sie sollten im allgemeinen eine engere Verbindung zwischen der Mission und der Kirche herstellen und wenn möglich, einen missionarischen Beruf in sich erwecken.

Allein diese Reform bewährte sich nicht. Es lebten und arbeiteten einige Jahre (1850—53) meist zwei Kandidaten im Missionshause; aber keiner von ihnen ist in den Missionsdienst getreten. Den Weg, welcher den nichtakademischen Jünglingen zur Vorbereitung auf den letzteren vorgeschrieben war, erklärte der Missions-sup. Schultheiß für ungangbar, da die jungen Leute in ihren Freistunden neben voller Berufsarbeit in den Tagesstunden sich die erforderlichen Kenntnisse nicht aneignen konnten. Dabei verzichtete man auf den Vorzug des familienhaften Zusammenlebens und die darin gegebene Gelegenheit zu intensiver geistlicher Förderung und Vertiefung, auf die persönliche Betanntschaft und den von manchen mit großer Treue gepflegten Umgang mit den Komiteemitgliedern, und auf die Herausbildung einer missionarischen Überlieferung und eines darin wurzelnden Korpsgeistes. Und vor allen Dingen, unter diesen veränderten Verhältnissen blieben in den nächsten Jahren die brauchbaren Meldungen

für den Missionsdienst ganz aus; man mußte 1852 zu dem alten Modus des Missionsseminars zurückkehren und richtete dann auch mit Hilfe des inzwischen 1850 zum Missionsinspektor berufenen P. Mühlmann (1850—7) aus Obornik die Hausökonomie und gemeinsame Verpflegung wieder ein.

Im ganzen waren in dem ersten Vierteljahrhundert (1829—54) die Erfolge des Missionsseminars nicht glänzend; die Zahl der gleichzeitig im Hause befindlichen Zöglinge schwankte zwischen 6 und 10. Wenn wir ihren durchschnittlichen Aufenthalt auf drei Jahre berechnen (und die Jahre 1850—2 abzählen), so gingen 56 Zöglinge durch das Haus. Davon wurden drei als Prediger nach Nordamerika gesandt, einer wurde Judenmissionar, einer wurde der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, einer dem chinesischen Hauptverein abgetreten, und 27 wurden von der Berliner Gesellschaft ausgesandt, wozu noch drei Kandidaten der Theologie kamen. Von den 27 aber waren sechs, welche das Ziel des Seminars nicht erreicht hatten und nur als „Katecheten“ ausgesandt wurden; allerdings wurden diese fast alle trotzdem noch später zur Ordination zugelassen. Etwa ein Drittel der Aufgenommenen wurde also trotz der großen Vorsicht bei ihrer Auswahl doch noch im Laufe der Seminarjahre als untauglich ausgeschieden oder ihre Gesundheit versagte. Aber auch an den zur Aussendung Gelangten erlebte man manche Enttäuschung. Es waren nicht gar viele unter ihnen, mit denen nicht das Komitee zu Zeiten große Sorgen oder bitteren Verdruß hatte, 11 von den 27 schieden endgültig oder wenigstens zeitweilig aus dem Dienst der Gesellschaft aus. Nur einige, wie Buras (Aussendung 1835), Posselt (1839), Kropf (1845), Zundel (1849), Aug. Schmidt (1849) und W. Rein (1848) haben sich im Dienste der Gesellschaft dauernd bewährt. Der viel zu häufige Wechsel der Seminarleiter und der Hilfslehrer, die Mängel im familienhaften Gemeinschaftsleben bei fehlender Tischgemeinschaft, der Abstand zwischen dem Komitee, das alle Fäden in der Hand behalten wollte, und den aus den verschiedensten Lebensverhältnissen kommenden Zöglingen, und die Unsicherheit über die Ziele und Methoden des Seminars ließen dasselbe noch nicht ganz zur richtigen Entfaltung der in ihm schlummernden Möglichkeiten kommen, Wiederholt schaute man neben den Zöglingen des Seminars nach Kandidaten der Theologie aus. Auch abgesehen von dem mißglückten Versuch mit dem Kandidaten Konvikt 1850—52; 1841 regte Pastor Visco an, daß das Komitee vom

Kultusministerium eine Erklärung veranlasse, welche den Kandidaten nach 8—10 jährigem treuen Missionsdienste die Aussicht auf eine sichere und vorteilhafte Anstellung im heimatlichen Kirchendienste eröffne, und das Komitee wartete auf einen bezüglichen Antrag nur, bis sich der erste geeignete Kandidat gemeldet haben würde. Auch der Stettiner Bischof Ritschl sprach sich dahin aus, es sei ungleich günstiger, wenn sich die Kandidaten die volle Vorbereitung für den Kirchendienst auf dem Missionsfelde suchten, als daß sie sich in kümmerlichen Hauslehrerstellen herumdrückten. Allein trotz der ungünstigen Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse daheim meldeten sich wenige für den Missionsdienst, und von den wenigen mußten die meisten als untauglich abgewiesen werden. Es war eine Freude, als 1833 gerade rechtzeitig für die erste Aussendung die Professoren Tholud und Hengstenberg den cand. theol. Gebel empfahlen, den Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Regierungsdirektors; zumal derselbe nicht nur während des Aufenthaltes im Seminar die Kosten seines Unterhaltes selbst bestritt, sondern auch hernach zu seinem Gehalte jährlich 200 Taler zuschießen wollte. Allein gerade mit ihm erlebte man eine bittere Enttäuschung. Die Missionare hatten ihn selbst sich zum Vorsteher auf der Station Bethanien gewählt, und da sprengte er durch seinen Hochmut, sein unbrüderliches Wesen und seine Parteilichkeit fast die junge Mission; einer der jungen Missionare floh bei Nacht von der Station, die englische Verwaltung mußte eingreifen und Ordnung schaffen. Gebel aber schrieb hernach eine bössartige Streitschrift gegen die Berliner Mission, verbreitete sie in deren heimatlichem Freundeskreise und verursachte ihr dadurch großen Verdruß und Ungelegenheit. Wieder war es eine Freude, als 1837 die beiden Kandidaten Behmüller und Schultheiß abgeordnet werden konnten; beide haben große Verdienste um die Arbeit der Gesellschaft in Südafrika. Allein der erstere erkrankte schon 1841 unheilbar und starb nach langem Siechtum 1844 bei der Heimreise auf hoher See, und Schultheiß erkrankte 1855 nicht nur schwer an einem Gemütsleiden, sondern mußte auch im selben Jahre wegen eines nicht ganz aufgeklärten, aber von ihm eingestandenen sittlichen Fehltrittes aus dem Dienste der Gesellschaft entlassen werden. Seitdem kam bis zum Ende dieser Periode kein Kandidat mehr zur Aussendung.

In bezug auf die Ordination der Missionare bildete sich unter einigen Schwierigkeiten und Schwankungen eine Überlieferung aus.

Das Komitee hatte erst erwogen, ob es nach dem Vorgange anderer Gesellschaften die Ordination in eigener Machtvollkommenheit erteilen und durch ältere Missionare draußen vollziehen lassen solle. Sie kam aber doch zu dem Beschluß, gleich die erste Ordination der fünf im Jahre 1833 zur Aussendung Bereiten beim Ministerium zu beantragen; dieses genehmigte sie auch, und Bischof Neander vollzog sie zu Pfingsten 1833 in Berlin vor ihrer Abreise. Infolge der üblen Erfahrung und der mangelhaften Bewährung dieser ersten trug das Konsistorium später Bedenken, wieder die Ordination zu erteilen, und das Komitee selbst erwog, ob es die jungen Missionare nicht zunächst unordiniert aussenden und hernach nach ihrer Einlebung im Missionsdienste entweder mit oder ohne schriftliche Ermächtigung durch das Brandenburgische Konsistorium draußen von den älteren Brüdern ordinieren lassen solle. Zumal Gohner drängte stark darauf, daß man die jungen, unerfahrenen Leute, die noch vor wenigen Jahren als Handwerker auf ihrer Profession gearbeitet hatten, unmöglich gleich vor ihrer Aussendung ordinieren dürfe. Man setzte dann aber doch für einige die kirchliche Ordination in Berlin durch und behielt sich vor, die anderen als unordinierte Hilfsarbeiter, als „Katecheten“ auszusenden. Ehe nun aber 1841 das Ministerium die Ordination weiterer Missionare bewilligte, forderte es die Ablegung einer theologischen Prüfung vor dem Konsistorium und unter Mitwirkung von zwei Mitgliedern desselben. Dadurch fürchtete nun das Komitee in der Festsetzung der Anforderungen an die theologische und allgemeine Ausbildung der Zöglinge beschränkt zu werden und legte deshalb in einem ausführlichen Entgegnungsschreiben die Grundsätze, Ziele und Methoden der Seminarausbildung dar, wobei sich das Ministerium beruhigte.

Voraussetzung und Unterlage einer gedeihlichen Entwicklung des Missionsseminars war ein eigenes Missionshaus; der Wunsch, ein solches zu erlangen, ist aus den Bedürfnissen des Seminars hervorgegangen. Schon im Frühjahr 1829 erwog das Komitee den Ankauf eines Hauses in der Wilhelmstraße (Nr. 133), wofür im Falle des Kaufes ein Geschenk von 5000 Talern in Aussicht gestellt war. Aber als dies Geschenk zurückgezogen wurde, zerfiel der Kaufplan. Die weitere Anregung ging nicht von dem Kreise des Komitees aus — dort waren eher schwere Bedenken zu überwinden, da zumal der Präsident v. Laroche in den großen Kosten eines Hauses mit Garten und Zubehör „eine lästige, verderblich wirkende

Geldzersplitterung“ sah (Denkschrift vom 30. 3. 1831) —, sondern von zwei Laien niederen Standes, dem Ulanen Häusler und dem Lederhändler Seiffert und einigen Freunden, Männern, die von Gofner erweckt waren und sich von diesem ein Empfehlungsschreiben ausstellen ließen, um unter den Missionsfreunden zunächst in Berlin mit großer Begeisterung und zäher Ausdauer zu sammeln. Sie veröffentlichten 1834 einen Aufruf, in dem es hieß: „David spricht: Siehe, ich wohne in einem Zedernhause und die Lade Gottes wohnt unter Teppichen. Wie Israel die Stiftshütte baute, so bauet doch ihr ein Missionshaus! Helfet, teure Brüder und Schwestern in Christo, daß der Grund gelegt, Steine und Kalk herbeigebracht werden, daß ein Haus, dem Herrn geweiht, sich bald erhebe, worin Heidenboten zu ihrem wichtigen und heiligen Berufe vorbereitet werden können! Helfet uns beten, daß es ein Bethel werde!“ Das Komitee wurde von ihrem Eifer fast geschoben. Sein rühriges Mitglied, Sam. Elsner, hatte 1835 bei den andern Mitgliedern eine Denkschrift rundgehen lassen, um für einen von ihm ausgearbeiteten Bauplan zu werben und hatte in Verbindung mit seinen Freunden ohne Vorwissen des Komitees im Köpenicker Felde ein Feld und einen Bauplatz mit zwei Brunnen für 2000 Talern gekauft, was das Komitee für durchaus ungeeignet hielt. Der Präsident, damals der spätere Generalleutnant v. Gerlach (1833—38), hatte Mühe durchzusetzen, daß das Komitee in dieser entscheidenden Angelegenheit die Führung in der Hand behielt.*) Es wurde eine Hausbaukommission eingesetzt, an deren Spitze das rührige Komiteemitglied Pastor Runke stand, außer ihm die bereits erwähnten Unteroffizier Häusler und Lederhändler Seiffert, ferner der Seminardirektor Dielitz, Hofrat Gebauer und Kaufmann Traun. Sie lieferte im ersten Jahre (Dez. 1835) 2210 Taler ab, und hatten nach 2 Jahren 5627 Taler, im Ganzen bis zur Vollendung des Baues reichlich

*) Sowohl Gofner wie Elsner, welche zuerst den Hausbau am kräftigsten betrieben hatten, schieden hernach gerade wegen desselben aus dem Komitee aus, als die Werbung von Gaben dafür in einem drängenden Geiste, als „Glaubenssache“, heftig betrieben wurde. In Stettin hatte ein gewisser „Enge“ gesammelt, der „geradezu den Eindruck eines Verrückten“ machte. Das Komitee mißbilligte diese methodistische Überspannung auch, hielt sich aber nicht für befugt, auf eine so schroffe Art einzugreifen, wie Gofner und Elsner es wollten. Elsner erklärte übrigens bei seinem Austritt, daß er seine Sammlungen für die Berliner Mission in der bisherigen Weise fortsetzen werde; er entzog ihr also sein Vertrauen nicht.

9000 Taler gesammelt. Darunter waren viele schöne Gaben von hoch und niedrig. König Friedrich Wilhelm III. schenkte 300 Taler, das frühere Komiteemitglied Prof. v. Bethmann-Hollweg 100 Taler, die Kaiserin von Rußland 10 Dukaten. Ein Brief von einem Ungenannten aus Dresden brachte 600 Taler. Die Armen steuerten nach Kräften bei: Eine Hallesche Predigerwitwe einen silbernen Gemüselöffel, eine Frau ihren Trauring, eine andere einen Diamant-ring, ein Armer 5 Sgr., eine arme Witwe 2 Sgr., ein armes Dienstmädchen 1½ Sgr. Im Sommer 1837 wurde in der Luisenstadt, nahe von deren Kirche, der damals sog. St. Sebastianskirche — in der Sebastianskirchgasse, später Sebastianstr. 16 (später Nr. 25) — ein Grundstück gekauft. Am 28. Juli 1837 — so erzählt Direktor Wangemann in seiner Geschichte I, 208 ff. — versammelten sich morgens ¼6 Uhr die Missionsleute mit den Bauleuten. Die Posaunen wurden geblasen. Pastor Runke hielt das Gebet und erzählte von der Geschichte der Sammlungen zu dem Bau. Man sang, man betete und legte den Grundstein zu dem Missionshause mit den üblichen Hammerschlägen und Glückwünschen. Am 30. September 1837 wurde das Haus gerichtet, eine stattliche Krone wurde auf dem Giebel durch zwei Missionszöglinge befestigt, während man sang: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren! . . . Am 13. September 1838, nachmittags 5 Uhr, konnte der Vorsteher der Baukommission dem Komitee die Schlüssel zu dem vollendeten Hause übergeben, welches er mit den Worten einweihte: „Möge dies Haus, zu so heiligem Zweck geöffnet, nicht wieder geschlossen werden, als bis der letzte Heide zur Gnade Christi gekommen ist“ . . . Am 18. Dezember 1838 sprach Pastor Runke abermals ein Weihendes Wort, nämlich über den dem Hause hinzugefügten neuen Bettsaal. Seine Worte lauteten: „Diese Stätte, bestimmt zum Dienst des gnadenreichen Gottes, zur Verkündigung seiner Barmherzigkeit in Christo Jesu, zum Segen für unsterbliche Seelen und zur Verherrlichung seines Namens unter den Heiden, diese Stätte, von jetzt an, bis sie in Trümmer zerfällt, zum Missionsbetsaal ausgesondert, weihe ich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Der Hausbau war auf 11 000 Taler veranschlagt gewesen, kostete aber 16 000 Taler, d. h. das Haus selbst 9000 Taler, die durch die Sondersammlung vollständig gedeckt waren, daneben aber der Saalbau 5800 Taler. Das Haus erhielt auf der Straßenseite die Inschrift: „Missionshaus“ und den Spruch Matth. 28, 19; auf der

Gartenseite über der Haustür: „Erbaut aus freiwilligen Beiträgen.“

Mit dem eigenen Hause hatte die Missionsgesellschaft einen wichtigen Schritt vorwärts getan, sie hatte einen festen Kristallisationspunkt erhalten, in welchem zumal das Leben des Seminars und der Berufsarbeiter sich in festem Rahmen abspielte. Freilich erforderte das eigene Grundstück immer von neuem die sorgfältige Aufmerksamkeit des Komitees. Schon 1841 stellte sich heraus, daß das Dach des Saales schadhaft sei; es sollte durch ein neues Ziegeldach ersetzt werden, und man überlegte schon damals, ob man den Saal nicht durch Aufsetzen eines neuen Chors erweitern solle. Peinlicher und bedenklicher war es, daß sich bald herausstellte, daß das Grundstück nach dem Nachbargrundstücke Sebastianstr. 17 zu feucht war und die Hinterwand des Saalbaues nach dem Gutachten des Sachverständigen notwendig durch einen Luftkanal gesichert werden mußte. Jenes Grundstück gehörte der Stadtverwaltung und beherbergte eine Schule. Es gab endlose, unerfreuliche Verhandlungen mit dem Magistrat wegen Abtretung eines schmalen Streifens zur Anlegung eines solchen Kanals; sie scheiterten an dem mangelnden Entgegenkommen der Behörde. Eben waren diese im Sande verlaufen, da trat jene mit der Forderung hervor, die Luftlöcher des Saalbaues an der Hinterfront müßten nach baupolizeilicher Vorschrift geschlossen werden, was um des Saales willen und wegen der Orgel darin kaum möglich war. Das Komitee konnte sich nur durch passiven Widerstand retten, bis die Forderung des Magistrats in Vergessenheit geriet. Im Jahre 1855 wurde ein größerer Umbau, ein „Erweiterungsbau des Missionshauses“ vorgenommen. Man machte auch diesmal den Versuch, wieder einen eigenen Sammelverein zu bilden, an dessen Spitze sich der stets arbeitsfrohe Pastor Runke und die Pastoren Dreißt und Berner von der Andreaskirche stellten; aber als eben damals Pastor Dreißt aus Berlin versetzt wurde, mißlang der Versuch. Der Bau wurde aber trotzdem ausgeführt. Im Jahre 1863 wurde nochmals der Saalbau in der Weise umgestaltet, daß unter denselben die Wohnung eines zweiten Inspektors gelegt wurde.

Es war ein schöner und fruchtbarer Gedanke, in dem damals an kirchlichen Sälen noch armen Berlin, zumal in dem eben erst aufgeschlossenen Südosten der Stadt mit dem Missionshause einen Saalbau für kirchliche Zwecke zu verbinden. Das ermöglichte eine intensivere Pflege des Missionslebens in Berlin, die Missionsvereine legten zum Teil ihre Feiern dorthin; auch die

bisher im Saale der Brüdergemeine in der Wilhelmstraße abgehaltenen Missionsstunden wurden 1848 dorthin verlegt; und sie erfreuten sich zeitweilig eines so großen Andrangs, daß der Saal wiederholt erweitert oder zur Vermehrung der Sitzgelegenheiten umgebaut werden mußte. Daneben räumte man gern gegen eine mäßige Entschädigung den Saal für andere kirchliche und gemeinnützige Versammlungen ein. Allerdings war es da nicht immer leicht, die richtige Grenze zu ziehen, um Anstöße und Gewissensbedenken bei den Missionsfreunden zu vermeiden. Als 1854 bei einer Versammlung des damaligen „Evangelischen Bundes“ im Saale ein Baptista geredet hatte, erhoben Missionsfreunde dagegen Bedenken; der Ton der Versammlungen und Reden des von Prof. Dr. Kranichfeld gegründeten und geleiteten Vereins gegen die Alkoholvergiftung gefiel ihnen so wenig, daß ihm die Benutzung des Saales entzogen wurde. Ein eigenartiger Versuch wurde in den Jahren 1854 und 55 gemacht. Man wollte vom Konsistorium die Erhebung des Missionshausgrundstückes zu einer eigenen Parochie erreichen; zu dem Zwecke sollten im Missionshaussaale regelmäßige sonntägliche Gottesdienste zu den üblichen Stunden, Abendmahlsfeiern für die Hausgenossen und gegebenenfalls andere Amtshandlungen verrichtet werden, die Hausgenossen und speziell das Seminar sollten die eigentliche Gemeinde bilden. Das Konsistorium lehnte den Antrag ab; man darf wohl sagen, glücklicherweise. Es gab damals bereits genug Kanzeln und Gemeinden in Berlin, wo das biblische Evangelium gepflegt wurde; das Missionshaus brauchte nicht — wie ein halbes Jahrhundert später die Stadtmissionskirche am Johannestisch —, mit dem arbeitsreichen Überbetrieb einer Großstadt-Parochie belastet werden.

Neben dem Missionsseminare war der zweite, wichtige Arbeitskreis des Komitees die Pflege der sich ihm anschließenden Missions-Hilfsvereine. Da eben die „Missionsgesellschaft“ zunächst nur aus dem Komitee mit seinen zehn und einigen Mitgliedern — Generälen ohne Armee — bestand, so war es eine Lebensfrage, daß sich die Missionsfreunde hin und her im Lande an sie angeschlossen und sich fest um sie scharten. Das Komitee erließ deshalb gleich im Jahre 1824 einen Aufruf zur Bildung von Hilfsvereinen. Die Verhältnisse und Organisationen des Missionslebens waren damals in Norddeutschland noch im Werden und im Flusse. Auch das Jänidesche Missionsseminar hieß, wie erwähnt, seit 1823 die „Berlinische Missionsgesellschaft“, auch in Ostfriesland, Barmen,

Stuttgart, Tübingen, Köln, Dresden, Hamburg, Lübeck, Wesel, Leipzig, Danzig, Königsberg und Breslau hatten sich „Missionsgesellschaften“ konstituiert, ohne daß deren Aufgaben- und Pflichtenkreis bestimmt umgrenzt war und abzusehen war, welche von ihnen sich zu Missionsgesellschaften im modernen Sinne entwickeln würden. In anderen Teilen Nord- und Nordwestdeutschlands bildeten sich Hilfsvereine mit dem Bestreben, sich zu sendenden Missionsgesellschaften mit eigenen Seminaren und Sendungsgebieten zu entwickeln, wie in Bremen und Hamburg. Gerade die Berliner Gesellschaft hatte sich 1824 nur als ein Sammelverein „zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden“ konstituiert. Ob und in welchem Umfange sich daraus eine lebensfähige Missionsgesellschaft entwickeln würde, hing von dem Geschick und Eifer des Komitees ab. Dabei kam ihr die zentrale Lage Berlins im nordöstlichen Deutschland und die entscheidende Stellung der Residenz auf allen Gebieten des staatlichen Lebens zugute. Damit lag die Möglichkeit vor, daß sich unsere Gesellschaft ohne Schwierigkeit in dem Bereiche des Königreichs Preußen ausdehnen konnte — soweit nicht im Westen von Barmen und Elberfeld her andere Fäden angeknüpft wurden; aber allerdings auch, daß sie von Anfang an fast ausschließlich auf Preußen beschränkt blieb. Von der Hamburger und der Dresdener Missionsgesellschaft erhielt sie einige Jahre beträchtliche Unterstützungen, von den Hamburgern zuletzt 1836 mit dem Bemerken, daß der dortige Missionsverein fortan selbständig Missionare aussenden wolle, ohne ein eigenes Seminar zu begründen, wozu das Komitee mit Freuden zustimmte. Mit der neugegründeten Neuwieder Hilfsgesellschaft wurden 1829 durch einen Herrn Maruhn Verbindungen angeknüpft, da sie sich „für jetzt“ der Berliner Gesellschaft anschließen wollte; die Beziehung riß aber bald wieder ab. Der Wirkungskreis der Berliner Gesellschaft beschränkte sich in der Hauptsache auf die östlichen preussischen Provinzen. Hier aber regte sich an weit auseinander liegenden Orten und unter sehr verschiedenen Bedingungen und Formen nach dem langen Winterschlaf des Rationalismus neues geistliches Leben und suchte mit Vorliebe ein Betätigungsfeld der ersten Liebe in der Heidenmission. Diese war das Lieblingskind der Erweckungsbewegung. Die Geschichte des neuerwachten Geistesfrühlings und der Überwindung der Herrschaft des Rationalismus ist unlösbar mit der Geschichte der Missionsbewegung verknüpft; allerdings nicht in allen Landschaften gleich stark. Es gab auch Schichten und Phasen im

Kämpfe des neuerwachten Glaubenslebens, denen der missionarische Einschlag fehlte, und die sich lieber der Neubelebung der gläubigen theologischen Forschung oder den kirchenpolitischen Kämpfen oder den mannigfaltigen Aufgaben der inneren Mission zuwandten. Wir haben es auf diesen Blättern nur mit dem missionarisch befruchteten Teil der Geschichte der Erweckungsbewegung zu tun. Wo immer Freunde des Reiches Gottes sich zusammenfanden, um gemeinsam Hand an seinen Bau in der Heidenwelt zu legen, da war es für sie die bequemste, eben damals in Brauch kommende Form, einen „*Missionshilfsverein*“ zu gründen. Allerdings war das zunächst nur ein Gefäß, in das der edle Inhalt des Glaubens, des Lebens und der Tat erst hineingefüllt werden mußte.

Das Berliner Komitee hatte einige Mittel in der Hand, um die Hilfsvereine an sich zu fesseln, die es mit Geschick benutzte. In der Kabinettsordre vom 5. Juli 1824 war der Gesellschaft in Ergänzung der Bestätigungsordre vom 26. Mai für ihren Verkehr mit den angeschlossenen Vereinen in Missionsangelegenheiten Portofreiheit für Brief-, Geld- und Büchersendungen eingeräumt; zunächst in der Weise, daß die bei dem Hofpostamte eingehenden Briefe an den Präsidenten der Gesellschaft dirigiert wurden, dann so, daß das Hauptpostamt einfach diesen Briefverkehr übernahm, und zwar so, daß die Gesellschaft in regelmäßigen Zeitabschnitten dem Hauptpostamte ihre Portoauslagen meldete und von diesem ersetzt erhielt. Damit war die Führung eines eigenen Stempels, das äußere Zeichen dieser amtlichen Portofreiheit, verbunden, das also das Berliner Komitee auch den angeschlossenen Vereinen liefern durfte. Es war kein Wunder, daß das Hauptpostamt schon bald den Versuch machte, dem Komitee die Ablösung dieses lästigen und kostspieligen Vorrechts vorzuschlagen; aber das Komitee lehnte ab mit dem Hinweis, es könne noch gar nicht übersehen, welchen Umfang dieser portofreie Briefverkehr in kommenden Jahren annehmen werde. Das Hauptpostamt suchte dann die Portofreiheit dadurch einzuengen, daß es die Missionskorrespondenz überwachte und selbst die Hinzufügung persönlicher Grüße bemängelte und als Portohinterziehung bestrafte. Das Komitee mußte die angeschlossenen Vereine zur peinlichen Beobachtung der Vorschriften für seine rein sachliche Missionskorrespondenz ermahnen. Später (1851/2) führte das Oberpostamt einen ernsten Kampf um die Aufhebung der Portofreiheit für die Versendung der Monatsberichte der Gesellschaft; die Frage lief durch alle Instanzen, wurde aber schließlich auf

ein Immediatgesuch des Komitees hin zugunsten der Gesellschaft entschieden — ein großer und wirksamer Gewinn.

Dazu kam, daß auf einen bereits 1829 angeregten Antrag auf Ertheilung der Korporationsrechte und der Erbschaftssteuer-Freiheit nach vielen Verhandlungen durch Kabinettsordre vom 11. Februar 1837 die Korporationsrechte und später durch eine weitere Kabinettsordre (vom 29. September 1840) auch die Erbschaftssteuer-Freiheit verliehen wurde. Dazu war der Gesellschaft ebenso wie der „Berlinischen Missionsgesellschaft“ Jänides, der Preussischen Hauptbibel- und der Judenmissionsgesellschaft das Recht verliehen, nach festen Statuten sich Zweigvereine anzugliedern, und das Ministerium hatte sogar Wert darauf gelegt, derartige Statuten nach einem festen Formular zu genehmigen, um nicht in jedem Falle mit ihrer Anerkennung behelligt zu werden, sondern die Verhandlungen darüber der Gesellschaft zu überlassen.

Hier handelte es sich nicht nur um finanziell und rechtlich äußerst wertvolle Vorrechte, sondern auch moralisch waren sie von großem Wert. Denn diese viel angefochtenen Hilfsvereine waren in ihrem Dasein und ihrer Wirksamkeit dem sich in seinem Besiztande bedroht fühlenden, aber vorerst noch den kirchenregimentlichen Apparat in Händen haltenden Rationalismus theils unverständlich, theils ärgerlich. Sie waren aber auch der den preussischen Staat verhängnisvoll beherrschenden Reaktion mit ihrer frischen, außerhalb der Rutine des steifen kirchlichen Herkommens sich betätigenden Aktivität verdächtig. Es fiel deshalb ins Gewicht, daß sie durch eine Reihe eindeutiger Kabinettsordres, also allerhöchster Willensäußerungen, nicht nur anerkannt, sondern sogar mit weitgehenden Vorrechten ausgestattet waren. Es gestaltete sich bisweilen geradezu so, daß sich ein tatenfroher kirchlicher Kreis nur als Missionshilfsverein zu konstituieren und sich von der Berliner Missionsgesellschaft anerkennen zu lassen brauchte, um sowohl dem Kirchenregiment wie den Staatsbehörden gegenüber eine rechtlich einigermaßen gesicherte Stellung zu haben! Das gab dem Berliner Komitee die Möglichkeit, seinen Einfluß weithin in die Provinzen auszudehnen und auch auf die innere Gestaltung der Organisation und des Lebens in den Hilfsvereinen einzuwirken. Es legte ihm andererseits aber auch die Verpflichtung auf, mit Weisheit jeden um Anschluß nachsuchenden Freundeskreis auf sektirerische Verirrungen oder unlautere Nebenmotive zu prüfen. Die Be-

Stätigung eines Hilfsvereins in Köpenick wurde abgelehnt, weil der vorstehende Oberpfarrer keine geeignete religiöse und sittliche Persönlichkeit zu sein schien. Sehr interessante und schwierige Verhandlungen gab es einige Jahre mit den Menoniten von Rosenberg bei Elbing, die sich große Mühe gaben, als ein von der Berliner Gesellschaft anerkannter Missionshilfsverein sich zu konstituieren; sie wollten sogar den Präsidenten des Komitees Dr. Göschel zu ihrem Vorsitzenden machen. Das Komitee aber trug trotz des großen, offenbar vorhandenen guten Willens Bedenken, sich einen außerhalb der Landeskirche stehenden Hilfsverein anzugliedern und ihm Anteil an den ihm verliehenen Vorrechten zu gewähren. Schwierigkeiten machten auch oft neuentstehende Vereine, die verschiedene Zwecke miteinander verbinden wollten; sei es, daß sie mit der äußeren Mission die innere und die Judenmission, vielleicht auch die Bibel- und Traktatverbreitung kombinierten, sei es, daß sie neben der Berliner Missionsgesellschaft auch andere Missionen und Missionsanstalten, in früheren Jahren Jänides Seminar, später die Mission Gohners, die Brüdergemeine oder eine andere Gesellschaft unterstützen wollten. Hier befand sich das Komitee angesichts der von ihm zu verleihenden rechtlichen und moralischen Privilegien in einer schwierigen Lage: es hatte kein Bedenken, daß sich die anschließenden Hilfsvereine eine Quote ihrer Jahreseinnahme, höchstens $\frac{3}{8}$, also nicht ganz die Hälfte, zur Verrechnung für andere Reichsgotteszwecke vorbehielten, und es empfahl es gelegentlich selbst, daß dieselben Personen und derselbe Vorstand gleichzeitig mehrere Vereine für verschiedene kirchliche Zwecke gründeten; nur unter dieser Bedingung genehmigte es den Missionshilfsverein.

Eine nicht leicht zu beantwortende Frage war es, welche Personen und Kreise als ein Hilfsverein der Berliner Mission sich zu konstituieren berechtigt waren. Da ließ man eine große Freiheit und Mannigfaltigkeit walten. Man sah es wohl als das Wünschenswerte an, daß ein Verein mehrere Geistliche und Gemeinden einer nahe beieinander wohnenden kirchlichen Gemeinschaft, etwa einer Synode, umfaßte. Aber man hatte auch kein Bedenken dagegen, daß sich eine ganze Synode als Missionshilfsverein konstituierte, wiewohl das damals noch selten vorkam. Viel häufiger gründete ein missions-eifriger Pfarrer in seiner Gemeinde und nur für dieselbe einen Hilfsverein. Aber z. B. in Berlin traten auch missionslebendige Freundeskreise in verschiedenen Teilen der Stadt ohne Berücksichtigung der

parochialen Grenzen zu Hilfsvereinen zusammen, manchmal sogar ohne eigentlichen Namen. Frauen- und Jungfrauen-Hilfsvereine anzuerkennen trug man kein Bedenken; aber bei Jünglings- und Kindervereinen legte man doch Wert darauf, daß sie sich an einen in derselben Parochie oder Synode vorhandenen Männerverein anlehnten oder eingliederten. In der Verfassung wehrte man sich gegen das freie Wahlrecht der Vereinsmitglieder zu den Ämtern und gegen die Vereinigung der Ämter (des Vorsitzenden, des Schriftführers und des Kassenwartes) in einer Person; man urteilte, daß dadurch die Aufrechterhaltung der geistlichen Überlieferung zu wenig gewährleistet werde, und wünschte, daß überall die Zuwahl dem ersteingesehten Vorstände überlassen werde. In Breslau hatte sich 1829 eine „Missionsgesellschaft für Schlesien“ gebildet, war auch vom Könige bestätigt, hatte aber keine Portofreiheit erlangt; sie erklärte sich deshalb bereit, sich der Berliner Missionsgesellschaft als Hilfsverein anzuschließen, wenn sie nur $\frac{3}{8}$ ihrer Einkünfte an diese einzusenden brauche. Das Berliner Komitee erklärte sich dazu bereit, machte aber darauf aufmerksam, daß es nicht „Hilfsvereine von Hilfsgesellschaften“ bestätigen könne; in Schlesien beständen aber bereits mehrere andere Hilfsvereine. Die Verhandlungen scheiterten dann an dem Übertritt des Breslauer Vereins zur altlutherischen Separation. Wenn ein Verein sich auflöste, was schon damals infolge von Tod oder Verziehen des Stifters oder durch das Entstehen anderer Hilfsvereine in derselben Gegend wiederholt vorkam, so war das Komitee bemüht, mindestens seine Bestätigungsverfügung und das Vereinsiegel zurückzuerlangen, um Mißbrauch zu verhüten. Interessant war ein Versuch des Ministeriums Eichhorn 1845, dem Berliner Komitee die Verpflichtung aufzuerlegen, daß die Bestätigung von Hilfsvereinen stets durch die Provinzialkonsistorien gehen müsse, um diesen einen maßgebenden Einfluß auf die Ausgestaltung des Missionslebens zu sichern. Das Komitee lehnte dies Ansinnen ab, erklärte sich aber freiwillig bereit, den Konsistorien Abschrift ihrer Bestätigungsverfügungen zu senden.

Auf den ersten angeschlossenen Hilfsverein*) in Stettin 1824 folgte erst 1828 ein weiterer in der Grafschaft Ruppin; im Jahre 1829 regte es sich aber bereits von vielen Seiten. Das Komitee bestätigte

*) Für die Geschichte der Hilfsvereine in den einzelnen Provinzen habe ich mit großem Dank die unveröffentlichten Studien von P. Rahn in Levenhagen bei Greifswald benutzt.

die Statuten der Hilfsvereine in Freystadt und Goldberg in Schlesien, Magdeburg, Potsdam, des Berliner Hilfsvereins „Kupferstecher, Lehmann und Genossen“ und des „Hilfsvereins der Friedrichs- und Luisenstadt“, Naumburg, Halle a. S., Frankfurt a. O., Alempzig bei Züllichau und des Studentischen Missions-Vereins an der Berliner Universität; im Jahre 1830 folgten Strehlen (Schlesien), Guben, Jassow (Rügen), Königsberg i. Neum., Rothenburg O. L., in Berlin der Hilfsverein in der Gypsstr. und der Hilfsverein der Frauen- und Jungfrauen-Vereine. In jedem der folgenden Jahre nahmen die Beratungen über die Bestätigung von Hilfsvereinen einen großen Teil der Zeit in den Komiteeberatungen in Anspruch.

Einmal hat ein Hilfsverein den Versuch gemacht, in der Heimat eine selbständige Missionsarbeit zu beginnen. Dem Naumburger Vereine wurde durch einen Beuggener Hilfsschullehrer Blankenburg die Not der Zigeuneransiedlung Friedrichslohra auf das Herz gelegt. Dort (bei Nordhausen) bestand eine Zigeunerkolonie mit ca. 110 Seelen, die in Unwissenheit und Schmutz dahinlebten. Das Berliner Komitee billigte nicht nur den Plan, sondern stellte sogar für seine Ausführung eine Geldunterstützung in Aussicht (1830), wenn es sich auch nicht befugt hielt, die unsichere Unternehmung mit größeren Mitteln zu unterstützen. Auch andere Hilfsvereine, wie der in Halle, steuerten Geldmittel bei. Es wurde in Friedrichslohra ein Erziehungs- haus für Zigeunerfinder eröffnet. Allein schon nach einigen Jahren zogen die Zigeuner ihre Kinder aus dem Heim zurück; dieses und damit die ganze Mission mußten aufgegeben werden, die Frucht der Unternehmung war ein neugegründeter „Hilfsverein in der Grafschaft Hohenstein“ (1838). Ein Jahrzehnt später (1849) hatte sich der Spandauer Hilfsverein zur Missionspflege einen Betsaal gebaut,*) konnte aber die Kosten nicht allein decken; er wandte sich um Beiträge zwar nicht an das Berliner Komitee, aber an eine Anzahl anderer Hilfsvereine, und es entstand die Frage, ob das Komitee derartige Sammlungen der Hilfsvereine für Sonderzwecke in ihren Kreisen gestatten dürfe. Das Komitee hatte gleichzeitig in jener von politischen und kirchlichen Kämpfen aufgeregten Zeit den Fall vor sich, daß ein

*) Die Kirchen wurden damals meist für die Abhaltung von Missionsstunden und -Feiern noch nicht hergegeben; kirchliche Säle und Gemeindehäuser gab es noch wenig. Die Missionsfreunde mußten sich wie die Muttergesellschaft in Berlin oder dieser Spandauer Hilfsverein mit dem Bau oder auch der Miete eines Saales behelfen.

Berliner Geistlicher seine Stellung als Vorsitzender eines Berliner Hilfsvereins dazu benutzt hatte, um in Hilfsvereinskreisen eine politische Wirksamkeit zu beginnen. Das Komitee rügte dies letztere Vorgehen entschieden, hatte aber keine erheblichen Bedenken gegen die Spandauer Sammlung.

Jahresfeier. Indem das Komitee zu einer Mutter vieler Töchter heranwuchs, und damit die Trägerin des Missionsgedankens für weite Kreise des östlichen Deutschlands wurde, empfand es auch die Pflicht, diesen Missionsgedanken in angemessener Weise zur Geltung zu bringen und das Band der Gemeinschaft mit den angeschlossenen Vereinen gewissenhaft zu pflegen. Der erste Schritt dazu war die Veranstaltung einer würdigen Jahresfeier. Im Jahre 1824 hatte man auf das ablehnende Botum des Hofpredigers Strauß hin diesen Plan als „unpraktikabel“ fallen lassen, im Jahre 1830 kam man darauf zurück; der Hofprediger Theremin trug allerdings auch jetzt Bedenken, die Festpredigt zu halten, aber Gofner sagte sie zu. Allein das Konsistorium erklärte sich nicht für ermächtigt, eine solche Jahresfeier zu gestatten. Man beschloß, bei dem Ministerium des Innern ein für alle Mal die Veranstaltung eines Jahresfestes zu beantragen. Nach sechsmonatlichen Verhandlungen gestattete eine königliche Kabinettsordre (vom 29. April 1831) die regelmäßige „Jahresfeier mit Gesang, Predigt und Kollekte“; das Komitee hielt diesen Erfolg für so wichtig, daß sie die Verfügung abschriftlich allen Hilfsvereinen mittheilte.*) Am 19. Oktober sollte das Fest in der Dreifaltigkeitskirche stattfinden, allein um ein Haar wäre sie in letzter Stunde noch gescheitert; drei Stunden vor Beginn des Gottesdienstes wurde sie vom Konsistorium untersagt. Präsident v. Barocke fuhr indessen sofort nach dem Konsistorium und legte dem Vizepräsidenten desselben die Abschrift der königlichen Kabinettsordre vor, da verstummte der Widerspruch. Auch die folgenden Jahresfeste fanden in der Dreifaltigkeitskirche statt; besonders die ungewöhnlich lange, gewaltige Predigt Gofners**) im Jahre 1833 war ein Ereignis. Der Besuch der Jahresfeste war sehr stark; nach einigen Jahren (1843) mußte man bereits zwei vollständige Feiern in zwei Kirchen (am Vor- und Nachmittage desselben Tages) halten. Im

*) Durch eine weitere Kabinettsordre vom April 1833 wurde auch den Hilfsvereinen die Abhaltung einer Jahresfeier ausdrücklich genehmigt. Allerdings sollten diese Missionsfeste in der Regel an Wochentagen gefeiert werden.

**) Gofners Predigten Nr. 34.

Jahre 1842 hatte sich das Jahresfest so eingebürgert und wurde auch von auswärtigen Missionsfreunden, zumal Geistlichen, so stark besucht, daß man nach dem Vorbilde der damals im Flor stehenden Triglaffer Predigerversammlung eine Generalversammlung von Vertretern der Hilfsvereine, zumal der Pastoren damit verband. Es ist von Interesse, zu verfolgen, welche Themata in den ersten Jahren bei diesen Versammlungen besprochen wurden; sie zeigen, welche Fragen die Missionsgemeinde in den einzelnen Jahren am lebhaftesten beschäftigten. 1842: Die Ansichten über die damals eben in Angriff genommene ostindische Mission. Wie erweist sich der Missionsgeist in den einzelnen Kreisen und wie zeigt er sich wirksam für den Bau der Kirche? Ist der Besuch der geistlichen Mitglieder des Komitees zu den Jahresfeiern der Hilfsvereine erwünscht? Wie und wo werden Missionsbetstunden in den Hilfsvereinen gehalten? Was soll mit den zahlreichen Aspiranten werden, die nicht in das Seminar aufgenommen werden können? 1844: Eine Äußerung der Teilnahme für die durch die Eindrängung der französischen Kolonialherrschaft und der katholischen Gegenmission arg bedrängte evangelische (Londoner) Mission auf den Freundschaftsinseln (ein Gegenstand, der damals zwei Jahre hindurch die deutschen Missionskreise auf das lebhafteste beschäftigte und allerorts zu Verhandlungen auf den Konferenzen, zu Eingaben an die Ministerien und den König und zu Vorstellungen bei dem französischen König Louis Philipp führte). Wie können mehr Kandidaten der Theologie für den Missionsdienst gewonnen werden? Wie ist eine innigere Verbindung zwischen den inländischen (deutschen) und den ausländischen (kontinentalen und englischen) Missionsgesellschaften herzustellen? 1847: In welcher Weise können die Missionshilfsvereine mehr zu einer unmittelbaren Teilnahme an der Missionsarbeit gelangen? Ist die Taufe elternloser Heidentinder im Alter von 4—12 Jahren zulässig? Dürfen die Heiden und Katechumenen der Feier des heiligen Abendmahls beiwohnen? 1849: Das gegenseitige Verhältnis der inneren und äußeren Mission (Hinrich Wichern hatte eben auf dem Wittenberger Kirchentage seinen gewaltigen Vortrag über die innere Mission gehalten und damit eine reichhaltige Anregung gegeben). Die gegenwärtigen Zeitverhältnisse in ihrem Einflusse auf die Betreibung des Missionswerkes (es war das Revolutionsjahr 1848 vorausgegangen). 1854: Die Art der Einrichtung der Missionskonferenzen und Missionsfeste mit Hinsicht auf die Vertiefung in den Missionsgeist. Das Verhältnis der Volks-

mission zu ihrer Aufgabe der Befehung der Einzelnen. Förderung der Reisepredigt durch die Missionsvereine. Im Jahre 1848 machte man eine Ausnahme; man berief an Stelle einer offenen Generalversammlung eine geschlossene Spezialversammlung von ernannten Vertretern der angeschlossenen Hilfsvereine, um sich mit ihnen über die Fortführung oder Aufgabe der indischen Mission zu beraten. Das Komitee hatte allerdings dabei das Bedenken, ob sie einer solchen Vertreterversammlung Beschlußfähigkeit einräumen und sich damit die Entscheidung über eine wichtige Frage aus der Hand nehmen lassen dürfe. Es entschloß sich trotzdem dazu und hatte die Genugtuung, daß die Versammlung dem Wunsche des Komitees zustimmte, daß die ostindische Mission wegen ihrer Unfruchtbarkeit und großen Kosten aufgegeben werden solle.

Schon im Jahre 1844 hatte sich die Generalversammlung der Berliner Missionsgesellschaft weiter zu dem Kerne einer Berliner Festwoche entwickelt: Am Dienstag nachmittag fand die Jahresfeier der Judenmission, am Abend die Generalversammlung der Berliner Mission statt; am Mittwoch nachmittag war deren Jahresfest, am Mittwoch, Donnerstag und Freitag vormittag fand eine sehr ausführliche Pastoralkonferenz statt, bei der die zahlreich anwesenden Geistlichen nach damaligem Brauch das Bedürfnis hatten, sich eingehend über die schwebenden kirchlichen und theologischen Fragen auszusprechen. Diese Festwoche ist ein halbes Jahrhundert lang ein Mittelpunkt des kirchlichen Lebens von Berlin gewesen. Nachdem in den ersten Jahrzehnten das Jahresfest in der Dreifaltigkeits- und der Parochialkirche gefeiert war, wurde es 1854 zum ersten Male in die Jakobikirche in der Nähe des Missionshauses verlegt, und ist dort lange heimatberechtigt gewesen.

„Berichte der Berliner Mission.“ Gestaltete sich die Jahresfeier zu einer wirksamen Darstellung des Missionsgedankens, so war doch daneben eine regelmäßige Berichterstattung erwünscht. Bis 1832 hatte die Gesellschaft nur einmal im Jahre einen Jahresbericht veröffentlicht, zum ersten Male 1824. Im Jahre 1833 nahm man den 1828 fallen gelassenen Plan einer Missionszeitschrift wieder auf; Gofßners eben gehaltene Jahresfestpredigt und der danach von Prediger Runze gehaltene Jahresbericht bildeten den Inhalt des ersten Hefes der neuen Zeitschrift, die zunächst als Vierteljahrschrift geplant war. Das Komiteemitglied Pastor Arndt übernahm die Schriftleitung. Schon von Januar 1835 ab verwandelte man das

Blatt in eine monatliche Zeitschrift, und es wurde Brauch, daß der Berufsarbeiter der Gesellschaft, also der „Direktor“ oder „Inspektor“ des Missionsseminars die Schriftleitung übernahm, durch dessen Hände alle von den Missionsfeldern einlaufenden Berichte gingen. Nur in der Zeit großer Schwierigkeiten mit Schüttge, dem „wegen Arbeitsüberlastung“ ein wichtiges Stück der Arbeit nach dem andern abgenommen werden mußte, trat vorübergehend für ihn Generalleutnant v. Gerlach ein (1842) mit dem kaum durchführbaren Plane, das Monatsblatt zu einer allgemeinen Missionszeitung auszugestalten. Neben den „Berichten“ gründete 1845 der Quedlinburger Pastor Wallmann in Verbindung mit seinem Freunde Ahlfeld (damals in Alsleben) und mit dem warmen Missionsfreunde, aber später zu den Amlutheranern übergegangenen Pastoren Besser (der Bibelstunden-Besser) und P. Feldner den „Missionsfreund“. Er war zunächst als ein monatlich zweimal erscheinendes Blatt geplant, dessen Nummern jedesmal in sich abgeschlossen sein sollten; geeignete Artikel sollten auch als Traktate gesondert verbreitet werden; in jedem Vierteljahr sollte einmal eine Übersicht über das gesamte Gebiet der Weltmission gegeben werden; der Jahrespreis wurde auf 10 Sgr. festgesetzt. Einige Mühe machte es, von dem Ministerium des Innern die Veröffentlichungserlaubnis zu erlangen. Wallmann ging schon 1848 nach Barmen und übertrug die Schriftleitung des Blattes an Ahlfeld. Aber auch dieser übernahm bald ein sehr arbeitsreiches Pfarramt in Leipzig und mußte deshalb die Schriftleitung abgeben. Unter diesen beiden ersten Herausgebern war der „Missionsfreund“ ein Schuß ins Schwarze, frisch, sachkundig, volkstümlich, — in jenen Jahren ein ungewöhnlich werbkräftiges Missionsblatt. Leider hielt sich die Zeitschrift nicht auf dieser Höhe. Eine Anzahl warmer, aber minder sachkundiger und volkstümlicher Missionsfreunde übernahmen zunächst einzelne Nummern zusammenzustellen, dann übernahm Domprediger Lange in Halberstadt die Schriftleitung. Einen großen Aufschwung erlebte der „Missionsfreund“ erst wieder, als Wallmann, inzwischen zum Missionsinspektor in Berlin berufen, ihn wieder in die Hand nahm.

Das Komitee trug sich auch sonst mit literarischen Plänen. Vom Oberlausitzer Hilfsverein war angeregt (1843), für die Wenden ein eigenes Missionsblatt in wendischer Sprache zu veröffentlichen; das Komitee war bereit, diesen Plan warm, auch mit Geldmitteln zu unterstützen, wenn nur die des Wendi-

schon kundigen Missionsfreunde die Durchführung übernehmen wollten. Im Jahre 1856 begann Rand. Pehmöller, damals Lehrer am Missionsseminare, die Veröffentlichung von Missionstraktaten. Unter dem gemeinsamen Titel „Geschichten aus der Heidenwelt“ sollte in jedem Monat ein Heft zu 24 Seiten für 1 Sgr. erscheinen. Auch den Gedanken erwog man schon damals, ob nicht für die Gebildeten geeignete Missionsliteratur beschafft werden könne; man nahm allerlei Pläne in Angriff, die aber alle schließlich nicht zur Reife kamen. Das 25 jährige Jubiläum der Gesellschaft 1849 regte zur Abfassung einer Geschichte dieses Vierteljahrhunderts an, zu der Missionssup. Stoll Materialien sammelte. Man verhandelte mit Domprediger Lange und anderen Pastoren wegen einer Geschichte des Missionshausbaues oder einzelner Stationen, wie des damals reich gesegneten Zoar-Amalienstein; man wollte einen Missionsatlas herausgeben u. a. Im Jahre 1846 veröffentlichte das Komitee aus der Feder des damals noch zu ihrem engsten Freundeskreise gehörenden, später zur altlutherischen Separation übergetretenen Pastor Besser die ausgezeichnete, volkstümliche Schrift über „Joh. Williams, den Apostel der Südsee“. Nach langen Vorbereitungen folgte 1852 ein Missionsgesangbuch mit 78 Liedern und einer Missionsliturgie, 3 Bogen stark, das zugleich als Anhang des Gesangbuches Nr. 53 der Traktatgesellschaft mit dem Titel „Dein Reich komme“ erschien. Man erwog auch bereits den Gedanken eines eigenen Verlags, stellte ihn aber vorläufig wieder zurück. Im Jahre 1856 veröffentlichte ohne Auftrag des Komitees Pastor Ziegler in Pleismar eine „Kurze Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft nebst der ihr zugehörigen Stationen in Südafrika“ (Naumburg, 1856).

Wie das Komitee zu seinen Hilfsvereinen stand, sprach es gelegentlich unbefangen in einem Schreiben an den Barmer Missionsinspektor Richter aus: es betrachtete dieselben als sein Eigentum; sie seien verpflichtet, entweder ihre ganze oder doch den größten Teil ihrer Einnahme an die Muttergesellschaft abzugeben (1837). Um so dringender lag ihm daran, das Band der Gemeinschaft mit denselben zu pflegen, und die diesbezüglichen Verhandlungen ziehen sich wie ein roter Faden durch die Beratungen des Komitees. Nicht nur, daß man ihre Vertreter zu den Jahresfesten einlud und ihnen dann in Berlin Freiquartier bei den Missionsfreunden verschaffte, auch bei dieser Gelegenheit, wenn irgend möglich, eine familiäre Zusammenkunft in der Wohnung des Präsidenten oder Vizepräsidenten ver-

anstaltete, man nahm auch in die Monatsberichte ausführliche Nachrichten über die Hilfsvereine auf, ja man korrespondierte immer wieder mit ihnen, ob sie ihre Jahresberichte und Gabenverzeichnisse separat oder in den Monatsberichten veröffentlichen wollten. Zugleich erwog man, wie etwa ihre Vorstände „integrierende Teile des Komitees werden könnten. Sie sollten von allem, was vorging, von allen Beschlüssen baldigst benachrichtigt werden; ihr Rat und ihre Zustimmung solle eingeholt werden. Das sei höchst billig, denn von ihnen kommen unsere Mittel.“ Könnten nicht die Hilfsvereine sich je ein Komiteemitglied zu ihren besonderen Vertrauensmann und Vertreter erwählen? Schon im Jahre 1838 erwog man, ob man nicht nach englischem Vorbilde von Zeit zu Zeit ein Mitglied des Komitees zum Besuch der Hilfsvereine aussenden solle. Mit Rücksicht auf die damals noch hohen Reisekosten hat man wenigstens die Pastoren unter den Komiteemitgliedern, ihre gelegentlichen Reisen in die Provinzen reichlich zu Besuchen der Vereine zu benutzen und war bereit, sie dazu auch aus der Missionskasse zu unterstützen. Dieser Plan verdichtete sich dahin, daß den Vereinen angeboten wurde, die Pastoren des Komitees um die Festpredigten bei ihren Jahresfeiern zu bitten, was diese umso bereitwilliger annahmen, als es sich um die bedeutendsten Berliner Kanzelredner handelte. Man versuchte es dann so einzurichten, daß die benachbarten Vereine ihre Jahresfeste in dieselben Wochen legten, um den in der Gegend anwesenden Komiteeherrn den Besuch mehrerer Feste zu ermöglichen. Manche Berliner Pastoren haben so als Mitglieder des Komitees mit großer Opferwilligkeit gedient. Allein sie waren eben überlastete Berliner Geistliche, die nur schwer abkommen konnten. Man hatte doch in den Provinzen missionslebendige Geistliche von hinreißender und erwedlicher Predigtgabe genug, konnte man sie nicht als Missionsreiseprediger gewinnen? Man hatte nicht gleich die Absicht, sie im Hauptamt und für Lebensstellungen zu gewinnen; man meinte, mit dem zuständigen Konsistorium vereinbaren zu können, daß sie auf einige Monate oder Wochen beurlaubt würden, wenn das Missionshaus derweilen für ausreichende Vertretung des Pfarramtes sorgte. Allein auch diese Verhandlungen zerشلugen sich. Wiederholt erwog man bei der Anstellung eines Gehilfen für den Seminarleiter, ob man nicht einen hervorragenden Prediger dafür gewinnen und ihm im Nebenamt die heimatliche Missionspflege übertragen solle. Nach dem Abgang von Insp. Bled 1850 unterhandelte man unter diesem Gesichtspunkt — neben der An-

stellung von Pastor Mühlmann als Seminarleiter — mit den Pastoren Brenneke, Görde = Jarben, Wallmann = Barmen, Ahlfeld = Leipzig, Klee = Harburg und cand. theol. Hahn! Aber diese Zwitterstellung lodte keine tüchtige Kraft. Im Jahre 1853 hatte man auf ein Jahr und länger den südafrikanischen Missionsuperintendenten Schultheiß in der Heimat, den man neben der Beratung des Komitees hauptsächlich zur Berichterstattung an die heimatliche Missionsgemeinde einberufen hatte. Der große Erfolg seiner Berichte machte aber den Wunsch nach einer dauernden Einrichtung nur um so lebendiger.

Im folgenden Jahre 1854 kam man auf einen glücklichen Ausweg. Angeregt durch den von Schlesien her befürworteten Gedanken, die tiefgreifenden, augenblicklichen Wirkungen von Generalkirchenvisitationen durch eine bald darauf folgende Reihe von Missionsgottesdiensten zu vertiefen, warb man je zwei reddebegabte und missionskundige Pastoren, während zwei oder drei Wochen nach einem wohlvorbereiteten Plan in einem Teile einer Provinz oder im Gebiete mehrerer Hilfsvereine eine Missionspredigtreise zu unternehmen, und zwar immer je zwei und zwei, um sich in Predigt und Bericht unterstützen zu können. Im Jahre 1854 reisten demnach vier Prediger, je zwei in Brandenburg und in Sachsen, die beiden Brandenburger hielten in 18 Tagen 70 Missionsgottesdienste; im Jahre 1855 reisten in vier Provinzen acht Geistliche. Diese Missionsreisepredigten bürgerten sich gut ein und sind ein wichtiges Mittel zur Belebung des heimatlichen Missionsinteresses geworden. Es lag nahe, für diesen Dienst auch die Missionszöglinge in den ältesten Jahrgängen heranzuziehen, zumal die Missionsgemeinde ein lebendiges Interesse daran hatte, ihre künftigen Missionare persönlich kennen zu lernen. Ein erster Versuch derart scheiterte. Posselt brachte 1839 von einem derartigen Missionsausflug nach Strausberg eine Magistratsverfügung mit, die angeblich auf Grund einer königlichen Verordnung den Missionszöglingen die Abhaltung von Missionsstunden unter Zugrundelegung eines Bibeltextes gegen Androhung polizeilicher Untersuchung verbot. Allein 1845 hatte man doch den Mut, bei dem Konsistorium um die Erlaubnis für die Missionszöglinge einzukommen, Missionsstunden mit Bibeltexten unter der Aufsicht des Missionsinspektors zu halten; und die Behörde genehmigte das unter der (selbstverständlichen) Voraussetzung, daß der zuständige Ortsgeistliche zustimme. Erst unter Mühl-

mann (1850—57) wurde von dieser Erlaubnis reichlicher Gebrauch gemacht. Damals (1855) wurde auch zum ersten Male neben dem Inspektor ein gleichgeordneter Coinspektor gewählt mit dem besonderen Auftrage, die Pflege des heimatischen Missionslebens zu übernehmen; leider vergriff man sich in der Wahl des streng konfessionell lutherischen Pastors Haag.

Kämpfe. Ehe wir die Missionspflege und Entwicklung des Missionslebens in den einzelnen Landesteilen darstellen, müssen wir unser Augenmerk auf zwei Punkte richten, die Rüdert'sche Missionsgesellschaft und die konfessionellen Kämpfe. Wir sahen, wie kurz vor des ehrwürdigen Greises Jänides Tode 1823 sein bis dahin in stiller Zurückgezogenheit betriebenes Seminar sich als „Berlinische Missionsgesellschaft“ konstituierte und die königliche Genehmigung erhielt, wie ein Kreis von sechs Herren meist aus dem Bürgerstande als Komitee dieser Gesellschaft zusammentrat, wie nach Jänides Tode König Friedrich Wilhelm III. den Wunsch ausgesprochen hatte, daß die Komitees der beiden Gesellschaften sich verschmelzen und daraus eine Gesellschaft machen möchten, wie daraufhin unser Komitee die Bereitwilligkeit aussprach, mit in das Komitee der „Berlinischen Missionsgesellschaft“ einzutreten, wie aber alle sechs Herren des letzteren in unser Komitee übertraten und nur Rüdert sich dagegen und gegen die Verschmelzung beider Gesellschaften weigerte, wie mithin auf der einen Seite unser Komitee durch die sechs Herren des Jänideschen Komitees verstärkt, andererseits Rüdert allein als Erbe der Jänideschen Tradition und als die „Berlinische Missionsgesellschaft“ in eigener Person weiterbestand. Rüdert hat das Jänidesche Institut noch 22 Jahre nach des Gründers Tode, man kann nur sagen, weitervegetieren lassen, und dies wenig bekannte Kapitel der deutschen Missionsgeschichte gehört zu ihren unerfreulichen Episoden. Wie gesagt, das Seminar bestand weiter, allerdings in allerbescheidenstem Umfang; es sind auch noch etwa ein halbes Duzend Missionare seit Jänides Tode aus ihm hervorgegangen: von den damals bereits in ihm befindlichen Zöglingen 1829 die beiden hervorragenden Pfadfinder in der Minahassa J. Fr. Riedel und J. Gottl. Schwarz, 1836 und 38, die ebendorthin ausgesandten Brüder R. Fr. Hermann (1836—51) und Mattern (1838—42); und 1834 Ruden für die Molukken. Wir hören auch gelegentlich von einigen Zöglingen, die erst in Jänides Institut waren und dann in andere deutsche oder außerdeutsche Missionschulen übersiedelten.

Jedenfalls war es eine sehr beschränkte Tätigkeit, gegen deren Solidität erhebliche Zweifel obwalteten. Dabei versuchte nun aber Mag. Rüdert eine umfangreiche Werbetätigkeit für seine „Berlinische Missionsgesellschaft“ und für das ehrwürdige Jänidesche Institut nicht nur in Berlin, sondern auch in den Provinzen und über Preußen hinaus zu entfalten. Es ist aus den Biographien Gofners*) und Rnaß**) hinreichend bekannt, was für eine zweideutige, unlautere, ränkesüchtige Persönlichkeit Rüdert war, und wie er diesen beiden Männern das Leben verbittert hat. Es genüge hier daran zu erinnern, wie er 1853 gegen Gust. Rnaß, seinen Spezialkollegen an derselben Kirche, in Verbindung mit zwei zweifelhaften Subjekten die Verleumdung sexueller Ausschweifungen und eines unehelichen Kindes in Kurs setzte, wie er nach dem Erweis der gänzlichen Haltlosigkeit dieser Anklage vom Konsistorium wegen Verleumdung seines Amtsbruders in Disziplinaruntersuchung genommen, verurteilt und amtsentsetzt wurde, und wie er dann am 13. März 1854 plötzlich starb. Dieser Mann mit seiner Scheinheiligkeit und seiner gesalbten Sprache Kanaans war zwei Jahrzehnte hindurch für unsere Missionsgesellschaft geradezu ein Pfahl im Fleisch, und die Stellung ihm gegenüber war für das Komitee um so schwieriger, da es an der angemessenen Verwendung der ihm zufließenden Missionsgelder erhebliche Zweifel hatte. War das zu ertragen, daß ein Scheinheiliger aus der heiligen Missionsache und dem Andenken seines ehrwürdigen Schwiegervaters eine Einnahmequelle für seine selbstsüchtigen Zwecke machte? Auf der anderen Seite, wie sollte dieser schändliche Mißbrauch nachgewiesen werden, außer durch eine peinliche gerichtliche Untersuchung mit höchst unsicherem Ausgange, welche die Missionsache schwer in Mißkredit bringen und weitgreifende Zweifel an der Verwendung der freiwillig für Reichsgotteszwecke an freie Vereine gespendeten Gaben erregen mußte! Und das in einer Zeit, wo ohnehin auch unsere Gesellschaft unter der Mißachtung der öffentlichen Meinung und unter dem Argwohn und dem Übelwollen der weltlichen und kirchlichen Behörden zu leiden hatte! Und doch konnte unser Komitee nicht wohl ganz schweigen, wenn es aus der Missionsgemeinde heraus, besonders von seinen eigenen Hilfsvereinen und von den an Rüdert irre werdenden Hilfsvereinen der „Berlinischen Missionsgesellschaft“ um Auskunft angegangen wurde. Dabei waren

*) Dalton, Joh. Evang. Gofner, 418 ff.

**) Wangemann, Gust. Rnaß, 257 ff.

Irrtümer und Verwechslungen zumal bei den Gabensendungen, und überhaupt bei dem Verhältnis entweder zu der „Berlinischen Missionsgesellschaft“ oder zu der „Gesellschaft zur Beförderung der evang. Missionen unter den Heiden“, die sich auch abgekürzt die „Berliner Missionsgesellschaft“ nannte, kaum zu vermeiden und auch durch Aufklärungen nicht zu beseitigen, zumal hinter unserer Gesellschaft kein Name und keine Persönlichkeit von so unbestrittenem Lichtglanze stand wie hinter Rüdert der ehrwürdige Vater Jänide, sein Schwiegervater. Einmal drohte Rüdert mit den Gerichten, wenn unsere Gesellschaft nicht sofort eingegangene Gelder herausgebe, auf die er glaubte Anspruch erheben zu können. Wiederholt veröffentlichte er in seinen „Hirtenstimmen“ und anderweitig Werberufe für seine Mission mit großem Rühmen seiner Verdienste und hämischen Seitenblicken und Anschuldigungen gegen unsere Gesellschaft. Am peinlichsten war es, als 1839 das Königl. Ministerium „auf Grund einer Kabinettsordre vom 3. Jan. 1837“ unsere sämtlichen Hilfsvereine in Berlin aufhob. Das Komitee erhob Widerspruch und erklärte, die Verfügung müsse auf einem Mißverständnis beruhen; die Behörde möge die betreffende Verfügung freundlichst vorlegen. Da kam es heraus, daß sich die bezügliche Kabinettsordre auf die Rüdertschen Hilfsvereine in Berlin bezog; aber die Frage des Weiterbestandes unserer Hilfsvereine solle in neue Erwägungen gezogen werden, nachdem unsere Gesellschaft über sie einen erschöpfenden Bericht vorgelegt habe, von dessen Ergebnis die Entscheidung abhängig gemacht werde. Als dieser Bericht vorgelegt war, erhob das Ministerium die weitere Forderung, daß wenigstens die Anerkennung jedes sich in Zukunft anschließenden Hilfsvereins von seiner Genehmigung abhängig gemacht werde. Das aber lehnte das Komitee ab, da ihm allein die Bestätigung von Hilfsvereinen zustehe. Es war eine Erleichterung für unser Komitee, als zu Anfang 1849 das Ministerium die Rüdertsche Missionsanstalt aufhob. Es lag dem Komitee nunmehr nur noch ob, den kleinen Freundeskreis, der bis zuletzt an dem absterbenden Institut festgehalten hatte, zu sich herüber zu ziehen und dadurch in der Missionsliebe zu erhalten.

Den Bericht über die Stellung unserer Gesellschaft in den konfessionellen Kämpfen in dem kirchenpolitisch bewegten Vierteljahrhundert 1830—1856 müssen wir zum besseren Verständnis in einen etwas größeren Rahmen einspannen. Man vergegenwärtige sich die allgemeine Lage. In den Kirchenbehörden, in den Kreisen der

Generalsuperintendenten und Superintendenten, bei weitaus der Mehrzahl der Geistlichen und in den breiten Schichten der Gemeinden herrschten noch ungebrochen die allgemeine Strömung der Aufklärung und die theologische Schule des Rationalismus, die sich mit der Zeitbildung und dem Lichte der Vernunft gleichsetzten. Und diese öffentliche Meinung suchte sich in ihrem Besitzstande zu behaupten. In den unteren Schichten reagierte und protestierte sie gegen den „Fanatismus“ der „Müder“ und „Pietisten“ mit Volksaufläufen, persönlichen Belästigungen und polizeilichen Schikanen, in den oberen Kreisen der Pfarrer, Superintendenten und Konsistorien mit den Mitteln hochmütiger Geringschätzung und kirchenregimentlicher Einengung.*) Daneben ging, ganz anders orientiert und vielfach von entgegengesetzten Interessen geleitet, die innerpolitische Reaktion her, die von dem Freiheitsdrange der französischen Revolution gründlich abgeschreckt, in jeder freiheitlichen Regung, darum auch in jeder tatkräftigen Vereinsbildung eine Gefahr für die Ruhe und den Bestand des Vaterlandes erblickte und sie ebenso im bürgerlichen und akademischen, wie im kirchlichen Leben mit Polizei und Verordnungen unterdrückte. Unglücklicherweise griff als ein dritter Faktor die von dem frommen und wohlmeinenden Könige Friedrich Wilhelm III. betriebene Union ein, die 1817 das Reformationsjubiläum benutzte, um die im Interesse der Hohenzollerschen Hauspolitik dringend erwünschte Verschmelzung zwischen dem reformierten Herrscherhause und der überwiegend lutherischen Bevölkerung herbeizuführen, und die 1824 durch die hauptsächlich von dem Könige selbst ausgearbeitete und zusammengestellte, größtenteils wirklich gute Agende dies Unionswerk krönen wollte. Die allgemeine Annahme dieser Agende sollte das Siegel des kirchlichen Friedens sein; darauf wurde deshalb ein starker Druck ausgeübt. Auf der anderen Seite regte sich in den verschiedensten Teilen des Landes die religiöse Erweckungsbewegung und schuf ein selbstbewusstes und zu froher Tat drängendes Christentum. Dies neue religiöse Leben hatte überwiegend zunächst einen individualistischen, auf das Heil der eigenen Seele bedachten Zug. Es schwelgte gefühlig in der Liebe zu dem Seelenheilande und seiner mystisch empfundenen Nähe; es fühlte sich zu den Brüdern gleichen Glaubens ohne Ansehen der gesellschaftlichen Stellung und der Bildung hingezogen. Allein es ging weiterhin neubelebend und be-

*) „Mystizismus“ nannten die älteren Pfarrer z. B. des jungen Büchsel Pietismus (vergl. Büchsel „Landpfarrer“).

fruchtend in verschiedenen Richtungen auseinander. Einerseits suchte es in Schleiermacher und seiner Schule, später in der daran anknüpfenden „Deutschen Theologie“ den Gesamtumfang der Zeitkultur, der religiösen Bildung und der Theologie zu umfassen, zu vertiefen und nezugestalten; es führte so eine Wiedergeburt der deutschen theologischen Wissenschaft herbei. Andererseits erfaßte die Erweckung die Aufgaben des Pfarramtes und des kirchlichen Gemeindelebens neu, suchte unter der zündenden Predigt von Sünde und Gnade die schlafenden Gewissen aufzurütteln und an die Stelle toter Kirchlichkeit ein bewußtes, persönliches, in der Gnade und in der Heiligung wandelndes Christentum zu setzen und die vielfach grobe Verweltlichung auch des dörflichen Lebens mit Unzucht, Trunksucht und Spiel durch die Kräfte des heiligen Geistes zu überwinden. Auf der dritten Seite suchten die ihres Glaubens frohen Kreise sich in Konventikeln und Stunden zusammenzuschließen, sich in reichlichem Studium der heiligen Schrift und bewährter Erbauungsbücher, aber auch in freier Rede der Erweckten über ihre religiösen Erfahrungen und geistlichen Erkenntnisse, in fleißigem Gebet und Singen des evangelischen Liederschazes zu erbauen. Diese private Seelen- und Gemeinschaftspflege trieben sie umso intensiver, wenn die Geistlichen als Rationalisten oder aus Gleichgültigkeit und Unverstand sie mißachteten oder verfolgten.

Diese frischen, frohen Regungen eines neuen Geistesfrühlings hatten nun entweder die Neigung, sich auf das religiöse Erbe der Väter im lutherischen Glauben und Bekenntnis zu besinnen; sie erlebten darin aufs neue die klarste und wahrste Ausprägung der Bibelwahrheit. So mündeten sie in dem konfessionellen Fahrwasser. Oder das Schwelgen in eigenen religiösen Erfahrungen und Erlebnissen, in mystischen Schauungen und seligen Ekstasen brachte sie in Berührung mit schwärmerischen Bewegungen früherer Jahrhunderte, etwa auch mit quäkerischen, baptistischen und methodistischen Richtungen der englischen Kirche, obgleich die Lebenszusammenhänge zwischen dem englischen kirchlichen Leben und den uns hier beschäftigenden Lebensregungen im nördlichen und nordöstlichen Deutschland gering waren. Es lag hier anders als im Wuppertal und in den Basler Christlichen Kreisen. Auch die außerkirchlichen und antikirchlichen Bestrebungen wurzelten im deutschen Boden und in der eigenen religiösen Erfahrung. Nun vergegenwärtigte man sich, daß diese Lebensregungen naturgemäß

früher oder später in einen mehr oder weniger scharfen Gegensatz gegen die drei vorher charakterisierten, das öffentliche Leben beherrschenden Richtungen hineingetrieben wurden: gegen den Rationalismus, in welchem sie den Todfeind der wahren Religion sahen, und gegen den der Kampf auf der ganzen Linie aufgenommen wurde: Hengstenberg und seine „Evangelische Kirchenzeitung“, Neander, Tholud und andere Theologen mit ihrer wissenschaftlichen Forschung, Schleiermacher und seine Schule mit ihrer Wiedergeburt des religiösen Genius, aber auch die Laien und Bauern in deren Konventikeln waren in diesem siegesfrohen Gegensatz einig. Wenn die staatliche Reaktion alle Freiheitsregungen verfolgte und mit demselben Argwohn wie gegen Burschenschaftler und „Demokraten“, auch gegen die „Stunden“ und Konventikel der Erweckten zu Felde zog, so unterschätzte und verkannte sie eben die Lebenskraft dieses inwendigen Heiligtums. Sie übersah, daß sie mit ihren polizeilichen Skizzen und Drangsaliierungen die ihres Heils gewissen und ihres Glaubens frohen Christen nur der Separation, der Sektiererei und Schwärmerei, der Abkehr von dem Staate und der Kirche als dem Babel in die Arme trieb. Endlich, wenn der König von Preußen als summus episcopus die Verschmelzung des Luthertums und des reformierten Typus erzwingen wollte, so hatte er es sich selbst zuzuschreiben, wenn nicht nur von den außerpreussischen, konfessionell lutherischen Landeskirchen her, sondern auch aus dem eigenen, wieder erwachten konfessionellen Bewußtsein sich eine starke oppositionelle Schutzbewegung für das bedrohte Palladium geltend machte. Die hiermit unvermeidlich gegebenen kirchlichen Auseinandersetzungen und Kämpfe sind für die Entwicklung des kirchlichen Bewußtseins und Lebens im 19. Jahrhundert von entscheidender Bedeutung geworden, nicht in erster Linie, weil sie zu allerlei vorübergehenden sektiererischen Absonderungen, zu Austritten aus der Landeskirche, zur Bildung der altlutherischen Kirche u. dgl. geführt haben. Diese Absplittierungen waren zu verschmerzen. Viel wichtiger war, daß sich in den kirchlichen Kreisen ein kirchlicher Selbständigkeitsgeist und ein Pflichtbewußtsein entwickelte, das nicht mehr in dem Strome des allgemeinen staatlichen und kirchlichen Geistes segelte, sondern in dem Kampfe gegen die herrschenden Gewalten in Staat, Kirche und Wissenschaft ihr Lebensgesetz und ihre Lebensaufgabe erkannte und mit allem schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit aus Gewissenhaftigkeit durchführte.

Auch die junge Missionsbewegung wurde in diese verwickelten und vielgestaltigen Kämpfe auf mannigfaltige Weise hineingezogen, am wenigsten in die theologische Auseinandersetzung mit dem Rationalismus; da kam eben nur in Betracht, daß vielfach ihre treuesten Freunde, wie Tholuck, Hengstenberg, Stahl u. a. die Rufer in diesem Streite waren. Aber das war ja gerade charakteristisch für jene neue Zeit, daß das neu erweckte Glaubensleben selten, wie die vielleicht deshalb so schnell auf sektiererische Abwege geratene Belowsche Erweckungsbewegung auf Seehof in Hinterpommern*), sich nur mit der intensiven Pflege des eigenen religiösen Lebens begnügte, sondern zur frohen Tat, zur Mitarbeit im Reiche Gottes drängte. Und da die innere Mission mit ihren vielseitigen Programmen und ihren die Gewissen bindenden Aufgaben erst mit Joh. Hinr. Wicherns gewaltiger Rede auf dem Wittenberger Kirchentage 1848 in den Vordergrund rückte, so war die Heidenmission die erste Liebe der Erweckungsbewegung. Sie hatte das Erstgeburtsrecht unter den geistlichen Kindern der kirchlichen Neubelebung im 19. Jahrhundert. Gerade weil es sich in ihr um eine zweifellos in der Bibel wurzelnde und auf unmißverständliche Aufträge des auferstandenen Herrn aufgebaute Reichsgottesarbeit handelte, und weil hier die selbstlose Liebe, die echteste Ausprägung des christlichen Geistes, Triumphe feierte, bildete sie den Kristallisationspunkt des neuen geistlichen Lebens. Es kam noch zweierlei hinzu, dessen Wert nicht zu unterschätzen ist. Die Mission forderte stete Arbeit und engen Zusammenschluß, denn hier handelte es sich nicht um einmalige Gaben in der Begeisterung einer gehobenen Stunde, sondern um die planmäßige und wachsende Unterstützung einer beständig beträchtlicher Mittel bedürftigen Arbeit. Das Missionsleben mußte also gewissenhaft und stetig gepflegt werden. Die sonntägliche Predigt und die außerkirchlichen Erbauungsstunden bekamen neben den allgemeinen religiös-sittlichen Aufgaben und neben der Einschau in das eigene Leben eine gesunde Ablenkung und Kraftanspannung in der pflichtmäßigen Mitarbeit an der Mission. Speziell die „Stunden“ erhielten dadurch in den Berichten von den Missionsfeldern und den wichtigen, schwere Entscheidungen heischenden Fragen einen neuen, reichen Inhalt.

*) Wangemann in dem Ergänzungsbande zu seinen „Sieben Büchern preussischer Kirchengeschichte“ mit dem Sondertitel: „Geistliches Regen und Ringen am Ostseefstrande“. Berlin 1861.

Und es gelang der Missionsbewegung, eine neue, glückliche kirchliche Form zu schaffen, das Missionsfest. Wir meinen damit nicht die in dem üblichen feststehenden Rahmen der kirchlichen Überlieferung eingefügte Form mit „Gesang, Gebet, Predigt und Kollekte“, wie es in der Kabinettsordre zur Genehmigung des ersten Jahresfestes der Berliner Mission 1831 heißt, sondern das Missionsfest als freies religiöses Volksfest. Sein Stammland ist wohl Pommern, seine Wiege Wusterwitz, sein Vater Gustav Rnaß. Nach einigen Vorgängen in Jassow und Triglaff fand das erste Volksmissionsfest 1833 in Gramenz statt; 1835 feierte Rnaß zum ersten Male in Wusterwitz. Und nun läßt es sich verfolgen, wie die andern großen, alljährlich gefeierten Missionsfeste in Jarben (1839), Gühlaffshagen, Neumedenburg, Pflugrade, Beiersdorf und Zühlsdorf (1842) sich an diesem Feuer entzündet und an diesem Beispiel gebildet haben. Das Missionsfest ist uns eine so selbstverständliche Form des kirchlichen Lebens geworden, daß wir leicht vergessen, wie jung es ist, und daß es in Norddeutschland recht eigentlich ein Kind der Erweckungsbewegung ist. Wir meinen den Rahmen, wo neben reichlicher, erwecklicher Predigt im Gotteshause im Freien unter grünen Bäumen frisch und fröhlich von der Mission erzählt wird, die Bekehrung der Heiden Vorbild und Ansporn der eigenen Bekehrung ist und die großen Gegensätze in der Heidenwelt von Nacht und Morgen, Finsternis und Licht, Tod und Leben, Sünde und Gnade an lauter konkreten Beispielen zum Muster für die Erfahrungen und Erfordernisse des eigenen Lebens gewonnen werden. Nebenbei wird reichlich und freudig Gastfreundschaft geübt, und frohe, frische kirchliche Weisen bereichern den Viederschlag und das religiöse Leben.

Der Kampf um die freie Entwicklung des Missionslebens ist in verschiedenen Formen und Phasen verlaufen; wir müssen hernach noch territorial darauf eingehen. Hier heben wir nur zwei Formen und Phasen heraus. Hatten die Missionsvereine das Recht, in den Kirchen oder in Sälen und Privathäusern Missionsstunden abzuhalten und Missionsfeste etwa als Jahresfeiern zu veranstalten? Die Kirchenbehörden beantworteten schon vorher, wie wir sehen werden, diese Frage verschieden. Das Komitee hatte 1833 an das Ministerium ein allgemeines Gesuch gerichtet, kirchliche Missionsstunden zu gestatten; allein das war abschläglich beschieden. *) Gleich-

*) Aber die Abhaltung einer Jahresfeier war, wie gesagt, auch den Hilfsvereinen durch eine Kabinettsordre vom April 1833 gestattet.

zeitig war im Frühjahr 1834 ein allgemeiner Ministerialerlaß veröffentlicht, mit dem die Regierung jedes Konventikelwesen, Stunden, private Erbauungsversammlungen u. dgl. verbot. Man erinnere sich, daß 1830 die preußische Kirchenverwaltung die Jubelfeier der Augsburgischen Konfession zum Anlaß benutzt hatte, um einheitlich im ganzen Lande die neue Agende einzuführen. Daran hatten sich die Kämpfe der altlutherischen Separation entzündet. Der fromme König Friedrich Wilhelm III. hatte im Frühjahr 1834 in einer Kabinettsordre, wie er meinte, das denkbar weiteste Entgegenkommen bewiesen. Weder von den Lutheranern, noch von den Reformierten wurde Aufgabe ihres Bekenntnisstandes verlangt; die alten konfessionellen Grenzen sollten gewissenhaft beachtet werden. Aber innerhalb derselben sollten Lutheraner und Reformierte in den äußeren Formen der Kirchenverwaltung und des kirchlichen Lebens mit einander in Frieden leben, und die gemeinsame Kirchen- und Gottesdienstordnung sollte den Rahmen dazu bieten. Nachdem nun aber der König ein so weites Entgegenkommen bewiesen, glaubte er auch rücksichtslos durchgreifen zu sollen. Der Konventikelerlaß war das Signal dazu. Es begann jenes bedauerliche Jahrzehnt 1834 bis 1845 (bis zur Veröffentlichung der GeneralkonzeSSION an die Altlutheraner), ein Jahrzehnt kleinlicher polizeilicher Verfolgungen, das fast mit einem Bankrott der offiziellen preußischen Kirchenpolitik endete. Jener Erlaß, ein Schwertstreich, der die altlutherische Separation im Keim ersticken sollte, konnte auch das Missionsleben tödlich treffen. Man mußte indes abwarten, wie die Verfügung würde angewandt werden, und sich vorsichtig zurückhalten. Soviel Beunruhigung deshalb auch in den Kreisen der Hilfsvereine hervorgerufen wurde, und mit so viel Anfragen und Bitten um Aufhebung der Verfügung das Komitee bestürmt wurde, es beschloß abzuwarten, bis zum ersten Male Missionsstunden auf Grund der Verfügung verboten wurden, und die Hilfsvereine zu bitten, daß sie bis dahin ruhig an ihrer gewohnten Arbeit festhielten. Als 1838 die bisher jeden Mittwoch Abend im Saale der Brüdergemeinde abgehaltenen Bibeltunden in den neuen Missionshaussaal verlegt wurden, begnügte man sich, dem Konsistorium eine amtliche Mitteilung zu machen. In den Jahren 1841—42 stellten sich sowohl in Schlesien (Schreiberhau) wie in Brandenburg (Neuruppin) Schwierigkeiten ein, für Missionsfeiern den Gebrauch von Kirchen zu erlangen; das Komitee bemühte sich zumal betr. Schreiberhau ernstlich, jedoch ver-

geblüch, und riet den Missionsfreunden in der Grafschaft Ruppın, ihre Bedenken gegen die Abhaltung von Missionsfeiern in außerkirchlichen Sälen, „Konventikellokalen“, wie es die Ruppiner Geistlichen nannten, zu überwinden. Erst 1843 kam aus Westpreußen (Thorn) die Nachricht, daß auf Grund der wieder bekannt gemachten Kabinetttsordre von 1843 die Missionsstunden verboten seien; nun aber waren die Verhältnisse schon so anders geworden, daß sich das Komitee mit einer dringenden Vorstellung an das Ministerium wenden konnte, warum es denn diese veraltete Verfügung wieder hervorgeholt habe. Dieser Sturm war also ohne Schaden vorübergegangen.

In der Bekenntnisfrage hatte die Berliner Missionsgesellschaft gleich in ihrem grundlegenden Statut 1824 die Überzeugung ausgesprochen, „daß das brüderliche Zusammenwirken evangelischer Christen aller Konfessionen, welche das Wort der Wahrheit schriftgemäß ohne menschlichen Beisatz und ohne Zwist über unwesentliche Meinungsverschiedenheiten verkündigt haben, dem Christentum vielen fruchtbaren Boden unter den heidnischen Völkern abgewonnen hat“. Es haben deshalb sowohl im Komitee wie in den Hilfsvereinen von Anfang an Lutheraner und Reformierte friedlich und einträchtig nebeneinander gearbeitet. Dabei stellte sich aber doch das Bedürfnis heraus, für den Unterricht im Missionsseminar und für das amtliche Wirken der Missionare als einheitliche Norm das lutherische Bekenntnis festzuhalten. Schon den ersten im Jahre 1833 ausgesandten Missionaren wurde eine lutherische Kirchenordnung als Norm für ihre Amtsverwaltung mitgegeben; im Jahresbericht 1834 wurde mitgeteilt, daß „im Missionsseminar die christliche Glaubenslehre mit Zugrundelegung der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche gelehrt wird“. Demnach ordnete auch der Ministerialerlaß vom 19. Januar 1842, welcher die Prüfung und Ordination der Zöglinge durch das Königliche Konsistorium regelte, an, daß in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre auf Grund der augsburgischen Konfession geprüft werden solle. Demnach sagte auch die „Anweisung“ der Missionare für ihr amtliches Wirken in Südafrika vom Jahre 1859: „Alle eure Verkündigung hat sich zu gründen auf die heilige Schrift, und wir verpflichten euch auf die Lehre des alten und neuen Testaments nach dem Bekenntnis der lutherischen Kirche, namentlich nach der unveränderten Augsburgischen Konfession und dem Katechismus Luthers, daß ihr nach derselben das Evangelium lauter, rein und vollständig lehrt und alles einrichtet als

nach der einzigen Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens.“ Die Mission war also in ihrem Freundeskreise unierte, in ihrer Arbeit aber folgerichtig lutherisch und wollte als lutherische gelten. Auf eine Anfrage des Belziger Hilfsvereins 1854 konnte man daher ruhig antworten, daß „die Betätigung des lutherisch-kirchlichen Charakters unserer Mission in den von dem Komitee festgehaltenen Grenzen der Gründung und Entwicklung der Anstalt völlig entspreche und den Freunden wahrer Union zu begründeten Besorgnissen keinerlei Anlaß gewährt“.

Allein bei dieser Doppelstellung mit einer heimatlichen Basis in beiden Lagern einerseits und einer nur lutherischen Ausprägung der Arbeit andererseits ließen sich gewisse Schwankungen kaum vermeiden, auch nicht, daß in der Hitze der konfessionellen Kämpfe in diesem Vierteljahrhundert die Gesellschaft stark nach der konfessionell lutherischen Seite hinübergedrängt wurde. Als 1843 für Schüttge ein Nachfolger im Inspektorat gesucht wurde, hatte, wie wir berichteten, das Komitee kein Bedenken, fast einstimmig den von dem reformierten Hofprediger Sneathlage vorgeschlagenen Reformierten Nees von Eisenbach zu wählen und den späteren Missionsinspektor Wallmann „wegen seines schroffen Exklusivismus im Lutheranismus“ abzulehnen. Zum Glück kam es doch zur Berufung des Reformierten gerade zum Leiter des Missionsseminars nicht. Der (alte) Breslauer Hilfsverein teilte 1835 durch eine Denkschrift nach Berlin mit, daß er die zu seiner Verfügung eingehenden Gelder ausschließlich an lutherische Missionen schicken werde, seine maßgebenden Mitglieder waren eben zu den Altlutheranern übergegangen; mit diesem Verein wurde das Band der Gemeinschaft aufgehoben, Statuten und Siegel zurückgefordert. Dem Wolliner Hilfsverein wurde auf seine Anfrage 1839, „in welchem Sinne und Umfange den Grundsätzen der in unserer Landeskirche ‚versuchten‘ Union in den Instruktionen für unsere Missionare eine Geltung beigelegt werde?“ geantwortet, daß das Komitee bei allem Festhalten an den Bekenntnisschriften kein Bedenken tragen würde, auch geeignete Missionare reformierten Bekenntnisses auszusenden. Als später (1851) fast gleichzeitig aus Potsdam, Magdeburg, Beeskow und Ostfriesland peinliche Anfragen wegen der konfessionellen Haltung kamen, betonte man wiederholt die vorher skizzierte Doppelstellung der Gesellschaft, war dabei aber doch geneigt, die Frage nach der eventuellen Aussendung eines reformierten Missionars dahin einzuschränken, daß man einen solchen

zwar auszusenden in Erwägung ziehen, ihn aber nicht auf das nur mit Lutheranern besetzte südafrikanische Missionsfeld senden werde. Obgleich man schließlich diese Antwort nicht absandte, kündigte die Ostfriesische Missionsgesellschaft die fernere Unterstützung wegen dieser konfessionellen Stellungnahme.

Ganz unerwartet kam es im Jahre 1856 zu einer konfessionellen Krisis im Komitee.*) Im Sommer 1855 war als koordinierter zweiter Inspektor der in Baden wegen seines lutherischen Bekenntnisses abgesetzte Pastor Haag in Ispringe gewählt und mit der heimatlichen Missionspflege betraut. Mit ihm zog ein entschieden konfessioneller Geist in das Missionshaus ein, und er hatte Anhalt an dem immer stärker nach der lutherisch-konfessionellen Seite entwickelten damaligen Präsidenten Dr. Göschel. Die neue Richtung trat zum ersten Male bei einem fast zufälligen Anlaß hervor. Bei der Ordination des Missionars Illing war durch ein Versehen die Verpflichtung auf das Bekenntnis nur in ganz farblos-er Form erfolgt, in seine Vokation war deshalb, um dies Versehen wieder gut zu machen, sogar eine ausdrückliche Verpflichtung auf die Konkordienformel aufgenommen. Das Komitee hatte das zwar in diesem Falle nachträglich gebilligt, aber erklärt, daß es nicht Regel werden solle. Gegen diesen Beschluß hatte Präsident Göschel in einem Separatvotum Widerspruch erhoben: „Wäre die Konkordienformel nicht in die letzte Vokation aufgenommen worden, und wäre sie nicht schon seit 1833 zur Anleitung der Missionare vorgezeichnet worden, so würde es weniger bedenklich sein, zur Zeit von dem ganzen Konkordienbuche der Lutherischen Kirche zu abstrahieren . . . Aber wie die Sachen liegen, würde die Zurüdnahme eine Verleugnung sein, die ich nur durch öffentliche Lossagung von mir abwenden kann.“ Und Inspektor Haag hatte dies Sondervotum noch durch extreme Ausführungen unterstrichen. Trotzdem war es für das Komitee und den Freundeskreis der Gesellschaft eine peinliche Überraschung, als einige Monate später unvermutet und unvermittelt die Zöglinge Quehl, Binde und Jakobsohn und der Aspirant Beier und mit ihnen

*) Im Jahre 1835 hatte bereits einmal ein Missionszögling dem Komitee altlutherische Bedenken vorgetragen; er könne sich nicht in der unierten Kirche ordinieren lassen und in der Heidenwelt nicht mit einem reformierten Missionar zusammenarbeiten. Ihm hatte das Komitee kurzer Hand geantwortet, „solche Heißsporne könnten nicht von unserer Gesellschaft ausgesandt und unterhalten werden.“

der kaum ein Jahr im Missionshause weilende, an dem Unterricht der Zöglinge wenig beteiligte Inspektor Haag aus dem Missionshause aus, und zu den Amlutheranern übertraten. Auch die drei Zöglinge Hoffmann, Merensky und Braun hatten wegen ihres Bleibens geschwankt, hatten aber von dem geplanten Austritt in letzter Stunde abgestanden, weil sie das Vertrauen hatten, „daß das Komitee die Mission als lutherische erhalten werde“. Es handelte sich schwerlich um eine langsam zur Reife gekommene Entwicklung, sondern um eine durch die unkluge Wahl des Fanatikers Haag in das Missionshaus veranlaßte Entgleisung, die durch den Rückhalt an den Präsidenten bedenklich wurde.

In den einzelnen Landesteilen des östlichen Preußen hat die Mission in diesem Zeitraum in sehr verschiedenem Grade extensiv und intensiv Boden gewonnen. Sie war im allgemeinen auf die im Kampfe mit dem absterbenden Rationalismus vorwärts drängende kirchlich positive Richtung beschränkt. Insofern diese aber in der Mitte des Jahrhunderts zur Herrschaft gelangt war, trat auch die Mission aus ihrer Aschenbrödel-Stellung in den Kreisen der Stillen im Lande und der „Müder“ oder „Mystiker“ unter den Pastoren heraus. Aber das bahnte sich erst sehr allmählich an. In Berlin, als dem Sitze der Gesellschaft, hielt sich das Komitee besonders zu einer umfänglichen Missionspflege verpflichtet, machte aber schon damals die Erfahrung, daß der geistliche Boden der Residenz unfruchtbar und ungünstig ist, und daß es nach kurzen, hoffnungsvollen Anläufen immer wieder Rückschläge und Stillstände gab. Von Freunden meist Kleinbürgerlichen Standes wurden in verschiedenen Teilen der Stadt Hilfsvereine gegründet; so 1828 ein Missionshilfsverein der Frauen und Jungfrauen, 1833 ein Verein in der Frankfurter Straße, 1837 ein solcher in der Blumenstraße. Allein ihre Pflege machte so große Schwierigkeiten, daß das Komitee überlegte, ob sie nicht an die Parochien angeschlossen und damit der regelmäßigen Fürsorge der zuständigen Pfarrer übergeben werden sollten, was sich aber nicht durchführen ließ. Eine rührige Tätigkeit entfaltete der Berliner Hilfsverein der Frauen und Jungfrauen unter dem Vorsitz erst von Frä. Amalie v. Stein, dann der Gräfin Schlieffen, dann der Frau Prof. Julius Stahl; er stellte zum großen Teile die Ausrüstung der ausgesandten Missionare her. Der akademische Missionsverein an der Universität, der es gleich im ersten Jahr auf 52 Mitglieder und eine Einnahme von 155 Talern 12 Sgr. brachte, wurde 1830 durch eine Ministerialverfügung wieder

aufgehoben. Die theologische Fakultät erhob gegen diese Aufhebung Widerspruch, wurde aber abschlägig beschieden. Das Komitee richtete darauf ein Immediatgesuch an den König, und dieser forderte daraufhin das Ministerium auf, entweder den Verein wieder zu gestatten, oder die Gründe der Aufhebung darzulegen. Das Ministerium Altenstein verhartete aber bei seiner Ablehnung. Selbständige Lebensregungen in der Studentenwelt galten ihm als zu bedenklich!

Von besonders anregender Kraft waren für Berlin die seit 1831 regelmäßig gehaltenen Jahresfeste der Gesellschaft, zumal wenn sie mit der Ausendung von jungen Missionaren verbunden waren. Die Abordnung der ersten fünf Sendboten nach Südafrika 1833, der beiden Theologen Pehmöller und Schultheiß 1837, und der drei ersten Missionare für Indien 1842 machten einen außerordentlich tiefen Eindruck. Das Komitee plante, in möglichst vielen Kirchen Berlins regelmäßige Missionsstunden einzurichten, zumal diejenigen im Missionshaussaale zu Zeiten (um 1842) sich so füllten, daß der Saal nicht ausreichte. Aber als zur Ausführung geschritten werden sollte, scheute man vor den erheblichen Kosten der Heizung im Winter zurück und begnügte sich nur mit Missionsstunden in der Dreifaltigkeitskirche. Ein weiteres Lebenszentrum entstand seit der Berufung des Komiteemitgliedes Superint., später Generalsuperint. Büchsel an die Matthäuskirche (1848), der dort ein frisches Missionsleben hervorrief und pflegte. Erfreulich war die Teilnahme der königlichen Familie an den Missionsbestrebungen; die Mitglieder derselben ebenso wie mehrere Minister dankten in der Regel freundlich für den übersandten Jahresbericht. Der König hatte 1820 auf den Vortrag des Ministers v. Altenstein einen regelmäßigen Missionsbeitrag von 500 Talern gestiftet; dieser wurde zunächst an Jänides Anstalt bezahlt, seit 1841 aber unserer Gesellschaft überwiesen, allerdings zunächst auf einige Jahre gesperrt, aber 1844 nachträglich mit Zinsen in der erfreulichen Höhe von 3312 Talern ausgezahlt. In dem Revolutionsjahre 1848 wurde der Betrag von dem Ministerium Ladenberg suspendiert, aber 1852 durch den König wieder bewilligt und mit 1700 Talern nachgezahlt. Dieser Beitrag lief seitdem weiter, bis er 1869 vom Landtage aufgehoben wurde. Daneben pflegte König Friedrich Wilhelm IV. seit 1841 aus seiner Schatulle einen Jahresbeitrag von 100 Talern zu zahlen.*)

*) Allerdings ist auffällig, daß dieser für die Ausbreitung des Reiches Gottes lebhaft interessierte, fromme König, der das Bistum in Jerusalem

In der Provinz Brandenburg waren hin und her theils von dem Halle'schen Waisenhaus, theils von der Brüdergemeine und ihren Diasporapflegern, theils von der Jänic'schen Missionsschule Anregungen ausgegangen. Schon 1828 entstanden die ersten Hilfsvereine in Potsdam, wo der von Pastor Bernhardi treu gepflegte Männer- und Jünglingsverein das Rückgrat bildete, in der Grafschaft Ruppin, wo sich die Gutsbesitzerfamilie v. Quast in Radensleben der Missionsache annahm, in Müncheberg, wo der Gerichtsaktuar Hildebrand die Gesinnungsgenossen monatlich zu einer Missionsbetstunde versammelte, und in Frankfurt a. O., wo Major v. Schmeling und bald auch die beiden Brüder v. Gerlach, der Oberst und der Gerichtspräsident, die Missionsfreunde sammelten. In den folgenden Jahren entstanden hin und her in der Provinz weitere Vereine. Im Jahre 1829 kamen aus der Provinz 2553 Taler für die Mission ein; im Jahre 1852 waren die Beiträge allein für die Berliner Mission auf 17 097 Taler gestiegen. Störend wirkten die mit der altlutherischen Bewegung zusammenhängenden kirchlichen Unruhen, in welchen manche treue Missionsfreunde sich von der Landeskirche und der Berliner Mission schieden und viele treue, fromme Missionsfreunde nach Amerika auswanderten. Andererseits entstand auch eine ganze Anzahl wirklicher Herde lebendiger Missionsliebe, zumal im Zusammenhang mit Missionsfesten, die wahre christliche Volksfeste wurden, so seit 1843 in Zühlsdorf bei Arnswalde durch Pastor Licht, in dem Dorfe Neumedlenburg, in Nahausen, in Beiersdorf bei Landsberg a. W. und an anderen Orten.

Auch in Schlesien*) waren schon vor der Gründung der Berliner Mission durch Anregungen von der Brüdergemeine, der Basler Mission und des Jänic'schen Instituts einige Kreise von Missionsfreunden entstanden, so in Hoyerswerda durch Pastor Benade ein Missionsleseverein (1820), in Rothenburg, O.-L., ein „Lese- und Sammelverein“ (1821), in Seidenberg ein Kreis von Missionsfreunden (1820), die sich 1824 als Missionshilfsverein für das

stiftete, mit Bischof Gobat in reger Verbindung stand, und sich von ihm wiederholt für andere Missionsunternehmungen anregen ließ, der Berliner Mission nicht näher trat, obgleich deren wärmste Vorkämpfer wie Generalleutnant von Gerlach zu seinen vertrautesten Freunden gehörten.

*) Prof. D. Kauer, Der Kampf des schlesischen Konsistoriums gegen die ersten Missionsvereine. WMZ. 1900, 545 ff. Berthold, Festschrift zum 25 jährigen Jubiläum des Schlesischen Provinzialvereins.

Jänidesche Institut konstituierten; in Breslau hatte schon 1816 der damalige Diakonus Scheibel eine „Privatvereinigung zur Unterstützung der Mission“ gegründet, die bis 1826 aus Breslau und aus der Provinz Missionsgaben sammelte. 1824 weilte Mag. Rüdert in Breslau und stiftete einen fast nur aus Handwerkern bestehenden Hilfsverein für die Jänidesche Missionsschule. Die von der Berliner Gesellschaft ausgehenden Anregungen führten zu neuen Gründungen. Am 26. Mai 1828 bildete sich in Breslau eine neue „Missionsgesellschaft“ in den führenden Kreisen (Pastor Scheibel, die Professoren Huschke und Steffens, Fürst Anhalt-Pleß, Konsist.-Präs. Ferd. Graf Stolberg) u. a., die sich 1829 der Berliner Gesellschaft als Hilfsverein anschloß, sich aber 1835 infolge der altlutherischen Separation wieder trennte. An ihre Stelle trat 1837 ein neuer Hilfsverein der Berliner Mission (Konsistorialrat Hahn, Prof. Brehmer, Subsenior Gierth). In den Jahren 1829 entstanden Missionshilfsvereine in Goldberg und Freystadt*), 1830 in Strehlen, 1831 in Ratibor, Liegnitz und Jauer, 1832 in Bunzlau, Glogau und Lauban, 1836 in Peterswaldau und Langenbielau, 1839 in Neusalz usw. Treue Pfleger des Missionslebens waren u. a. Gymnasialdirektor Dr. Klopsch in Glogau, Waisenhausinspektor Dr. Krüger in Bunzlau, Superint. Postel und Pastor Kaufmann in Goldberg, Pastor Senkel in Ratibor, der leider, durch ein unverständiges Kirchenregiment verärgert, 1836 zu den Altlutheranern übertrat. Er wollte trotzdem seine Verbindung mit seiner lieben Berliner Mission aufrechterhalten; aber eine Kabinettsordre (!) zwang diese, die Verbindung mit ihm abzubrechen. Vielfach waren die Träger der Missionsache und die Vorsitzenden der Vereine Laien, die soviel Mut und Überzeugungstreue besaßen, sich allen Anfeindungen zum Troste zur Missionsache zu bekennen. Zu einem heftigen Zusammenstoße zwischen dem jungen Missionsleben und dem noch ganz in den Banden des Rationalismus und unter dem überragenden Einflusse des Professors und Konsistorialrates David Schulz (1811—45) stehenden Kirchenregiments kam es in den Jahren 1832—34. Das Konsistorium hatte zufällig von der Begründung des Ratiborer Hilfsvereins durch Pastor Senkel gehört, und in der Überzeugung, „daß das Missionswesen nur ein Vorwand sei, welchem ein falscher Pietismus und ein Mystizismus zugrunde liegt, der zum Fanatismus führt“, hatte es (April 1832) alle Super-

*) Dieser Verein löste sich nach einigen Jahren beim Tode seines Stifters wieder auf.

intendenten zum Bericht über etwa in ihren Ephorien vorhandenen Missionsvereine aufgefordert. Nur mit einer Ausnahme berichteten diese mit sichtlicher Freude, daß derartige „einschleichende“, den „kirchlichen Frieden störende“ Vereine nirgends vorhanden seien und „gaben sich der Hoffnung hin, die Barmherzigkeit des himmlischen Vaters werde sie auch ferner vor jener geistlichen Cholera bewahren“. Daraufhin erließ das Konsistorium (unter dem 20. Juni 1832) eine Zirkularverfügung, die Zweigvereine der Berliner Missionsgesellschaft seien nur ermächtigt, Gaben, welche ihnen freiwillig übergeben würden, nach Berlin zu senden; jede Art von Missionsgottesdienst und gottesdienstlicher Versammlung sei verboten, ebenso regelmäßige Versammlungen der Vereinsmitglieder. Der Verein brauche nur einen Ausschuß von drei, höchstens fünf Mitgliedern zur Führung der Kassengeschäfte, und in diesem Vorstande führe naturgemäß der Geistliche den Vorsitz, der zugleich verantwortlich sei, daß der Verein seine Bestrebungen nicht weiter ausdehne. Man ließ also die Missionsvereine bestehen, wollte sie aber lahm legen und sie durch die Pastoren unter die Aufsicht des Konsistoriums bringen. Die Hilfsvereine wandten sich an die Berliner Missionsgesellschaft und diese antwortete, der König habe sie ausdrücklich als Gesellschaft bestätigt. Damit haben sie und die von ihr genehmigten Hilfsvereine das Recht, sich zu versammeln, wenn auch nicht in der Kirche oder Sakristei, so doch in den Häusern; sie wolle zwar der Landeskirche nützlich sein, stehe aber als Privatgesellschaft nicht unter den kirchlichen Behörden, sondern frei und selbständig neben ihnen. Auch die Geistlichen, die einem Missionsvereine angehören, unterliegen in ihrer freiwilligen Tätigkeit für diesen nicht den Anordnungen der Behörde. Das Konsistorium hörte von diesem Berliner Bescheide und verlangte von den Hilfsvereinen seine Vorlegung; darauf überreichte ihn das Berliner Komitee selbst in Abschrift, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es nicht verpflichtet sei, seine Korrespondenz mit den Zweigvereinen dem Konsistorium vorzulegen. Im übrigen sei das Komitee bereit, dem königlichen Konsistorium die Liste der bisher anerkannten Hilfsvereine vorzulegen und von jeder künftigen Anerkennung Mitteilung zu machen, „was um so nötiger erscheine, als in der jetzigen Zeit jede Verwechslung unseres Wirkens mit anderen davon verschiedenen Bestrebungen von doppelter Wichtigkeit ist“. Gleichzeitig erwog das Komitee, eine Abordnung von einem Geistlichen und einem Laien nach Schlesien zu senden und wandte

es sich wegen der Zirkularnote vom Juni 1832 beschwerdeführend an das Ministerium. Das Ergebnis längerer Verhandlungen war ein für das Konsistorium demütigender Befehl des Ministers vom 6. März 1834, fortan in Missionsfachen, wenn nicht Gefahr im Verzuge wäre, nicht mehr selbständige Verfügungen zu erlassen, sondern erst in Berlin sich Ermächtigung zu holen.

Um das Vorgehen des schlesischen Konsistoriums zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß — außer einigen gelegentlichen schwärmerischen Erscheinungen — gerade die schlesische Landeskirche damals auf das heftigste von den altlutherischen Streitigkeiten erschüttert wurde, da diese Separation in jener ersten Entwicklungsperiode (1830—45) seinen Sitz in Breslau hatte. Trotzdem war gerade dies Vorgehen gegen die Missionsvereine kurzfristig; denn Kawerau urteilt im Blick auf die damalige kirchliche Lage in Schlesien gewiß recht, wenn er schreibt (a. a. O. AMZ. 1900, 551): „Der eifrige Betrieb der Missionsfache, der Zusammenschluß, den die Erweckten hier fanden, brachte die Separation, den Austritt aus der Landeskirche, zum Stillstand. Auch hier erwies sich die Missionsfache zugleich als Trägerin des neuen Erweckungschristentums überhaupt, die Missionsstunden und bald auch die Missionsfeste waren die Sammelpunkte für die, welche der Predigt von dem Heiland, der die Sünder lieb hat, Gehör gaben. In diesen Versammlungen fühlte man sich in christlicher Bruderschaft vereinigt, aber jede solcher Versammlungen trug zugleich etwas von der Propaganda für die Sache Christi an sich.“

In Schlesien gab es auch später gelegentlich kleinliche Nöte. Im Jahre 1835 wurde in Schreiberhau vom Landrat eine vom dortigen Hilfsvereine bei einem Handwerker deponierte Schriftenniederlage beschlagnahmt und erst auf den Protest der Muttergesellschaft wieder herausgegeben. Im Jahre 1841—42 kam es ebendort zu langwierigen Verhandlungen über die Freigabe der Kirche für ein Missionsfest; selbst die Provinzialregierung beharrte trotz der Vorstellung des Komitees auf der Ablehnung, „weil von den Missionsgottesdiensten eine Vertiefung der Zerwürfnisse zu erwarten sei“. Erst ein Gesuch des Komitees an den Minister zwang den widerwilligen Hirschberger Superintendenten und den unfreundlichen Kirchenvorstand, trotz weiterer Schikanen die Kirche für das Missionsfest herauszugeben.

Unter allen Schwierigkeiten war um 1850 bereits Nieder=

und Mittelschlesien mit einem fast lückenlosen Netz von Missionsvereinen überzogen; nur in Oberschlesien war die Organisation noch unvollständig. Man ging mit dem Missionsgedanken ebenso den armen Bauern in den Gebirgsdörfern wie den evangelischen Polen am rechten Ufer der Oder und den Wenden in der Lausitz nach. Die Missionsfeste waren manchmal reich bewegte Höhepunkte des kirchlichen Lebens, zu denen Tausende zusammenströmten. Manchmal schlossen sich daran Missionskonferenzen, Zusammenkünfte von Pastoren und Laien zur Besprechung wichtiger Fragen des Missionslebens. Auch Missionsstunden wurden hin und her in Segen gehalten. In alle Kreise der Bevölkerung reichten die Beziehungen. Noch 1833 urteilte Pastor Feldner in Schreiberhau, daß von den 700 Geistlichen der Provinz nur 50 Freunde der Mission seien; seitdem nahm deren Zahl von Jahr zu Jahr zu. Oft nahmen an Missionsfesten bis zu 30 und mehr Pastoren teil. Auch der hohe Adel, wie die Fürsten Reuß, die Prinzen von Preußen, die Grafen Stolberg, die Gräfin Reden u. a. waren tätige Missionsfreunde.

Besonders bedeutend war die Entwicklung des Missionslebens in der Provinz Pommern,*) ja hier lag die Wurzel der heimatischen Missionskraft unserer Gesellschaft. Es hatte schon im 18. Jahrhundert an Missionsregungen nicht gefehlt. Der Generalsuperintendent v. Kranewitz schrieb schon 1715 eine Abhandlung „über die Heidenbekehrung, welche bis dahin keineswegs vernachlässigt, jedoch zu hoffen und noch weiter zu fördern sei“, ein Bedruf, der merkwürdig frei war von den Vorurteilen, mit welchen sich damals die lutherische Orthodoxie den Zugang zum Missionsgedanken verbaute. Die dänisch-halleische Mission hatte aus Pommern mehrere Missionare wie Joh. Balth. Kohlhoff (1711—1790), Daniel Zeglin (1716—1780) und David Polzenhagen (1726—1756) erhalten. Der bekannte südinidische Missionar Wilh. Lob. Ringeltaube war der Sohn des pommerschen Generalsuperintendenten Ringeltaube (seit 1792). Auch die Brüdergemeine hatte zumal durch ihren in Stettin stationierten Brüderpfleger viele wertvolle Anregungen gegeben. Freilich war dann auch

*) Außerst wertvollen Stoff über „das Erwachen des Missionsfinnes“ in dieser Provinz hat P. Rahn in einer umfangreichen, leider nur im Manuskript vorliegenden Studie, zusammengetragen. Dazu Herm. Petrich, Pommersches Missionsbuch, Anklam 1886, und die anziehenden, als Traktate im Verlag der Berliner Missionsbuchhandlung erschienen Lebensbeschreibungen Gördes, Meinhofs, Bichts u. a. Th. Wangemann, Ringen und Regen am Ostseestrande.

hier der lange Winterschlaf des Rationalismus gefolgt, den nur vielenorts eine treue Kirchlichkeit und in verstreuten Kreisen eine sich an den alten lutherischen und pietistischen Schriften nährenden Frömmigkeit überdauert hatten. Nach den Freiheitskriegen flogen nach Pommern viele Funken des in anderen Teilen Preußens angezündeten Feuers der Erweckungsbewegung hinüber und zündeten dort. Besonders wertvoll war es, daß hervorragende adlige Vertreter dieses Neupietismus sich in Hinterpommern ankaufen: die Gebrüder von Below auf mehreren Gütern in der Gegend von Stolp, Adolf v. Thadden in Triglass bei Greifenberg, Ernst Senfft v. Pilsach in Rottnow in demselben Kreise. Auch durch Geistliche, welche aus den erweckten Kreisen Berlins, des Rheinlandes oder Württembergs starke Anregungen mitbrachten, wurde die heilige Begeisterung gepflegt. Wilhelm Maresch war kurze Zeit (1829) Inspektor am Berliner Missionsseminar gewesen und dann als Pastor nach Jassow bei Cammin gekommen; er wurde bald der Mittelpunkt der Missionsbewegung in jenem „frommen Winkel“ Hinterpommerns. Joh. Friedr. Dummert war, nachdem er in Greifswald und Göttingen studiert hatte, erst Archidiaconus in Anklam und dann Pfarrer in Triglass geworden und dort war „ihm die Welt der Frömmigkeit und des Glaubens in ihrer Herrlichkeit aufgegangen“. Pastor Meinhof, in Medewitzsch bei Leipzig gebürtig, während seiner Hauslehrerzeit infolge einer Vision des gekreuzigten Heilands aufrichtig bekehrt, wurde erst Pfarrer in Drosedow und dann in Gramenz, in beiden sittlich und religiös verwahrlosten Orten der Anfänger eines neuen geistlichen Lebens. Pastor Adolf Zahn, gebürtig aus Schwarzburg-Sondershausen und verheiratet mit Kleopha Schlatter, einer Tochter der bekannten Anna Schlatter in St. Gallen, hatte seine Heimat verlassen, weil ihm sein Kirchengregiment erklärt hatte, daß er dort auf keine Anstellung zu rechnen habe, solange er an seinem Mystizismus festhalte. Er wurde 1825 in das Pfarramt zu Mühenow auf den Belowschen Gütern berufen. Der Stettiner Moritz Görde hatte in Berlin Theologie studiert und war als Hauslehrer in Stargard zum lebendigen Glauben gekommen. Er hatte schon seit 1827 als Konrektor und Hilfsprediger in Pyritz eine tiefgreifende Wirksamkeit, zumal unter den Kindern entfaltet, wurde dann aber 1836 Pfarrer in Jarben (nicht weit von Deep) und übte dort eine ungemein erweckliche Tätigkeit. Der Berliner Gustav Anaf, der als Kandidat den erweckten Kreisen seiner Vaterstadt nahe gestanden hatte, wurde 1834 Pfarrer in Wusterwitz und machte diese

Gemeinde zu einem Feuerherde, von dem erweckliche Anregungen und Missionsliebe sich in weitem Umfange verbreiteten. Das Ineinandergreifen dieser geistlich lebendigen und von starker Initiative beseelten Rittergutsbesitzer und dieses Stammes weit über den Durchschnitt begabter und rastlos eifriger Geistlicher gab der pommerschen Erweckungsbewegung das Gepräge.

Günstig war es, daß das pommersche Kirchenregiment unter der überragenden Führung des während unserer ganzen Periode als Generalsuperintendent waltenden Bischofs Ritschl (1828—54) den kirchlichen Bewegungen gegenüber eine maßvoll abwartende Stellung einnahm. Zwar war Ritschl einer der bedeutendsten Vertreter des kirchlichen Unionsgedankens und setzte seine große Kraft an die Durchführung korrekter Kirchlichkeit im Rahmen der traditionellen lutherischen Amtsführung. Alle außergewöhnlichen Bestrebungen wie Konventikel, Stunden, Missionsfeste u. dgl. waren ihm unsympathisch. Es war charakteristisch, daß er das Missionsleben von Stettin dadurch in „geordnete“ kirchliche Bahnen zu lenken versuchte, daß er vier Quartalmissionsstunden einrichtete, daneben aber die Hilfsvereine nur auf die Entgegennahme freiwilliger Gaben beschränken wollte (1843). Der Kampf mit der altlutherischen Separation war die Not seines Lebens; er sah in der Opposition gegen Union und Agende nicht die Gewissensnot von Menschen, denen im reinen Luthertum Gottes Wahrheit und Heil aufgegangen war, sondern einen methodistischen Separatismus, mit dem ein ungesunder, seltenhafter Argwohn gegen das staatliche Kirchenregiment Hand in Hand ging. Aber auch die konfessionelle Richtung, die sich in der Augustkonferenz verdichtete, und die Unantastbarkeit des lutherischen Bekenntnisses innerhalb der Union verteidigte, sah er als „Neuluthertum“ höchst ungern und als eine Durchkreuzung seiner wichtigsten Unionsbestrebungen an. Soweit indes sich die Tätigkeit der Erweckungsprediger in den landeskirchlichen Formen und Grenzen hielt, brachte er ihnen mindestens Duldung entgegen. Er war weit entfernt von der kleinlichen Reglementiererei und Feindseligkeit eines David Schulz in Breslau.

Der erste Mittelpunkt des pommerschen Missionslebens war die Hauptstadt Stettin. Hier regte die Erinnerung an die 700 jährige Wiederkehr des Zuges Ottos von Bamberg 1824, zu der der Schulrat Bernhardt ein vielgelesenes „Ottobüchlein“ verfaßte, einen kleinen Kreis warmer Missionsfreunde, besonders den Konsistorialassessor Graßmann, den Pastor Balzer, den Regierungsrat Fode und den

späteren Konsistorialpräsidenten v. Mittelstädt an, in diesem Jahre — also im Gründungsjahre der Berliner Mission — einen ersten Hilfsverein derselben zu gründen. Die Seele des Vereins wurde bald der treue Seminaroberlehrer Benjamin Schulz, der bis zu seinem Tode 1876 für die Bedung und Förderung des Missionslebens in der ganzen Provinz unermüdlich tätig war. Am liebsten wäre er selbst als Missionar in das Heidenland gezogen; dazu boten sich die Wege nicht. Um so inniger freute es ihn, daß seine Tochter Therese als Missionschwester des Morgenländischen Frauenvereins nach Sikandra in Indien hinaus ging, eine hervorragend treue und fromme Missionarin.

Die große Zeit des pommerischen Missionslebens sind die 15 Jahre 1834—48, als in schneller Folge jene oben erwähnten Pfarrer in das kirchliche Leben eintraten und neben ihnen treue pommerische Geistliche und Landedelleute das neuerwachende Leben schürten. In schneller Folge bildeten sich Missionsvereine: 1830 in Cammin und Mühenow, 1832 in Stargard, Gramenz, Pyritz und Wollin, 1833 in Stralsund, 1834 in Köslin, 1835 in Wusterwik und Jarben-Nehmer, 1838 in Pflugrade bei Naugard, 1840 in Treptow an der Rega, 1842 in Labes, 1843 in Weitenhagen, Gülz und Bahn, 1844 in Greifenhagen, Regenwalde, Greifenberg, Jakobshagen und Belgard usw. Fast hinter jedem dieser Hilfsvereine stand eine kraftvolle Persönlichkeit als Träger des neuen Lebens auch in der Gemeindegearbeit. Die Höhepunkte waren besonders die Missionsfeste. Ja, in Pommern bildete sich im Zusammenhang mit der Erweckungsbewegung die neue Form des deutschen Volksmissionsfestes aus. Die Pastoren und Kandidaten kamen von weit und breit zusammen, Scharen von Missionsfreunden eilten zu Fuß, zu Wagen oder mit der Eisenbahn herbei. Faßte die Dorfkirche die Menge der Festgäste nicht, so wurde schon der Gottesdienst, sonst wenigstens die Nachfeier im Walde, im Pfarrgarten oder unter den Bäumen der Dorfaue veranstaltet. Predigten, Ansprachen und Berichte hielten die schier unersättliche Gemeinde bis zu 4, ja 4½ Stunde zusammen. Oft fand am Vorabend schon eine kirchliche Rüstfeier und am Montag morgen eine gemeinsame Abendmahlsfeier und eine Schlußandacht statt. Gustav Knaf dichtete dafür seine erwecklichen Lieder, die dann die heimkehrende Gemeinde singend mit auf den Weg nahm.*) Für

*) Manche dieser Knafschen Lieder sind Gemeineigentum der deutschen Christenheit geworden, wie „Zieht in Frieden eure Pfade“ und „Laßt mich

die Mehrzahl der Geistlichen und Gemeinden boten gerade das Missionsleben, die Volksmissionsfeste, die Missionsstunden das gesunde Betätigungsfeld des neuen Lebens, die neuen Kanäle für die aus den Tiefen der frommen Volksseele aufgebrochenen Quellen. Hier war die Berliner Gesellschaft vielfach die Empfangende; sie konnte ihrerseits zur Pflege dieses sprossenden, blühenden Missionsgartens wenig mehr tun, als den Missionsfreunden ein Wirkungsfeld ihres Eifers zu bieten und in den Berichten vom Missionsfelde das Holz zur Erhaltung des Feuers zu liefern. Die großen Volksmissionsfeste verbanden die Pflege des Interesses und der begeisterten Liebe zur Heidenmission mit der Aufgabe, das heimatliche religiöse Leben anzuregen und zu pflegen und den Teilnehmern die Sorge um der eigenen Seele Seligkeit in das Gewissen zu schieben. Dies erweckliche, evangelistische Moment trat vielfach geradezu in den Vordergrund und führte z. B. in Jarben 1842—44 zu einer Er-

gehn, daß ich Jesum möge sehn". Andere werden wenigstens im Kreise der Berliner Missionsfreunde noch immer gern gesungen, wie das zum Wustrower Missionsfest 1842 gedichtete:

1. Aus der Näh und aus der Ferne
Sind wir vereint und wollten gerne
Von dir, o Herr, gesegnet sein.
Denn umsonst ist unser Streben,
Wenn du uns fehlst, o liebstes Leben;
Drum komm, o komm zu uns herein.
Komm wie ein frischer Tau,
Des dürrten Herzens Au
Zu befruchten.
Gib Licht und Mut.
Fach an die Glut
Der Lieb' und Freud', o höchstes Gut.

2. Salbe, Jesu, deine Knechte,
Die deinen Ruhm und deine Rechte
Verklinden heut und deinen Bund.
Gnadenströme lasse fließen
Von ihrem Leib und sich ergießen
In unsrer Seele tiefsten Grund.
Die Toten wecke du
Aus ihrer falschen Ruh,
Herr und König,
Daß sie erwacht
Von ihrer Nacht
Dann preisen deine Liebesmacht.

3. Denk auch an die armen Heiden,
Die auf des Teufels gift'gen Weiden
Noch ohne Trost und Hoffnung gehn.
Schau, wie sie den Götzen fröhnen,
Weil sie dein heiliges Verfühnen
Nicht kennen, Herr, und nicht verstehn!
Ach, grauenvolle Not,
Von ew'ger Qual bedroht,
Zu verschmächten!
O Jesusherz,
Ihr stummer Schmerz
Schreit zum Erbarmen himmelwärts.

4. Daß dich erbarmen jener Blinden
Und rette sie von ihren Sünden
Durch deines Wortes Schall und Licht,
Sende viel Evangelisten
Hinaus und hilf, daß allen Christen
Das Herz vor Lieb und Mitleid bricht
Und daß sie früh und spät
Erscheinen mit Gebet
Für die Heiden,
O Gottes Sohn,
Vor deinem Thron,
Bis alle Welt dein Schmerzenslohn.

wedungsbewegung. Der rückflutende Segen der Heidenmission wurde hier von geistlich lebendigen Pastoren wirksam geltend gemacht. Solche großen Missionsfeste fanden in der Regel jährlich in Stettin (seit 1840), in Jassow, in Triglaff (bis 1846 verbunden mit einer ein- oder zweitägigen Pastoren-Missionskonferenz im gastfreien Gutshause der Thaddens), in Jarben, in Buserwitz, in Gramenz, in Pflugrade, in Gützlaffshagen und an vielen anderen Orten statt.

Die Behörden freilich standen diesem geistlichen Regen manchmal verständnislos gegenüber. Als Pastor Meinhof in Gramenz gesegnete Bibelbesprechstunden einrichtete, erhielt er von seinem Landratsamt eine Verfügung: „daß es durchaus unnötig sei, außer den gewöhnlichen, nach den Anordnungen und Satzungen unserer Konfession den Gottesdiensten geweihten Stunden noch besondere Konventikel zu veranstalten, die nur zu einem verderblichen, separatistischen Mystizismus führen und wodurch, wie so viele traurige Erfahrungen gelehrt haben, das Gemeinwohl gefährdet würde.“ Schon zu Anfang der dreißiger Jahre wurde in dem Jassower Hilfsverein, der damals noch die weitere Umgegend von Cammin bis Wollin und Stargard umfaßte, der Plan erwogen, in jener ländlichen Gegend eine Missionschule für das Berliner Seminar zu errichten, entweder für solche, die später im Seminar ihre abschließende, höhere Ausbildung finden sollten, oder für Katecheten und landwirtschaftliche Hilfsarbeiter, für welche eine geringere Ausbildung genügte. Der Plan kam aber damals nicht zur Reife.

Wie ein Mehltau fielen auf die junge, hoffnungsvolle Bewegung die kirchlichen und politischen Unruhen der Jahre 1847 und 1848. Dreierlei griff verwirrend ineinander. Einmal die altlutherische Separation, welche damals wie ein Rausch gerade durch die erweckten Kreise ging. Adlige, wie von Thadden-Triglaff und die Gräfin Wartensleben, Pastoren wie Gädese in Wollin, Nagel in Triglaff, Hollarz in Gr. Justin traten öffentlich und geräuschvoll aus der Landeskirche aus, und ihr Beispiel wirkte um so nachhaltiger, als gerade sie zum Teil die kraftvollsten Pfleger des Missionslebens gewesen waren. Bald gab es in Hinterpommern acht altlutherische Geistliche mit Gemeinden, die sich zum Teil schon ihre eigenen Bethäuser errichtet hatten. Dazu kamen in jenen Jahren schwere wirtschaftliche Nöte durch Mißernten und Seuchen unter Menschen und Vieh, die im Zusammenhang mit den kirchlichen Kämpfen Hunderte zur Auswanderung veranlaßten. Und dann kam

der Taumel der Revolution von 1848 mit seiner Woge von Kirchenfeindschaft und religiöser und sittlicher Verwilderung. Es war wohl für das kirchliche Leben Pommerns ein glücklicher Umstand, daß 1850, also kurz nach jenen unruhigen Jahren, Karl Güzloff, ein Pommernsohn aus Pyritz, die Provinz mit seinen hinreißenden Predigten und Vorträgen durchzog und für China und die chinesische Mission neue Begeisterung entzündete. Im Jahre 1856 wurde im „Züllhower Boten“ der Plan angeregt, für die Pommersche Landeskirche eine eigene Missionsgesellschaft zu gründen, da eine Teilung der großen Berliner Gesellschaft in mehrere selbständige Glieder erwünscht sei. Der Plan wurde aber zum Glück nicht weiter verfolgt. Das Feuer der Erwebungsbewegung griff über die Grenzen der Provinz und richtete durch Pastor Licht in Zühlsdorf (Neumark), durch Pastor Sauberzweig in Beiersdorf (bei Landsberg a. W.) ähnliche Feuerherde zu. Es war das erste Mal, daß in dem Bereiche der Freunde der Berliner Mission eine Erwebungsbewegung überwiegend missionarische Artung hatte. Die Berichte der Gesellschaft waren in jenen Jahren voll von fesselnden, ausführlichen Beschreibungen der großen Volksmissionsfeste. Erwebung, Mission und kirchliches Leben hoben und trugen sich gegenseitig.

In der Provinz Posen*) war, soweit wir sehen, der erste treue Missionspfleger Carl v. Rappard auf Pinne, ein Mann aus dem engsten Freundeskreise der Begründer der Berliner Mission, der „Maitäferer“ und der „Freitagsabendgesellschaft“, der seit seinem 24. Jahre durch ein Rückenmarkleiden an den Fahrstuhl gefesselt war. In Verbindung mit seinem gleichgesinnten Pfarrer U. Böttcher gründete er 1831 den ersten Hilfsverein in Pinne und förderte ihn bis an seinen Tod 1852. Pinne wurde durch ihn ein wichtiger Mittelpunkt des neu erwachenden Glaubenslebens im „Großherzogtum Warschau“. Die Missionsfeste und Pastoral Konferenzen auf dem Gute und Schlosse Rappards waren Sammelpunkte der kirchlichen Bewegung. Mehrere weitere Hilfsvereine entstanden 1835 in Wollstein (durch Superintendent Gerlach), 1836 in Bomst (durch Pastor Elsner), 1843 in Schwerin a. W. (durch den eifrigen Oberpfarrer Ragocki), 1844 in Tirschtiegel, 1845 in Samotschin. Zu diesen sechs ältesten Vereinen kamen erst von dem Jahre 1853 ab, also beim Übergang in die neue Zeit, in jedem Jahre einige neue

*) Vlieske, Das geistliche Leben in den Missionshilfsvereinen der Provinz Posen.

Bereinsgründungen hinzu. Das Konsistorium war in dieser Provinz so verständig, von Anfang an die monatlichen Missionsstunden freizugeben; aber Missionsfeste durften nur die Hilfsvereine, nicht andere Gemeinden feiern. Als z. B. 1843, angeregt durch ein wohlgelungenes Missionsfest in Wollstein, der dortige Festprediger Pastor Petersen auch in seiner eigenen Gemeinde in Schwandten ein solches feiern wollte, wurde ihm die Genehmigung dazu von der Kirchenbehörde versagt.

In Ostpreußen,*) das ja in politischer wie in kirchlicher Beziehung vielfach ein Sonderleben geführt hat, bildete sich schon 1822, also noch zwei Jahre vor der Berliner Gesellschaft, ein eigener „Königsberger Missionsverein“, der sich später in eine Missionsgesellschaft umgestaltete. Hauptträger waren der ehrwürdige, damals bereits 82 jährige Erzbischof E. L. v. Borowski und die Professoren der Theologie D. Hahn und D. Olshausen. Der Verein setzte sich die Aufgabe, das Interesse und Verständnis für Heiden- und Judenmission in Ostpreußen zu wecken und zu pflegen. Eine eigene überseeische Missionsarbeit nahm er nicht in Angriff, die Errichtung einer Missionschule wurde zwar wiederholt geplant, kam aber nicht zur Ausführung. Ein eigenes „Königsberger Missionsblatt“ wurde schon im Jahre 1822 herausgegeben und hat bis zum Ausbruche des Weltkrieges weiterbestanden; eine Zeit lang ist es sogar halbmonatlich erschienen. Der Verein gliederte sich in Ost- und Westpreußen eine große Anzahl von Hilfsvereinen, bis zu 76 an; er veranstaltete Missionsfeste, später auch Missionskonferenzen und Missionslehrgänge. Er stand mit verschiedenen Missionsgesellschaften wie der Berliner, der Basler, der Barmer und der Brüdermission in naher Beziehung, ohne sich einer ausschließlich anzugliedern oder die Begründung einer geschlossenen Freundesorganisation für sie zu begünstigen. Dagegen stand er stets in enger Verbindung mit dem Kirchenregiment; meist waren die Generalsuperintendenten seine Vorsitzenden. Das Jahreseinkommen des Vereins war nie sehr erheblich. Doch hat er den Missionsgesellschaften in ziemlicher Zahl tüchtige Missionare geschenkt; so der Berliner Mission den nach Ostindien gesandten Johann Chr. Hübner aus Olekto, die beiden Brüder August und Karl Prozesky, geb. in Königsberg 1840 und 1846,

*) Hundert Jahre ostpreußischer Missionsarbeit. Festschrift des Missionsvereins und der Missionskonferenz zu Königsberg i. Pr., auch Mlg. Miss.-Bl. 1922, 331

August Kolleder, geboren am 16. August 1857 zu Laußischken, Kreis Goldap, ausgesandt 1883, arbeitet in Ranton, ist Superintendent und Leiter des Seminars für chinesische Prediger und Evangelisten; Wilhelm Eder, geboren am 14. März 1889 in Gerdauen, ausgesandt 1883, arbeitet auf Anhalt Schmidt im Kaplande. Julius Marasas, geboren am 30. Juni 1869 zu Staatshausen, ausgesandt 1895, steht auf der Station Emangweni in Natal. Otto Frischgesell, geboren den 2. Dezember 1872 in Memel, ausgesandt 1901, erlag schon 1903 dem Klima am Nyassa. August Wohlgemuth, geboren am 5. Jan. 1874 in Alt Sellen, ausgesandt 1901, arbeitet in Ramon (Südchina). Friedrich Scheffler, geboren am 1. März 1874 zu Rosenberg, ausgesandt 1902, arbeitet in Mosselbay (Kapland). Isidor Dost, geb. am 30. März 1878 zu Riazniß, ausgesandt 1904, arbeitete in Ilombe im Nyassalande. Gustav Bröck, geboren am 27. Dezember 1879 zu Brandenburg Ostpr., ausgesandt 1909 nach Wangemannshöh im Nyassalande, starb am 30. April 1918 in englischer Gefangenschaft zu Ägypten. Richard Daudert, geboren am 9. August 1881 zu Inse, ausgesandt 1909, arbeitete in Usaramo. Christoph Sonntag, geb. am 1. März 1862 in Fürstenau, ausgesandt 1885 nach Tschafoma (Transvaal), war stellv. Superintendent für Bowenda, starb am 19. Januar 1919. Franz Huhn, geboren am 19. Februar 1881 zu Königsberg Pr., ausgesandt 1909 nach Shujin (Südchina). Hermann Zimmermann, geboren am 14. März 1886 in Allenburg, ausgesandt 1913 nach Malokong (Südafrika). Willy Mahat, geb. am 3. Juli 1893 in Adl. Goekhöfen, Kreis Memel, ausgesandt 1922 nach Tsimo (Nordchina). Eine besondere Aufgabe des Königsberger Missionsvereins war die Pflege des Missionslebens in den religiös so stark angeregten Kreisen der Masuren im Süden und der Litauer im Norden der Provinz. In beiden Gegenden hatten sich bereits um 1830 Gemeinschaften gebildet, die durch beredte Laienprediger zündende Erwedungspredigten hielten, unter den Masuren die Gromadki („Kleiner Haufe“), unter den Litauern die Maldeninker, die Anhänger des Lehrers Klimkus. Die Mittelpunkte des Missionslebens wurden in Masuren Olekto-Marggrabowa, in Litauen Gilge, Ragnit und Prökluls. Die Königsberger Direktion gab für die einen seit 1833 ein polnisches, für die anderen seit 1837 ein litauisches Missionsblatt heraus.

Westpreußen hatte bis 1772 unter dem harten Druck der polnischen Herrschaft gestanden; da regte sich evangelisches Leben

nur langsam und mühsam. Außer den auch hierher gerichteten Beziehungen der Halleschen ostindischen Mission und der Brüdergemeinde war der erste missionslebendige Kreis die Gruppe von Menonitengemeinden in der Danziger Niederung. Durch Besuche von der englischen Baptistenmissionsgesellschaft angeregt und durch den frischen und lebendigen Lehrer Lange in Radlofferhufen und Brösterfelde treu gepflegt, entwickelten diese nur etwa 8000 Seelen zählenden Gemeinden ein tatkräftiges Missionsleben; es suchte Anschluß an die Berliner Mission, und von dort wurde die Verbindung einige Jahrzehnte lang aufrecht erhalten. Seit 1826 bildete sich unter dem Einfluß des missionsbegeisterten Pastors Dr. Kniewel ein Missionsverein in Danzig. Da in dieser Hauptstadt der Provinz auch andere Pfleger des Missionsgedankens, wie der spätere Missionsinspektor O. F. Blech (1844—50), der Oberprediger W. Ph. Blech und Fr. Karmann Dr. Kniewel zur Seite traten, entwickelte sich das Missionsleben erfreulich und spann seine Fäden in verschiedene Städte und Gaue der Provinz. Diese Kreise waren meist nicht offiziell an die Berliner Mission angeschlossen, sondern unterstützten verschiedene deutsche Missionsgesellschaften. Ein anderer Mittelpunkt des Missionslebens wurde das Städtchen Zempelburg besonders durch den mit G. Anaf befreundeten Pastor Warschuhski. Zu den dortigen Missionsfesten kamen die Besucher aus weitem Umkreise, bis zu sechs Meilen weit, auch aus den angrenzenden Strichen von Brandenburg und Posen. Westpreußen schenkte damals — außer dem bedeutenden, aus dem Jänicischen Seminar hervorgegangenen Karl G. E. Rhenius — der Berliner Mission den nach Indien gesandten Missionar Dröse aus Thorn und den nach Südafrika abgeordneten Missionar Gregorowsky aus der Gegend von Marienburg.

In der Provinz Sachsen floß das Missionsleben im allgemeinen mühsam dahin, obwohl es an hervorragenden Missionspflegern nicht fehlte; Wallmann regte von Quedlinburg aus am Nordrand des Harzes, in Halberstadt und Wernigerode mächtig an, zumal in der letzteren Stadt durch das fromme Grafengeschlecht alte, lebendige Missionsbeziehungen vorhanden waren. In Halle war der Mittelpunkt der pietistischen Kreise der Stellmacher Johann Veit Wagner, der „fromme Wagner“, in dessen Wohnung in der Kleinen Steinstraße 7 die Erbauungstunden stattfanden. In diesen Kreis trat nach seiner Versetzung an die dortige Universität Prof. August Tholud. Ein Hilfsverein für die Berliner Mission wurde 1829 gegründet. Er

hat danach das ganze Jahrhundert treue Pfleger gehabt. Erst diente ihm Tholud mit seinem zündenden Wort. Er war aber noch viel mehr ein Wegbereiter für den Missionsgedanken durch seine Vorlesungen und gelehrten Schriften, durch seine Seelsorge und Predigten; denn unter dem weitverbreiteten Theologengeschlechte, dem er ein geistlicher Vater und Führer zum lebendigen Glauben wurde, werden wenige sein, denen nicht mit der Erkenntnis Jesu Christi auch das Herz für die Predigt seines Namens unter den Heiden aufgegangen wäre. So wurde er der Vater der missionslebendigen Geistlichkeit in der Provinz Sachsen. Ein anderer volkstümlicher unermüdlicher Werber für den Missionsgedanken war Friedrich Ahlfeld*), bis 1847 Prediger in Asleben bei Halle, dann an St. Laurentius in Halle 1847—51, dann in Leipzig. Später nahmen sich besonders die gesegneten Prediger Heinrich Hoffmann an St. Laurentius (1854—94) und Seiler an Georgen (1856—79) der Missionspflege an. Zweimal, in den Jahren 1847 und 1851, gab es in der Provinz Sachsen größere Bewegungen. Im Jahre 1847 hatte Pastor Rocholl für den Plan geworben, alle Hilfsvereine der Provinz zusammenzuschließen und eine eigene Provinzialmission zu gründen. Als dieser Plan auf Widerspruch stieß, faßte er das zahmere Ziel ins Auge, daß die Vereinigung der sächsischen Hilfsvereine die äußere Versorgung und Verpflegung einzelner Stationen übernehmen solle — also die später verwirklichte Idee der Missionsynoden. Das Komitee erkannte an, daß dieser Plan möglich sei, wenn er sich auf die äußere Versorgung beschränke, der Briefwechsel immer durch die Missionsgesellschaft gehe und diese die Leitung vollständig in der Hand behalte, nur sei große Vorsicht erforderlich, weil der Plan sonst zur Auflösung der Gesellschaft führen könne. Es fand im September 1847 in Magdeburg eine Besprechung statt, zu welcher das Komitee den Missionsinspektor Blech abordnete. Der Plan wurde dann aber nicht weiter verfolgt. Weniger erfreulich war 1851 ein Aufruf der Pastoren Bellermann und Genossen, welche sich an der überwiegend lutherischen Haltung der Berliner Mission stießen, sich deshalb von ihr los sagten und eine eigene „unierte“ Missionsgesellschaft gründen wollten. Vorläufig wollten sie sich an die Basler Mission anschließen. Es war charakteristisch, daß sich gerade entschiedene Rationalisten wie Sintenis und Hildebrand für diesen unreifen Plan einlegten, und daß der Aufruf in der „Zeitschrift für

*) D. Friedr. Ahlfeld, Ein Lebensbild, Halle, Friedr. Wühlmann.

die unierte Kirche“ abgedruckt wurde. Aber auch dahinter steckte keine Kraft; die Sache verlief sich im Sande.

Das Band zwischen der Muttergesellschaft und den Hilfsvereinen war damals ein überaus inniges und festes. Man nahm gegenseitig herzlich Anteil an Freud und Leid, man fühlte sich eins miteinander. Die Muttergesellschaft riet, tröstete und half, wo sie nur konnte, indem sie ihren Einfluß nach oben benutzte. Etwa von der Mitte der fünfziger Jahre ab wurde der Gedankenaustausch spärlicher. Die Zahl der Hilfsvereine hatte sich so vermehrt, daß sie bei unzureichenden Arbeitskräften im Berliner Missionshause nicht mehr gleichmäßig gepflegt werden konnten. Das Aufkommen der Postanweisungen und der Postkarten töteten den früher üblichen patriarchalischen Briefverkehr. Die Vielseitigkeit des Interesses auch für andere christliche Liebeswerke zersplitterte die ehemals einheitliche Liebe zur Mission. Aber das gehört zur Signatur der folgenden Periode. In dem uns jetzt beschäftigenden Vierteljahrhundert sind die Arten der Hilfsvereine eine der reichen Quellen für die Geschichte nicht nur des Missions-, sondern überhaupt des kirchlichen und religiösen Lebens in den Provinzen.

Die Einwirkungen des Revolutionsjahres 1848 waren zunächst begreiflicherweise ungünstig. Der Gabenzufluß stockte, und die Aussicht für die Zukunft schien trübe zu sein. Das Seminar wurde um so bereitwilliger eingeschränkt, als man damals bereits seine 1850 durchgeführte Umgestaltung im Auge hatte, ein schwach begabter Missionar wurde entlassen, ein anderer durch Gofner nach Nordamerika geschickt. Der bereits wieder beschlossene gemeinsame Haushalt der Missionszöglinge wurde wegen der größeren Kosten nochmals verschoben; die Ausendung von zwei dafür bereitstehenden Missionaren (Zundel und Hoffmann) ließ sich nur durch einen erheblichen Zuschuß (1500 Taler) des Morgenländischen Frauen-Vereins ermöglichen. Als das Komitee zögerte, vier weitere bereits examinierte Missionskatecheten abzuordnen, wurde es von dem Gramzow-Greifsenberger Hilfsverein energisch dazu gedrängt, da ein Verzicht auf ihre Ausendung nur als Mangel an Glauben ausgelegt werden könne; der Verein sandte gleich eine Extragabe von 400 Tlr. mit und versprach mehr zu senden. Aber die Geldverlegenheit des Komitees war in der That groß, da die Seehandlung einen vorgeschossenen Kredit von 3000 Talern kündigte und Rückzahlung forderte. Das Komitee wandte sich in seiner Verlegenheit sogar an eine englische Missionsgesellschaft um einen Vorschuß!

Das Einkommen der Gesellschaft war von 3263 Talern im Jahre 1828 auf 36 934 Taler im Jahre 1854 angewachsen. Während aber das Einkommen bis zum Jahre 1847 fast regelmäßig gestiegen war — damals bereits auf 37 858 Taler — fiel es in den folgenden Jahren beängstigend. 1848: 29 609 Taler, 1849: 21 833 Taler, 1850: 24 496 Taler, 1851: 20 552 Taler, 1852: 25 820 Taler, 1853: 30 350 Taler. In diesen Summen steckten erhebliche Beiträge von befreundeten Gesellschaften. Die ostfriesische Missionsgesellschaft sandte damals große Gaben. 1847: 45 Louisdor, 1850: 305 Taler. Dann aber riß diese Verbindung ab. Der Königsberger Missionsverein sandte 1847 200 Taler, 1850 sogar 570 Taler. Der gleich zu erwähnende Morgenländische Frauen-Verein schloß für die Ausrüstung von drei nach Ostindien abgeordneten Missionarsfrauen 1600 Taler vor, und gab 1847 nochmals ein zinsloses Darlehn von 2000 Talern und erließ 1852 beide Summen. Immerhin, mit einem so verkürzten Einkommen ließ sich die Arbeit in ihrem damaligen Umfange nur mit Mühe aufrechterhalten. Das Jahr 1849 schloß zum ersten Male mit einem Fehlbetrage von 4150 Talern ab.

Im Jahre 1842 hatte sich in Berlin der „Frauen-Verein für die Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande“ gebildet, kurz „Morgenländischer Frauen-Verein“ genannt, der bald über nicht unerhebliche Geldmittel verfügte, aber vorläufig wenig Gelegenheit hatte, sie in direkter Missionsarbeit zu verwenden. Eine im Anschluß an die Berliner Missionsstation Ghazipur begründete Mädchenschule konnte sich nach Aufhebung der Berliner Station 1848 nicht behaupten. Eine 1846 ausgesandte Lehrerin mußte bald krankheits halber den Missionsberuf aufgeben. Erst 1857 konnte eine Missionschwester nach Benares ausgesandt und damit in Indien eine Arbeit in Angriff genommen werden. In dieser stillen Rüstzeit hat der Morgenländische Frauen-Verein der Berliner Mission selbstlos gedient, hat ihm mehrfach beträchtliche Geldmittel vorgeschossen oder sogar geschenkt. Das war ja die Praxis sich entwickelnder Gesellschaften, daß sie mit ihren Einkünften anderen, älteren Gesellschaften zu Hilfe kamen, bis sie eine eigene Arbeit fanden. Es bahnte sich ein gutes, freundschaftliches Verhältnis an.

Die Solidarität der Interessen und zugleich die führende Stellung der Berliner Missionsgesellschaft kam besonders bei ihren Jahresfesten zum Ausdruck. Es gliederten sich an sie immer mehr gleichartige Jahresfeiern an, sodaß sich die Trini-

tatiswoche immer mehr zu einer „Berliner kirchlichen Festwoche“ ausbildete. Neben der Missionsgesellschaft feierte seit 1846 die Berliner „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ und der „Märkische Zentralverein gegen den Branntweinmißbrauch“; auch eine gut besuchte Pastoralkonferenz hatte sich bereits angegliedert.

Wir erwähnten schon, wie lebhaft sich das Komitee in den Jahren 1844—45 an den Protestkundgebungen wegen des Einbruchs der katholischen Mission auf Tahiti beteiligte. In den Jahren 1843 bis 1845 hatte Karl Gützlaff in den Calwer Missionsblättern in optimistischer Weise über die Fortschritte des Evangeliums in China durch Predigt und Schriftenverbreitung seitens bekehrter Chinesen berichtet und dadurch ein weitgehendes Interesse für China erweckt. Es entstand die Frage, ob es nicht angesichts der Größe der Missionsaufgabe an dem vierhundertmillionen-Volke geboten sei, die Kräfte der deutschen evangelischen oder wohl gar überhaupt der europäischen Missionsvereine und -Gesellschaften zu einem gemeinsamen Unternehmen zu vereinigen, ob nicht etwa die Zeit zu einer großzügigen Verschmelzung der deutschen Missionen zu gemeinsamer Arbeit gekommen sei. Der Vorstand des von Karl Gützlaff angeregten kurhessischen evangelischen Missionsvereins, namentlich sein rühriger Vorsitzender, der Oberappellationsgerichtsrat Dr. Elvers in Cassel, betrieb diese Gedanken. Man meinte, die fast allen deutschen Missionsgesellschaften gemeinsame Augsburgerische Konfession sei eine ausreichende Bekenntnisgrundlage für ein derartiges gemeinsames Unternehmen. Obgleich das Berliner Komitee eine gemeinsame Mission verschiedener Gesellschaften für undurchführbar hielt, lag ihm doch ein wenn auch loserer Zusammenschluß der Gesellschaften auf dem Grunde der Augsburgerischen Konfession am Herzen, und es war nicht abgeneigt, etwaige Missionare für China in seinem Seminare zu günstigen Bedingungen auszubilden. So fand zunächst am 9. Juni 1846 im Berliner Missionshause unter dem Voritze des Präsidenten Goeze eine von acht Gesellschaften besuchte Vorkonferenz statt, die sogleich ergab, daß die Leipziger ev. luth. Missionsgesellschaft die Augustana als eine konfessionell durchaus ungenügende Grundlage ansah und schon deshalb nicht in der Lage war, sich an einem gemeinsamen Unternehmen zu beteiligen. Als vom 5.—7. September des gleichen Jahres im Berliner Missionshause eine erste „Missionskonferenz“ der deutschen Missionsgesellschaften zusammentrat, hatten inzwischen Barmen und Basel eigene Missionen in China begonnen. Eine ge-

meinsame Chinamission kam also nicht mehr ernstlich in Frage. Es wurde nur der kurhessische Verein beauftragt, „auf der ihm gewordenen kirchlichen Grundlage die chinesische Mission namens der evangelischen Kirchen Deutschlands in die Hand zu nehmen“, zu welchem Zwecke er sich am 4. November 1847 zu einer „chinesischen Stiftung“ konstituierte mit dem Zwecke, „die milden Gaben der evangelischen Christenheit für die Evangelisierung Chinas und der benachbarten Länder im östlichen Asien entgegenzunehmen“. Im übrigen beschloß man nur, derartige gemeinsame Konferenzen öfter abzuhalten, um allgemeine Missionsfragen zu besprechen. In den Wirren des Revolutionsjahres 1848 kam die Ausführung dieser Pläne ins Stocken. Zuletzt fand 1847 in Barmen im Anschluß an die dortige Festwoche eine Generalkonferenz von Deputierten der deutschen Missionsgesellschaften statt, die auch von Berlin aus beschickt wurde; sie hatte aber nur informatorischen Charakter zum Austausch in bezug auf die in wichtigen Missionsfragen gemachten Erfahrungen.

Im Jahre 1845 vermachte ein Dr. Fresenius aus Frankfurt a. M. 1000 Taler zur Veranstaltung von Missionsvorlesungen an der Berliner Universität, und die Berliner Mission wurde zur Verwalterin dieser Stiftung ernannt. Das Komitee pflog mit den Professoren Neander und Hengstenberg deshalb Rat. Aber erst als Plath Missionsinspektor war, ließ sich des weitschauenden Fresenius schöner Plan verwirklichen; es war eine erste Perle einer kommenden Missionszeit, die aber noch keinen Frühling machte. In den Jahren 1850—52 betrieb das Komitee mit ziemlicher Ausdauer die Aufnahme einer Fürbitte für die Juden- und Heidenmission in das allgemeine agendarische Kirchengebet. Der Oberkirchenrat glaubte sich deswegen erst mit allen Konsistorien ins Benehmen setzen zu müssen, verfolgte aber doch die Anregung, bis am 15. März 1852 die Fürbitte in der uns geläufigen Form in die Agende aufgenommen wurde. Das Komitee verband mit dieser Anregung auch den weiteren Wunsch einer allgemeinen Kirchenkollekte für die Heidenmission, ließ aber diesen Gedanken im Blick auf die vielen sonstigen regelmäßigen Kirchenkollekten fallen.

Die Anfänge selbständiger Missionsarbeit.

1834 – 1856 *).

I. Die Koranna-Mission. Als das Komitee in der Sitzung am 11. Dezember 1832 ernstlich über eine selbständig zu unternehmende Missionsarbeit beriet, stand nur ein Missionsfeld im Vordergrunde seiner Erwägung, Südafrika. Vorausgehende Besprechungen und Briefwechsel hatten auf Britisch Indien gewiesen (vgl. unter V). Die dorthin angeknüpften Fäden waren wieder abgerissen. Dagegen war, ohne daß wir aus den Komiteeprotokollen das im einzelnen nachweisen können, Südafrika wichtig geworden. In Südafrika arbeitete seit langer Zeit die Brüdergemeinde. Die Rheinische Mission hatte dort 1829 begonnen; auch die evangelische Pariser Mission rüstete sich ebendamals zum Eintreten. So richteten sich von selbst die Augen dorthin. Dagegen fiel eigentlich nur ins Gewicht, daß die Hallsche Missionsanstalt einen bedeutenden Jahresbeitrag für den Fall anbot, daß eine Arbeit in Britisch Indien in Angriff genommen würde. Allein man blieb bei Südafrika. Die fünf jungen, dorthin bestimmten Brüder weilten nach ihrer feierlichen Ordination im Berliner Dom (am 10. Juni 1833) drei Monate im Barmer Missionshause, um die holländische Sprache zu erlernen. Dann bestiegen sie in Hamburg das Schiff Syden, das sie nach Afrika bringen sollte. Im Kanal wären sie fast gescheitert. Erst bei dem dritten Versuche gelangten sie in die hohe See und erreichten nun nach einer schnellen, günstigen Fahrt am 17. April 1834 Kapstadt.

Die ersten fünf jungen Berliner Missionare waren D. A. Kraut aus Hamburg, A. F. Lange aus Rohrbeck in der Neumark, R. Th. Gregorowsky aus Kaminkerfelde bei Marienburg, Joh. Schmidt aus

*) Zu der älteren Geschichte der Berliner Mission gehört eine fast vergessene kurze „Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft nebst den ihr zugehörigen Stationen in Südafrika“, von P. Ziegler, 2 Bände, 1857 und 1863 (Gedartsberga, Gedartschaus). Der sonst unbekannte Verfasser stellt aus den Berliner Berichten und einigen damals erschienenen Schriften Berliner Missionare, wie „Döhne, Das Kafferland und seine Bewohner“, in erbaulichem Stile Chronikartig, zum Teil in der Form von Missionsstunden, die ihm wichtig erscheinenden Nachrichten über die Berliner Mission, zumal in Südafrika, zusammen.

Hochkirch und der Kandidat der Theologie Aug. Gebel aus Görlitz. Sie hatten nur die allgemeine Weisung mit auf den Weg bekommen, daß sie sich zu den Betschuanen tief im Innern, jenseits des Oranje-Flusses wenden sollten. In einem Rundschreiben an die verbundenen Hilfsvereine hatte das Komitee im Jahre 1833 geschrieben: „Nördlich der Griquas wohnen die Betschuanen, ein weit verbreiteter Raffernstamm, der zum Teil Ackerbau treibt und in Städten, wie Latakku, beisammen wohnt. Faßt man diesen Punkt ins Auge, betrachtet man zugleich auf der Landkarte die großen Landstriche, die sich bis etwa um 20 Breitengrade ausdehnen, bedenkt man dabei, daß viele der Völker, welche dieselben bewohnen, dringend nach Boten des Heils verlangen, daß sie sich zum Teil bitter beklagen, daß dieselben an ihnen vorbeigegangen, so glaubt man in einem Tore zu stehen, aus dem viele Wege wie Halbmesser eines Kreises aus dem Mittelpunkt zu den in Finsternis und Schatten des Todes schmach tenden Völkern ausgehen. Und dieser Punkt scheint uns der passendste für unsere auszuwendenden Zöglinge.“ Aber zu den Betschuanen kamen die Berliner Missionare vorläufig nicht. Sie wurden vielmehr zu dem Hottentottenstamm der Koranna geführt. In der Kapstadt rüstete sich nämlich gerade eine naturwissenschaftliche Expedition, um die Länder der Betschuanen zu durchforschen. Die fünf jungen Missionare schlossen sich ihr an. Zwei von ihnen, Gregorowsky und Lange, ließen sich unterwegs in Beaufort-West durch die Bitten des Pastors und Missionars Frazer bewegen, an diesem Orte zurückzubleiben und ihm in seiner Missionsarbeit zu helfen. Die anderen zogen über Graaff Reynet nach der Griqua-Stadt Philippolis. Dort waren so erschreckliche Nachrichten von kriegerischen Unruhen in den Ländern der Betschuanen eingetroffen, daß sie sich gern von dem dortigen Missionar Kolbe bewegen ließen, sich im Lande des Griqua-Häuptlings Adam Kok anzusiedeln. Dieser hoffte, die Missionare würden seine politische Macht befestigen, und er versprach ihnen, falls sie sich am Rietflusse niederließen, die dortigen drei Quellen, die schönsten des ganzen Landes, mit einem Landstrich von einer Stunde Reitens zu Pferde (ca. drei deutsche Meilen) nach jeder Richtung als Eigentum der Berliner Gesellschaft zu schenken. Am 24. September 1834 sattelten die Missionare ab. Die Stelle war auf der hügeligen Hochebene zwischen Oranje- und Baalfluß schön gelegen. Drei Quellen fanden sich dort; nicht weit entfernt floß der Rietfluß vorüber, hier und da von rauschenden Wasserfällen unterbrochen, belebt durch wilde Enten, Gänse

und Wasserhühner, während Herden zierlicher Antilopen und andere Tiere das Wild- und Weidefeld erfüllten. Die Dunkelheit brach herein. Eule, Schakal und Wolf begrüßten die ungewohnten Gäste mit ihrem Nachtgeheul. Von Menschen keine Spur. Denn die Koranna hatten in ihrer Wanderlust vor kurzem den Platz verlassen. Erst nach vierzehn Tagen stellte sich Piet Witfoet mit 100 Koranna ein. Hier gründeten sie die Station Bethanien, die erste Berliner Missionsstation in Afrika.

Die Koranna gehören zu den Hottentotten. Diese waren einst das erste farbige Volk, mit welchem die Burenkolonisten, vom Kap aus in das Innere vordringend, in Berührung kamen. Das ist für die Eingeborenenpolitik der Buren und darüber hinaus für die der Weißen überhaupt von unheilvoller Bedeutung geworden. Die Hottentotten sind vielleicht unter allen afrikanischen Völkern das ungeeignetste Objekt, um grundlegende Studien für die Behandlung afrikanischer Völker zu machen. Aber freilich, für die beginnende Kolonisation war es ein Vorteil, daß ihr eine so schwache, haltlose, jedem Druck weichende Eingeborenen-Bevölkerung gegenübertrat. Die Hottentotten waren Viehzüchter und daneben, wie das in Afrika meist damit zusammenzuhängen pflegt, Viehräuber. Ihr Reichthum waren ihre Rinderherden. Ihr übriger Kulturbesitz war nicht erheblich. Sie waren darin vielfach, sei es von den unter ihnen wohnenden Buschmännern, sei es von den sie umgebenden Kaffernstämmen, in neuerer Zeit vor allem von den ihnen kulturell so überlegenen Europäern abhängig. Ihre ursprüngliche Bewaffnung waren Pfeile, Bogen, Wurfspeer und Wurfskeule und daneben der Wurfstod, das Radum. Aber alle diese Waffen werden bei ihnen früh durch die Gewehre der Weißen verdrängt. In ihren Sprachen hatten sie die vielen Klirre und Schnalzlaute, welche ihr Erlernen zu einer solchen Pein machten, wahrscheinlich von den Buschmännern übernommen. Aber sie haben bis auf einen Rest ihre Sprachen vergessen und dafür das Rapholländische angenommen.

Die Koranna wohnten ursprünglich wahrscheinlich im Süden der Kolonie, etwa zwischen der Algoa- und Mossel-Bai und den Schwarzen Bergen. Wahrscheinlich am Anfang des 18. Jahrhunderts wurden sie durch die vordringende Burenkolonisation bewogen, nach Norden auszuwandern und jenseits der Grenze der Kolonie neue Weidegründe zu suchen. Sie zogen langsam, wohl mehrere Male auf längere Zeit rastend, nach Norden durch das damals sehr dünn be-

völkerte Gebiet der Karroo bis in das Gebiet zwischen dem Dranje- und Baal-Fluß, das heute die Dranje-Kolonie bildet. Dort fanden sie nur unstete Buschmännertrupps vor, die um so leichter von ihnen zurückgedrängt wurden, als sie zum Teil schon mit Gewehren bewaffnet waren. Sie verbreiteten sich weithin über das ihren Herden zusagende Land, hatten aber politisch nur schwachen Zusammenhalt. Wahrscheinlich zählte das ganze Volk nur etwa 20 000 Seelen, war aber in 17 voneinander unabhängige Sippen getrennt, die teils am oberen Dranje und Baal, teils weiter stromabwärts am mittleren Dranje weideten. Ein unüberwindlicher Hang zum nomadischen Umhererschweifen, ein außerordentlich ausgebildetes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, ein großer Hochmut und ein starker Hang zur Trägheit vereinigten sich, um die Arbeit bei ihnen zu erschweren. Eine leichte Erregbarkeit, die aber nach tiefgreifenden Bewegungen, auch religiösen Anregungen ebenso schnell wieder restlos von dem ungezügelten Treiben abgelöst wurde, hat sie wohl zu vielen schönen Ansätzen, zu blütenreichen Frühlingszeiten, aber nie zu stetiger Kulturarbeit kommen lassen. Die Geschichte der Mission unter den Hottentotten ist das undankbarste und unbefriedigendste Kapitel der südafrikanischen Missionsgeschichte. Für die Berliner Mission kamen von den Koranna-Sippen hauptsächlich vier in Betracht: die „Zauberer“ mit dem Häuptling Jacobus, die „Rechtshände“ mit dem Häuptling Goliath, die „Linkshände“ mit dem Häuptling Gert Hareip Links und die „weiblichen Springböde“ des Häuptlings Jan Blom.

Die Missionare hatten auf Bethanien einen mühseligen Anfang. Zwar die Quellen waren gut, und in günstigen Jahren erntete man reichlich. Aber schon von Anfang an machte ihnen die Unstetigkeit der Goliath'schen und der Jacobus'schen Koranna, die im Bethanischen Gebiet zelteten, viel Not und Unruhe. Noch verhängnisvoller war, daß unter den Missionaren unheilvolle Zwistigkeiten ausbrachen. Es ist für eine junge Mission immer eine zarte Aufgabe, zunächst einmal eine gesicherte Überlieferung zu schaffen betreffs des Verhältnisses zwischen der heimatischen Leitung und der naturgemäß verhältnismäßig großen Selbständigkeit der ausgesandten Missionare in der heidnischen Wildnis viele tausend Kilometer vom Sitz des Missionskomitees. Diese fünf jungen ersten Berliner Missionare ließen sich leider durch den unbotmäßigen und unlauteren Theologen Gebel zu einer widerspenstigen und autoritätslosen Stellungnahme verleiten und waren unter sich so uneins, daß es bald zu bitterem Zank und

Streit kam. Gregorowsky ging nach Kapstadt; auch Gebel und Lange verließen die Station. Die junge Mission schien am inneren Unfrieden zugrunde zu gehen. Das Komitee sandte einen frommen, gewandten, liebenswürdigen jungen Theologen, den Kandidaten Behmüller, der sich gerade als Hilfslehrer am Missionsseminare in Berlin aufhielt, als Superintendenten nach Südafrika. Diesem gelang es, zumal mit Hilfe des mit der zweiten Abordnung ausgesandten Missionars Wuras, den Schaden zu heilen und den Frieden auf Bethanien wieder herzustellen. Nun faßte die Mission langsam Boden. Es konnten wenigstens einige Erstlinge getauft werden, so ein krankes Mädchen, das den Namen Christiane Lenz erhielt, und der Dolmetscher der Missionare, Gert Klute, der Nathanael getauft wurde und sich auch als solcher bewährte.

Die Verhältnisse aber wurden dennoch immer schwieriger. Die Berliner Mission hatte im Jahre 1834 gleichzeitig mit der Sklavenemanzipation ihre Arbeit begonnen. Im Jahre 1838 wurden sämtliche Sklaven der Kolonie frei. Die Buren sahen in dieser ganzen Sklavenemanzipationsbewegung einen schweren Eingriff in ihre bürgerlichen Rechte, und da ihnen in ihrem ungezügelten Unabhängigkeitsinn die straffere Hand der englischen Verwaltung und Gesetzgebung ohnehin immer unerträglicher wurde, so begannen sie sich dem Druck dadurch zu entziehen, daß sie jenseits des Dranje- und Baal-Flusses Gebiete suchten, bis wohin der Arm der englischen Kolonialverwaltung nicht reichte. Das führte während der nächsten zwei Jahrzehnte in der Gegend um Bethanien zu einem unerfreulichen Durcheinander und zu unablässigen Reibungen. Die Herrschaft über dieses weite, nirgends abgegrenzte Gebiet zwischen Dranje und Baal hatten die Griqua unter ihrem Häuptling Adam Kok besetzt; und die englischen Behörden hatten mit dem letzteren wiederholt Verträge abgeschlossen und ihn in seiner Herrschaft anerkannt, denn es lag ihnen daran, durch ihn sich den Weg in das Innere offen zu halten und auf diese Weise auch die in jene Gebiete verziehenden Burentrupps als britische Untertanen festzuhalten. Aber die Griqua und die westlich von ihnen nomadisierenden Koranna waren leichtsinnig; sie verkauften ihre Quellen, Felder und Weideplätze zu Spottpreisen an die Buren. Deren Farmen überzogen bald das ganze Gebiet, und das machte den unsteten Koranna-Stämmen das Wohnen unbehaglich. Sie wollten durch Verziehen der unbequemen Nachbarschaft der Buren, von denen sie mit hochmütiger Geringschätzung behandelt

wurden, entfliehen. So kamen für die Station Bethanien schwere Zeiten. Der von Adam Roß gekaufte Grundbesitz hatte nur unbestimmte Grenzen. Es war aber mit das schönste Stück jenes öden, unfruchtbaren Gebietes. Es war den Buren ein Dorn im Auge, daß die Berliner Mission diese Oase in der Wüste allein besitzen sollte. Und die Korannahäuptlinge, zumal Goliath, der die meisten Ansprüche auf den Bethanischen Grund und Boden zu haben behauptete, machten leichtsinnigerweise mit den Buren gemeinsame Sache, um der Mission ihren wertvollen Besitz abzujagen. Glücklicherweise stand Missionar Wuras in diesen Wirren seinen Mann und ließ sich's nicht verdrießen, immer wieder durch Prozeßverhandlungen, durch Anfertigung von Katasterkarten, durch Verhandlungen mit den Behörden wenigstens so viel als möglich vom bethanischen Besitz zu retten. Die Station Bethanien verdankt ihm ihren Bestand. Es waren in der That zwei böse Jahrzehnte, doppelt schlimm, weil die Engländer einen seltsamen Zickzackkurs in ihrer Kolonialpolitik verfolgten. Erst stärkten sie den Griqua gegen die Buren den Rücken, dann drückten sie gegen die überhandnehmende Burensiedlung zwischen Oranje und Baal die Augen zu, dann richtete der energische Gouverneur Sir Harry Smith 1848 eine britische Kolonie, die sog. Sovereignty, ein und schlug die Buren, als sie sich dagegen empörten, bei Boomplaats blutig aufs Haupt. Dann hob der Nachfolger von Smith, der Gouverneur Cathcart, die Sovereignty im Jahre 1854 wieder auf und gestattete, daß die Buren unter dem Namen des Oranje-Freistaates eine selbstständige Republik gründeten. Für die Berliner Mission war nach vielem Hangen und Bangen das Ergebnis doch, daß der erste Gouverneur des Oranje-Freistaates, Hoffmann, nach Bethanien kam und dessen Grundbesitz bestätigte. Die Station war gerettet. Das war wichtig. Denn Bethanien ist von jeher das Rückgrat und der Stützpunkt der Berliner Mission in jenem Gebiete um den Oranje- und Baal-Fluß gewesen.

Inzwischen hatte sich auch auf Bethanien die Arbeit einigermaßen konsolidiert; im Jahre 1845 konnte eine von Missionar Zerweck gebaute Kirche eingeweiht werden. Das Ereignis war um so wichtiger, als bei dieser Gelegenheit Adam Oppermann gekauft wurde, weitaus der interessanteste Eingeborene der Berliner Mission in jener Gegend. Als Sohn des von einem bengalischen Vater und vielleicht einer weißen Mutter abstammenden, pechschwarzen Sklaven Frederik Oppermann war er um 1815 in der Gegend von

Stellenbosch in der Kapkolonie geboren. Er war, da sein Vater 1825 anderweitig verkauft war und dann jenseits der Grenze durch die Flucht die Freiheit gesucht hatte, bei seiner frommen Mutter im Hause ehrenfester Buren aufgewachsen. Als er schon zum Jüngling herangereift war, hatte ihn sein Vater zu sich in das Korannaland geholt. Dort aber hatte er sich, von dem wilden, wüsten Treiben der Korannafrauen seines Vaters angewidert, den Berliner Missionaren auf Bethanien angeschlossen und war in den Taufunterricht getreten.

Inzwischen hatte sich die Missionsarbeit mannigfach ausgedehnt; 1845 hatten nach mehrfachen Rekognoszierungsreisen von Wuras die beiden Missionare Fichardt und Winter jenseits des Baalflusses in einer öden Gegend die Station Pniel angelegt. Das Land ist dort so zerrissen, steinig und trocken, daß kaum einige Büsche und Gräser wachsen. Nicht eine einzige laufende Quelle findet sich, die für Menschen und Vieh Wasser gäbe. Vom Landbau ist in dieser Gegend kaum die Rede; nur in der Regenzeit gedeiht in manchem Jahr etwas Rasterkorn, Kürbis u. dgl. Und der nahe Baalfluß fließt so tief, daß sein Wasser schwer zu haben ist. Dort konnte der Stamm der „weiblichen Springböde“ unter dem zuchtlosen und unsteten Jan Blum, dem Sohn eines Thüringers und einer Hottentottenfrau, der, seiner Mutter nachartend, ein echter Hottentott: wüß, roh, wollüstig, unstet geworden war. Obwohl in früheren Jahren getauft, war er völlig gleichgültig gegen Gottes Wort und feindlich gegen dessen Boten. Die Koranna weideten ihre Herden auf der öden Hochebene. Dort oben gab es kein Wasser. Einen Brunnen zu graben war wegen des harten Felsgesteins mit großen Kosten verknüpft, und da das Gebiet von dem widerhaarigen Häuptling Jan Blum beansprucht wurde, konnte man an eine dauerhafte Stationsgründung kaum denken. Die Missionare Fichardt und Winter hielten den großen körperlichen Anstrengungen der Anfangsarbeiten nicht stand; sie mußten schon die Taufe ihrer drei Erstlinge, eines Mannes und zweier Frauen, am 26. Juni 1846 ihren Nachfolgern Menfarth und Zerwiß überlassen. Diese verlegten die Station 1847 an einen höhergelegenen Platz und bauten dort 1848—52 ein hübsches Fachwerkkirchlein. Damals erlebte die Missionsarbeit eine kurze Blütezeit; die Schule zählte 100 Kinder, es konnten 2 Helfer und 2 Helferinnen eingesetzt werden. Der gesunde Fortgang der Arbeit aber wurde gestört, als 1854 die Aufhebung der englischen Herrschaft und die

Aufrichtung des Bauernfreistaates zu großer Beunruhigung der Eingeborenen führte und auch Unruhen der Stämme untereinander auslöste. Als die Mission dann 1857 ihre Siedelungsstätte von dem alten Beherrscher jener Landstriche, dem Griqua-Häuptling Cornelius Kot, um nicht von den Buren ausgekauft zu werden, erwerben mußte — der Kaufpreis betrug für ein allerdings ödes und wüstes Gebiet von drei Quadratmeilen 600 Taler —, da regte sich das unbezähmbare Freiheitsgelüst unter den etwa 200 Platzbewohnern so mächtig, daß ihrer viele lieber zum Wanderstabe griffen, als sich der Platzordnung ihrer geistlichen Väter zu unterwerfen. Als schließlich noch Missionar Menfarth 1859 nach Amalienstein versetzt wurde und das Gerücht umging, die Schwarzen sollten zu Staatsdiensten herangezogen werden, zerstreuten sich die unsteten Horden. Es verblieben nur noch 12 Gemeindeglieder, 15 Schulkinder und 4 Taufbewerber auf Pniel. Der Bestand der Station war in Frage gestellt.

Die unsteten Wanderzüge der Korannastämme hatten es mit sich gebracht, daß die Goliathschen und Jacobuschen Koranna von Bethanien nordostwärts von Pniel den Baalfluß aufwärts gezogen waren. Die Berliner Mission folgte ihnen und begann nach zwei durch die Unordnung der Koranna mißglückten Stationsgründungen in Pilgerhütten und Hebron bei ihnen 1846 die Station Platberg. Auch dort im öden Lande wohnten viele Koranna, Buschleute, Bastards; auch Betschuanen waren reichlich in der Nähe vorhanden, so daß es an ergiebiger Missionsgelegenheit nicht fehlte. Aber die äußeren Verhältnisse waren auch hier schwierig. Die beiden Korannahäuptlinge Goliath und Jacobus vertrugen sich durchaus nicht, und neben ihnen behauptete der Buschmann-Häuptling Danzer ältere Unrechte zu haben und setzte dieselben schließlich auch in Verbindung mit gewissenlosen Buren durch. Die beiden Koranna-Stämme, die ohnehin schwach gewesen und längst verarmt waren, wurden gänzlich aufgerieben und zersprengt. Die Station mußte 1853 aufgehoben werden.

Noch ein paar Tagereisen weiter landeinwärts jenseits des Baal, also schon im Bereiche des späteren Transvaal, hatte sich der Koranna-Stamm der „Linkshände“ unter dem Häuptling Gert Link angesiedelt (1847). Bei ihnen gründete die Berliner Mission im Jahre 1847 die Station Saron. Das Land war fruchtbar; eine ergiebige Salzpflanze bot durch Verdunsten reichliches Salz zum Verkauf. Aber auch diesen „Linkshänden“ lag der unstete Wander-

trieb im Blute. Sie kamen nicht zur Ruhe und ließen es zu keiner stetigen Missionsarbeit kommen. Der hier stationierte Missionar Joh. Schmidt war besonders zäh, um die gleichsam immer im Aufbruch befindliche Horde bei Kirche und Schule festzuhalten. Es wurde ihm zuletzt auch noch der heilkundige Missionar Krause zur Hilfe gegeben, der mit seiner ärztlichen Praxis eine Anziehungskraft ausüben sollte. Aber als die Buren den Platz von allen Seiten umgrenzten, war kein Halten mehr. Fast der ganze Stamm zog ins Nieuwe Feld an die Quellen des Vetflusses in den Bereich des mächtigen Bassutohäuptlings Moschesch. Saron mußte aufgegeben werden.

Auch an anderen Stellen schien sich zu Zeiten unter den Koranna und unter den verwandten Stämmen eine Tür aufzutun. Der Häuptling Berend von Bootschap an einem Nebenflusse des Baal bat wiederholt dringend um einen Missionar für sein Volk. Die Berliner waren auch bereit, ihm einen zu schicken. Aber es stellte sich dann doch heraus, daß seine Beweggründe zu unlauter waren. Seine Häuptlingschaft war heftig bestritten. Auch sein Stammesgebiet war unsicher. Er hoffte, beides durch die Anwesenheit eines Missionars sichern zu können. Der für ihn abgeordnete Missionar hatte aber unter diesen Umständen nicht den Mut, zu ihm zu ziehen und kehrte halbwegs um. In Campbellsdorf, jenseit des Baal, wünschten die Londoner Missionare ihre Station an die Berliner Mission abzugeben. Es wurden Verhandlungen wegen der Übernahme angeknüpft, die aber nicht zum Ziele führten.

So haben sich die Berliner Missionare zwei Jahrzehnte lang ehrlich um die verschiedenen Koranna-Clans bemüht. Der Erfolg war gering. Gewiß, es hat an echten Bekehrungen nicht gefehlt; sogar stürmische Erweckungszeiten haben auf einigen Stationen stattgefunden. Die Zahl der sonntäglichen Kirchenbesucher stieg manchmal in die Hunderte. Auf Pniel waren es in glücklichen Jahren 200 Getaufte und 83 Abendmahlsgenossen. Aber nirgends hatte die Arbeit Bestand. Auch die schönsten Blüten verdorrten gleichsam über Nacht wieder. Etwa das Jahr 1854, die Aufrihtung des Dranje-Freistaates, ist das Ende der Berliner Koranna-Mission. Soweit die Stationen nicht aufgehoben waren, hatten sich wenigstens die Koranna zerstreut, und an ihre Stelle waren die betriebameren, begabteren, empfänglicheren, stetigeren Betschuanen getreten. Damit beginnt ein neuer Abschnitt dieser Missionsarbeit.

II. In der Kapkolonie. Da die Berliner Missionare am Kap landeten und von dort in das Innere vordrangen, lag es nahe, daß sie auch in der dem Deutschen Reich an Größe fast gleich kommenden Kapkolonie mit ihrer Arbeit einsetzten. An Missionsgelegenheit fehlte es dort gewiß nicht, obgleich bereits seit einem Dritteljahrhundert von verschiedenen deutschen und englischen Missionsgesellschaften umfangreiche Missionsarbeit getrieben wurde. Das Jahr 1834 hatte, wie erwähnt, die Sklavenbefreiung gebracht. Am 1. Dezember 1838 waren 35 745 Farbige freigesprochen, die englische Regierung hatte für sie 25 Millionen Mark als Entschädigung an die früheren Besitzer bezahlt. Da auch vorher schon die Mehrzahl der Farbigen in der Kolonie Freie gewesen waren und die sog. „Native Ordinance von 1828“ fast allen Orlams, d. h. den auf den Farmen der Buren aufgewachsenen Eingeborenen, die Freiheit gebracht hatte, waren etwa hunderttausend Farbige nunmehr frei. Und es vollzogen sich auch in Südafrika jene unerfreulichen Wandlungen, wie sie aus der Zeit der Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in anderen Sklavenhaltenden Gebieten bekannt sind. Zur Sklavenarbeit nicht mehr gezwungen, entzogen sich die Farbigen jeder geordneten Arbeit. Am liebsten siedelten sie sich möglichst fern von den Dörfern und Farmen der Buren in unbewohnten Gebieten, in Bergeinsamkeiten und Klüften an, oder sie vagabondierten als Bettler im Lande. Ihr Stammeszusammenhang war zerfallen, ihren väterlichen Besitz, ihre Herden, ihre Sprache, ihre Stammesüberlieferungen, ihre Stammes-sitten, ihre Bräuche, ihre Religion — alles hatten sie verloren. Sie waren ein an Leib und Seele verarmtes Geschlecht, dazu unstet, träge, willenlos, unzuverlässig. Und doch waren sie religiösen Einflüssen in hohem Maße zugänglich. Wo sie nur Missionare fanden, die ihnen mit liebevoller Treue nachgingen, sammelten sie sich, wie die Bienen um den Honig. Mit Leichtigkeit ließen sich Scharen von ihnen in den sonntäglichen Gottesdiensten und ihre Kinder in den Schulen sammeln. Ein verständiger Missionar, der wohlwollend straffe, väterliche Zucht zu üben verstand, hatte bald fast unbegrenzten Einfluß über sie. Sie fügten sich der Gemeindeordnung, sie legten Gärten an, sie bauten sich Häuser, kurz sie begannen ein gesittetes Christenleben, wenn nur die missionarische Pflege und Aufsicht gleichmäßig wohlwollend und streng war und nicht Unzucht, Trunksucht, Faulheit und andere Laster die schönen Ansänge immer wieder

durchkreuzten. Und doch, in dieser missionarischen Pflege lag fast die einzige Hoffnung dieser verarmten, versprengten Massen von Eingeborenen. Hier waren viele Missionare erforderlich. Jede Hilfe war willkommen.

Die Berliner machten verschiedene Anfänge. Als 1837 der junge Superintendent Pehmöller am Kap landete, ließ er sich in Kapstadt nieder, errichtete dort eine Agentur für die Berliner Stationen landeinwärts, sammelte seine kleine Gemeinde aus den Eingeborenen, eröffnete eine gut besuchte Schule für farbige Kinder und ließ sich auch zum Pastor der kleinen deutschen Kolonistengemeinde wählen. Aber er erkrankte bereits 1841 so schwer, daß er ein siecher Mann war, und 1844 starb er auf der Heimreise nach Deutschland auf hoher See (vgl. unten IV). Der Missionsanfang in Kapstadt wurde nicht fortgesetzt. Schon vor Pehmöller hatte ein paar Stunden landeinwärts Missionar Döhne 1835 in Fransche Hout eine besonders einladende Missionsgelegenheit gefunden. Aber er hatte sie eigenwillig wieder verlassen, um nach dem Kaffernland zu ziehen. Wir erwähnten, daß zwei Brüder von der ersten Berliner Missionarskolonne durch den Prediger Frazer in Beaufort-West festgehalten waren; Missionar Gebel hatte sie einige Monate später nach Bethanien nachgezogen. Die Berliner Mission machte auf die wiederholten Bitten Frasers noch zweimal den Versuch, in die großen Gelegenheiten der unübersehbaren Gemeinde einzutreten. Der Versuch mißglückte beide Male und führte im zweiten Fall im Jahre 1854 sogar dazu, daß der damit beauftragte Missionar Salzmann den Dienst der Berliner Mission verließ.

An einer Stelle jedoch kam es zu einer stetigen Arbeit, freilich unter den größten Hemmnissen. 66 Meilen östlich von der Kapstadt, wo das Land in drei Terrassen von der Meeresküste zur inneren Hochebene aufsteigt, liegt auf der zweiten Terrasse — etwa in der Höhe von 1000 Metern — eine wundervolle, von mehreren Bächen und Flüssen durchströmte Mulde, über der schroff bis zur Höhe von 2500 Metern die Schwarzen Berge sich auftürmen. In dieser damals noch abgelegenen Gegend hatten sich am Anfang des vorigen Jahrhunderts einige Hundert Hottentotten auf dem Platze Doornkraal angesiedelt, und es war durch glückliche Umstände eine religiöse Bewegung unter ihnen entstanden, deren Pflege sich die „südafrikanische Missionsgesellschaft“, allerdings mit ungenügenden Kräften, hatte angelegen sein lassen. Es war ihr von der Regierung ein

Bauernplatz als grant überwiesen, auf dem sie die Missionsstation Zoar errichtete. Grants sind in Südafrika Farmen, durchschnittlich im Umfang von 5000 Aekern, die den Missionaren ausschließlich zur Nutznießung für die Farbigen übergeben werden, auf denen sie aber, solange sie die Missionsarbeit betreiben, unbedingtes Platzrecht haben. Die „südafrikanische Missionsgesellschaft“ hatte nun aber keinen Missionar und war froh, als ihr 1837 Behmüller den Missionar Gregorowsky für Zoar anbot. Es wurde zwischen der südafrikanischen und der Berliner Mission ein Vertrag abgeschlossen, wonach zunächst auf 5 Jahre der Berliner Mission die Verwaltung von Zoar unter der Bedingung übertragen wurde, daß letztere das Gehalt der Missionare bezahlte und die vollständige Verwaltung des Platzes übernahm, dagegen die südafrikanische Mission für die Instandhaltung der Gebäude und die Kosten des Betriebes aufkam. Die Berliner Mission schickte eine Reihe fleißiger und angeregter Männer nach Zoar. Zuerst war es der erwähnte Gregorowsky, der mit besonnener Strenge die verwahrloste Bewohnerschaft wieder an christliche Sitte, an Kirche und Schule gewöhnte. Als er 1842 eigenwillig den Platz und den Dienst der Berliner Mission verließ,*) kam Radloff, ein geistlich frischer, wenn auch gefühliger Mann, der bald eine starke religiöse Erweckungsbewegung anregte, so daß Zoar einen geistlichen Frühling erlebte, ein Beispiel jener vorübergehenden Erweckungsbewegungen, die für die Hottentottenmissionen so charakteristisch sind. Zoar wurde in Südafrika so berühmt, daß sich die Hottentotten dorthin drängten. Es wurden auch allerlei vielversprechende Einrichtungen getroffen. Zur Pflege des kirchlichen Lebens gab es Diakonen und Diakonissen, für die weltlichen Angelegenheiten Korporale und Ratsleute. Der grant-Platz hatte längst nicht mehr Raum genug für die bis auf 900 oder 1000 Seelen angewachsenen Scharen. Radloff kaufte deswegen die angrenzende Farm „Mlandfontein“, 8000 Magdb. Morgen groß, für 5500 Taler. Da gerade in jenem Frühjahr 1846 in Berlin die rührige Vorsteherin des Berliner Frauen- und Jungfrauen-Nähvereins Amalie v. Stein gestorben war und der Berliner Mission 2000 Taler vermacht hatte, so wurde das Kapital für den Ankauf verwendet und der Platz Amalienstein genannt. Radloff mußte leider wegen eines Sündenfalles den Missionsdienst verlassen.

*) Gregorowsky ging nach Pacaltsdorf und trat in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft.

Glücklicherweise hatte ihm schon seit einigen Jahren Missionar Prietsch zur Seite gestanden, der die Arbeit im gleichen Sinne weiterführte. Obgleich er in seiner Gemeinde vielen Widerstand fand und auch von seinen Arbeitsgenossen vielfach ungünstig beurteilt wurde, setzte er es in den Jahren 1849—52 durch, auf Amalienstein eine schöne, große Kirche zu bauen und zu weihen. Die dreitägige Kirchweih mit einem Missionsfest war ein Höhepunkt des Gemeindelebens. Gerade daran aber sollte sich unsäglich viel Leid und Streit anknüpfen. Prietsch hatte für seine Kirche eine schöne Altarbekleidung und ein Kruzifix geschenkt bekommen und hatte mit beidem den Altar geschmückt. Das war für ihn als lutherischen Missionar nach heimatkirchlichem Brauch selbstverständliches Recht. Aber bei den reformierten Buren Südafrikas erregte dieser „römische Götzendienst“, wie man es übertreibend nannte, peinlichen Anstoß und gab den Anlaß zu einer fast unverständlichen Erregung, die sich auch in einer erbitterten Preßfehde Luft machte. Die südafrikanische Missionsgesellschaft war auch wohl sonst schon geneigt gewesen, im Jahr 1854 die Station Zoar wieder zurückzunehmen. Nun kündigte sie der Berliner Mission zu deren großer Enttäuschung. Denn nachdem durch ihren 17 jährigen Dienst eine Gemeinde von 600 Getauften und Taufbewerbern gesammelt, ein schöner, großer Platz gekauft und eine Kirche darauf errichtet war, war es fast unmöglich, die Arbeit mit einem Male wieder abzubrechen. Superintendent Schultheiß, Pehmöllers Nachfolger, erreichte eine Verlängerung des Vertrages dadurch, daß er Altarbekleidung und Kruzifix aus der Amaliensteiner Kirche wieder entfernen ließ. Aber dagegen erhob sich nun der Missionar Prietsch, und das ließ das Berliner Komitee, zumal sein damaliger, konfessionell gerichteter Präsident Göschel, unter keinen Umständen zu. Das wäre ja eine Verleugnung seines lutherischen Charakters gewesen. So erschienen eines Tages die Abgeordneten der südafrikanischen Missionsgesellschaft auf Zoar und verlangten binnen drei Wochen eine Entscheidung von allen Bewohnern, ob sie auf Zoar bleiben und sich damit unter die reformierte Kirchenordnung und -sitte der südafrikanischen Missionsgesellschaft stellen oder ob sie nach Amalienstein übersiedeln und dort unter den Berliner Missionaren eine lutherische Gemeinde gründen wollten. Das gab einen bitteren Riß, der das Gemeindeleben bis auf den Grund erschütterte. Etwa die Hälfte der 1000 Bewohner siedelte nach Amalienstein über, die andere Hälfte blieb auf Zoar. Um das Unglück voll zu

machen, standen auch die beiden damals auf der Station arbeitenden Berliner Missionare Prietsch und Menfarth schroff widereinander, und Prietsch, der bedeutendere, der auch um die Konsolidierung der Gemeindevverhältnisse in Amalienstein wirkliche Verdienste hatte, daneben aber eine scharfe Feder führte, schürte das Feuer. Es blieb dem Berliner Komitee nach langen Verhandlungen, in denen man teils Prietsch als Vertreter der lutherischen Anschauungen des Komitees Gerechtigkeit widerfahren, aber doch sein nach vielen Seiten persönlich wie amtlich nicht einwandfreies Verhalten nicht ungerügt lassen wollte, teils unablässig eine Versöhnung zwischen ihm und Menfarth erstrebte, nichts anderes übrig, als beide Missionare von Amalienstein zu versetzen und an ihrer Stelle den ruhigen und besonnenen Aug. Schmidt dorthin zu beordern. Der hatte dann freilich im Jahre 1857 in einer verlogenen, verhekten, gegen ihn auffälligen Gemeinde, deren größerer Teil an Prietsch festhielt, einen unsäglich schweren Anfang. Es war immerhin günstig, daß eben im Jahr zuvor Prietsch ein paar Stunden weiter östlich in dem Burendorfe Ladjsmith einen kleinen Anfang mit einer Nebenstation gemacht hatte. Das war auf diesem Gebiete das Ergebnis der ersten Periode der Berliner Missionsarbeit.

III. Die Kaffernmission. Als Kaffern bezeichnet man unbestimmt entweder alle Farbigen Afrikas schlechthin; in diesem Sinne ist wohl ursprünglich die farblose Bezeichnung *Kafir* = Ungläubiger, Heide von den Arabern gebraucht und dann von den Portugiesen übernommen. Oder man meint damit die Bantuvölker des äquatorialen und südlichen Afrika. Oder aber — und in diesem Sinne brauchen wir hier die Bezeichnung — man nennt so die kriegerischen, vorwiegend viehzüchtenden Bantustämme in dem langgestreckten Küstenstreifen zwischen den gewaltigen Mauern der den südlichen und östlichen Rand Afrikas flankierenden Bergketten und dem Indischen Ozean. Zuvor einige Bemerkungen über die Völkerfamilie der Bantu im allgemeinen, von der also die Kaffernvölker ein Zweig sind.

Wahrscheinlich sind die Bantustämme nach Südafrika durch eine große Völkerwanderung gekommen, die sich vor Jahrhunderten aus dem Herzen des dunklen Erdteils längs der Ostküste, in der Mitte und längs der Westküste vorgeschoben hat. Überall haben sie die Buschmannstämme zurückgedrängt. In manchen Gebieten sahen sie die letzteren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als die

eigentlichen Herren des Landes an; wenn die Buschmänner an einer Treibjagd teilnahmen, wurden ihnen von den Bantuhäuptlingen die besten Stücke des erlegten Wildes ausgehändigt. Die nach Süden vordringenden Bantustämme vereinigten in einer Weise, wie es sonst bei den Bantu nicht üblich ist, Ackerbau und Viehzucht, jedoch so, daß bei den Kaffern der Hauptnachdruck auf der Viehzucht, bei den Betschuanen und Bassuto auf dem Ackerbau lag. Die Kaffern liebten ihre Kinderherden geradezu leidenschaftlich; sie waren ihr Stolz und ihre Freude. Den Boden brachen sie fast überall mit der primitiven Hacke um; nur unter dem Einfluß der europäischen Kultur, besonders der Mission, waren sie auf einigen Gebieten zum Gebrauche des Pfluges fortgeschritten. Hauptnahrungsmittel waren früher die verschiedenen Hirsearten, daneben Bohnen, Erbsen, Gurken und Melonen, neuerdings daneben besonders Mais und, wo mit dem Pfluge geädert wird, auch Weizen. Der Hüttenbau ist charakteristisch verschieden, wenn auch alle Stämme die eine Grundform der Rundhütte beibehalten haben. Die Kossakaffern bewiesen sich auch in diesem Punkte wie in vielen anderen beeinflusst von den neben und vor ihnen das Land bewohnenden Hottentotten. Ihre Hütten ähneln den Mattenpontons jener, nur daß sie bei ihrer seßhafteren Lebensweise dieselben aus dauerhafterem Material herstellen. Biegsame Reiser werden im Kreise in den Boden gesteckt und oben zusammengebunden. Sie werden durch quer durchgezogene Reiser verfestigt und verdichtet, und dann wird auf der Innen-, manchmal auch auf der Außenseite gegen dies Flechtwerk eine Lehmschicht aufgetragen. Die Sulu bauen runde Hütten mit geraden Wänden aus dem gerade zur Hand liegenden Material; sie setzen aber darauf ein pontonähnliches, halbkreisförmiges Dach, so daß es aussieht, als hätten sie den Hottentottenponton auf die Grundmauer aufgesetzt. Die Betschuanen- und Bassutostämme im Innern verwenden entsprechend ihrem lebendigeren Kulturinteresse auf den Häuserbau größeren Fleiß. Auf den runden Unterbau wird ein überladendes Dach aufgesetzt und der Dachabschluß durch einen Stab, einen hineingeflochtenen Kranz oder dgl. gleichsam zum Zeichen gemacht, woran man die Stammeszugehörigkeit der Bewohner erkennt. Vor der Hütte legen sie einen meist mit Lehm und Kuhdung sauber geglätteten Vorplatz an, die Lapa, die wieder mit einer Wand aus Mattengeflecht oder einer Lehmmauer abgeschlossen wird. Die Hauswände, die Lapa und deren Umfassungsmauer zieren sie geschmackvoll mit Strichmustern. Die Gehöfte stehen

teils in kleinen Kraals weithin über das Land zerstreut, teils — zumal bei den westlichen Betschuanen — in großen Siedelungen, richtigen Städten beisammen. Ihre Mittelpunkte sind dann meist das von einem festen Dornestrüpp oder einer Steinmauer umgebene Gehege für das Rindvieh, der Kraal, und der Ratplatz für den Häuptling und die Großen des Stammes, das *Rchoro*.

Die Kaffern sind meist hochgewachsene Menschen, die Kossa und Sulu oft über mittelgroß und so schön im Ebenmaß, daß man die Jünglinge geradezu als Modelle für Bildhauer gepriesen hat. Für das häusliche Leben bestanden feste Ordnungen, die zwar dem Geiste des Christentums stark widersprachen, aber in sich eine heilsame Zucht und Ordnung aufrechterhielten. Die Frau wurde mit Rindern gekauft (*ukolobola*), und sie legte Wert darauf, daß sie teuer bezahlt wurde; denn dadurch stieg ihr eigener Wert. Der bezahlte Kaufpreis war auch meist ein guter Ritt, die Ehen zusammenzuhalten; denn es war für den Mann ebenso schmerzlich, bei Verschulden seinerseits mit der Frau deren Kaufpreis zu verlieren, wie für die Familie der Frau, bei Verschulden von deren Seite den Kaufpreis wieder herauszahlen zu sollen. Da oft der Mann nur einen Teil des Kaufpreises erlegen konnte, so trat er entweder für den Rest der Schuld in eine Art Hörigkeit zu der Familie der Frau, oder er ließ den Rest von seiner Familie und blieb dafür vielleicht auf Lebenszeit in deren Schuldhast. Dementsprechend gehörten etwa die in der Hörigkeit geborenen Kinder der Familie der Frau, oder die Frau selbst fiel beim Tode des Mannes als wertvollstes Erbstück an die Familie des Mannes und war entweder deren gemeinsames Eigentum, an das alle männlichen Glieder Anspruch hatten, oder sie wurde für einen neuen Kaufpreis weiterverhandelt. Wer viele Kinder hatte, konnte viele Frauen kaufen, der Arme konnte nie in den Besitz einer solchen kommen, wenn nicht etwa der Häuptling ihm eine aus seinem Harem abgab und ihn dafür in ein völliger Abhängigkeit gleichendes Hörigkeitsverhältnis nahm. Es liegt auf der Hand, daß diese verwidelten Frauenbesitzverhältnisse Anlaß zu unendlichen Schwierigkeiten und Prozessen gaben und das vordringende Christentum vor die schwierigsten sozialen Probleme stellte. Sklaverei war meist bei diesen Stämmen unbekannt; an ihre Stelle trat vielfach eine ihr allerdings ähnliche Hörigkeit. Die häuslichen Verhältnisse waren in keinem unbefriedigenden Zustande. Die väterliche Autorität war meist unbestritten, und da meist Vatererbrecht — nicht das vielfach

in Zentralafrika und bei anderen primitiven Völkern übliche Muttererbrecht — die Regel ist, so fielen die Herden und die Weiber des Vaters — außer der eigenen Mutter — dem ältesten Sohne zu. Die Sprachen haben deshalb durchgängig keine allgemeine Bezeichnungen für „Bruder“, „Schwester“, sondern nur für „älterer bzw. jüngerer Bruder“, „ältere bzw. jüngere Schwester“. Leider ließ die politische Ordnung zu wünschen übrig. Die Autorität der Häuptlinge zwar war groß, zumal wenn ihre Familie auf eine bis in die graue Vorzeit zurückgehende Überlieferung zurückschaute. Aber in den Häuptlingsfamilien selbst führten Eifersüchteleien, Ehrgeiz und Erbschaftsstreitigkeiten zu endlosen Spaltungen, welche die Völker zersplitterten und es zu keinem staatlichen oder volklichen Zusammenschluß kommen ließen. Der Kreislauf war vielfach der, daß ein tatkräftiger, ehrgeiziger junger Häuptling sich mit List und Gewalt zu einer führenden Stellung in seinem Volke aufwarf, seine Nebenbuhler durch Mord oder friedliche Unterwerfung beseitigte und in einer Reihe von Kriegszügen, die man besser Raubzüge nennt, Kriegeruhm und Beute erwarb. Dann herrschte er mehr oder weniger gewalttätig bis zu seinem Tod. Die Unterhäuptlinge hatten ein Interesse daran, sich den Herrscher dadurch zu verbinden, daß sie ihm eine ihrer Töchter in die Ehe gaben. Jede folgende Frau, die ihm angeboten wurde, mußte vornehmer sein als die vorhergehenden, und die vornehmste wurde in der Regel die Hauptfrau, deren Söhne in erster Linie erbbererechtigt waren. So waren beim Tode des Herrschers in der Regel die Thronfolger unmündig, und es war Tor und Tür für ehrgeizige Umtriebe geöffnet, in denen meist ein Reich noch schneller wieder zerfiel, als es zusammengesetzt war.

Die religiöse Gedankenwelt und Praxis war bei diesen Völkern gleichartig. Überall fehlten Tempel, Götterbilder, selbst die sonst in Afrika weitverbreiteten Ahnenbilder, und ein irgendwie regelmäßiges Priestertum. Fast überall ruhte im Hintergrunde das verblichene Bild eines großen, guten Gottes, des Welterschöpfers, von dem man, zumal in Märchen und Sagen, schöne Geschichten zu erzählen wußte, der aber im wirklichen Leben keine Rolle spielte. Weitaus im Vordergrund standen vielmehr die Geister der Ahnen, zumal der früheren Häuptlinge, der Großen und der Krieger. Das lebende Geschlecht glaubte mit ihnen in beständiger Berührung zu sein und von ihnen beherrscht zu werden; und diese Verbindung aufrecht und

die Ahnen bei guter Laune zu erhalten, war die wichtigste Priesterpflicht des Oberhäuptlings und der Zauberer. Neben den Ahnengeistern gab es noch eine unbegrenzte Zahl von Feld-, Wald-, Natur- und Krankheitsgeistern, die von den ersteren nicht deutlich geschieden waren und in derselben Weise wie jene durch die Priester um ihre Forderungen befragt und durch reichliche, blutige Opfer bei gutem Willen erhalten werden mußten. Gegen schädliche Einflüsse irgendwelcher Art, gegen Verwundungen im Kriege und gegen Krankheiten im Frieden, gegen Diebstahl und Betrug, gegen bösen Blick und sonstigen Zauber mußte man sich durch Amulette aller Art schützen, in welche die Priester durch Zauber magische Kraft, Seelenkraft, Hineingebannt und sie dadurch wirksam gemacht hatten. Daneben gab es noch zwei Gruppen sozusagen von Priestern: die Regenzauberer; ihr Amt war in dem regenarmen Südafrika besonders wichtig, und vielfach hing geradezu des Häuptlings Einfluß davon ab, ob er für einen wirksamen Regenzauberer galt. Die Häuptlingin Motšhatšhi von Bolubelu im nordöstlichen Transvaal hatte sich als „erfolgreichste Regenzauberin“ zu einer eigenartigen Stellung aufgeschwungen. Die andere Klasse waren die gefürchteten (in Kossa) schwarzen Zauberer, die Männer oder Frauen, welche in den Verdacht kamen, Krankheit oder Tod ihrer Nebenmenschen durch Gift oder Zauber veranlaßt zu haben. Oft waren sie wirklich gefährliche Giftmischer, welche Pflanzen- und tierische Gifte mit teuflischer Sicherheit zu bereiten und ihren Opfern unbemerkt einzuflößen verstanden. Häufiger allerdings waren sie nach natürlichen Krankheiten und Todesfällen, deren Zusammenhänge nur die Primitiven nicht verstanden, von den Zauberern als Verursacher angegeben und schonungslos der Volkswut preisgegeben. Der Aberglaube war auf diesem Gebiete grenzenlos.

Die Kaffern wohnen, in zahlreiche Unterabteilungen zerspalten, längs des Ostrandes von Südafrika vom Großen Fischflusse nach Norden bis über den Sambesi hinaus. Die wichtigsten Volksgruppen sind von Süden nach Norden die Kossa, die Tembu, die Pondo, die Pondomisi, die Sulu und die Swasi. Fast jede dieser Gruppen aber ist unter sich wieder stark geteilt. Sie repräsentieren zusammen eine längs der Ostküste sich vorschiebende Völkerwelle, welche die vor ihnen im Lande sitzenden Buschmänner und Hottentotten von Norden nach Süden unaufhaltsam vor sich herschob. Ihre Vorhut bildeten seit Jahrhunderten die Kossa, bei denen sich infolgedessen in be-

sonderem Maße kriegerischer Sinn und Siegesbewußtsein ausbildete. Es war, je mehr sich diese langsam fortschreitende Völkerwanderung der Südspitze Afrikas näherte, unvermeidlich, daß sie mit der vom Kap aus in umgekehrter Richtung vordringenden Einwanderung und Kolonisierung der Weißen, d. h. der Buren und Engländer, in ein Ringen eintrat. Es war weder von seiten der Kaffern wahrscheinlich, daß sie nach dem bisher unaufhaltamen Vordringen ohne einen entscheidenden Waffengang vor der Macht der Weißen Halt machen würden, noch konnte man nach den Erfahrungen, die bis dahin die Buren und Engländer mit den Hottentotten der Kolonie gemacht hatten, von ihnen erwarten, daß sie ohne weiteres an den Toren des schönen Kaffernlandes stillstehen würden. Allerdings konnte der schließliche Ausgang dieses Ringens nicht zweifelhaft sein, er mußte mit dem Untergange der Kossa enden.

Pato*), der erste Kossa-Oberhäuptling, mit welchem die Weißen in Berührung kamen, hatte bei seinem Tode sein Reich unter seine beiden Söhne Hahabe (Chachabe) und Galeka in der Weise geteilt, daß Hahabe die Weidegründe südlich vom Kei, Galeka das Land nördlich vom Kei erhielt. Hahabes Reich aber war unter seinen Nachfolgern, seinem Sohne Ndlambe (Chlambe) und seinem erbberechtigten Enkel Geika weiter zerspalten und erst durch Geikas Sohn Sandile wenigstens einigermaßen wieder geeinigt worden. Schon mit Ndlambe und Geika hatten die Engländer viel zu schaffen gehabt, hatten aber ohne ausreichende Kenntnis der verwinkelten Erbschafts- und Rechtsverhältnisse nicht immer geschickt gehandelt und hatten stets den großen Fischfluß als die Grenze der Kolonie festgehalten, welche die Kaffern nicht überschreiten durften. Das war nun aber, als wesentlich durch ihren Einfluß die Hahabe-Kossa sich unter Sandile wieder geeinigt und nun ein kraftvolles Herrenbewußtsein hatten, kaum noch durchführbar. Die Kaffern sahen von ihren Amatole-Bergen die weit zerstreuten, anscheinend schutzlosen Farmen der Weißen und ihre reichen Herden, und es hätte merkwürdig zugehen müssen, wenn sie sich nach dieser leichten Beute nicht hätten gelüsten lassen. Ihre Raubzüge in die Kolonie nahmen überhand. In den Kämpfen zwischen Ndlambe und seinem Neffen Geika hatten die Engländer des letzteren Partei genommen und ihm damit zum

*) Vgl. über diese Geschichte der Kossa-Kaffernvölker besonders Kropf, Das Volk der Kossa-Kaffern. Berlin 1889.

Siege verholffen. Als Gegengabe mußte er den Landstrich zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma räumen, den die Kossa seit Menschenaltern inne gehabt hatten. Die Engländer machten daraus einen unbewohnten Grenzstrich, gleichsam eine Pufferprovinz zwischen sich und den Raffern. Das Los, so ausgewiesen zu werden, traf die stolzen Söhne Geitas, Makomo und Tjali und erfüllte sie mit grimmigem Haß gegen die Engländer. Im Jahre 1834 fielen die Raffern unter der Anführung Makomos mordend, sengend und plündernd in die Kolonie ein und zwangen dadurch die Engländer zum Kriege. Sie warfen die Horden mit verhältnismäßig leichter Mühe zurück und begnügten sich, weil sie die Größe der von den Raffern drohenden Gefahr noch nicht kannten und kurzfristig sich nicht durch eine militärische Besetzung des Grenzlandes belasten wollten, den Großen Fischfluß wieder als die Landesgrenze festzulegen. Ruhe gab es damit im Lande nicht. In den Jahren 1837 bis 43 wurden von den Raffern den Farmern in der Kolonie 2469 Pferde und 11 234 Rinder gestohlen, 73 Morde begangen und weitere 82 Mordversuche gemacht, und die Raffernhäuptlinge waren so säumig wie möglich, die Räuber und Mörder zur Rechenschaft zu ziehen, steckten sie doch mit ihnen unter einer Decke und nahmen selbst ihren Anteil von der Beute. Dabei rüsteten sie heimlich zum Kriege und suchten sich soviel Gewehre und Pulver als möglich zu verschaffen. Selbst die Hilfsgelder, welche die englischen Behörden den stolzen Häuptlingen zahlten, um sich dadurch Sicherheit und Schutz der Grenze zu erkaufen, dienten nur, diesen Geld für ihre Rüstungen zu verschaffen. So war ein zweiter Waffengang unvermeidlich. Am 31. März 1846 erklärten die Engländer den Krieg. Sie unterschätzten aber weitaus die Kraft der Raffern und hatten das zu Anfang mit einer Reihe fataler Schlappen zu büßen, die den Übermut und die Siegesgewißheit der stolzen Kossa bedenklich steigerten. Erst als die Engländer beträchtliche Streitkräfte zusammengezogen und den Raffern mehrere empfindliche Niederlagen beigebracht hatten, baten letztere um Frieden, der ihnen auch in großmütiger Weise gewährt wurde. Nur das Land zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma wurde ihnen abgenommen und so die Grenze der Kolonie bis zur Keiskamma vorgeschoben. Das eigentliche Raffernland zwischen der Keiskamma und dem Kei wurde als „Britisch Raffernland“ zwar unter englische Oberhoheit gestellt, die erblichen Häuptlinge aber sollten es im wesentlichen nach ihren überlieferten Ordnungen weiter regieren.

Allein die Kraft der Kossa war nicht gebrochen, und die mächtigen Galeka jenseits des Rei hatten bisher nur verhältnismäßig geringe Verluste erlitten. Dazu wurden nun die kriegerischen Leidenschaften durch einen Propheten angestachelt, Umlandscheni, den „Wassermann“. In einem sechzehnjährigen Knaben sollte der alte Prophet Unzele wiedergekommen sein; im Reiskammaflusse sollte er leben, dort mitten im Wasser seine Pfeife rauchen und große Dinge verkündigen. „Die Engländer würden alle wie durch ein Wunder vernichtet werden; alle ihre Festungen werde er mit Feuer verbrennen; er werde machen, daß die Gewehre der Weißen nur Wasser schossen; er selbst werde, von ihnen verfolgt, wie der Wind vor ihnen herlaufen. Alle Büsche werde er in Kaffern verwandeln und werde auch sonst große Wunder tun.“ Es war vielleicht das erste Mal in der afrikanischen Kolonialgeschichte, daß die Weißen mit der furchtbaren Macht des religiösen Fanatismus bei den Farbigen Bekanntheit machten. Es ist eines der dunklen Kapitel bei der Beherrschung afrikanischer Völker, und die Weißen, die daheim bisweilen die Kraft religiöser Faktoren gering einschätzen, haben in ihren afrikanischen Besitzungen für den gleichen Irrtum teures Lehrgeld zahlen müssen und haben doch, wie die Haltung der Kolonialpolitik gegenüber dem Vordringen des Islam in Afrika beweist, noch immer nichts Durchgreifendes gelernt. Umlandscheni gegenüber bewiesen die Engländer eine unbegreifliche Gleichgültigkeit und sahen es mit an, daß er die Kossa bis zur Siedehitze fanatisierte. Auch die Tembu wurden in die kriegerische Erregung mit hineingezogen und selbst sonst zuverlässige Hottentottenstämme längs der Ostgrenze der Kolonie fielen ab oder verhandelten mindestens mit den Empörern. Die Kaffern beabsichtigten nichts Geringeres als die völlige Ausrottung der Weißen aus dem Kaffernlande und ihre Vertreibung aus Südafrika. Unglücklicherweise begann auch der dritte Kaffernkrieg (1850—53) infolge unzureichender Rüstungen der Engländer mit einer Reihe empfindlicher Schlappen für diese. Und es war ein heißes, unbarmherziges Ringen, bis die Kaffern entscheidend geschlagen und niedergeworfen wurden. Im Frieden wurde Britisch Kaffraria bis zum Rei der Kolonie einverleibt, die Amatole-Berge, die schönen Weidegründe und sicheren Zufluchtsstätten der Kossa wurden für Kronland erklärt, auf dem die Kaffern nicht wohnen durften, an ihrem Nordabhange wurde in und um Queenstown ein neuer Bezirk eingerichtet und mit Weißen besiedelt. Die Geika, die bisher in den Amatole-Bergen gewohnt hatten, wurden in die minder

fruchtbare, dornenbewachsene, offene Küstenebene verwiesen. Nur jenseits des Rei durften sich die Häuptlinge der Galeka noch einer verhältnismäßigen Freiheit und Selbstverwaltung erfreuen.

In drei heißen Kriegen binnen weniger Jahre war das unvermeidliche Ringen zwischen den beiden sich begegnenden Völkerwanderungen vor sich gegangen. Es hatte mit der entscheidenden Niederlage, aber noch nicht mit der Vernichtung des Kaffernvolkes geendet. Es ist tragisch, daß die Kossa ihre Vernichtung selbst durch ihren Aberglauben herbeiführen sollten. Wenige Jahre nach dem Friedensschlusse trat wieder ein Prophet auf, diesmal unter den Galeka, Umhlaſaſa, mit seiner jungen Nichte Nonkaſe, und weisſagte, die Ahnen seien ihm an der Mündung des Keiſſuſſes erschienen; sie seien im Begriffe wieder aufzustehen, um ihrem Volke gegen die Weißen beizustehen. Sie würden unermessliche Herden von Rindern mitbringen, die Kaffern sollten sich nur sehr große Viehtrale bauen, um diese Viehherden und auch die ihnen dann mit leichter Mühe zufallenden Herden der Weißen aufzunehmen. Nur das sei Bedingung, daß die Kaffern alles Vieh schlachteten, die Kornvorräte aus ihren Häusern entfernten und entweder aufäßen oder der Vernichtung preisgäben und unter keinen Umständen auch nur eine Hade anrührten, um die Felder zu bestellen. Wie groß mußte doch der Fanatismus sein, wenn sich die Kaffern von ihrem liebsten Besiz, von ihren Rindern, trennten! Es ist schwer glaublich, daß derartige aberwitzige Weissagungen überhaupt bei einem sonst klugen Volke Gehör finden konnten. Es ist auch fast sicher, daß mächtige Häuptlinge mit dem falschen Propheten unter einer Dede ſtedten und mit ihrem Volke ein frevelhaftes Spiel trieben. Mit oder ohne Glauben an die Weissagungen wollten sie unter allen Umständen das Volk zu der höchsten Wut der Verzweiflung anſtacheln. Es war ein kurioses Zusammentreffen, daß eben damals der Krimkrieg wütete, von dem verworrene Kunde zu den Kossa gedrungen war. Der Prophet legte sich die politischen Verhältnisse so zurecht, daß die ama-Russe auch Schwarze seien wie die Neger und ihre nächsten Blutsverwandten; sie hätten jetzt in der Krim die Engländer besiegt und seien schon auf dem Wege, ihren Stammesgenossen in Afrika zu Hilfe zu eilen; in den nächsten Wochen würden ihre Schiffe an der Mündung des Kei landen. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich in den Jahren 1856 und 57 der Kaffern. Mehr als 200 000 Rinder, nach anderer Schätzung sogar 400 000, wurden zweck- und nutzlos hingeschlachtet; die

letzten Kornvorräte wurden vergeudet oder auf die Felder geschüttet; keine Hand regte sich, die Äder zu bestellen. Alles wartete fieberhaft auf den von dem Propheten angegebenen Tag, wo die Sonne erst um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr aufgehen und gleich wieder untergehen und dann ein entsetzlicher Sturm alle Engländer hinwegfegen würde. Das geschah zwar nicht; aber eben in den Tagen, wo die Erregung auf das höchste gestiegen war und ein wütender Ausbruch des Fanatismus vor der Tür stand, landete zum Glück für die Engländer die zum größten Teil aus Deutschen zusammengesetzte Fremdenlegion, die nach der Beendigung des Krimkriegs dort überflüssig geworden war. Da entfiel den Raffern der Mut; sie sahen, daß sie furchtbar getäuscht waren. Eine entsetzliche Hungersnot brachte sie an den Rand des Verderbens. In wenigen Monaten starb ein Drittel der Kossa dahin, ein zweites Drittel zerstreute sich bettelnd und arbeitssuchend über die Kapkolonie; am Ende des Jahres war der Stolz und die Kraft der Kossanation für immer dahin. Ein elender, verhungelter Rest des Volkes war zurückgeblieben. Die ehemals so hochmütigen Häuptlinge saßen teils auf der Robbeninsel bei Kapstadt in der Verbannung, teils hatten sie ihren stolzen Räden endgültig unter das englische Joch gebeugt. Das Volk, das dem eindringenden Christentum einen besonders zähen Widerstand entgegengesetzt hatte, war an seinem Heidentume zugrunde gegangen.

In dieser wenig erfreulichen Entwicklung der südlichen Raffernstämme spielen die Fengu eine Rolle. Im Jahre 1812 wurde durch die furchtbaren Horden des Sulukönigs Tschaka auch ein Raffernstamm an den unteren Tugela, die Ngwana, aus seinen Wohnsitzen vertrieben. Mit Weibern und Kindern und großen Viehherden wurden sie unter ihrem Häuptlinge Matiwane nach Süden gedrängt und fielen in das Gebiet der Tembu und Pondo ein, von diesen Völkern als Fekane oder Fekanna, d. h. Räuber, gefürchtet. Die zu Hilfe herbeigerufenen Engländer brachten den unstet wandernden Horden eine Niederlage bei, und die verfolgenden Tembu und Pondo vervollständigten das Zerstörungswerk und rieben die Fekane fast gänzlich auf. Die zersprengten Überreste irrten als Fingu oder Fengu, d. h. Bettler im Lande umher; teils ließen sie sich als Hörige bei anderen Raffernstämmen nieder; zum größeren Teil baten sie bei den Engländern in der Kolonie um Schutz und Aufnahme. Sie wurden teils an der Algoa-Bai, teils an dem Südbahange des Großen Winterberges und am Cattriver, teils in dem Gebiete zwischen

dem Großen Fischflusse und der Keiskanna angesiedelt, überall in den Grenzdistrikten gegen das freie Kaffernland hin; und sie sind in den späteren Kriegen meist treue Bundesgenossen und Hilfstruppen der Engländer gewesen. Sie haben sich auch als ein betriebsames, kulturoffenes Volk erwiesen und sind für das Christentum in besonderem Maße empfänglich gewesen. Unter dem Schutze der Engländer vermehrten sie sich schnell. Als sie 1835 aus dem Kossalande in die Kolonie einwanderten, waren ihrer nicht mehr als 16 000; bis 1875 waren sie auf 73 500 angewachsen, um 1900 zählte man 300 000 Fengu. Sie haben in der Missionsgeschichte Südafrikas eine Rolle gespielt.

Mit der zweiten Aussendung Berliner Missionare 1836 war Döhne nach Südafrika gekommen und hatte zunächst in dem hugenottischen Burendorfe Franschehoek bei Kapstadt unter den farbigen Dienstleuten Arbeit gefunden. Es wäre vielleicht für die Entwicklung der Berliner Mission vorteilhaft gewesen, wenn sie schon damals in oder bei Kapstadt einen missionarischen Stützpunkt erhalten hätte. Döhne konnte sich aber in Fragen der kirchlichen und missionarischen Praxis mit den benachbarten reformierten Burenpredigern nicht stellen und gab deshalb diese Arbeit ohne Genehmigung des Komitees wieder auf. Nun war gerade damals wieder einer der Kaffernkriege zu Ende; die stolzen Kossakaffern waren geschlagen. Die Engländer wünschten zur Befestigung ihres Einflusses und zur Einführung milderer Sitten unter den Kaffern eine umfangreiche Besetzung des Landes mit Missionaren. Neben den älteren Gesellschaften wie der Londoner, der Wesleyanischen, der Edinburger, der Glasgower, deren frühere Arbeiten durch den Krieg zerstört waren, und die nun ihre Stationen aus den Ruinen neu aufbauten, traten neue Gesellschaften ein. Unter ihnen auch die Berliner. Es bahnten sich für Döhne Beziehungen zu dem kleinen Kaffernhäuptling Gasela aus der Kossastammesgruppe Umhala, der mit seinen 15—20 000 Untertanen an den östlichen und südöstlichen Ausläufern des Amatole-Gebirges, an der Kobussi, der Gonubi, dem Thomasflusse und anderen kleinen Nebenflüssen des unteren Kei, in schönem, fruchtbarem Hügellande in einer durchschnittlichen Höhe von 800—1000 Metern wohnte, an. In seinem Ländchen wurden schnell nacheinander drei Stationen angelegt, die Bethel an der Cumakala (1837), Itemba (Hoffnung) 1837, nicht weit davon an der Kobussi und Emmaus 1843, 1½ Stunden von Bethel (später Wartburg genannt). Im Jahre 1845 versuchte

man, über das enge Stammesgebiet Gaselas hinaus in das dichter bevölkerte Stammesgebiet des Oberhäuptlings Grilli zu gelangen und legte in dem breiten, fruchtbaren Tale des Kei an dem Flühchen Jndwe eine vierte Station an. Die Arbeit blühte trotz der Unruhe der Zeit erfreulich auf. Der sprachbegabte Döhne hatte das schwere iKossa mit seinen ungewohnten Schnal- und Alixlauten schnell bewältigt. Döhne beantragte schon 1841 die Ausendung von Handwerkern, besonders Gerbern und Schuhmachern, um eine dem Kinderreichtum der Kaffern angepaßte Handwerkserziehung in Angriff zu nehmen. Mit seiner großen Sprachbegabung hatte er sich 1844 mit Eifer an die Übersetzung der Bibel in Kossa gemacht und für die ersten Drucklegungen von der Britischen Bibelgesellschaft 50 Ballen Papier erhalten. Die erste Ausgabe der Psalmenübersetzung war schnell vergriffen; Döhne schlug vor, einen Neudruck in Berlin vorzunehmen. Auch mit den verwickelten Eigentums- und Eheverhältnissen der kommunistischen Kaffern suchte man sich gründlich auseinanderzusetzen. Das Komitee urteilte, man solle vorsichtig sein, den Kaffern besondere Gesetze als christliche Lebensnormen und -formeln vorzuschreiben; es komme vielmehr darauf an, das Evangelium zu verbreiten. Wenn erst alle heidnischen Verhältnisse vom evangelischen Geiste durchdrungen seien, würden die früheren, hiermit in Widerspruch stehenden Sitten von selbst wegfallen. Trotzdem ging das Komitee auf einen gewagten Vorschlag Döhnes ein, Kaffernmädchen durch Loskauf der „Viehheirat“ zu entziehen und sie in christlichem Geiste zu erziehen; es beschloß, einen Aufruf zu Extragaben für diesen Zweck zu erlassen. Im Jahre 1843 kamen dafür 835 Taler ein.

Der Erstling aus den Kaffern war 1840 Josua Hermanus, auf den man große Hoffnung setzte. Trotzdem Döhne mit dem Häuptling Gasela wegen der Vertreibung eines widerharigen Kaffern vom Stationsplatze und Niederbrennung seiner Hütte in unangenehme Reibung kam, schien sich die Arbeit gut einzuwurzeln. Der Missionsuperintendent Behmüller glaubte sie dadurch festigen zu sollen, daß er eine Konferenzordnung einführte; die drei oder vier jungen Kaffernstationen sollten den östlichen Konferenzkreis bilden und das Recht haben, sich je auf ein Jahr einen Konferenzvorsteher zu wählen. Freilich hielt man es bei der Kleinheit der Stationen nicht für nützlich, daß jede mit mehr als einem Missionar besetzt werde. Lieber sollte man mehr Evangelisationsposten im Lande gründen.

In diese fröhlich aufblühende Entwicklung brachte der Kaffern-

krieg 1846 eine arge Störung. Der junge, eben ins Land gekommene Missionar Scholz wurde noch auf der Reise heimtückisch ermordet. Alle Missionare wurden vertrieben; Missionar Bosselt, der eben 1845 an dem reizenden Flößchen Indwe eine neue Station begründet hatte, verlor seine ganze Habe. Er, Döhne und Guldenspennig beschloßen nach eingehender Beratung auf der Station Bethanien, überhaupt nicht in das Kaffernland zurückzukehren, sondern nach dem neu sich erschließenden Natal zu gehen, von wo dringend um Missionare gebeten wurde. So blieben für die Kaffernmission nur Schultheiß, Kropf und Liefeldt übrig, zu denen indes schon 1849 zwei junge Missionare als Verstärkung nachgesandt wurden. Schultheiß, der inzwischen 1847 nach dem Tode Behmöllers zum Superintendenten der beiden Konferenzkreise im Kaffern- und Korannalande ernannt war, wurde mit der Reorganisation der Kaffernmission beauftragt, und zwar in der Erwartung, daß die Stationen möglichst wieder auf den alten Plätzen angelegt werden sollten. Allein ehe es zu einem richtigen Neuanfang kam, brach wieder ein Kaffernkrieg aus und stellte alles in Frage. Diesmal fanden indessen die Missionare Zuflucht in dem benachbarten Fort King Williamstown und konnten unter den zahlreichen, dort zusammengebrängten Kaffern nützliche Arbeit tun. Auch dieser Sturm ging vorüber, und wenn es auch fast in dem ganzen nächsten Jahrzehnt noch gährte und 1857 ein neuer Aufstand drohte, so wurde doch der Bestand der Arbeit nicht wieder ernstlich in Frage gestellt. Freilich zu einer ruhigen und gedeihlichen Arbeit kam es nur langsam. Ja, das Komitee erwog sogar ernstlich, ob es die Kaffernmission überhaupt wieder aufnehmen solle. Schultheiß, der wohl trotz seiner theologisch-akademischen Bildung kaum ein geeigneter, ruhiger, besonnener Führer mit klaren Zielen war, weilte 1852—54 in der Heimat, nachdem er vorher alle Stationen besucht hatte; das Komitee wünschte sich mit ihm über die künftige Gestaltung der Arbeit auszusprechen. Schon während dieser Jahre und auf der Rückreise nach Afrika zeigten sich bedrohliche Zeichen eines schweren Gemütsleidens; in Südafrika wurde es damit vielleicht noch schlimmer. Und es war besonders betrüblich, daß Schultheiß sich selbst einer schweren sittlichen Verfehlung bezichtigte, ohne daß das Komitee feststellen konnte, ob die Selbstanlage eine Folge zeitweiliger Geistesverwirrung war. Es blieb dem Komitee kaum etwas übrig, als schweren Herzens Schultheiß aus seinem Verbande zu entlassen. Er hat noch jahrzehntelang in Harry-

Smith im Oranjevreistaat als Farmer, Arzt und Freimissionar gearbeitet.

Auch abgesehen von diesen Wirren kam die mehrfach unterbrochene Arbeit schwer wieder in geordnete Bahnen. Zwar hatte das Komitee dem Superintendenten bei seiner Wiederausreise drei Handwerker, den Maurer Kupfernagel und die Zimmerer Briest und Strobel mitgegeben, um beim Wiederaufbau der Stationen behilflich zu sein, aber mit den Missionaren gab es allerhand Schwierigkeiten. Kropf, der seit 1845 im Lande war, aber damals jahrelang kränkelte und es auch mit seinem Charakter der Missionsleitung schwer genug machte, war ins Auge gefaßt, um einen Lieblingsplan von Schultheiß auszuführen, nämlich eine Missionarfinderschule einzurichten und zu leiten, und zwar war dafür das geräumige und gesunde, aber viel zu abgelegene Bethanien ins Auge gefaßt. Dahin aber in das Land der fahrigen, faulen Koranna zog es den mit seinen freien, stolzen Kaffern zusammengewachsenen Kropf durchaus nicht. Der 1848 in die Kaffernmission gekommene Rein konnte merkwürdigerweise das gesunde Klima des Landes schlecht vertragen und litt jahrelang an Bluthusten. Der schon 1839 ausgesandte Liefeldt war schwach begabt und deshalb eigentlich nur Katechet. Infolge seiner nützlichen Arbeit in King Williamstown 1850—52 gewährte ihm allerdings das Komitee die Ordination. Er war aber ein schwer verträglicher Mensch, der mit seinen Mitarbeitern immer wieder unerfreuliche Reibungen hatte. So gab es der persönlichen Schwierigkeiten in der kleinen Mission übergenug. Vielleicht war das eine Rückwirkung der harten Arbeit an den unzugänglichen Kossakaffern. Unter einem empfänglichen und missionsoffenen Volke wird es schwerlich so leicht und so hartnäckig zu Reibungen kommen; die Missionare haben keine Zeit dazu. Es kam hinzu, daß die Berliner Missionare den Eindruck hatten, das Kaffernland sei von anderen Missionsgesellschaften überreichlich mit Missionsstationen besetzt; es sei für sie eine befriedigende Arbeit kaum noch abzugrenzen. Bei alledem wurde Bethel neu besetzt; die völlig verwüstete Nachbarstation Emmaus wurde wieder aufgebaut, erhielt nun aber zum Unterschied von dem inzwischen in Natal gegründeten Emmaus den Namen Wartburg; eine bei dem Häuptling Anta begründete Station Martinstal wurde wegen völlig zerfallener Verhältnisse wieder aufgegeben. Eine Stationsgründung bei Umhalas Volk und dem Häuptling Tois mißglückte; doch wurde in jener Gegend eine dritte Missionsstation vorbereitet.

IV. Die Natalmission. Das Hochplateau von Südafrika türmt sich an seinem Ostrand zu dem hohen, wildzerrißenen Raxlamba oder Drafsengebirge auf und fällt dann terrassenförmig nach Osten und Südosten zum Indischen Ozean ab. Zwischen der hochragenden Felsenkette und dem Meeresstrande dehnt sich, im Durchschnitt etwa 200 Kilometer breit, ein reiches und schönes Land, das durch tief eingerissene Schluchten mit schnell dahinfließenden, wasserreichen Bächen und Flüssen wunderbar zerschnitten wird. Der Küste zunächst ist einige Meilen breit eine feuchtheiße tropische oder subtropische Ebene, in der Zuckerrohr, Bananen und andere Gewächse der Tropen vortrefflich gedeihen. Auf der ersten Terrasse sind ausgedehnte fruchtbare Felder, die Mais, Weizen und andere Produkte in reicher Fülle hervorbringen. Auf der am Fuße der Drafsenberge sich hinziehenden dritten Plateautufe sind weite Weidestflächen mit üppig gedeihendem Grase. Da diese Terrassen den regenreichen Winden, die vom Indischen Ozean her wehen, hindernislos offen stehen, haben sie meist ausreichende oder selbst überreiche Feuchtigkeit, so daß sie zu den schönsten und ertragreichsten Gebieten Südafrikas gehören. Tief eingeschnitten zwischen diesen Terrassen ziehen sich weit landeinwärts heiße, von Dornen überwucherte Täler und Kloofs, die Wohnungen der Sulu.

Zwischen dem Umsimkulu im Süden und der Tugela im Norden liegt Natal, das „Weihnachtsland“, so genannt von Vasco da Gama, der am 25. Dezember 1498 als erster Europäer in dem einzigen guten Hafen des Landes, Durban, landete. Jenseits der Tugela zieht sich bis zum Pongolo und der portugiesischen Grenze das „Sululand“, das 1897 mit der Kolonie Natal vereinigt ist. Beide Gebiete, Natal und Sululand zusammen, haben etwa die Größe des Königreiches Bayern, wovon zwei Drittel auf Natal, ein Drittel auf Sululand fallen. Die Sulu wurden von unseren Missionaren nicht gerade sehr ideal beurteilt. Selbst Possult, der doch gewiß wie kaum ein anderer ein Herz für sie hatte, urteilte:

„Auf dem Gesicht der kleinen Kinder liegt wirklich viel Liebenswürdigkeit, und auch das junge Volk beiderlei Geschlechts besitzt viel Gutmütigkeit und Feiterkeit. Bei zunehmendem Alter treten die Züge der Wildheit hervor; ein Leben in Rohheit und viehischen Lastern kann keine edle Greisengestalt erzeugen. Schrecklich sehen daher die Alten aus, oft wie vertierte Menschen. Wohl wird der Diebstahl hart gerügt. Überall aber hört man das „U namanga“, d. h. du lügst. Habsucht, schmutziger Geist, Zanksucht, schwarzer Undank, hündischer Born und eheliche Untreue sind hervorragende Eigenschaften dieser ursprünglich

so stattlichen und wohlgeformten Menschenkinder. Jeder Weiße wird bei seiner Ankunft für die Sulu eingenommen sein. Aber die erste Liebe erlischt nur zu bald, wird zur Abneigung, ja zum Haß."

Die Sulu, die Eingeborenen dieses schönen, fruchtbaren Terrassenlandes, bieten das merkwürdige, in Afrika nicht seltene Schauspiel eines fast vor unseren Augen entstehenden, zu einer furchtbaren Größe gelangenden und dann wieder zerfallenden Volkes und Reiches. Am Anfang des 19. Jahrhunderts saß an der Umlovoji im sogen. „freien Sululande“ zwischen mächtigen Raffernstämmen ein kleines, fast verachtetes Völkchen, das nach einem mythischen Ahnherrn die Ama-Sulu, d. h. Himmelsleute hieß. Ihr Häuptling Tschaka, von seinem Vater gefürchtet und verfolgt, von seinen Brüdern der Herrschaft beraubt, konnte sich mit Hilfe eines mächtigen Nachbarkönigs den Weg zum Throne bahnen. Als er einmal im Sattel saß, entwickelte er bald eine bei den Raffern ungewöhnliche Herrscherkraft. Binnen weniger Jahre hatte er alle Nachbarkönige unterworfen und seinem Suluvolk einverleibt und letzteres damit zur weitaus größten Raffernmacht in Südostafrika gemacht. Unter dem Einflusse englischer Ratgeber, suluisierter Abenteurer, wie sie nicht selten an den Höfen südafrikanischer Herrscher ihr Wesen trieben, richtete er eine schroffe Militärdespotie ein, in ihrer Art eine der rücksichtslosesten Volks-Organisationen, welche die Welt gesehen hat. Die Beschneidung schaffte er ab. Alle waffenfähigen Mannschaften hatten im Heere zu dienen. Er teilte sie in drei Klassen: die Veteranen, die Männer und die Jungen, und ordnete sie in Regimentern, welche durch besondere Abzeichen an den Schilden und am Kopfschmuck unterschieden wurden. Diese Regimenter lebten in Etanda, fliegenden Feldlagern, in verschiedenen Teilen des Landes als stehendes Heer. Heiraten war ihnen verboten, wie auch König Tschaka unverheiratet blieb. Nur Konkubinen durften sie haben, soviel sie wollten, aber diese durften nicht gebären, sonst wurden sie totgeschlagen. Selten wurde einem Regimente als besondere Auszeichnung gestattet, sich regelrecht nach der sehr ausgebildeten Raffernsitte zu verheiraten. Das war sonst nur den Greisen und den Schwächlingen, die zum Kriegsdienst untauglich waren, erlaubt. Die Verpflegung des stehenden Heeres übernahm Tschaka selbst, seine Herden wurden zu diesem Zwecke geschlachtet, und die Frauen mußten täglich in langen Reihen in die Etanda ziehen und die zubereitete und gekochte Speise abliefern. Ackerbau und die friedlichen Handwerke waren nur für die

Schwächlinge und die Weiber. Den Männern ziemte nur ein Handwerk, der Krieg. Tschaka rüstete seine Regimenter gleichmäßig aus, ließ ihnen in der Hauptstadt die fast mannshohen Schilde anfertigen und gab ihnen als Hauptwaffe die Ussagai, den nur einen Meter langen Stoßspeer mit breiter Klinge. Endlose, zum Teil anstrengende Exerzitien und Tänze stählten die Muskelkraft der Männer und entflammten ihre kriegerische Begeisterung.

Ein schlagfertiges Heer in der Hand eines blutdürstigen afrikanischen Despoten war eine fürchterliche Waffe. Die Geschichte des SuluStaates ist eins der blutbeflecktesten Kapitel der Geschichte Südafrikas. Den grausigsten Einblick in diese Blutwirtschaft gewähren vielleicht die sich über ein Jahr hinziehenden Totenfeiern, die Tschaka seiner schwärmerisch geliebten Mutter Muandi bereiteete. Gleich am Todestage begann ein sinnloses Schlachten; 20 000 Sulu sollen in den ersten zwei Wochen hingemordet sein, zwölf der schönsten Jungfrauen wurden mit der Toten lebendig begraben. Hunderte von Milchfühen wurden totgestochen, nur damit die Kälber im Durste nach der Milch brüllen und verschmachten sollten. Als dann wurden Gesetze erlassen, daß während der nächsten zwölf Monate alle Milch ungetrunken auf die Erde geschüttet werden müsse; alle Kinder, die in dieser Zeit geboren wurden, sollten erbarmungslos mit ihren Müttern erschlagen werden. Als am Schlusse des Trauerjahres König Tschaka die Entsühnungs- und Reinigungsfeier hielt, wurden nochmals Hunderte von Rühen totgestochen, damit die hungrigen Kälber sich nach ihnen zu Tode brüllen sollten. Dann wurde vielen Kälbern bei lebendigem Leibe die Galle ausgerissen. Die Tiere ließ man mitleidlos verbluten; mit den Gallen führten die Regimenter um Tschaka ihre Tänze auf und besprengten ihn damit.

Tschaka heißt „Feuerbrand“, und wie ein Feuerbrand stürzte er sich auf seine schwächeren Nachbarn. Um 1820 fiel er in die jetzige Natalkolonie ein, zertrümmerte in wiederholten Raubzügen alle dort ansässigen Stämme und machte das ganze Land von den Drakenbergen bis zum Ozean zu einer fast menschenleeren Wüste. Dann wandte er sich nach Norden und hauste ebenso greulich unter den Kaffernstämmen längs der Küste bis nach Inhambane hinauf. So schuf er ein auf Furcht und Schrecken gegründetes Reich, größer als Italien. Im Jahre 1828 wurde Tschaka von seinem Bruder Dingana (1828—1840) meuchlings ermordet; aber dieser setzte das Blut- und Schreckensregiment mit unverminderter Mordlust fort.

Unter seine Regierung fiel die Begründung der Natal-Kolonie. Im Jahre 1837 stiegen etwa 1600 Buren mit ihren Wagen und Viehherden unter ihrem tapferen Führer Piet Retief über die Drafenberge, um der gehakten Herrschaft der Engländer in der Kapkolonie zu entgehen. Sie fanden in dem fast menschenleeren Natal nur an der Küste bei Durban, damals Port Natal genannt, eine kleine englische Kolonie, die sich um einen Händler Isaaks geschart hatte. Diesem hatte schon Ischaka einen schönen Landstreifen um Durban mit dem Rechte der Ansiedlung verkauft. Sonst wohnten nur verschüchterte Häuflein versprengter Kaffernstämme in den weglosen Klüften des Landes und in den Tälern des Drafengebirges. Mit Hilfe der Engländer erlangten die Buren Zutritt zum Hofe Dingans, dieser übergab ihnen zum Schein das ganze Land vom Gebirge bis zum Meer und von der Umsinkulu bis zur Umlovosi als ewigen Besitz. Aber als Piet Retief eben mit diesem wertvollen Schriftstück die blutbesleckte Suluhauptstadt Umtungulove verlassen wollte, wurde er von Dingans Kriegerern mit seinen 67 Begleitern überfallen und niedergemacht, und ehe noch die Nachricht von dieser Bluttat zu den friedlich weidenden und jagenden Buren gelangte, fielen die Sularegimenter auch über diese her und machten mehr als sechshundert von ihnen nieder. Der Ort, wo dieses Blutbad angerichtet wurde, heißt bis heute „Weenen“. Die Buren sammelten sich bald unter tapferen Führern wie A. Pretorius, fielen in Dingans Reich ein und brachten ihm eine empfindliche Niederlage bei. Sodann benutzten sie eine der zahllosen Familienintriguen an Dingans Hofe, und als dessen Bruder Mpanda zu ihnen flüchtete und sie um Hilfe bat, standen sie ihm gern bei. Dingans Heer wurde gänzlich besiegt. Dingan selbst flüchtete zu seinen Feinden, den Swasi, und wurde von ihnen erschlagen. Mpanda wurde mit Hilfe der Buren sein Nachfolger (1840—1872).

Die Buren hatten sich inzwischen in Natal häuslich eingerichtet, hatten in Pietermaritzburg — genannt nach den beiden Burenführern Piet Retief und Gert Maritz — eine Hauptstadt gegründet und eine Regierung eingesetzt. Allein die Engländer erkannten sie nicht an, sondern beanspruchten Natal als Kolonie. Es kam zu einem kurzen Kriege zwischen Buren und Engländern. Die Engländer siegten, nahmen 1842 Natal in Besitz und erklärten es für eine Kolonie. Die Buren verließen größtenteils das ihnen unter eng-

liſchem Regiment ungäſtlich gewordene, ſchöne Land wieder und ſiedelten ſich im Oranje-Freiſtaat oder in Transvaal an.

Als die Engländer nach den aufregenden Kämpfen der Buren mit den Suluſönigen Natal in Beſitz nahmen (1842), war das Land faſt menſchenleer. Ihre erſte Sorge mußte ſein, eine Bevölkerung zu ſchaffen. Man zog Sulu in Scharen aus dem freien Sululande an. Mpanda übte, wie ſeine Vorgänger, ein graufames, blutdürſtiges Regiment. Es genügte, daß er den Daumen ſeiner rechten Hand aufhob, um eine ganze Familie oder einen ganzen Kraal oder ſelbſt eines ſeiner Regimenter niederzumachen. Zu Zeiten brachen noch dazu entſetzliche Bürgerkriege aus, die ganze Landſchaften entvölkerten. Kein Wunder, daß Tauſende und Zehntauſende in der Flucht über die Tugela ihr Heil ſuchten. Die Kolonialverwaltung nahm ſie alle gern auf und wies ihnen weite Landſtriche, ſogenannte Lokationen, als Wohnſitze und Weideflächen an. Man ſah ſie um ſo lieber, weil man dadurch langſam, aber ſicher das freie Sulureich ſchwächte. Sie durften unter dem ſicheren Schutze der Pax Britannica nach ihrer Väter Weiſe, nach ihren eigenen Sippen- und Rechtsordnungen leben. Auch ihre Zauberei, ihre Vielweiberei, den üblichen Frauenkauf (Ukolobola) und den Verkauf heiratsfähiger Mädchen um Vieh (Voboliſa) hinderte die Kolonialverwaltung nicht. Man kodifiizierte ſogar ihr einheimiſches Recht, und nach dieſem Geſetzbuch wurde für ſie Recht geſprochen. Wenn es ein Häuptling nicht wünſchte, durfte ſich kein Miſſionar in ſeinem Bereiche niederlaſſen; ja, die Regierung ermunterte zu Zeiten die Häuptlinge dazu, die Miſſion abzulehnen. Sie ſuchte eher die heidniſchen Lebensordnungen zu feſtigen, indem ſie z. B. den Kaufpreis für eine Frau auf elf Haupt Rindvieh feſtſetzte und darüber wachte, daß dieſer Kaufpreis richtig gezahlt wurde. Kein Wunder, daß ſich die biſher unter dem blutdürſtigen, graufamen Regiment ſeufzenden Sulu unter dieſer nachſichtigen Regierung wohl fühlten und ſich geradezu erſtaunlich vermehrten. 1850 ſollen es etwa 200 000 geweſen ſein; um die Jahrhundertwende war ihre Zahl auf 951 808 angewachſen. Aber man mußte auch für weiße Einwanderer ſorgen.

Im Jahre 1848*) landete ein erſtes Bremer Schiff mit etwa 200 deutſchen Bauern, meiſt aus der Graſſchaft Tiedlenburg. In den folgenden Jahren kamen, zumal aus Nordengland, etwa 3500

*) AMZ. 1889, Beiſt. 56, Natal und Sululand vor 50 Jahren.

britische Ansiedler. Man hatte sie mit der Hoffnung ins Land gelockt, daß in der heißen Küstenniederung die Baumwolle üppig gedeihe. Das stellte sich bald als irrig heraus. Die Anfangsschwierigkeiten für bäuerliche Ansiedlungen waren groß. Viele der Deutschen verloren den Mut und kehrten heim. Aber diejenigen, die aushielten, gründeten zunächst in den näher nach der Küste zu gelegenen Landschaften zusammenhängende Ansiedlungen, die Deutschen in Neu-Deutschland nahe bei Durban. Um die Jahrhundertwende waren 98 852 Weiße im Lande.

Diese eigentümliche Siedlungsgeschichte hat das Verhältnis von Schwarz und Weiß eigenartig gestaltet. Glücklicherweise vollzog sich mehr oder weniger von selbst im großen und ganzen eine Trennung der Weißen und Schwarzen. Die an Zahl zehnfach überlegenen Schwarzen zogen fast durchweg die heißen, felsigen, dornenbewachsenen Talschluchten und Flußläufe vor, oder sie wurden von der Kolonialverwaltung genötigt, sich dorthin zurückzuziehen. Dort und in dem wildzerrissenen Bergland am Fuße des Drakengebirges haben sie ihre ausgedehnten Lokationen. Die Weißen dagegen besiedelten die Hochflächen auf den verschiedenen Terrassen, die zusammenhängenden Plantagenflächen an der Küste, die Mais- und Kornfelder in den Mittellagen und die großen Weidegründe am Fuß der Berge. Seltamerweise hat die auf die Lebensbedingungen der Sulu weitgehend Rücksicht nehmende Kolonialverwaltung nicht dafür gesorgt, daß aus diesen massenhaft vorhandenen, brach liegenden Arbeitskräften die für die Weißen notwendigen Arbeiter zur Verfügung standen. Schon von 1860 ab mußten die Weißen Arbeiter aus Indien einführen, und diese Zufuhr indischer Arbeitskräfte an Stelle der vielfach versagenden einheimischen hat sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrt, so daß heute etwa 108 700 Hindu im Lande sind, ein eigenartiges Problem für Natal, denn vom Sululande jenseits der Tugela sind die Hindu ausgeschlossen.

Die Mission ist durch diese eigentümlichen Siedlungsverhältnisse in ihrer Entwicklung bedingt worden. Sie hat es einmal in den städtischen und dörflichen Ansiedlungen der Weißen und auf den über das Land zerstreuten Farmen mit den freizügig ab- und zuwandernden Arbeitskräften zu tun. Ein zweites umfangreiches Arbeitsfeld sind für sie die Haufen oder Stämme der Sulu, die über das ganze Land hin zerstreut in meist weniger zugänglichen Lokationen wohnen. Es sind keine geschlossenen Völker, wie sonst meist in Südafrika,

sondern für sich stehende größere oder kleinere Stämme von wenigen Tausenden, bei deren jedem man eine selbständige Arbeit beginnen muß. Ein drittes Arbeitsfeld bot die Hauptmasse des Sulu-Volkes unter Mpandas Herrschaft, soweit dieser die Ansiedlung von Missionaren in seinem Herrschaftsbereiche gestattete.

Im Frühjahr 1846, als die schweren Nachrichten über den wieder ausgebrochenen Kaffernkrieg das Berliner Komitee beunruhigten, schlug General v. Gerlach eine neue Mission in Natal vor, da dies Gebiet in die britische Verwaltung einbezogen sei und nach Missionaren geradezu verlange. Es solle eine Gruppe von Missionaren als Rundschaffer ausgesandt werden, um zu sehen, wo das Land zum Eintreten einlade. Zu dem gleichen Ergebnis waren fast gleichzeitig die aus dem Kaffernland geflüchteten und in Bethanien zu einer Konferenz versammelten Missionare gekommen. Döhne und Guldenspennig wurden mit den Verhandlungen beauftragt. Bald traf ein Schreiben von dem weitschauenden Eingeborenen-Kommissar Sir Theophilus Shepstone ein, das dringend um Missionare bat. Die britische Regierung sei wohl imstande, die friedlichen Siedelungen zu schützen; die Heiden seien zahlreich und zugänglich. Jeder Missionar erhalte für seine erste Einrichtung £ 80 und einen laufenden, jährlichen Zuschuß von £ 50; für jede Station werde ein ausreichender Grundbesitz zur Verfügung gestellt. Auf diese lockenden Vorschläge hin wurden Döhne, Guldenspennig und Bosselt beauftragt, die Mission in Natal in Angriff zu nehmen. Nur wegen der hohen Geldzuschüsse der britischen Kolonialverwaltung trug das Komitee Bedenken und schwankte, ob es dieselben annehmen dürfe; waren es nicht goldene Fesseln, wodurch die Kolonialverwaltung gleichsam die Missionare in ihren Dienst nahm? Jedenfalls sollten die Missionare die Übernahme irgendwelcher bindenden Verpflichtungen von der Genehmigung des Komitees abhängig machen. Shepstone wies den Berliner Missionaren als ihr Arbeitsgebiet den kleinen, aber in einem weiten Gebiete hoch an den Abhängen und in den tief eingeschnittenen, grünen Tälern des Drakengebirges, an den Quellen der Tugela wohnenden Stamm der ama-Ngwana an, deren Häuptling Sikale um einen Missionar gebeten hatte. Die Ngwana (Kleine Tiger) sind ein Teil des in der südafrikanischen Missionsgeschichte unter dem Namen der Zingu so wohlbekannten Stammes. Als sie 1812 durch die verheerenden Raubzüge Tschakas aus ihren Stammsitzen im mittleren Natal aufgestört waren, hatten sie sich über die Kaffern-

Stämme weiter im Süden ergossen. Dort waren sie mit den Engländern in Kampf geraten und waren von ihnen zweimal 1828 an der Baschi und der Mtata vernichtend geschlagen. Ein Rest des Volkes hatte sich unter dem Häuptling Sikali auf den grünen Matten am Fuße des Drafengebirges niedergelassen. Für die schönen, fruchtbaren, bereits der Kultur erschlossenen Niederungen nahe der Küste standen englische und amerikanische Missionen genug zur Verfügung; für die abgelegenen, schwer erreichbaren Hochtäler waren die selbstverleugnenden deutschen Missionare willkommen. Die erste Station, welche Döhne, Guldenspennig und Bosselt 1847 anlegten, nannten sie Emmaus. Es ging nicht ganz glatt damit. Seit einem Jahrzehnt waren die Buren über die Drafenberge in das reiche, fast menschenleere Land getrebt und hatten weit zerstreut auf den fruchtbaren Hochflächen Farmen angelegt. Wenn auch viele infolge der Aufrichtung der englischen Kolonialherrschaft wieder abgezogen waren, so waren doch noch zahlreiche Familien zurückgeblieben, und da sie keinen Pfarrer hatten, klopfen sie bei den ihnen doch immerhin bluts- und gesinnungsverwandten deutschen Missionaren an, ob sie nicht ihre Prediger werden möchten. Allerdings waren die Buren stramme Calvinisten und die Berliner Missionare konfessionelle Lutheraner. Es hat ja Reibungen genug um dieser Verschiedenheit der kirchlichen Richtung willen gegeben; man denke nur an Amalienstein. Aber allerdings das kirchliche Bedürfnis der an die fromme Vätersitte gewöhnten und an ihr hängenden Buren war groß; war es zu verantworten, daß zwei oder drei Missionare auf der Station auf die spärlichen Gelegenheiten warteten, um den widerwilligen Heiden das Evangelium anzubieten, während Hunderte von frommen Buren nach dem Brote des Lebens schmachteten? Auf der andern Seite, war es zu verantworten, daß die Heidenboten unter Preisgabe ihrer eigentlichen Berufung sich der Pastoration der Buren widmeten, die doch von ihren Stammesgenossen oder aus ihrer eigenen Mitte für ihre kirchliche Versorgung Veranstaltung treffen konnten, während die Heiden hilf- und hoffnungslos waren! Kurz, zwei jener ersten Berliner Missionare, Döhne und Guldenspennig, ließen bald die Heidenmission im Stich und traten in Pietermaritzburg und Weenen in den kirchlichen Dienst der Buren. Auch Bosselts Dienst bekam eine andere Richtung. Im Jahre 1847 hatte der Frankfurter Jude Bergtheil für eine Auswanderung größeren Stils nach Natal geworben, um dort Baumwollplantagen anzulegen. Die etwa 100

deutschen Auswandererfamilien, meist aus dem Tecklenburgischen und Hannover, wurden in der Nähe des Haupteingangshafens Durban angesiedelt; sie nannten ihre Niederlassung „Neudeutschland“ (New Germann). Sie baten Bosselt, ihr Pfarrer zu werden, indem sie ihm zugleich freistellten, an ihren zahlreichen Dienstkaffern und an den 500 bis 600 Sulu auf den 20 Kraalen der Umgegend Missionsarbeit zu treiben. Bosselt folgte der Einladung. Allerdings auch hier ging es zuerst durch schmerzliche Enttäuschungen. Mit den Baumwollplantagen wurde es nichts. Das Bergtheilsche Unternehmen scheiterte. Die deutschen Auswanderer gerieten in bitterste Not. Die Ansiedelung drohte sich zu zerstreuen. Bosselt kehrte mit 50 ihm treu ergebenen Kaffern nach Emmaus zurück (1852). Aber die schweren Anfangsjahre gingen vorüber. Durch Sparsamkeit, Fleiß und Selbstverleugnung gelangten die deutschen Siedler erst zu bescheidenem, dann zu behaglichem Wohlstande. Sie riefen 1854 den ihnen lieb gewordenen, frischen und fröhlichen Bosselt wieder zurück; und dieser verband nun mit der Pastoration der weißen Gemeinde regelmäßig die Missionsarbeit unter den Sulu. Er kaufte zu diesem Zwecke einen Platz von 1649 Morgen für die Kaffernsiedlung und nannte ihn zur Erinnerung an seine verstorbene erste Frau Christianenburg. So hatte die Berliner Mission in Natal an zwei weit voneinander entfernten Punkten, in der heißen südtropischen Küstenebene nahe dem Verkehrsmittelpunkte Durban in der Doppelsiedlung Neudeutschland-Christiansburg, und in den abgelegenen Hochtälern des Drakeengebirges in Emmaus Fuß gefaßt.

Die Berliner Mission hatte in den ersten zwei Jahrzehnten ihrer Arbeit in Südafrika in schneller Folge vier weit voneinander entfernte und sehr verschieden geartete Missionsfelder in Angriff genommen. In der Korannamission handelte es sich um ein fast hoffnungsloses, durch eigene Schuld, Faulheit, Niederlichkeit und Unstetigkeit dem Untergange entgegen taumelndes Volk. In dem Kaplande um die mühselige Pflege zersprengter Haufen von wirtschaftlich und geistig verarmten Farbigen, Moslems und Bastarden, willensschwachen, aber für religiöse Einflüsse in hohem Grade empfänglichen Leuten, denen der kirchliche Zusammenhalt der einzige Halt und Schutz vor dem Versinken in ein verlumpstes Proletariat war. Im Kaffernlande hatte man es mit stolzen, starken Stämmen von zäh gepflegter Stammesfittigkeit zu tun. Aber neben zahlreichen andern, mit größeren finanziellen und persönlichen Kräften arbeitenden Missions-

gesellschaften hatte die Berliner Mission nur einen bescheidenen Anteil an der Missionsaufgabe, in der Hauptsache nur das Gebiet des Häuptlings Gasela. In Natal befand sich die Arbeit infolge des Wechsels der Missionare und der im Werden begriffenen Verhältnisse in den Anfängen und gab noch nicht viel Aussicht, daß sie von diesen Anfängen zu einer geschlossenen, größeren Arbeit zusammenwachsen könne. Von der eigentlichen Hauptaufgabe der Missionsarbeit unter zusammenhängenden Stämmen zur Aufrichtung lebensfähiger Volkskirchen hatten damals offenbar weder das Komitee noch die Missionare eine rechte Vorstellung; auch die Fragen der wirtschaftlichen und kulturellen Erziehung der auf den Stationen gesammelten Haufen von Christen und Heiden lagen noch im Hintergrunde. Als Vorbild dienten die Missionsplätze der Brüdergemeine und die auf ihnen befolgte Missionsmethode. Das Ziel war, einzelne Seelen für das Lamm zu werben, die dann von den Missionaren als Pastoren mit hingebender Treue gepflegt wurden. Man war schon froh, wenn man aus ihnen einige brauchbare Gemeinde- und Schulhelfer gewann.

Die jungen, unerfahrenen Missionare bedurften der Leitung und Beratung; mancherlei schmerzliche Zerwürfnisse wie auf Bethanien oder schwierige und langwierige Verhandlungen, wie mit der südafrikanischen Missionsgesellschaft um Zoar zeigten deutlich, daß das Komitee einen Vertrauensmann mit weitgehenden Vollmachten auf dem Missionsfelde brauchte. Das Komitee überlegte (April 1837), eine Abordnung hinauszusenden, bestehend aus dem Komiteemitglied Pastor Runke und einem oder zwei Kandidaten der Theologie; für diese Abordnung wurden acht Hauptpunkte als Instruktion ins Auge gefaßt: a) Die Ordnung der Geldverhältnisse, Gehalt der Missionare, Geldüberweisung nach Afrika. b) Die künftige Verteilung der Missionare, Einrichtung einer deutschen Predigerstelle in Kapstadt, Begründung neuer Stationen im Korannalande und in der Kapkolonie. c) Bereisung von Missionsstationen anderer Gesellschaften zur Information. d) Ordnung der Korrespondenz und der Rechnungslegung der Missionare. e) Grundlagen des Schulwesens. f) Durchführung des Unterschiedes zwischen (ordinierten) Missionaren und nicht zur Ordination vorbereiteten Katecheten (als Hilfsmissionaren). g) Aufklärung und Neuordnung der Verhältnisse in Bethanien. h) Behandlung der ausgeschiedenen Missionare. Gleichzeitig arbeitete das

Komitee, hauptsächlich durch Pastor Runge, eine Missionsinstruktion für seine südafrikanischen Missionare aus, in leiser Überarbeitung der Schrift des Bischofs Spangenberg „Von der Arbeit der evang. Brüder unter den Heiden“ 1782.)*

Aus diesen Plänen wurde einige Monate später die Abordnung eines Bevollmächtigten nach Südafrika als Visitator und Superintendent mit weitgehenden Vollmachten; er war der Vertreter des Komitees auf dem Missionsfelde und traf in seinem Namen tief eingreifende Verfügungen. Im Jahre 1837 wurde zu diesem Zwecke der Hamburger Franz Hinrich Behmöller als Missionssuperintendent ausgesandt. Aus einem alten Hamburger Geschlecht stammend und als Kandidat mit Hinrich Wichern, dem Begründer der Inneren Mission, und Brauer, dem späteren Inspektor der Norddeutschen Missionsgesellschaft, eng befreundet, war er 1836 als Lehrer an das Berliner Missionsseminar berufen und nahm gern im folgenden Jahr den unmittelbaren Auftrag in die Mission an. Er hielt es für wichtig und richtig, daß er seinen Wohnsitz in der Kapstadt nahm, von wo er sowohl die einreisenden und heimkehrenden Missionare mit umsichtiger Fürsorge betreuen, wie auch mit den zerstreuten Missionsstationen in Zusammenhang bleiben konnte. Die deutschen Einwanderer wie die Farbigen in der Kapstadt und Umgegend boten obendrein sowohl für kirchliche Versorgung wie für Heidenpredigt reichliche Gelegenheit. Seine erste Aufgabe war die Ordnung der verworrenen Verhältnisse in Bethanien, wo die Missionare einander entfremdet und die Besitztitel des Landes angefochten waren. So unternahm er im Winter 1837—38 eine längere Inspektionsreise über das Kaffernland nach Bethanien, zog sich aber durch Erkältung und Überanstrengung unterwegs ein langwieriges Leiden zu, das er bei seiner zarten Konstitution nie wieder ganz überwunden hat. Nach der Kapstadt zurückgekehrt, geriet er bald in eine gefährliche Blatternepidemie, die vom Schiffe her eingeschleppt, sich schnell über die Stadt verbreitete. Er pflegte die Kranken und Sterbenden mit hingebender Treue, wurde dann aber selbst von der Krankheit ergriffen und an den Rand des Todes gebracht. Von einer neuerlichen Inspektionsreise nach Zoar krank heimkehrend, konnte er seine frühere Kraft nicht wiederfinden. Die Ärzte rieten dringend, daß er durch eine längere Seereise nach St. Helena Genesung suche. Er kehrte auch tatsächlich nach 3½ mo-

*) Uttendörfer, Die wichtigsten Missionsinstruktionen Bingenborfs. Herrnhut 1913, S. 47 ff. WMG. 1905, 109 ff.

natlicher Abwesenheit soweit gekräftigt zurück, daß er von neuem in die Arbeit eintrat. Aber im Januar 1844 mußte er sich endgültig zur Heimreise nach Deutschland entschließen. Auf dem Schiffe starb er am 20. März. Pehmöller war ein Mann von bescheidenem, anspruchslosem Wesen, von hingebender Treue und unverstellter Freundschaft, von Geduld und Selbstverleugnung. Sein Tod war für die Berliner Mission ein schmerzlicher Verlust.

Pehmöller, der sein Auscheiden lange hatte kommen sehen, hatte sich wegen seines Nachfolgers viele Gedanken gemacht. Allerdings die Vorschläge, die er aus seiner Krankheitsnot heraus dem Komitee machte, zeigen weitaus nicht mehr die Ruhe und Sachlichkeit seiner früheren Missionsleitung. Er wollte in Kapstadt neben sich einen zweiten Missionar haben, beantragte aber gleichzeitig die Verlegung der Operationsbasis der Mission nach Port Elisabeth; er veranlaßte den Bau einer Missionarsschule in Bethanien und viele Verhandlungen über eine geeignete Lehrkraft an ihr, während damals wegen des Verzugs der Korannastämme ernstlich die Aufgabe der Station erwogen wurde. Vor seinem Tode richtete er eine Konferenzordnung mit drei Kreisen, Korannaland, Raffraria und Zoar ein; in jedem Kreise sollten alle Missionare, auch die Katecheten, bei den Beratungen Sitz und Stimme haben, und jeder Kreis sollte sich seinen Vertreter immer auf ein Jahr selbst wählen. Trotz der üblen Erfahrungen der ersten Jahre bestätigte das Komitee Pehmöllers letzte Anordnungen, obgleich diese demokratische Verfassung seinen Einfluß ungebührlich beschränkte.

Die Wirren auf Zoar, die äußerst schwierigen Verhältnisse im Korannalande, wo die Stämme planlos hin- und herzogen, der Wiederaufbau der im Kaffernkriege 1846—47 völlig zerstörten Kaffernmission, die durcheinanderlaufenden Wünsche und Ziele der neugegründeten Natalmission — alles nötigte das Komitee, wenn draußen nicht planlose Anarchie eintreten sollte, wieder einen Vertrauensmann mit weitgehenden Vollmachten als „Superintendenten“ zu ernennen, und seine Wahl fiel auf den Kaffernmissionar Schultheiß, den einzigen damals in seinem Dienste stehenden Theologen, der 1837 mit Pehmöller ausgesandt war. Er wurde zunächst nur für die Raffraria- und Koranna-Konferenz als Superintendent ernannt; allmählich wurde sein Dienstauftrag aber auch auf die beiden anderen Missionsgebiete Natal und Kapland ausgedehnt. Allein das war im ganzen keine glückliche Wahl. Schultheiß war wohl ein

begabter und eifriger Missionar; er hat sich auch um sprachliche Arbeiten in isi-Kossa verdient gemacht. Aber er sah weder die gesunden Entwicklungsmöglichkeiten im Rahmen des mit den bescheidenen geldlichen und persönlichen Kräften der Berliner Mission Erreichbaren, noch verstand er es, in ruhiger, überlegener Sachlichkeit seine Mitarbeiter für diese Aufgaben zu begeistern und unter Hintansetzung kleinlicher Sonderinteressen sie im Dienste an der großen Sache über sich selbst hinauszuhoben. Seine Mitarbeiter folgten seiner Leitung nicht; gleich seine beiden nächsten Kollegen im Kaffernlande, in deren Mitte er ein Jahrzehnt in Itemba gearbeitet hatte, sagten ihm den Gehorsam auf. Die von ihm dem Komitee vorgelegten Vorschläge und Anträge waren nicht sorgfältig durchdacht und waren deshalb keine geeigneten Unterlagen für die Beschlußfassung des Komitees. Die Natalmissionare waren bis zu offener Auflehnung widerspenstig, da das Komitee zwischen hinein Posselt zum Vorsteher dieser Konferenz ernannt hatte. Sowohl Posselt in Natal wie Kropf in Kaffraria verhandelten unter der Hand wegen ihres Austritts aus der Berliner Mission und ihres Übertritts zu einer andern. Zudem zeigte sich, zumal nach Schultheiß' Rückkehr nach Südafrika, wie wenig Leitungsgabe er hatte. Er beurteilte sowohl die Missionare wie die Verhältnisse einseitig, zum Teil geradezu gehässig und gereizt. Er verfuhr die schwierigen Verhältnisse in Joar gründlich. Das Komitee mußte den besonnenen und sachlichen, wenn auch minder begabten Wuras zum Vize-superintendenten ernennen.

So hatte also das Komitee gleich in den ersten beiden Jahrzehnten reichlich erfahren, wie schwierig die Leitung von Missionsoperationen auf einem viele Tausende von Kilometern entfernten Missionsfelde ist. Man schaute in den Jahren 1855—57 ernstlich nach einem geeigneten Visitator der ganzen südafrikanischen Arbeit aus; man dachte an den lutherischen Geistlichen Parisius in der Kapstadt; ein Pastor Rohde bot sich an, vorübergehend oder dauernd nach Südafrika zu gehen. Auf einen Pastor Dumas in Zeundorf wurde hingewiesen. Allein die der betreffenden Person einzuräumenden Vollmachten waren so weitgehende, und eine nachfolgende gründliche Berichterstattung an das Komitee war so unerläßlich, daß das Komitee zu keinem Entschluß kam.

Auch praktische Fragen erforderten immer neue Erwägung. Der bei den von Haus aus einfach gewöhnten und gleichgestimmten

Brüdermissionaren ganz wohl mögliche gemeinsame Haushalt bewährte sich bei der Berliner Mission nicht;*) man mußte ihnen bald getrennte Wirtschaft einräumen. Dann aber mußte man auch zur Gehaltszahlung übergehen; und doch wollte man gern den Ausdruck „Gehalt“ vermeiden und lieber dafür „Unterhaltsgelder“ gewähren. Man meinte, dem verheirateten Missionar £ 50, dem unverheirateten £ 25 im Jahre bewilligen zu sollen (1837), änderte dann aber nach Rücksprache mit der Barmer Mission schon 1839 diese Sätze um in £ 90 für den verheirateten, £ 72 für den unverheirateten und £ 25 für jedes Kind. Eine uns befremdliche, merkwürdigerweise damals in Südafrika ungemein wichtige und in Zoar brennend gewordene Frage war, ob man nach dem deutsch-evangelischen Brauch auf dem Altar Kreuzifix und Leuchter aufstellen dürfe. Die Buren kümmerten sich zwar sonst um die „swarten schepsels“ wenig, aber sie waren so „reformiert“ gesinnt, daß ihnen ein Kreuzifix in der Kirche als Götzendienst und als Vorfrucht der katholischen Kirche erschien; und neben der deutschen lutherischen gab es, da die anglikanische Kirche und Mission unter dem Erzbischof Gray sich erst seit 1847 entfaltete, damals noch keine protestantische Mission mit abweichendem Typus. Das Komitee entschied, daß, wo das Kreuzifix noch nicht aufgestellt sei, das jedenfalls nicht ohne seine ausdrückliche Genehmigung geschehen dürfe; wo es aber einmal stehe, sei es Verleugnung des lutherischen Bekenntnisses, es wieder zu entfernen. An dem am heißesten umstrittenen Plaze Zoar ließ es deshalb — im Gegensatz zu der Nachgiebigkeit seines Superintendenten — das Komitee darüber zum Bruche kommen und konnte im Blick auf die gerade damals in dem heimatlichen Freundeskreise ausgefochtenen konfessionellen Kämpfe kaum anders handeln, wenn es nicht deren Vertrauen verlieren wollte. Mit mehr Ruhe wurde die Frage verhandelt, ob die Heiden und Taufbewerber der Feier des heiligen Abendmahles beiwohnen dürften, und gemäß dem altkirchlichen Brauch ablehnend entschieden. Schwieriger waren in den Jahren 1853 und 1854 die Verhandlungen über die Taufe von Polygamisten. Hier hatte Spangenberg's Missionsordnung, die man 1837 übernommen hatte, bestimmt: „Die Frauen, die ein Polygamist vor

*) Die Missionskasse zahlte in den ersten Jahren für jeden Missionar in Afrika £ 50 in die gemeinschaftliche Kasse, daraus erhielt jeder Bruder „nach seiner Notdurft“, das übrige blieb in der Kasse.

seiner Taufe gehabt hat, braucht er nicht zu entlassen. Ein getaufter Polygamist dagegen erhält kein Amt in der Gemeinde.“ Eine Rundfrage bei den andern deutschen Missionen stellte fest, daß die Praxis in diesem Punkte nicht einheitlich sei, aber in der Hauptsache mit Spangenberg's Anordnung übereinstimmte. Man holte Gutachten von den Professoren Hengstenberg und Stahl ein, lehnte es aber ab, sich nach dem früheren Brauche ein Gutachten von einer theologischen Fakultät zu erbitten; man kam schließlich zu dem Beschluß (1854), Polygamisten zur Taufe nicht zuzulassen, wie es wenigstens in Südafrika bei den Missionen damals bereits überwiegend Ordnung war. Als Agende für die Gottesdienstordnung führte man die von dem Komiteemitgliede Konsistorialrat Bachmann ausgearbeitete, lutherische ein, welche Schultheiß in das Rapholländische übersetzt hatte, war aber nicht empfindlich gegen Abweichungen im kirchlichen Brauch, gestattete z. B. gern die Einfügung des Sündenbekenntnisses in der sonntäglichen Liturgie, das bei Bachmann fehlte. Den aus den englischen Missionen eingerissenen Mißbrauch, den Täuflingen die Namen deutscher Missionsfreunde oder Kirchenmänner beizulegen, bekämpfte das Komitee, „die Täuflinge sollen ihre früheren Zunamen beibehalten, und wenn diese von übler Bedeutung sind, soll den Namen eine gute Bedeutung gegeben werden“. Die Frage der Remuneration der Witwe des jung verstorbenen Superintendenten Behmüller (1844) und noch mehr das dem aus Indien zurückgekehrten Missionar Hübner gewährte Wartegeld (1852) und die notwendig werdende Pensionierung des südafrikanischen Missionars Winter (1852) regte die Frage einer Ordnung für die „Emeriten-, Witwen- und Waisenversorgung der Missionare“ an, bei der man sich der Mitberatung der Hilfsvereine versicherte, ohne indessen schon zu festen Beschlüssen zu kommen.

V. Die ostindische Mission. Schon ehe die Berliner Mission eine selbständige Arbeit in Angriff genommen hatte, gewann sie verschiedene Anknüpfungen, speziell nach Indien hin. Am 4. Februar 1828 regte Prof. Dr. Niemeyer, der Direktor der Grandese'schen Stiftungen, den Plan an, die neu entstandene Berliner Missionsgesellschaft mit der Ostindischen Missionsanstalt in Halle zu vereinigen. Ludwig von Gerlach, der damals in Halle beamtet war, knüpfte mit der Direktion der Halle'schen Missionsanstalt Verhandlungen an, die das Berliner Komitee mit vielem Interesse und Dank

verfolgte. Man wünschte, über den Fortgang dieser Vereinigungspläne auf dem laufenden zu bleiben; Prof. Jacobs von den Grandschen Stiftungen hatte sich in verschiedenen Briefen bestimmt dahin geäußert, das Berliner Komitee könne auch auf die Geldmittel der Halleschen Direktion rechnen, da diese sich nur freuen werde, dem Berliner Komitee in Zukunft noch näher zu treten. Im Mai 1829 kam aus Halle der bestimmte Vorschlag, eine jährliche Beihilfe von 500 Talern unter mäßigen Bedingungen zu zahlen, der sofort angenommen wurde. Landgerichtsdirektor von Gerlach sollte die Verhandlungen weiterführen, aber sie kamen nicht recht vom Fleck. Prof. Jacobs war inzwischen gestorben. Direktor Dr. Niemeyer schrieb in einem Briefe Anfang 1830, die Hallesche Missionsanstalt sei zwar bereit, bei den von Jacobs gemachten Anerbietungen zu beharren, müsse aber doch bemerken, daß er den zur freien Disposition der Halleschen Direktion stehenden Fonds wohl zu hoch veranschlagt habe. Inzwischen hatte am 5. April 1829 der Präsident von Laroche dem Komitee seine kurze Denkschrift über den Beginn praktischer Missionsarbeit vorgelegt und hatte dabei speziell den Vorschlag gemacht, einen Briefwechsel mit dem aus der Jänideschen Missionsanstalt hervorgegangenen Missionar Rhenius in Palamkotta in Südindien anzuknüpfen und auch in Basel und in England Erkundigungen einzuziehen, ob nicht im Tamulenlande sich eine Missionsgelegenheit bieten werde. Doch dieser Faden wurde erst vier Jahre später wieder aufgenommen, als die Basler Mission sich mit dem Plane der Übernahme einer größeren Arbeit in Indien trug. Das Berliner Komitee machte den Vorschlag, ob etwa von ihm auszusendende Missionare auf einer Basler Missionsstation ihre ersten Studien treiben könnten, um Land und Leute kennen zu lernen. Die Frage einer südindischen Mission beschäftigte das Komitee wieder, als 1830 Rhenius mit einigen anderen deutschen Missionaren aus dem Verband der englisch-kirchlichen Mission austrat und eine gesonderte deutsche lutherische Mission gründete, die er an die deutschen Missionskreise anzulehnen wünschte. Ein anderer Faden wurde durch den Grafen Holstein in Dänemark, einen führenden Mann in der damaligen dänischen Missionsbewegung, angeknüpft, der die Hand zu einem gemeinsamen Missionsunternehmen zwischen Dänemark und der Berliner Mission in Indien bot. Er berichtete über den Stand der dänisch-halleschen Mission in Indien und bat das Komitee, zu erwägen, ob es nicht einige Zöglinge seines Seminars zum Dienste des königlich dänischen

Missionstkollegiums überweisen möchte. In einem späteren Briefe empfahl er aber dann doch nicht Trankebar, sondern Frederiksnagar, die nordindische dänische Kolonie, die in Missionskreisen unter dem Namen Sirampur berühmt geworden ist. Man ging in Berlin auch auf diese Anregung ein und fragte sofort in Halle an, ob die ostindische Missionsanstalt sich wohl an einer derartigen Missionsunternehmung finanziell beteiligen würde, beriet auch schon, welche Missionare man wohl nach Indien senden könne, und hielt Döhne und Posselt für besonders geeignet dazu. Die Missionsanstalt setzte sich unmittelbar mit der dänischen Missionsdirektion in Verbindung und erhielt vom Grafen Holstein die Auskunft, in etwa 8 Monaten werde amtlicher Bescheid über die Missionsmöglichkeiten in Sirampur zur Stelle sein. Graf Holstein machte dann noch dem Berliner Komitee den besonderen Vorschlag, die gerade erledigte Predigerstelle in Trankebar mit dem damals im Berliner Missionshause weilenden Kandidaten Pehmöller zu besetzen, dem noch ein Missionar beizugeben sei. Aber Graf Holstein starb im Mai 1836, und damit riß dieser Faden ab.

Im Frühjahr 1839 richtete Pastor Otto v. Gerlach „die Aufmerksamkeit des Komitees darauf, daß man neben Südafrika noch ein weiteres Missionsfeld in Angriff nehmen solle. Er meinte, die Südsee-Inseln böten zurzeit die geeignetste und passendste Gelegenheit für eine Missionstätigkeit. Sie sollten deshalb bei der Wahl eines weiteren Wirkungskreises für die auszusendenden Missionare in erster Linie ins Auge gefaßt werden, und man solle mit den englischen Gesellschaften darüber in Briefwechsel treten“. Pastor Runge wurde daraufhin beauftragt, bei dem führenden Londoner Missions-Sekretär Ellis nähere Nachrichten über die Südsee-Missionen einzuziehen. Eben damals weilten die südindischen Missionare Kohl und Bernhard Schmidt in Deutschland und hatten des Pastor Otto v. Gerlach Gedanken von neuem auf eine indische Mission gerichtet, hatten ihm auch nahegelegt, sich die Geldmittel der Halle'schen Missionsanstalt für diese indische Missionsunternehmung zu sichern. Direktor Dr. Niemeyer erklärte daraufhin, daß er zu einem gemeinsamen Missionsunternehmen in Indien mit der Berliner Mission bereit sei, nur sollten ihm die nach Indien auszusendenden Missionare persönlich vorgestellt werden, und sie sollten sich verpflichten, ihm jährlich einen ausführlichen Bericht für seine „Ostindischen Missionsnachrichten“ zu schicken. Allerdings augenblicklich sei er finanziell

auf einige Jahre gebunden, aber er erklärte sich dann doch bereit, zur Begründung der neuen Mission gleich im ersten Jahre 1000 Taler zu bezahlen. Pastor v. Gerlach, der den Plan hauptsächlich betrieb, befürwortete die gleichzeitige Aussendung von wenigstens 3 Missionaren: Hübner, Lehmann und etwa noch eines Kandidaten der Theologie. Man überlegte auch, ob die neue Mission im Anschluß an die anglikanische Kirche oder an eine non-conformistische Mission unternommen werden solle. Man sagte sich auf der einen Seite, daß das Auftreten einer neuen lutherischen Mission in Indien den Heiden die Verschiedenheit der kirchlichen Verhältnisse noch mehr ins Licht setze. Andererseits aber würden die heimatlichen Hilfsvereine durch den Anschluß an eine englische Kirche zum Mißtrauen gegen die lutherische Gesinnung der Berliner Mission veranlaßt werden. Seltsamerweise kreuzte sich dieser Plan wieder mit einem vor anderthalb Jahren an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft gemachten Vorschlag, ihr einige besonders tüchtige Missionszöglinge des Berliner Seminars zur Verfügung zu stellen. Nachdem die englische Missionsleitung anderthalb Jahr lang auf diesen Antrag nicht eingegangen war, kam nun unerwartet die Aufforderung, ihr sofort den warm empfohlenen Missionszögling Lehmann zu senden, der im Islington-College seine abschließende Ausbildung erhalten und dann nach Indien gesandt werden solle. Man gab ihn allerdings nicht leichtem Herzens an England ab und mußte dann den Schmerz erleben, daß Lehmann in London schwer erkrankte und in Basel dahinsiechte und starb. Der Basler Missionsinspektor Hoffmann war auf den Berliner Vorschlag, daß die Berliner Missionare auf einer Basler Missionsstation in Malabar gleichsam die Vorstudien machen sollten, nicht eingegangen, sondern hatte dringend auf Nordindien, speziell auf die alte Kaiserstadt Delhi oder auf das fruchtbare, landschaftlich schöne, von Missionaren noch fast gänzlich entblößte Assam hingewiesen. Auch bei der englisch-kirchlichen Mission erhielt man den Rat, nach Nordindien zu gehen, nur von Ghazipur wurde abgeraten, da die englisch-kirchliche Mission selbst beabsichtigte, dort eine Station zu gründen. Hübner, der sich auch eine leidliche ärztliche Vorbildung angeeignet hatte, war durch seine indische Lektüre auf das verschlossene Königreich Nepal in den Himalaya-Bergen aufmerksam geworden und hatte den Wunsch, dorthin zu gehen.

Mittel für das neue Unternehmen gingen reichlich ein. Die ostindische Missionsgesellschaft in Halle spendete 1000 Taler, der Königs-

berger Missionsverein 400 Taler. Der heimatlichen Missionsgemeinde theilte man den Missionsplan mit in einem Anschreiben, in dem es hieß:

„Zu mehr als 150 Millionen Heiden und Mohammedanern ist den Evangelisten der Zugang geöffnet. Diese ungeheure Menschenmasse ist reif für apostolische Wirksamkeit, gleichwie die großen Völkermassen im Römischen Reich zur Apostelzeit. Der Götzendienst ist in seinen Grundvesten erschüttert. Das Lügengewebe, auf dem es beruht, ist dem Volke bloßgestellt. Tausende schämen sich abergläubischer Gebräuche oder machen sie nur noch zum Vergnügen mit. Selbst die Brahminen, die krampfhaft ihren Götzendienst in seinem Prunk und Glanze festzuhalten suchen, gewinnen immer mehr die Überzeugung, daß ihre Religion dem Untergange nahe ist, und trösten sich z. T. mit einer alten Weisagung, daß einst aus fernen Landen eine neue Religion komme und alle Völker in sich vereinigen werde.“

Im Sommer 1842 war die Berliner Missionsexpedition unterwegs: Johann Christoph Hübner, Ernst Dröse und Karl Friedrich Reuther. Letzterer war zum Vorsteher des kleinen Kreises ernannt. Sie waren mit Geld reichlich ausgerüstet; sie führten einen Wechsel auf 4000 Taler an eine schottische Firma in Kalkutta bei sich. Auch den Briefverkehr mit ihnen hoffte man leicht aufrechterhalten zu können, da zwar der Personenverkehr noch auf dem umständlichen Reijeweg über das Kap und Singapur, der Brief- und Paketverkehr aber bereits auf der nur 35 Tage währenden Überlandroute durch den Suezkanal ging. In Kalkutta gab man den Missionaren wohlmeinend, wie sie das schon daheim erlebt hatten, entgegengesetzte Ratschläge. Missionar Weitbrecht hatte den guten, leider nicht beachteten Gedanken, daß sie zu den Kols nach Tschota Nagpur gehen möchten; eine Anzahl christlicher Freunde in Bengalen sei bereit, eine Mission unter jenem Bergvolke zu unterstützen, da sie einfach in ihren Sitten, dem Götzdienst wenig ergeben und darum wahrscheinlich für das Evangelium empfänglich sein würden. Drei Jahre später begannen die Gohnerschen Missionare ihre wundervolle, reich gesegnete Missionsarbeit unter jenen Kolsstämmen. Durch eine Beziehung zu einem Gohnerschen Missionar in Benares wurde die Berliner Missionsexpedition zuerst nach Benares und dann von da weiter nach Ghazipur geführt.

Ghazipur am Ganges, eine aufblühende, verkehrsreiche Stadt im fruchtbarsten, dichtest bevölkerten Hindostan, seither einer der Hauptmittelpunkte des ostindischen Wohnbaues und Opiumexports, war bis dahin nur vorübergehend von englischen Baptisten bereist worden; zumal Mr. Bowley hatte Stadt und Land als

Reiseprediger durchzogen. Es war an der Zeit, daß die Stadt missionarisch besetzt wurde. Nachdem die jungen Berliner Missionare die Anfangsschwierigkeiten (Sprachen lernen u. dgl.) verhältnismäßig leicht überwunden hatten, siedelten sie sich in Ghazipur an und überraschten bald das Komitee mit dem Antrage, ihnen für den Bau von drei Wohnhäusern 8000 Taler zur Verfügung zu stellen. Das Komitee genehmigte ihnen zwar zunächst nur ein Haus. Als sie ihm aber ausführlich darlegten, daß das heiße indische Klima geräumige, weite Wohnhäuser erfordere, daß sie durchreisenden Missionaren vielfach Gastfreundschaft leisten müßten, daß sie auch für religiöse Gespräche mit besuchenden Heiden abgeschlossene Zimmer zur Verfügung haben müßten, stellte das Komitee gern auch weitere Häuser in Aussicht. Es wurde auch im Jahre 1844 noch ein weiterer junger Missionar Louis Schulze nachgesandt. Aber dann kamen weniger erfreuliche Nachrichten aus Indien. Reuther wurde magenkrank, litt sehr unter der großen Hitze, empfand auch stark, daß die Kastenschranten den näheren Verkehr mit den Hindu außerordentlich erschwerten. Man richtete zwar in der Nähe von Ghazipur zwei Predigtplätze und drei Schulen ein, mußte aber von den letzteren zwei bald wieder eingehen lassen, weil die Schüler nach Befriedigung der ersten Neugier wegblichen. Dann las man in einer Notzeit von der Straße verwahrloste heidnische Kinder auf, taufte sie und wollte mit ihnen nach indischem Missionsbrauch Waisenhäuser einrichten. Aber das Komitee hatte Bedenken gegen derartige Taufen von Kindern heidnischer Eltern und hielt sich auch nicht für berechtigt, für die Einrichtung von Waisenhäusern Geld herzugeben, da dieselben über die Grenzen der nächsten Zwecke der Missionsgesellschaft hinausgingen. Es war leider im Berliner Komitee niemand, der die indischen Missionsverhältnisse kannte und ihre Schwierigkeiten und Methoden beurteilen konnte. Dröse war inzwischen bereits vertretungsweise in den Dienst der Londoner Mission getreten, was vom Komitee auf ein Jahr gestattet wurde, und das Verhältnis zwischen den drei Missionaren war keineswegs erfreulich. So tauchte bereits gegen Ende 1847 im Komitee die Frage auf, ob man die indische Mission nicht doch lieber wieder aufgeben solle. Man zog ein Gutachten von dem tüchtigen deutschen Missionar Häberlin in Dacca in Bengalen ein. Das fiel allerdings nicht sehr hoffnungsfreudig aus. Die Erhaltung von Ghazipur habe nur Zweck, wenn man geneigt sei, Schulen in größerem Stile und nach größerem

Muster einzurichten, wofür man wenigstens 11 000 Taler im Jahr bewilligen müsse. Er empfahl mehr, eine andere Station im Nordosten von Bengalen in Angriff zu nehmen. Allerdings müßten dafür wenigstens 20 000 Taler im Jahr zur Verfügung stehen. Das Komitee kam zu dem Entschluß, die ostindische Mission aufzugeben, denn der Missionsbetrieb überwiegend mit Waisenhäusern und Schulen sei für sie zu kostspielig; zudem stelle nach der Beendigung des Raffenkrieges 1847 die notwendige Ausdehnung der Mission in Südafrika zu starke Anforderungen an die Kasse. Man beschloß bei Gelegenheit des Jahresfestes 1848, eine Spezialkonferenz von Vertretern aller Hilfsvereine zu berufen, und ihnen die Frage wegen Aufhebung der indischen Mission vorzulegen. Auf Grund ihrer Beratung wurde dann in der nächsten Komiteesitzung beschlossen, das ganze indische Missionswerk abzuberechnen. Die drei Missionare — Schulze war inzwischen dem Tropenklima erlegen — sollten baldmöglichst in den Dienst einer englischen Missionsgesellschaft in Indien eintreten oder sonst es sich gefallen lassen, in die südafrikanische Mission verpflanzt zu werden. Das Gehalt wurde ihnen nur noch bis zum September bewilligt. Aber so glatt ging die Auflösung der Mission nicht. Reuther und Dröse zwar traten bald in den Dienst der englisch-kirchlichen Mission, ließen sich anglikanisch reordinieren und haben dann noch ein Menschenalter hindurch in Indien eine gesegnete Missionsarbeit betrieben. Ernst Dröse gründete im Jahre 1850 die Station Bhagalpur an der Grenze von Santalistan und knüpfte von dort aus Beziehungen zu dem Bergvolke der Bahari im Süden der Stadt an, übersehte auch zwei Evangelien und Teile des englischen allgemeinen Gebetbuches in ihre Sprache, das Malto. Er war einer der Pioniere der Missionsarbeit unter den Santals. Eine besondere interessante Episode seiner Missionswirksamkeit ist die Geschichte vom Baba ji und seinen Jüngern, die seine Tochter in einem fesselnden Büchlein erzählt hat.*) 1887 ließ er sich, hochbetagt, pensionieren und starb 1891 in Mussoori im Himalaya. Reuther blieb Missionar in Hindostan, und zwar zunächst

*) In einem Bahari-Dorfe ließ sich ein fahrender indischer Bettler nieder und versprach, denjenigen den Erlösungspfad zu weisen, die sich durch eine strenge Askese dafür als tüchtig auswiesen. Als sich einige Jünglinge durch eine harte Hungerkur dafür tüchtig gemacht hatten, verschwand er, hinterließ aber ein Büchlein. Dies entpuppte sich als ein Traktat eines Götterschens Missionars. Es wurde jahrelang von den einfältigen Bahari abgöttisch verehrt.

in Jaunpur. Dort erlebte er den Söldneraufstand 1857 und wurde wunderbar errettet, während seine ganze Station zerstört wurde. Später wirkte er in Faizabad und auf der missionarisch unfruchtbaren Himalaya-Station Rangra mit anderen deutschen Missionaren zusammen. Auch er starb hochbetagt in Indien.

Mit dem dritten Missionar, Hübner, wurde es eine richtige Tragikomödie. Hübner mochte nicht in den Dienst der englisch-kirchlichen Mission treten und schützte Bedenken wegen der anglikanischen Reordination vor. Nachdem er noch zwei Jahre tatenlos in Indien gesessen hatte, veranlaßte ihn das Komitee, nach Nordamerika zu gehen, um dort den evangelischen Deutschen als Pastor zu dienen, wobei die dorthin vorausgegangenen Berliner Missionszöglinge Rechenberg und Wichmann gern die Hand zu bieten versprachen. Unterwegs erlitt er an der Insel Mauritius Schiffbruch und entrannte mit seiner Familie mit genauer Not dem Tod in den Wellen. Einige Wochen auf jener einsamen, schönen Insel festgehalten, hätte er ganz gern dort eine neue Arbeit begonnen, reiste aber vorläufig nach New York weiter und beantragte erst von dort aus in Berlin die Begründung einer Mission auf Mauritius, auf welchen Antrag aber das Komitee nicht eingehen zu können glaubte, weil es sich auf jener Insel fast nur um ausgewanderte Hindufulis handelte, nicht um ein bodenständiges Volk. In Nordamerika legte es Hübner nun auch nicht darauf ab, ein Pfarramt zu bekommen. Das Berliner Komitee ebnete ihm durch alle möglichen persönlichen und amtlichen Beziehungen die Wege, aber Hübner erklärte, nichts für ihn Paßliches zu finden. Predigtgabe hatte er auch nicht, und er meinte, seine Gesundheit sei vollständig erschüttert, er müsse zur Erholung nach Deutschland. Dabei war er bei seiner Rückkehr nach Berlin 1852 erst 32 Jahre alt, hatte als Missionar doch nur vier oder fünf Jahre und dann unbeschäftigt zwei weitere Jahre in Indien gelebt. Ärztliche Gutachten bestätigten, daß er nach einiger Erholung recht gut jeden Dienst, auch auf dem Missionsfelde, wieder aufnehmen könne; aber er hatte dazu offenbar keine Lust. Er ließ sich pensionieren; das Komitee war so großmütig, ihm ein Ruhegehalt von 300 Talern zu bewilligen. Aber nun ging erst recht die Not an. Mit seinen vier Kindern konnte er von diesem Gelde in Berlin nicht leben und machte dem Komitee Vorwürfe, daß es ihn aus seiner Missionsarbeit herausgerissen hätte und nun hungern lasse. Dabei meinte er ganz naiv, ein Missionar dürfe eben nicht wie andere Privat-

personen jeden Lebensberuf ergreifen, um Ärgernis und Anstoß zu vermeiden. Der bescheidene Dienst der inneren Mission oder als Lehrer passe für ihn nicht wegen zu geringen Gehalts oder als seiner unwürdig. Das Komitee gab sich noch jahrelang erdenkliche Mühe, um Hübner eine geeignete Lebensstellung zu verschaffen; er sollte englischen Sprachunterricht erteilen, oder in dem Sekretariat des Missionshauses helfen, oder in ein Pfarramt gebracht werden. Aus dem einen oder anderen Grunde zerschlugen sich alle Verhandlungen. Hübner hat noch ein Menschenalter in Berlin gelebt und hat eine Reihe von erbaulichen Büchern abgefaßt, die ihrer Zeit viel gelesen wurden und zum Teil zahlreiche Auflagen erlebten. Mit Vorliebe sammelte er aus Sonntagsblättern und ähnlichen erbaulichen Blättern Geschichten und Züge erbaulichen Charakters, die er teils nach dem Lutherschen Katechismus, teils nach sachlichen Gesichtspunkten zusammenstellte: so die bis zur sechsten Auflage verbreiteten „Denkmale des lebendigen Gottes“ (Leipzig, Gustav Fock 1895); „Erzählungen aus dem Reiche Gottes, zum Unterricht und zur Erbauung in Schule, Kirche und Haus“, 2 Bde. (Berlin, Wilh. Schulze); „Auserlesene Biblische Historien aus dem alten und neuen Testamente“ (Schwelm, Moritz Scherz); „Liturgische Festandachten auf das Kirchenjahr zum Gebrauch in Schule und Haus“, „Finsternis und Licht“, „Lebensbilder bekehrter Heiden“.

Die abgebrochene Missionsarbeit in Ghazipur wurde 1853 von der Gohnerschen Mission neu aufgenommen, und diese hat seither jahrzehntelang mit unermüdlicher Geduld die undankbare Arbeit weiter getrieben. Besonders der ehrenfeste märkische Bauernsohn Ziemann, der „Held von Ghazipur“, und die beiden Missionare Lorbeer, Vater und Sohn, haben mit selbstverleugnender Treue auf dem heißen, dürrer Posten gestanden. Mir wurde bei meinem Aufenthalt in Ghazipur 1901 das ehemalige Berliner Missionshaus gezeigt. Ich konnte nur mit Wehmut an diese fast vergessene Missionsarbeit zurückerdenken. Nach dem Weltkriege sind auch die Gohnerschen Missionare von Ghazipur vertrieben, ohne daß sie trotz zwei Menschenaltern geduldiger Missionsarbeit eine blühende Missionsgemeinde hätten hinterlassen können. *)

*) Im Jahre 1850 gab auch die Norddeutsche Mission ihre 1845 in Radschamundri im Telugulande begonnene Mission wieder auf, aus ähnlichen Gründen wie die Berliner Mission. Auch die amerikanische Baptistenmission

Wiederholt traten andere, zum Theil weitausschauende Missionsunternehmungen in den Gesichtskreis des Komitees. Am lebhaftesten erwogen und fast der Verwirklichung nahe war 1851—54 eine von dem aus Indien heimgekehrten Missionar Hübner angeregte Mission auf der Insel Mauritius, die schließlich an der seltsamen Willenlosigkeit und wirklicher oder vorgeschützter Kränklichkeit dieses Mannes scheiterte. Gleichfalls in Verbindung mit der indischen Mission hatte der jung verstorbene Missionar Schulze eine Mission in Singapur angeregt, das damals, wo der Personenverkehr nach Indien noch um das Kap ging, in der Regel von den Ostindienfahrern angelaufen wurde. Es kam seit der inzwischen erfolgten Aufgabe der indischen Mission nicht mehr in Betracht. Schon im Jahre 1831 hatte ein aus Nordamerika heimgekehrter Brüdermissionar, Pastor Stobwasser, eine Missionsunternehmung in Virginien angeregt; sie trat aber hinter dem in den Vordergrund tretenden südafrikanischen Arbeitsfelde zurück. Im Jahre 1846 warb ein aus Mittelamerika heimkehrender deutscher Kaufmann Heese in Verbindung mit einem weitausschauenden, weite Kreise in Deutschland beschäftigenden Kolonisationsplane für eine Mission in Moskito, die von unserm Komitee abgelehnt, einige Jahre später von der Brüdergemeinde in Angriff genommen wurde. Im Jahre 1856 erwog das Komitee, entweder in Verbindung mit dem ausgetretenen südafrikanischen Missionar Krause den alten, schon mehrfach verhandelten Plan einer Südseemission wieder aufzunehmen, oder auf die Anregung des Königs Friedrich Wilhelms IV., der von dem Jerusalemer Bischof Samuel Gobat interessiert war, eine Mission bei König Theodor von Abessinien zu versuchen, welche dann 1856—66 von der Spittler'schen Pilgermission von St. Christoph in Angriff genommen wurde. Die mächtigen, im Jahre 1846 in die deutschen Missionskreise von dem Chinamissionar Karl Gützlaff ausgehenden Anregungen fielen für die Berliner Mission gerade in die Zeit, als man sich überzeugte, daß man zur Durchführung der kostspieligen Geduldsmission in Ostindien — neben den wachsenden Anforderungen des südafrikanischen Feldes — nicht imstande war. Diese Enttäuschung drängte den Wunsch zurück, sich an einer chinesischen Missionsunternehmung zu beteiligen, obgleich es in dem engsten Freundeskreise der Berliner

im Telugulande überlegte damals ernstlich, ob sie nicht ihre 1836 begonnene Mission, den „einsamen Stern“, wieder aufgeben solle.

Mission zur Begründung eines Hauptvereins für diese Mission und außerdem zu der des Berliner Frauenvereins für China (1850) kam. Im Jahre 1857 trat in Verbindung mit dem Eintritte des Inspektors Ballmann der Plan einer Mission unter den Ovambo im Norden der späteren Kolonie Deutschsüdwestafrika zeitweilig in den Vordergrund. Es ist gewiß richtig gewesen, daß das Komitee allen diesen lodenden Anregungen widerstanden und seine damals noch kleine Kraft auf sein südafrikanisches Arbeitsfeld konzentriert hat.

Inspektorat Wallmann.

1857 – 1863.

Die Leitung der Berliner Missionsgesellschaft hatte während ihres ersten Dritteljahrhunderts wesentlich in den Händen des Komitees gelegen. Die Missionsinspektoren waren in der Hauptsache nur Angestellte und Lehrer des Missionsseminars gewesen. Sie hatten nur teilweise an den Beratungen des Komitees oder seiner Ausschüsse teilgenommen und hatten auf die Missionsarbeit geringen Einfluß gehabt. Selbst in der Pflege des heimatlichen Missionslebens hatten die Geistlichen unter den Komiteemitgliedern ein gut Stück Arbeit getan, und erst Schüttge, Mühlmann und Haag hatten sich als Missionsinspektoren lebhafter an den Missionsfesten und -predigten beteiligt. Im ganzen hatte sich diese Komiteeherrschaft nicht bewährt. Zwar fehlte es nicht an gutem Willen und brennendem Eifer bei vielen der Herren. Aber teils bestand das Komitee aus Mitgliedern der Beamtenaristokratie und des Offizierstandes, die infolge ihrer häufigen Versetzung aus einem Arbeitskreis in den anderen, meist im Zusammenhang mit dem Aufrücken in höhere Ämter, immer wieder auf längere Zeit von Berlin fortgeführt wurden; teils waren es Berliner Geistliche, die in ihrem Amte durch ein Übermaß von Arbeit festgehalten wurden. Fast allen aber fehlte die Sachkunde und missionarische Erfahrung. Das deutsche Missionsleben war inzwischen aus den tastenden Versuchen der Kinderjahre herausgewachsen. Es bedurfte der sachkundigen und planmäßigen Leitung. Diesen Fortschritt bedeutete für das Berliner Komitee das kurze, nur 6jährige Inspektorat Johann Christian Wallmanns.

Wallmann, am 13. November 1811 in Quedlinburg als Sohn des Rates Hermann Christian Gerhard W. geboren, studierte von 1830–34 in Halle Theologie und kam in diesen Jahren unter den nachhaltigen Einfluß Tholuds, der damals auf der Höhe seines Einflusses auf die Studentenschaft stand. Nicht, daß er seinen Zuhörern viel direkt von der Mission gesagt oder sie unmittelbar darauf hingewiesen hätte, aber unter seinem Katheder wuchs ein Theologengeschlecht heran, das mit seinem wissenschaftlichen Denken tief in der Heiligen Schrift verankert war und gründlich in ihr

forschen gelernt hatte. Auf dieser biblizistischen Grundlage erwachte später bei vielen der Missionsgedanke und wurde die treibende Kraft ihres Lebens. Tholud wirkte außerdem seelsorgerisch nachhaltig auf viele junge Studenten ein und führte sie zur innerlichen Entscheidung, zur Befehrung, und er regte sie an, in den Pietistenkreisen der Stillen im Lande, wie in Halle im Hause des Stellmachermeisters Wagner, Anschluß und geistige Anregung zu suchen. Freilich eine große Zahl von Tholuds Studenten wuchsen in den damals einsethenden konfessionellen Kämpfen insofern über ihn hinaus, als sie sich der entschiedenen, konfessionell lutherischen Richtung anschlossen. Wallmann vertiefte sich schon als Student in das Studium von Calovs Biblia sacra und wuchs während seiner langen Kandidatenzeit immer tiefer und entschiedener in die konfessionell lutherische Richtung hinein. Nach dem Abschluß seiner Studentenzeit nahm er, da damals die Aussichten für einen baldigen Eintritt in das Pfarramt ungünstig waren, eine Hauslehrerstelle bei dem Landgerichtspräsidenten Ludwig v. Gerlach in Frankfurt a. O. an. Der vierjährige Aufenthalt in diesem altadligen Hause von guter altpreußischer Junkertradition brachte ihn mit den führenden Männern des Berliner Missionskomitees in Berührung und gab seiner Frömmigkeit die Richtung auf den Missionsgedanken. 1839 nach Quedlinburg zurückgekehrt, hatte er dort noch 9 Jahre in kümmerlichen Berufsverhältnissen zu leben, erst als Kandidat und Hilfsprediger an St. Benedikti, dann als Pastor an dem vor der Stadt liegenden Hospital von St. Johannes. Er entfaltete schon damals eine tiefgreifende, vielseitige Wirksamkeit. Seine Predigten füllten sowohl in den unbequemen Nachmittagsstunden in der Marktkirche wie in der abgelegenen Spitalkirche vor den Toren der Stadt die Gottesdienste in überraschender Weise. Er predigte überaus frisch, fesselnd und in die Tiefen des Wortes Gottes einführend. Bibelstunden und ein Enthaltensamkeitsverein gaben ihm erwünschte Gelegenheit, die Kandidaten der Stadt und einen Kreis entschieden gläubiger Leute um sich zu sammeln. Im Jahre 1843 stiftete er einen Missions-Hilfsverein für den Unterharz, der damals außer der Stadt Quedlinburg mit ihrer Umgebung auch die später zu selbständigen Vereinen sich ausgestaltenden Städte Stolberg und Wernigerode umfaßte. Er organisierte den Verein in vorbildlicher Weise, indem er die Sammelthätigkeit planmäßig leitete und die Sammler an eigenen Vortragsabenden tiefer in die Mission einzuführen suchte. Aus diesen Be-

strebungen ging 1843 sein Volksbuch „Die Mission der evangelischen Kirche“ hervor. Es gliederte sich in drei in sich abgeschlossenen Teilen. Der erste führt durch die Erdteile und zeigt die nichtchristlichen Religionen, freilich die Farben zum Nachweis der Finsternis nicht selten zu stark aufragend und des tieferen Verständnisses für fremde Religionen noch ermangelnd, auch nicht immer unzuverlässige Anekdoten vermeidend; der zweite Teil führt durch die Geschichte des Protestantismus, soweit er Veranstaltungen getroffen hat, um den Nichtchristen, den Heiden und Mohammedanern, das Evangelium zu bringen; der dritte Teil tritt wieder eine Wanderung über den Erdfreis an und zeigt den Erfolg der Missionsarbeit. W.'s Jugendschrift ist etwa mit Strümpfels Buch „Was jedermann von der Mission wissen muß“ zu vergleichen. Allerdings muß man dabei in Rechnung ziehen, daß W.'s Buch vor dem reichen Ertrag der tiefgreifenden und umfassenden Lebensarbeit Gustav Warneds verfaßt wurde, und daß sie mehr als eine volkstümliche Aufklärungs- und Werbeschrift gedacht war. Im Jahre 1846 gründete W. den „Missionsfreund“, ein volkstümliches Missionsblatt, mit dem er den weiten Kreis der Missionsfreunde mit den wichtigsten Erlebnissen und fesselndsten Persönlichkeiten des weltweiten Missionslebens bekannt machte, dabei aber fortgehend die Erweckung und Förderung des inneren Lebens sich angelegen sein ließ. Durch sein Buch sowohl wie durch sein bald in weiten Kreisen in Aufnahme kommendes Missionsblatt wurde die Aufmerksamkeit der führenden Missionskreise auf den jungen Quedlinburger Prediger gerichtet. Im Jahre 1847 beauftragte ihn die Generalversammlung der Berliner Mission, den Hauptvortrag über die Pflege ihrer Hilfsvereine zu halten. Aber sein Weg führte ihn zunächst nach Barmen. Im Jahre 1848 berief ihn die Rheinische Mission als Missionsinspektor zum Nachfolger des plötzlich im jugendlichen Alter von nur 47 Jahren verstorbenen Missionsinspektors Dr. Heinrich Richter. W. war neun Jahre lang Barmer Missionsinspektor.*) Diese Jahre waren für die Rheinische Mission ebenso bedeutsam wie für die vielseitige innere Ausreifung W.'s selber. Als Lehrer und Hausvater des Missionsseminars, als Pfleger des heimatlichen Missionslebens, Prediger und Berichterstatter auf zahlreichen Missionsfesten, durch eine aus-

*) Vgl. A. M. Z. 1883, S. 383 ff.; 1911, S. 571 ff.; von Rhodens „Geschichte der Rheinischen Mission“, 2. Aufl., S. 89 ff.; Rheinische Missionsarbeit, 1828 bis 1903, S. 232 ff.

gedehnte literarische Arbeit, durch die Begründung des Missionarskinder-Hauses und anderes hat er die Rheinische Mission daheim und draußen vielseitig gefördert. Und doch war er schwerlich ganz am rechten Plaze. Als überzeugter Lutheraner kam er in das Wuppertal mit seinem vorwiegend reformierten Typus und in den Dienst einer Gesellschaft, deren Zukunft daran hing, daß es gelang, die Anhängerkreise aus beiden Konfessionen zusammenzuhalten. Und das noch dazu in einer Zeit starker Spannung und konfessioneller Gegensätze, die auch die Missionskreise im Osten wie im Westen auseinanderzusprengen drohten. Dazu war er von Natur wie aus Überzeugung konservativer Altpreuße, der das Heil des Vaterlandes in der Erhaltung der bestehenden Ordnung und der Zurückführung des Volkes zu Pietät und Gehorsam sah. Noch dazu war er im Revolutionsjahr 1848 in Barmen eingetreten, und die Erfahrungen dieser Sturm- und Drangzeit befestigten ihn nur in seinen preußischen konservativen Anschauungen. Da traten ihm im Wuppertal reformiert-pietistisches Christentum und kirchlicher Eifer, verbunden mit politischem Liberalismus gegenüber. Seinen politischen Grundsätzen entsprachen die pädagogischen. Ordnung und immer wieder Ordnung war der Grundpfeiler seiner Methode. Der harmlosen Ungezwungenheit und mitunter formlosen Unmittelbarkeit rheinischen Wesens trat ein zurückhaltender, das Wort wägender, zunächst fast unnahbarer Mann entgegen, dessen Art heiligen Ernst und eiserne Selbstzucht verriet, und der ebenso streng unter seinen Schülern Zucht zu üben wußte. Mancher konnte sich darein nicht finden; und wer sich nicht beugen wollte, mußte weichen. So gab es denn doch manche Spannungen, und es war W. nicht unerwünscht, als im Januar 1857 an ihn der Ruf erging, als Coinsektor neben Mühlmann in den Dienst der Berliner Mission einzutreten, zumal da Mühlmann kein Hehl daraus machte, daß er entschlossen sei, in ein landeskirchliches Pfarramt zurückzukehren, sobald er eine geeignete Stelle fände.

Das Berliner Missionskomitee war sich schon vor dem Eintritt W.'s klar darüber, daß eine grundsätzliche Änderung des Geschäftsverkehrs nötig sei. In der Sitzung, in der W.'s Berufung ausgesprochen wurde, äußerte der Präsident, „die Missionsinspektoren müßten eine selbständige und unabhängige und dadurch mehr verantwortungsvolle Stellung erhalten“. Ein Verwaltungsausschuß solle die laufenden Geschäfte erledigen und das gesamte Komitee fast nur die Mitteilungs- von dem, was geschehen sei, erhalten und die prinzipiellen

Fragen entscheiden. Man forderte W. und Mühlmann auf, einen Entwurf für eine derartige grundsätzliche Neuordnung vorzulegen. W. tat das in Vereinbarung mit Mühlmann unter dem 1. Februar 1857. Allerdings gab das eine fast radikale Umgestaltung. Das Komitee sollte eine „möglichst sublimen Stellung“ einnehmen, dem alle Anstellungen vom Präsidenten bis zu dem geringsten Kolonisten vorbehalten sein sollten, das alle prinzipiellen Fragen entscheiden, im übrigen aber nur Einsicht von dem Gange der Geschäfte nehmen sollte, am besten in der Weise, daß es sich monatlich einmal einen Vortrag von einem Mitglied der eigentlichen Arbeitsleitung halten ließ. Die Leitung selbst sollte in den Händen eines „Engeren Ausschusses“ mit möglichst wenigen Mitgliedern liegen. Die Inspektoren sollten dessen Mitglieder und in ihrem Ressort Referenten sein. Der „Engere Ausschuß“ sollte sich regelmäßig monatlich zweimal versammeln und alle laufenden Geschäfte erledigen. Die Inspektoren sollten die Leitung des Missionsseminars, die heimatliche Missionspflege und die überseeische Korrespondenz mehr oder weniger selbständig in der Hand haben. Das Komitee nahm diese Neuordnung an, der Engere Ausschuß wurde eingesetzt und zunächst — außer den beiden Inspektoren — nur aus drei Komiteemitgliedern, dem Geheimen Oberkonsistorialrat Cappell als Vorsitzenden, dem General v. Höpfner und dem Geheimrat Fode gebildet. Ihm lag ein großes Maß von Arbeit ob. Die Herren mußten deswegen viel Zeit und Kraft daran setzen. Cappell trat wegen seiner angegriffenen Gesundheit bald zurück. v. Höpfner wurde von Berlin versetzt. Für sie traten der Geheime Regierungsrat Schede und Pastor Schulz von Bethanien ein. 1858 wurde Generalleutnant Erz. Leopold v. Gerlach Mitglied, starb aber bereits im Januar 1860. Auch der Präsident ließ sich in den engeren Ausschuß abordnen. Neben dem „engeren Ausschuß“ wurde im Januar 1863 noch eine „Kommission für Bau- und Geldsachen“ eingerichtet, deren Vorsitz der inzwischen in das Komitee eingetretene Präsident v. Schlichtmann übernahm, der damit zugleich Vizepräsident der Gesellschaft und Mitglied des „engeren Ausschusses“ wurde. Unter dem Inspektorat W.'s hat wesentlich der „Engere Ausschuß“ die Missionsleitung in Händen gehabt.

Das Komitee trat hinter ihm an Bedeutung zurück. Auch in diesem vollzogen sich wichtigere Änderungen. Präsident Göschel, dem die konfessionellen Streitigkeiten viel zu schaffen machten, und der den

durch den Austritt des Missionsinspektors Haag und der vier Missionszöglinge eingetretenen Bruch schwer ertrug, legte wenige Monate nach dem Eintritt W.'s das Präsidium nieder. An seine Stelle trat Präsident August Wilhelm Goeke, der zwei Jahrzehnte lang den Vorsitz mit hingebendem Eifer führte. Goeke war schon in seiner Jugend als junger Assessor in Magdeburg ein Freund der Berliner Mission gewesen, war 1837 Komiteemitglied geworden, gleich in den ersten Jahren zum Vizepräsidenten gewählt und hatte als solcher 1838 das Missionshaus in der Sebastianstraße eröffnet. 1839 war er als Kurator der Universität nach Greifswald gegangen und hatte während der folgenden Jahre nur bei gelegentlichen Besuchen, dann allerdings mit großer Treue an den Beratungen des Komitees teilgenommen. 1856 nach Berlin zurückgekehrt, trat er sofort wieder in das Komitee ein und nahm 1857 die einstimmig auf ihn gefallene Wahl zum Präsidenten an. Goeke war ein hochangesehener Verwaltungsbeamter, Obertribunalsvizepräsident, Mitglied des Herrenhauses, Kronsyndikus, durch königliche Ernennung auch seit 1848 Vorsitzender des Kuratoriums des Zentral-Diakonissenhauses Bethanien. Bei alledem gehörte der Mission und der Berliner Missionsgesellschaft seine erste Liebe. Er fehlte, wenn irgend möglich, in keiner Sitzung. Er fühlte stark die Verantwortung, „sich immer currentis bewußt zu erhalten, daß alles in gutem und ordentlichen Gange bleibt“. Selbst unter drängender Arbeitslast unterzog Goeke mit großer Gewissenhaftigkeit die einschlagenden Missionsfragen dem eingehendsten und gründlichsten Studium und verfolgte die einzelnen Missionare und Missionsstationen mit väterlicher Liebe.

Neben ihm traten in diesen sechs Jahren neu in das Komitee ein die Pastoren Fischer von St. Jakobi, Assessor Jakobi und Kaufmann Jakobi, Pastor Schulze von der Charité, Oberst v. Bonin, der bekannte Pastor Ziethe von der Parochialkirche und Geheimrat v. Unger. Besonders Assessor Jakobi, Pastor Fischer und Kaufmann Jakobi gehörten jahrzehntelang zu den treuesten Mitarbeitern des Komitees.

Die nächste Aufgabe W.'s im Missionshaus war die Leitung des Missionsseminars. Er führte anstelle der noch ziemlich formlosen und im Fluß befindlichen Verhältnisse, die er vorfand, eine straffe Hausordnung ein, in der Hauptsache in Anlehnung an die von ihm in Barmen erprobte Hausordnung. Zwei kleine Zimmer richtete er zum „Meditatorium“ und „Precarium“ für die Zöglinge ein. Ein Wächter wurde bestimmt, welcher in allen außerordentlichen Ge-

Schäften der Bote zwischen dem Inspektor und den Zöglingen war. Der Wöchner hatte Sonnabends eine Wochenchronik zu geben, gleichviel, ob zwei Zeilen lang oder ausführlich, je nach den Vorkommnissen. Der Inspektor und seine Familie nahmen alle Mahlzeiten mit den Zöglingen ein. Es entstand so ein Leben, welches einem Familienleben so nahe kam, wie es in einem solchen Anstaltsleben möglich ist. Eine gleichfalls von Barmen übernommene Neuordnung war es, daß die Aspiranten, wenn möglich, in dem letzten Jahre vor ihrer Aufnahme ins Missionshaus nach Berlin gezogen wurden, um dort in ihrem Beruf zu arbeiten, aber daneben Sonntag nachmittags von 2 bis 3 Uhr und je und dann an Wochentagen von 9 bis 10 Uhr zu Bibelstunden im Missionshaus zusammenzukommen. Dies setzte den Inspektor in den Stand, die sich zur Aufnahme meldenden jungen Leute beizeiten kennen zu lernen und gab auch den Bewerbern Gelegenheit, mit dem Missionshaus und dem in ihm herrschenden Geiste vertraut zu werden. Als Mühlmann wenige Monate nach W.'s Eintritt in das Pfarramt in Prißerhe i. Mark ging, übernahm W. vier Monate lang den gesamten Unterricht. Das ließ sich aber schon wegen der vielen Missionsfestreisen und der ausgedehnten literarischen Arbeit auf die Dauer schlechterdings nicht leisten. Auf seinen Wunsch wurde deshalb im Frühjahr 1858 sein Landsmann Eduard Krahenstein aus Quedlinburg als Lehrer am Missionsseminar berufen. W. selbst war ein Lehrer und Erzieher von Gottes Gnaden. Während seines Inspektorats vermehrte sich die Zahl der Zöglinge von 11 auf 21. Es lag W. alles daran, und er hatte in dieser Beziehung an Krahenstein einen gleichgesinnten Kollegen, die Zöglinge tief und gründlich in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments einzuführen. Daneben lag der Schwerpunkt der Erziehung in den praktischen Fächern Homiletik und Katechetik. In den freien Stunden am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag arbeiteten die Zöglinge teils im Garten, teils und besonders in der Tischlerei, Schreinerei und Schmiede, die im Untergeschoß des Missionshauses eingerichtet waren, um sich nützliche Fertigkeiten für ihren Missionsdienst auf den entlegenen Vorposten in Südafrika anzueignen. Im letzten Semester, vor oder nach dem abgelegten Examen, gingen die Missionskandidaten auf etwa 6 Wochen in die Charité, um sich die notwendigsten chirurgischen Handgriffe und medizinischen Kenntnisse anzueignen. Vielleicht ist die Erziehung und Charakterprägung der unter Wallmanns Augen heranwachsenden Missionszöglinge seine

bedeutendste Leistung gewesen. Er hat einem Geschlecht von Berliner Missionaren den geistigen Stempel aufgedrückt.

In der inneren Struktur der hinter der Berliner Missionsgesellschaft stehenden Missionsgemeinden waren seit den Tagen der ersten Liebe in der Gründungszeit tiefgreifende Änderungen vor sich gegangen. Es lag in der Natur der Sache, daß jenes reizvolle Grünen und Blühen der Erwedungszeit einer mehr nüchternen kirchlichen Richtung wich. Von Anfang an hatte die Berliner Mission unterschiedslos Hilfsvereine und Mitarbeiter lutherischen, reformierten und unierten Gepräges umfaßt, und diese verschiedenen Richtungen waren auch im Komitee und sogar im Präsidium vertreten. § 1 des damals gültigen Statuts hatte bestimmt: „Wir können uns auf reiche Erfahrungen darüber berufen, daß das brüderliche Zusammenwirken evangelischer Christen aller Konfessionen, welche das Wort der Wahrheit schriftgemäß, ohne menschlichen Beisatz und ohne Zwist über unwesentliche Meinungsverschiedenheiten verkündigt haben, dem Christentum vielen fruchtbaren Boden unter den heidnischen Völkern abgewonnen hat.“ Dagegen zeigte die Praxis aller Missionsgesellschaften und die unter den Heiden gemachte Erfahrung bald sehr deutlich, daß der Unterricht der Zöglinge und die Handhabung der Ordnung unter den Missionsarbeitern selbst eine klare und deutliche Lehrgrundlage verlange. Als solche wurde durch das vom Minister 1842 erlassene Prüfungsreglement die ungeänderte Augsburgische Konfession und durch die „Anweisung für die Missionare“ neben ihr der „kleine Katechismus Luthers“ festgesetzt. War damit eine einigermaßen klare konfessionelle Grundlage festgestellt, so lag es in der Natur der Sache, daß daran in jener kirchenpolitisch aufgeregten Zeit sich die Geister schieden. Hatte bis dahin die Berliner Mission weithin in Nord- und Mitteldeutschland Freunde auch in den konfessionell lutherischen Landeskirchen gehabt, so schlossen sich nunmehr die konfessionell lutherischen Kreise von der unierten preußischen Kirche und auch der „neuesten“ Berliner Missionsgesellschaft ab. So gingen die Freundeskreise in Mecklenburg, Schleswig Holstein, dem Königreich Sachsen und Thüringen verloren. Vor allem schlossen sich die preußischen Altlutheraner an die Dresden-Leipziger evangelisch-lutherische Gesellschaft an; das war ein unvermeidlicher, aber doch empfindlicher Verlust, denn in diesen Kreisen hatte die Berliner Mission manche ihrer opferwilligsten Freunde gehabt.

Der Wirbelsturm des Revolutionsjahres 1848 hatte die Geister

mächtig aufgerüttelt. Zunächst hatte er ja eine Flut antichristlicher und antikirchlicher Strömung erregt. Diese war schnell vorüber gegangen, zumal seit 1840 auf dem preußischen Königsthron der fromme Friedrich Wilhelm IV. saß, der als seine Losung das Wort ausgab: Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Es war doch eher eine Gefahr, daß bei der ausgesprochenen Vorliebe des Königs für christliche und kirchliche Bestrebungen Bürgermeister und Ratsherren, hohe und höchste Gerichts- und Verwaltungsbeamte, Konsistorialräte, Gymnasialdirektoren und Universitätsprofessoren ihre Ehre darein setzten, auch an solchen frommen Bestrebungen wie der Mission beteiligt zu sein. Viel einschneidender war, daß die Revolutionszeit den genialen Hinrich Wichern, den Pfadfinder und Herold der Inneren Mission auf den Plan gerufen hatte. Das Jahr 1848 war das Geburtsjahr der Inneren Mission. Nun gingen den frommen Christen die Augen auf über zahlreiche schreiende Notstände im Vaterlande selbst, welche sie bisher kaum beachtet hatten. Es regten sich tausend Hände, um daheim zu helfen und zu retten. Die innere Mission mit ihren zahllosen Vereinen, Komitees und Anstalten wurde das Lieblingskind der kirchlich tätigen Kreise. Die Heidenmission trat dagegen fast in den Hintergrund. Ein äußeres Zeichen dieses Umschwungs war es, daß, während bisher die kirchlichen Konferenzen und Tagungen mit Vorliebe in dem Saale des Missionshauses in der Sebastianstraße stattgefunden hatten, nunmehr das Evangelische Vereinshaus in der Oranienstraße mit seinen schönen Sälen der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens Berlins wurde.

Es kam noch hinzu, daß in den seit 1824 verfloßenen drei Jahrzehnten in Berlin eine ganze Anzahl neuer Missionsvereine entstanden waren, die auch ihrerseits Freundeskreise sammelten: 1837 Vater Johannes Gohners Missionsverein, 1842 der Berliner Frauenverein für Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, kurzweg „Morgenländischer Frauenverein“ genannt, 1850 der Berliner Frauenverein für China, der sogen. Findelhausverein, und in den folgenden Jahren der Berliner Hauptverein für China. Waren auch vielfach diese neuen Bestrebungen mit der Berliner Mission durch enge freundschaftliche Bande in Personalunion, so lag doch auf der Hand, daß durch das Nebeneinanderbestehen so vieler ähnlicher Bestrebungen die Aufgabe der heimatlichen Missionspflege erschwert wurde. Und die zu Zeiten lebhafteste Beteiligung der Komiteeherrn an den Besuchen der Hilfsvereine war eingeschlafen. Auch die

Missionspredigtreisen besonders interessierter Pfarrer, die ein Jahrzehnt in verschiedenen Provinzen üblich waren, hatten aufgehört. Die konfessionellen Kämpfe zitterten noch in ganz Deutschland nach. Der Austritt des Missionsinspektors Haag und der vier Missionszöglinge hatte peinliches Aufsehen erregt. Es war offenkundig, daß auch der damalige Präsident der Missionsgesellschaft Göschel der lutherischen Separation in seinem Herzen nahe stand. Der im Jahre 1856 abgeordnete Missionar Illing wurde auf die Concordienformel verpflichtet, während das sonst stets nur auf die Augustana invariata und den kleinen Lutherischen Katechismus üblich gewesen war. Da war des Fragens über den konfessionellen Standpunkt der Missionsgesellschaft viel, und zwar ebenso von seiten der extremen Konfessionellen, die die Berliner Missionsgesellschaft gern in ihr Geleise gezogen hätten, wie seitens der unierten Landeskirche, die mit Sorge und Unbehagen auf das Berliner Missionshaus schaute. Es kam noch hinzu, daß die Entwicklung und der Stand des Berliner Missionswerkes zu mancher Enttäuschung Anlaß gab: Im Kaffernland ein Krieg nach dem andern, zerstörte Missionsstationen, unsichere neue Anfänge; im Kaplande peinvolle Reibungen mit der südafrikanischen Missionsgesellschaft um Amalienstein und Zoar und Zermürbungen unter den Missionaren; im Koramalande eine trübselige, in der Auflösung begriffene Arbeit, die an der hoffnungslosen Zerfahrenheit der Koranna zu scheitern drohte, und das zu einer Zeit, wo in anderen deutschen und außerdeutschen Missionsgesellschaften, besonders auch in der Gohner'schen Kolsmision, die Arbeit hoffnungsvoll und vielversprechend aufblühte.

Es war unter diesen Umständen keine leichte Aufgabe, die Missionsgemeinde in der Treue zur Berliner Mission zu erhalten und ihre Grundlagen in der Heimat auszubauen und zu vertiefen. W. hat gerade diese Aufgabe mit Hingebung, ja mit Begeisterung in Angriff genommen und mit großem Erfolg durchgeführt. Man kann geradezu sagen, daß es seit W.'s Zeit eine unwandelbar treu hinter der Berliner Mission stehende heimatliche Gemeinde gibt. Freilich fehlte es an Verhandlungen verschiedenster Art dabei nicht. Neu entstehende Missionsvereine folgten dem kirchlichen Zuge der Zeit und wollten sich organisch in den kirchlichen Betrieb eingliedern, entweder in der Weise, daß der Superintendent amtlicher Vorsitzender des Hilfsvereins wurde oder die Pastoren als solche den Vereinsvorstand bildeten oder alle Gemeinde-

mitglieder unbesehen als Vereinsmitglieder angesehen wurden. Die Missionsgesellschaft legte Wert darauf, den Vereinscharakter der Hilfsvereine als einer freiwilligen kirchlichen Arbeit aufrecht zu erhalten, wenn sie es natürlich auch gern sah, daß tatsächlich die Vereinsleitung mit der örtlichen Kirchenleitung zusammenfiel. Oder die Vereine wollten sich einen möglichst großen Anteil der einkommenden Gelder für andere kirchliche oder humane Zwecke vorbehalten. Während die Heidenmission bereits in großem Umfang vereinsmäßig organisiert war, suchte und tastete die Innere Mission erst nach solchen Organisationsformen, und es schien nahe zu liegen, daß die Hilfsvereine zugleich Träger der Inneren Mission wurden, zumal doch dieselben Personen den einen wie den anderen Zweig der kirchlichen Arbeit trugen. Aber die Berliner Mission war an ihr königliches Statut gebunden. Ihre Hilfsvereine genossen auf Grund desselben Portofreiheit und führten ein amtlich anerkanntes Siegel. Die Missionsgesellschaft hielt sich deswegen für verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß jedenfalls nicht mehr als ein Drittel der Hilfsvereinseinkünfte anderen Zwecken zugewandt wurde, und wenn irgend möglich, stellte sie die Bedingung, daß diese anderen Zwecke wieder die Heidenmission betreffen mußten. Es lag darin eine Abschießung der Heidenmission gegenüber der fröhlich und mächtig aufstrebenden Inneren Mission. Und dies hatte wohl seinen Grund auch darin, daß W. einseitig Missionsmann war. Er rühmte es ja gerade, daß man im Berliner Missionshause so still leben könne wie in einem Kloster. Es hängt aber wohl mit dieser Isolierung zusammen, daß länger als ein Menschenalter hindurch Äußere und Innere Mission in Deutschland gleichsam in wasserdichten Schotten nebeneinander hergegangen sind, und zwar seltsamerweise, obgleich mehrfach die Präsidenten und die einflußreichsten Glieder des Berliner Missionskomitees maßgebende Stellungen in der Inneren Mission einnahmen. Sie führten als solche gleichsam ein Doppelleben. Für W. selbst lag die innere Mission in der Hauptsache außerhalb seines Gesichtskreises. Auf die konfessionellen Bedenken, die wieder und wieder aus dem heimatlichen Freundeskreise erhoben wurden, konnte man sich glücklicherweise auf den Jahresbericht von 1850 berufen, dem eine ausführliche Denkschrift darüber beigegeben war. Das Komitee fühlte keine Veranlassung, diese Frage neu aufzurollen. Unangenehm war, daß je und dann auch schon der moderne liberale oder radikale Geist im Kreise der Missionsfreunde sich geltend machte. In Rügen-

walde hatte ein Pfarrer bei den Wahlen demokratisch agitiert und gestimmt. Durfte er Mitglied des Hilfsvereinsvorstandes bleiben? Das Komitee hütete sich, eine bestimmte Antwort zu geben, und mahnte nur zur Vorsicht in der Wahl von Vorstandsmitgliedern. W. sah wohl, daß die Hauptaufgabe für ihn ein möglichst fleißiger Besuch der Missionsfeste und Hilfsvereine war. Er selbst leistete diesen Dienst über das Maß seiner Kraft. Durch die Anstrengungen dieser Missionsfestreisen hat sich der Keim des Siechtums in seinem zarten Körper entwickelt. Er regte auch an, daß Missionare für zwei Jahre vom Missionsfeld in die Heimat berufen wurden, damit sie etwa im ersten Jahre sich erholen und im zweiten wirksam auf Missionsfesten ihre Sache vertreten könnten. Das Komitee wählte für diesen Dienst teils Männer, die wegen großer persönlicher oder sachlicher Schwierigkeiten vorübergehend vom Missionsfelde entfernt werden sollten, teils Männer mit angegriffener Gesundheit, bei denen die Frage ihrer weiteren missionarischen Arbeit von dem Erfolg einer gründlichen Kur in der Heimat abhing. Man dachte noch nicht daran, derartige Heimaturlaube zu einer regelmäßigen Ordnung zu machen. Im ganzen hinterließ W. am Schluß seines sechsjährigen Inspektorats eine innerlich gefestigte Missionsgemeinde. Die Jahresbeiträge waren von 39 200 Talern auf 61 000 Taler gestiegen, und zwar fast regelmäßig, so daß das Komitee auf eine leidlich sichere Einnahme rechnen konnte.

Neben dem Besuch der Missionsfeste pflegte W. mit besonderer Liebe und Kraft die literarische Missionsarbeit, für deren volkstümliche Ausgestaltung er eine besondere Gabe hatte. Die Missionsberichte verdoppelte er in der Zahl ihrer Nummern und vervollkommnete sie durch treffliche Lebensbilder und fundig geschriebene Leitartikel über Länder- und Völkerverhältnisse Südafrikas. Auch die Schriftleitung des „Missionsfreundes“ nahm er 1858 wieder zurück, zumal da Hofprediger Lange augenscheinlich nicht über die nötige missionarische Sachkunde und das literarische Geschick verfügte, um dieses Volksmissionsblatt auf der von W. und Ahlfeld erreichten Höhe zu erhalten. 1859 gründete er außerdem noch das Kindermissionsblatt „Hosianna“ und verstand es auch, den Kindern mit tiefem Ernst und köstlichem Humor anschaulich und hinreißend die Missions Sache ans Herz zu legen. Besonderen Fleiß verwandte er auf die von ihm eingerichteten regelmäßigen vertraulichen „Quartalschreiben“ an die Hilfsvereine, in denen er teils die neueren Nach-

richten vom Missionsfelde gab, teils sich über allerlei schwebende äußere und innere Fragen mit großem Freimuth aussprach. Auch einen kleinen Atlas der Berliner Mission gab er heraus.

Keine kleine Sorge machte auch jetzt noch das Berliner Missionshaus. Es reichte für die wachsenden Bedürfnisse nicht mehr aus und war in keinem besonders guten baulichen Zustande. Im Jahre 1862 konnte sich das Komitee dem Eindruck nicht mehr verschließen, daß ein erheblicher Umbau nötig sei. Den früheren Plan, auf den Saalbau ein Obergeschoß aufzusetzen, hatte man aufgeben müssen, weil die Fundamente ihn nicht trugen. So wollte man sich teils mit einem Ausbau des Saalbaues, teils mit dem Aufsatze eines Obergeschoßes auf dem Missionshaus behelfen. Diese Umbauten erschienen dann aber dem Komitee doch so umständlich und unsicher, daß man ernstlich schon damals einen Neubau plante. Man kaufte bei günstiger Gelegenheit an der Teltower Straße, am sogenannten Mühlenweg vom Baron von Wülkenitz ein Grundstück von einem Morgen und vierzehn Ruten und verhandelte mit einigen Privatleuten und mit dem Berliner Magistrat wegen Verkauf des alten Grundstücks in der Sebastianstraße für etwa 40 000 Taler. Aber es kamen dann doch wieder dem Komitee Bedenken, ob „Wink und Ruf zu einem so aktiven Vorgehen vorhanden seien“. Man schlug deswegen bei günstiger Gelegenheit das gekaufte Grundstück wieder los und ließ sich von dem früheren, wegen Kränklichkeit nicht ausgesandten Missionsaspiranten, damaligen Maurermeister C. Bolle, dem späteren Kommerzienrat, einen neuen, W.'s Wünschen entsprechenden Bauplan und Kostenanschlag vorlegen. Danach wurde der Umbau im Frühjahr 1863 ausgeführt.

Mit den anderen deutschen Missionsgesellschaften war die Fühlung gering. Selbst die ehemals so rege Korrespondenz und der Austausch der Drucksachen hatten sich vermindert. Nur mit den in Berlin beheimateten Missionsgesellschaften, dem Gohner'schen Missionsverein, dem Chinesischen Missionsverein und je und dann dem Morgenländischen Frauenverein und dem Findelhaus-Verein gab es Beziehungen. Das Komitee legte Wert darauf, daß vor der Öffentlichkeit auch der Schein einer unliebsamen Konkurrenz vermieden würde. Es wurde deswegen betreffs der General-Konferenz am Tage nach dem Jahresfeste, das damals immer am Dienstag der Trinitatiswoche abends in der Jakobikirche gefeiert wurde, vereinbart, daß im Missionshaussaale neben dem Vertreter des Berliner Komitees auch

je ein Vertreter des Goknerschen und des Chinesischen Missionsvereins mit einem ausführlichen Vortrag zu Worte kamen. Man stellte sich also der Missionsgemeinde gleichsam mit geschlossener Front vor. Das war um so nützlicher, als eben doch Reibungen und Mißverständnisse schwer zu vermeiden waren. Da hatte z. B. ein unbekanntes Ehepaar Siegle in Ulm dem (Berliner) Missionsverein ein größeres Legat vermachte. Wem gehörte es? Berlin oder Gokner? Nach längerem Korrespondieren urteilte das Berliner Komitee, daß es bei dem Fehlen irgendwelcher näheren Anhaltspunkte wahrscheinlicher sei, daß ein bayerisches Ehepaar dem Bayern Johannes Gokner ihr Vermögen vermachte, und zahlte das ihm bereits ausgehändigte Legat freiwillig an die Goknersche Mission aus. Oder der Goknersche Missionsinspektor Brochnow predigte auf Missionsfesten in Berliner Hilfsvereinen und erhielt dann die Kollekte oder wenigstens einen Teil derselben. Konnte es die Berliner Mission bei den damals so bedeutenden Ausgaben für ihre afrikanische Arbeit ertragen, wenn auf diese Weise die Beiträge der Hilfsvereine gesämälert wurden? Es war ein Glück, daß der Präsident des Goknerschen Komitees, Generalsuperintendent D. Büchse, zugleich ein eifriges Mitglied des Berliner Komitees war, so daß derartige Reibungen sich durch freundschaftliche Aussprache beilegen ließen.

In der afrikanischen Missionsarbeit war W. seinem Charakter und der Entwicklung der Berliner Mission getreu, indem er die Missionsanfänge pflegte, so unbefriedigend und wenig versprechend ihm dieselben auch erscheinen mochten. Die Lage, die er vorfand, erforderte viel Weisheit und Umsicht. Der Missionssuperintendent Schultheiß, der 1852—53 in der Heimat gewesen war, hatte schon auf der Rückreise und dann noch mehr in Südafrika unverkennbare Zeichen einer schweren Geisteskrankheit gezeigt und hatte unter erschwerenden Umständen aus dem Missionsdienste entlassen werden müssen. Es wurde zwar vorläufig Missionar Wuras in Bethanien als Vizesuperintendent zu seinem Nachfolger bestimmt, aber man war sich in Berlin wie in Südafrika klar, daß Wuras die Leitungsbegabung nicht habe, um die schwierigen Missionsverhältnisse auf den verschiedenen, weit entlegenen Missionsfeldern im Auge zu behalten und zu ordnen. Konnte er doch nicht einmal auf seiner eigenen Station mit seinen Mitarbeitern in Frieden und gedeihlicher Arbeitsgemeinschaft leben. Unter den anderen südafrikanischen Missionaren schien keiner sich für den Superintendentenposten zu eignen,

und es war auch keine Aussicht, daß aus Deutschland wieder eine geeignete Persönlichkeit ausgesandt werden könne. Obgleich W. überzeugt war, daß eine Superintendentur an Ort und Stelle für die Missionsarbeit ein unabweisliches Bedürfnis sei, führte er im Einverständnis mit dem Komitee von neuem eine etwas abgeänderte Konferenzordnung ein. Der Oranje-Freistaat, Britisch-Kaffernland und Natal bildeten drei Konferenzkreise, Amalienstein blieb wegen seiner Isolierung allein. In jedem Kreis wurde der älteste Bruder zum Konferenzvorsteher ernannt. Alle halbe Jahr fand eine Konferenz statt. Den Besprechungen lagen die Halbjahrsberichte der Stationsvorsteher zugrunde. Die Konferenz hatte nur Vorschlags-, nicht Beschlußrecht. Sie sandte ihr Protokoll an das Komitee ein und wartete dessen Bescheid ab. Faßte sie in dringenden Fällen Beschlüsse, so behielt sich das Komitee das Recht des Widerrufs vor. Diese Konferenzverfassung war ein Nothbehelf. Sie hat sich nicht sonderlich bewährt. Es scheint, daß die in der preussischen Atmosphäre des Obrigkeitsstaates, der Autorität und Subordination aufgewachsenen Missionare ein unabweisliches Bedürfnis einer straffen, planmäßigen Leitung hatten. Auf dem Boden der Gleichberechtigung sich selbst mehr oder weniger überlassen, waren sie nicht imstande, weder untereinander in Frieden und planmäßiger Arbeitsgemeinschaft zu leben, noch eine zielbewußte Missionspolitik zum Ausbau der Arbeit in ihrem Kreise durchzuführen. Es gab in allen Konferenzkreisen unerfreuliche Entzweigungen und Reibungen im Brüderkreise, die die Arbeit in unerwünschter Weise hemmten und immer wieder Versetzungen notwendig machten.

Bedeutsamer und fruchtbarer war die gänzliche Umarbeitung der Missionsordnung von 1837, die ja nur eine Überarbeitung der Spangenbergischen gewesen war. Sie hatte sich im Laufe der zwei Jahrzehnte überlebt, war auch von vornherein nicht ganz zweckentsprechend gewesen, da sie zu sehr brüdergemeinliche Verhältnisse voraussetzte. Nun hatte das Komitee im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl von Erlassen und Verordnungen hinausgesandt, die mit jener Anweisung im Widerspruch standen. W. machte sich daran, eine neue Anweisung auszuarbeiten. Er legte dabei jene alte zugrunde und behielt seinem konservativen Sinne gemäß vielleicht zuviel davon auch jetzt noch bei. Dann arbeitete er jene Komitee-Erlasse mit hinein und nahm auch seine rheinischen sowie seine neuesten Berliner Erfahrungen zu Hilfe. Der so entstandene Entwurf wurde

dann von einer Kommission des Komitees durchgesehen, in vielen Sitzungen eingehend erwogen und mannigfach verändert. Ende 1859 war die neue „Anweisung für Missionare“ fertiggestellt. Sie gewährte etwa den Anblick eines alten Schlosses, dessen ersten Riß man noch deutlich erkennen kann, das aber durch Änderungen, Ausbesserungen und Um- und Umbauten ein anderes Aussehen erlangt hat. Diese W.sche „Anweisung“ hat 22 Jahre der Berliner Mission gedient.

Merkwürdigerweise war W. einer Inspektionsreise nach Südafrika in Berlin ebenso abgeneigt wie ehemals in Barmen. Er meinte, er würde Afrika dadurch nicht besser kennen lernen, als wenn er seinen Altenschränk fleißig studiere. Außerdem brauche man zum Regiment einen gewissen Nimbus; der gehe aber verloren, wenn er hinauskomme. Da lernten die Leute Seiten an ihm kennen, die sie besser nicht kennen. Das war offenbar Vorurteil bei W. Missionsvisitationen hatten sich damals bereits in der Brüdergemeinde und auch in der Leipziger Mission glänzend bewährt, und die große Wangemannsche 1867—68 und ihre tiefgreifende Wirkung sowohl auf die Missionsarbeit draußen wie für die Pflege des Missionslebens daheim sind ein überzeugender Gegenbeweis.

Vielleicht hängt es mit der Beschränkung des Komitees auf die Entscheidung der prinzipiellen Fragen zusammen, daß unter W.'s Inspektorat ungewöhnlich viel prinzipielle Fragen zur Verhandlung kamen. Das war um so merkwürdiger, als offenbar weder W. eine klare umfassende missionstheoretische Vorbildung hatte, noch das Komitee zur Entscheidung solcher Fragen sachkundig genug war. Da verhandelte man über die Frage, ob Frauen aus polygamen Ehen getauft werden dürfen; ob Polygamisten, die noch mehrere Frauen haben, zur Taufe zuzulassen sind; ob Mischehen von Christen mit heidnischen Frauen in der Gemeinde ertragen werden können; ob die Lobola, der Frauenkauf um Vieh in Natal, als christlicher Brauch erhalten werden solle; ob die Beschneidung unlösbar mit heidnischen religiösen Vorstellungen zusammenhänge oder das Heidnische und Sündliche sich davon abscheiden lasse; ob die Gottesdienstordnung im Sinne der altkirchlichen Disziplina Arcani in der Weise umgestaltet werden solle, daß die christlichen Sakramente und die eigentlichen Heilslehren von der Sühnekraft des Todes Christi und dem Wirken des Heiligen Geistes nur im Kreise der Christen unter Ausschluß der Heiden behandelt werden sollen und dergleichen mehr. W.'s konservativer Sinn ließ ihn auch für die Wirksamkeit der

Missionare unter den Heiden dringend mahnen, die Sitten, Gebräuche und Meinungen der Heiden nicht ohne weiteres abzutun, sondern zu versuchen, ob dieselben christlich umgestaltet werden könnten. Der Missionar solle sich dem heidnischen Volke ganz hingeben, zu welchem er gesandt sei, solle dasselbe lieb haben und also offene Augen für dasselbe gewinnen in betreff seines ganzen Wesens, seiner Eigentümlichkeiten, seiner Sünden und seiner Vorzüge. Wenn das auch ein Schwanken des Urteils gab und je und dann zu peinlichen Reibungen zwischen dissentierenden Brüdern draußen führte, so war es doch im ganzen gewiß nützlich, daß durch eine so bedeutende Persönlichkeit wie W. die Missionare zu einem liebevollen Verständnis für die Heidenvölker angeleitet wurden, unter denen sie arbeiteten. Daß die Berliner Missionsmethode in Südafrika so viel Verständnis für Sitte und Brauch der Eingeborenen, so viel Einsicht und gesunde Pädagogie entwickelt hat, und damit in den nächsten Jahrzehnten die Grundlage für eine gesunde Missionsarbeit und die werdende Volkskirche gelegt wurde, ist zu einem nicht geringen Teile W.'s Verdienst.

Es lag W. daran, daß das Komitee für seine Missionare väterlich sorge. Die Gehälter waren bescheiden; für den verheirateten Missionar 90 Pfund, für den unverheirateten und den Handwerkerbruder 72 Pfund. W. mochte diese Sätze nicht ändern; aber er war unablässig bemüht, den Missionaren, auch den Handwerkerbrüdern gute Frauen zu besorgen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein Missionar ihm einfach die Wahl seiner Frau vertrauensvoll in die Hände legte, und W. hielt unter den Töchtern des Landes nach bestem Wissen Umschau nach geeigneten Persönlichkeiten. Es kam auch vor, daß sich ein Missionar bitter beim Komitee beschwerte, daß man ihm keine Frau herausgesandt hätte, und sich dann unter den Buren- oder den deutschen Kolonistentöchtern selbst eine Frau suchte, nicht immer zu seinem Glück. Das hing mit den damaligen patriarchalischen Verhältnissen und Lebensanschauungen zusammen. Wichtig war, daß W. unablässig für die Erziehung der Missionarskinder sorgte. In Barmen hatte er ein Missionarskinderheim gegründet, weil bei den meist tropischen Missionsfeldern der Rheinischen Mission die Heimkehr der Kinder in jugendlichem Alter unvermeidlich war. In Südafrika war das Klima so gesund, daß die Kinder ohne Gefahr für Leib und Geist dort aufwachsen konnten. Von der ausschlaggebenden Bedeutung der

heimatlichen Kulturatmosphäre zur Erziehung der Kinder in deutscher evangelischer Gesinnung hatte man damals offenbar noch keine rechte Vorstellung. W. plante, irgendwo in Südafrika, am liebsten in oder bei Christianenburg, eine Schulanstalt mit einem oder zwei tüchtigen deutschen Schulmännern zu gründen, welche die Kinder tüchtig machen sollte, im Dienst der Regierung oder in Geschäften in der Kolonie ein Unterkommen zu finden. Auch Kinder der Farmer sollten zur — wenigstens teilweisen — Deckung der Unkosten mit aufgenommen werden. W. trat in Unterhandlungen mit einem pommerischen Seminardirektor und mit einem Kandidaten der Theologie am Halle'schen Waisenhause, um sie beide als Erziehungsleiter und -lehrer auszusenden. Der groß angelegte Plan kam nicht zur Ausführung. Es wurden in Christianenburg und Amalienstein zwei kleine Missionarskinderschulen eingerichtet und für jede ein Missionszögling als besondere Lehrkraft ausgesandt, für Christianenburg der gymnasial vorgebildete Missionar Schumann, für Amalienstein der ehemalige Volksschullehrer Heese. Aber die Missionarsfamilien wußten offenbar die Fürsorge des Komitees nicht ausreichend zu schätzen. Beide Missionarskinderhäuser mußten schon wenige Jahre später wegen mangelnden Zuspruchs wieder aufgegeben werden.*)

*) Die Frage der Erziehung der südafrikanischen Missionarskinder tauchte in der einen oder andern Form immer wieder auf. Einerseits ist das Klima in Südafrika so gesund, daß sich dort aufwachsende Kinder an Leib und Seele gesund entwickeln können. Die Eltern tragen deshalb Bedenken, sich auf ein Jahrzehnt oder länger von ihren Kindern zu trennen, indem sie dieselben zur Erziehung in die deutsche Heimat senden. Andererseits sind schwer in Südafrika Ausbildungsmöglichkeiten zu schaffen, auf Grund deren sich die Kinder hernach in der deutschen Heimat eine Existenz gründen können. Und wenn sie in Südafrika bleiben, ist es kaum zu vermeiden, daß sie Sprache und Volkstum verlieren und verburen oder verengländern. Wiederholt haben sich kinderreiche Missionarsfamilien damit geholfen, daß sie Hauslehrerinnen aus Deutschland engagiert haben. Bisweilen nahmen dann die Eltern noch einige gleichaltrige Missionskinder zur Miterziehung in ihr Haus. Ein halbes Jahrhundert später nahm Missionsinspektor Saubergweg Schmidt mit gewohnter Tatkraft und Großzügigkeit den Wallmann'schen Plan wieder auf. Er wollte in Blumfontein eine große deutsche Missionskinder-Erziehungsanstalt gründen, die zugleich auch den Kindern der andern deutschen Familien in Südafrika dienen sollte. Allein das groß angelegte Werk scheiterte an den gewaltigen damit verbundenen Kosten. Die Frage ist ungelöst geblieben. Jede Familie hat sich mit Hilfe des Komitees ihren eigenen Weg gesucht.

Die Berliner Missionsarbeit in Südafrika war etwas verzettelt. Das älteste Missionsgebiet unter den Koranna an der Westgrenze des 1854 neu gebildeten Oranje-Freistaates befand sich während W.'s Inspektorat in einem wenig erfreulichen Übergangsstadium. Bei der vordringenden Burenkolonisation und der Aufteilung des Südens und des Südwestens des Freistaates in Burenfarmen wurden die unsteten Hottentottenhorden der Griqua und Koranna beiseite geschoben. Sie verschleuderten in unverantwortlichem Leichtsinne ihre Weideplätze quadratmeilenweise für Branntwein, Land und Flinten. Der Niedergang auch der Koranna, unter denen die Berliner auf den beiden allein übrig gebliebenen Stationen Bethanien und Pniel arbeiteten, war unaufhaltsam. Man mußte sich freuen und es sogar begünstigen, daß in die verödeten Flächen die betriebsameren, kulturempfänglicheren, auch für das Christentum zugänglicheren Betschuanen einrückten. Platzvorsteher von Bethanien war schon seit Jahren ein Betschuane, Richard Miles. Auf dieser Station hatte man weiter mit unerfreulichen Versuchen der umwohnenden Buren zu ringen, von dem ausgedehnten Grundbesitz der Berliner Mission Teile abzugewaden. In dem öden, menschenleeren Pniel gelang es allerdings 1857, für 600 Taler einen Grundbesitz von drei Quadratmeilen von dem Griquahäuptling Cornelis Kof als ziemlich gesichertes Eigentum zu erwerben; aber gerade der Stationsplatz, auf dem Kirche und Missionarshaus standen, mußte dann doch noch durch Zukauf eines benachbarten Grundstücks gesichert werden. Die Gemeinde schrumpfte bedenklich zusammen. 1863 zählte sie nur noch dreißig Abendmahlsgenossen und sechzig Gemeindeglieder. Das Komitee erwog, ob es nicht wenigstens zwei Drittel von dem Grundbesitz wieder verkaufen solle. Wenn sich nur ein Käufer dazu gefunden hätte!

W. legte Wert darauf, die Stationsländereien nach Kräften zu entwickeln und aufzuschließen. Schon früher (1850) hatte das Berliner Komitee drei Kolonistenbrüder — Briest, Strobel und Kupfernagel — ausgesandt, die den Missionaren bei den Stationsbauten und im Handwerk behilflich sein sollten. Jetzt sandte es auf Veranlassung W.'s teils Missionszöglinge, von denen man nicht erwartete, daß sie sich die ganze theologische Bildung würden aneignen können, teils andere fromme Handwerker und Ackerleute zum speziellen Dienst aus. Auf bethanischem Gebiet sollte Mülke in Portjesfontein eine Landwirtschaft einrichten und Mönning, ein gelernter Klempner, ver-

suchen, eingeborene Jungen zu einem Handwerk anzuleiten, eine vergebliche Liebesmüh, die man nach fünfzehn Jahren als hoffnungslos wieder aufgab. Außerdem sollte der 1858 aus dem Raffernlande hierher versetzte Maurer Kupfernagel bei den Bauten helfen. In Pniel eröffnete Elfert einen Kaufladen, den man aber auch nach einigen Jahren wieder eingehen ließ, weil in dem öden, menschenleeren Lande nichts zu kaufen und zu verkaufen war. Wer hätte damals geahnt, daß nur ein Jahrzehnt später in dieser Wüstenei die glänzenden Diamantenstädte Kimberley und Beaconsfield wie über Nacht aus der Erde schießen würden. Man versuchte es in Pniel mit einem kostspieligen Dammbau, ließ ihn aber unvollendet liegen. Man sandte einen erfahrenen Walдарbeiter namens Försterling aus, um größere Baumanpflanzungen zu versuchen. Aber der junge Mann verließ die Mission bald wieder. Das waren lauter tastende Versuche, bei denen freilich auch der entscheidende Gesichtspunkt nicht genügend deutlich hervortrat. Wollte man die großen Missionsländereien wirtschaftlich ausnützen, um dadurch die heimatlische Missionskasse zu entlasten? Wollte man, um den benachbarten Buren mit gut entwickelten Farmen nicht die Missionsstationen als unkultivierte Ödländereien zu einer beständigen Versuchung werden lassen, daß sie sich das von der Mission nicht ausgenutzte Land zu Recht oder Unrecht aneigneten? Oder wollte man die Eingeborenen planmäßig zu wirtschaftlicher Betätigung und intensiver Kulturarbeit erziehen?

Zu einer neuen Stationsgründung im Dranje-Konferenzkreise kam es nicht. Allerdings sah Salzmann Jahr und Tag in Blumfontein, der Hauptstadt des Freistaates, und die dortige deutsche Gemeinde hatte versprochen, die Hälfte seines Gehaltes zu bezahlen, ihn dafür als Pfarrer anzustellen, ihm aber volle Freiheit zu seiner Missionsarbeit zu lassen. Sie wollte auch Kirche und Pfarrhaus bauen. Aber sie hielt nichts von ihren Versprechungen. Salzmann erklärte obendrein, mit dem kargen Gehalt von 90 Pfund in Blumfontein nicht auskommen zu können, weigerte sich aber auch, sich, dem Wunsche des Komitees entsprechend, in das „wilde Heidenland“ von Britisch-Raffraria versetzen zu lassen. Da er obendrein abweichende Missionsanschauungen hegte, z. B. meinte, daß die Mission nur von der organisierten Kirche, nicht von einem freien Verein, wie dem Berliner Komitee getrieben werden dürfe, so sah es das letztere nicht ungern, daß das Verhältnis zu ihm sich löste und damit auch Blum-

fontein noch wieder auf zwei Jahrzehnte aus dem Gesichtskreise entschwand. Am Schlusse der ersten 25 Jahre der Berliner Missionsarbeit im Oranje-Gebiet zeigte sich als Erntefrucht nur ein Gemeindebestand von 160 Getauften auf Bethanien und 120 in Pniel, also zusammen noch nicht 300 Gemeindeglieder.

In der Kapkolonie bestand 1857 nur die eine Station Amalienstein. Wenn nun auch seit der Rücknahme von Zoar durch die Südafrikanische Missionsgesellschaft vorläufig eine vollendete Tatsache geschaffen war, so waren doch damit die unerquidlichen Reibungen zwischen den Amaliensteinern und den Zoarschen nicht beseitigt. Es war bei diesen Charakterschwachen, leicht erregbaren Dorlamschen geradezu seelenverderblich, daß sie sich jahraus, jahrein auf zwei in Bogenschußweite liegenden Farmen in den Haaren lagen und noch dazu die zum Partei=Schibbolet gewordene Bekenntnisfrage hie Lutherisch, hie Reformiert, ausspielten. Noch zumal hatten die Südafrikaner vorläufig keinen geeigneten Missionar für den wichtigen Posten. Der dorthin beordnete Katechet Wilson ging bald wieder ab. Ein Ersatz kam nicht. Die besseren Zoarschen Leute kamen nach Amalienstein zur Kirche und Schule. Es war nur verständlich, daß ein Jahrzehnt später — 1867 — Zoar wieder mit Amalienstein vereinigt wurde. Vorläufig verstärkte die Berliner Mission ihre Position durch beträchtliche Zukäufe, so daß der Platz Amalienstein fast 11 000 Morgen groß wurde. Jeder, der sich ein festes Haus baute, bekam im „Dorf“, d. h. bei der Kirche, ein Erw von 60 × 70 Fuß und außerdem an der Wasserleitung einen Garten von 40 × 50 Fuß. Zudem war für reichlichen Weidegrund gesorgt. W. legte auch hier Wert darauf, daß der große Platz wirtschaftlich aufgeschlossen wurde. Nicht nur, daß die Missionarskinderschule hier angelegt wurde und ihr Leiter, der tüchtige Schulmeister Daniel Heese, zugleich auch die Eingeborenenerschule übernahm — es wurde auch als Ökonomieverwalter der bisherige Hofgärtner in Roßla, Karl Winter angestellt, der durch Farmwirtschaft, Straußenzucht und dergleichen den Grund und Boden nutzbar machen sollte. Außerdem wurde ein Kaufladen eingerichtet, dessen Leiter (Gustav Häse) allerdings sehr bald der Versuchung erlag, auf großem Fuße unter Gewährung beträchtlicher Vorschüsse mit den umwohnenden Bauern Handelsgeschäfte zu machen, bei denen er viele Schulden machte, aber wenig reellen Gewinn erzielte. Man mußte ihn durch einen anderen Kaufmann ersetzen, jenen Elfert von Pniel, der das Kaufgeschäft in be-

beschränktem Umfang für den Bedarf der Stationsbewohner betrieb. Wichtiger war, daß die Mission sich nach zwei Richtungen hin ausdehnte. In dem drei bis vier Stunden westlich von Amalienstein gelegenen Burendorfe Ladysmith hatte Prietsch schon als Missionar von Amalienstein alle vierzehn Tage Gottesdienste gehalten und so die 150 farbigen Arbeitsleute der dortigen Buren um sich gesammelt. Nun wurde der Katechet Howe in Ladysmith angestellt, um Kirche und Schule zu halten, freilich, eine sehr bescheidene Arbeit, — wir würden heute sagen, es sei kaum zu verantworten, für anderthalb hundert Dienstleute eine eigene Missionsstation anzulegen. Howe konnte sich ein kleines Kirchlein bauen, konnte auch einige Außenposten anlegen. Wichtiger war die Ausdehnung nach Osten hin. Prietsch, dem die Leitung von Amalienstein genommen war, hatte 1858 und 59 als Reiseprediger in Deutschland geweiht. Nach Südafrika zurückgekehrt, hatte er den Auftrag mit auf den Weg bekommen, eine neue Missionsstation anzulegen, möglichst an der Moselbay, im Bezirk George oder bei Knysna am Meere, um die Verkehrsverhältnisse des abgelegenen Amalienstein zu erleichtern. Seine Versuche nach dieser Richtung hin schlugen fehl. Dagegen bot sich eine Gelegenheit, bei dem Burendorf Haarlem, einige Tagereisen weiter östlich, einen großen kostspieligen Bauernplatz für 10 000 Taler zu erwerben. Das Komitee verfügte gerade über diese Summe, ein Legat des Tuchmachermeisters Schmidt aus Bitterfeld, auf dem aber die Bedingung lag, daß das Kapital festgelegt werden müsse und von den Zinsen ein Missionar erhalten werde. War es nicht das einfachste, wenn von dem Kapital ein großer, wertvoller südafrikanischer Platz gekauft wurde, und nun der Stationsmissionar sein eigenes Gehalt und die übrigen Unterhaltungskosten der Station herauswirtschaftete? So hatte auch Prietsch gemeint. Die Rechnung stimmte nur nicht. Er schloß zwar mit dem Komitee einen dahingehenden Kontrakt ab, baute auch auf seinem Platze eine Wassermühle und legte einen Kaufladen an; aber er brauchte doch immer noch Zuschüsse vom Komitee, anstatt Überschüsse einzuzahlen. Es war nicht bequem, daß dieser Missionsplatz, nach seinem Stifter Anhalt-Schmidt genannt, dicht bei dem Burendorfe lag. Da konnte sich die Missionsarbeit im Grunde nur auf deren farbige Dienstleute erstrecken, aber sich nicht, wie in Amalienstein, zu einem selbständigen größeren Missionsdorfe entwickeln.

Im Kaffernlande oder, wie es damals hieß, Britisch

Raffraria, lag nach den beiden letzten, verlorenen Raffernkriegen dumpfe Schwüle über dem Lande. Neues Unheil war im Anzuge. Die Raffern hatten ihren stolzen Nacken nicht gebeugt. Trotzdem kam die Missionsarbeit wieder in Gang. Auch die Berliner errichteten, wie die anderen Missionsgesellschaften, zunächst wenigstens die Stammstation Bethel (1854) und die nur 1½ Stunden entfernte frühere Station Emmaus, jetzt Wartburg genannt, von neuem. In Bethel wurde Missionar der 1845 ausgesandte Albert Kropf, der nun dort länger als ein Menschenalter bis zu seinem Tod 1910 gleichsam der Träger der Überlieferung und das Rückgrat der Berliner Raffernmission werden sollte; Stationsmissionar von Wartburg wurde der 1848 ausgesandte Rein, dem gleichfalls ein langer missionarischer Arbeitstag (bis 1883) beschieden war. In der gleichen Gegend ließ sich bei dem Häuptling Anta 1857 der junge Missionar Illing nieder und nannte seinen Platz Martinsthal. Schon im Berliner Missionshause zu Extremen geneigt und eigenwillig, glaubte er jetzt eine eigene Missionsmethode probieren zu sollen. Eine feste, ausgebaute Missionsstation verschmähend, hauste er in einer elenden Raffernhütte, neben der er sich eine zweite, etwas größere, als „Kirche“ gebaut hatte. Als alter Trompeter lud er das Volk mit schmetternden Chorälen zum Gottesdienst, bei dem er die Heiden durch sein mitgebrachtes Akodikon entzückte; für alle Gottesdienstbesucher hatte er vollauf Tabak, auch Fleisch und andere Geschenke. Aber der Vorrat Tabak ging zu Ende; die Geschenke hatten die Raffern begehrt und zudringlich gemacht, die Töne der Musik wurden ihnen alltäglich. Opferbereit verkaufte Illing sein Pferd, um sie ferner befriedigen zu können, und wanderte nunmehr rastlos zu Fuß auf den Kraalen umher, ohne seinen Kopf genügend gegen die gefährlichen Sonnenstrahlen zu schützen. Als die reichen Tabakspenden an die Raffern aufhörten, erlahmte nicht bloß der Kirchenbesuch, sondern auch ihre bisherige Freundlichkeit schlug in Zudringlichkeit und Unverschämtheit um; Illing wurde bestohlen, durch das Fenster brach der Dieb ein und holte sich das Brot vom Tische. Ein andermal zwang ihm, dem einsamen Wanderer, ein Raffer mit erhobener Affagai sein ganzes Geld ab. Nun war der Rausch der ersten Begeisterung verflogen. Illing sah die Raffern in anderem Lichte; der Häuptling Anta wurde ihm der reine Esau, die Schulkinder trieb er, da sie „in ihrer unersättlichen Versunkenheit und geistlichen Trägheit“ auf die schönen Töne des Kornets hin nicht mehr kamen,

mit dem Stode zusammen. Die andern Raffern schalt er Fliegen, d. h. Diebe, und an Stelle des Evangeliums predigte er ihnen zornig die zehn Gebote. So verschüttete er es in kurzer Zeit ganz. Auch mit den anderen Missionaren zerfiel er. Das Komitee versetzte ihn nach Natal, um ihm die Gelegenheit zu einem neuen Missionsanfang zu geben; allein dort trat er bald aus dem Dienst der Berliner Mission aus.

Die Stationen Bethel, Wartburg und Martinsthal lagen in dem alten Stammesgebiete Gaselas; dieser und sein Stamm wohnten aber nicht mehr in jener Gegend, sondern Bruchstücke verschiedener zerschlagener Stämme, bei denen der Stammeszusammenhalt gelockert war. Die Missionare machten schon damals die Erfahrung, welche für die Raffernmission charakteristisch geworden ist, daß im allgemeinen die Herzen hart und für das Evangelium schwer zugänglich sind; wird dann aber ein Mann oder ein Jüngling gewonnen, so kommt es auch zu kernigen, christlichen Charakteren, die ganz anderes Stahl in den Adern haben als die willensschwachen Bastarde der Kapkolonie. Allerdings haben sie auch ihre besonderen Gefahren. Die Eigenwilligkeit ist groß und artet oft geradezu in Starrsinn aus. Und für die Jünglinge ist die bei den Heiden allgemein übliche Vielweiberei eine beständige Versuchung. Vielleicht die markanteste Einzelpersönlichkeit in der Berliner Mission war damals der angesehene Raffernchrist Mbunge mit seiner verständigen Frau Romana, der nach einem heißen Ringen mit dem Heidentum 1844 getauft war. Er wurde dem Missionar Kropf auf der Station Bethel ein treuer und verständiger Gehilfe und Mitarbeiter. Es war ein schwerer Schlag für Kropf, als Mbunge, durch den Tod zweier Kinder und eine schwere Dürre in seinem Glauben erschüttert, 1860 die Station verließ und in das wilde Heidenland hinauszog; er nahm dort, um Ersatz für seine verstorbenen Kinder zu erlangen eine zweite und später sogar noch eine dritte Frau und trennte sich dadurch gänzlich und mit vollem Bewußtsein von der Gemeinde. 19 Jahre verharrte er in dieser Verstockung; selten ist wohl in den heimatlichen Berliner Missionskreisen um eine Seele anhaltender gebetet und gerungen worden als um ihn.

Gaselas Volt war von den Engländern in die Gegend von Kingwilliamstown verpflanzt. Die Berliner Mission folgte ihm auch dorthin nach und legte für sie unfern jener Hauptstadt eine Station an, die nach dem opferwilligen Hilfsverein am Petersberge bei Halle den Namen Petersberg erhielt. Dieseldt wurde ihr Missionar und blieb

es bis an seinen Tod 1873. Es fehlte auch ihm an Nöten und Schwierigkeiten nicht. Einmal wurde er vom Blitz getroffen, wovon einige Leiden als üble Folgen zurückblieben, ein andermal ertranken beim Durchfahren durch den Büffelfluß seine drei Töchter vor seinen Augen, während er selbst nur mit genauer Not sein Leben retten konnte. Zudem war der Häuptling Gasela gestorben und unter seinen beiden Söhnen Toto und Mditšew gab es den üblichen, unerfreulichen Wettbewerb um die Erbfolge in der Häuptlingschaft, bis beide elend am Trunk zugrunde gingen. Das Wohnen in der unmittelbaren Nähe einer aufstrebenden Stadt übte manche verderblichen Einflüsse aus; es gab viel Gelegenheit zu leichtem Verdienst, noch mehr zu Trunk, zum Leichtsinne und zum Kauf von Glitter und Tand. Dazu machte sich störend die unaufhaltsame Zersetzung der Stammesitte durch die eindringende europäische Kultur geltend. Die innere und äußere Lage der Berliner Mission verschob sich noch mehr durch die in das Land dringende deutsche Kolonisation. Als 1857 die Spannung im Kaffernlande infolge der wahnsinnigen Predigt des Propheten Umchlataza auf das höchste gestiegen war, warfen die Engländer die durch die Beendigung des Krimkrieges 1856 freigewordene Fremdenlegion hierher. Sie setzte sich außer einigen Franzosen, Belgiern u. dgl. hauptsächlich aus Deutschen zusammen. Die Legionäre wurden in zahlreichen Ortschaften zwischen Bethel und Kingwilliamstown (Ohlsen, Frankfurt, Wiesbaden, Marienthal, Braunschweig), zwischen Kingwilliamstown und East London (Breidbach, Berlin, Charlottenburg, Potsdam) und an der Meeresküste (Hamburg) angesiedelt. Die Mehrzahl von ihnen war allerdings leichtsinniges Volk, denen die Hand, Mund und Fuß locher saßen, so daß sie sich bald Übergriffe erlaubten, bald schlecht mit ihnen auszukommen war, bald sie sich als fahrende Landsknechte weiter verdingten, wo es etwas zu kriegen und Beute zu machen gab. Um so wichtiger war es, daß diese Auslandsdeutschen nicht religiös und kirchlich verwilderten. Missionar Kropf wurde amtlich als Regimentsprediger für sie angestellt und konnte sich diesem Dienste auch widmen, da das nahe bei seiner Station Bethel aufblühende, nach dem General von Stutterheim, dem Haupt und der Seele der Legion, benannte Städtchen Stutterheim das Hauptquartier wurde. Dieser ersten Welle deutscher Einwanderung folgte unmittelbar in den nächsten Jahren eine zweite. Die britische Kolonialverwaltung wünschte zur dauernden Sicherung der Grenzbezirke deutsche Bauern

in das Land zu ziehen. Eine strupellose Werbetätigkeit in Pommern, der Udermark und anderen Gauen, die goldene Berge versprach, verlockte einige hundert Tagelöhner- und Büdnerfamilien zur Auswanderung. Sie zogen im Kaffernlande in die meist von den Regionären schon wieder geräumten Siedelungen ein. Ihr Anfang war überaus hart. Die Fürsorge für ihr Fortkommen war unzulänglich. Sie litten bitteren Mangel. Viele waren froh, sich bei den Buren als Knechte verdingen oder als Tagelöhner in den Städten ihr Brot verdienen zu können. Erst nach Jahren der Entbehrung und schweren Arbeit bekamen sie Boden unter den Füßen; die einen fanden lohnenden Verdienst als Frachtfuhrleute, die andern gewannen dem spröden Boden immer reichere Ernten ab und legten blühende Obstgärten an. Es war ein Segen für diese schwere Übergangszeit, daß die Berliner Missionare im Lande waren, ihnen mit landeskundigem Rat zur Seite standen und Gottesdienste und Schulen für sie einrichteten, bis sie wirtschaftlich soweit erstarkten, daß sie auch an die Einrichtung einer geordneten kirchlichen Verwaltung gehen konnten. Die deutschen Ansiedler konnten den Missionaren nun manche Hilfe bei dem Aufbau der Stationen, zumal bei der Zubereitung der Bausteine, der Zurichtung der Balken und Bretter und der oft mühsamen Anfuhr leisten. Auch ein Mitarbeiter wurde ihnen zeitweilig aus diesen Kreisen zugeführt. Der Regionär Wiegel trat in den Dienst der Mission, um als Stunden- und Schulhalter auf Wartburg und dem vorübergehend besetzten Martinsthal zu helfen. Freilich als man durch ein offenes Bekenntnis einen Einblick in die bewegte Vergangenheit des Mannes bekam, hatte man doch nicht den Mut, ihn dauernd anzustellen.

Von den drei in dieses Gebiet zu Hilfe geschickten Handwerkern war der Maurer Kupfermagel an die Oranje-Konferenz abgegeben; der Schmied Briest und der Zimmermann Strobel halfen wacker bei dem Neuaufbau der Stationen. Man war von dem Werte ihrer Mitarbeit so überzeugt, daß man sie sich dauernd zu erhalten wünschte; es wurde ihnen deshalb Erlaubnis und Gelegenheit zur Heirat gegeben. Sie wurden auch im Gehalte einigermaßen günstig gestellt, d. h. sie erhielten im Jahre 72 £, wozu noch ein Anteil an dem Überschuß ihres Verdienstes aus Landwirtschaft und gewerblicher Arbeit kommen sollte, jedoch so, daß ihr Gehalt insgesamt das auf die bescheidene Höhe von £ 90 festgesetzte der Ordinierten nicht überstieg. Allerdings zu solcher verdienenden Arbeit bot sich im

Kaffernlande wenig Gelegenheit; für die ohnehin nicht sehr ertragreiche Landwirtschaft fehlte die Sicherheit der Besitztitel, da die Überweisungen seitens der Häuptlinge unsicher und die Vermessung des Landes in den unter englische Verwaltung genommenen Bezirken im Rückstande war. Man erwog, eine größere Pferdebezucht einzurichten, besorgte aber damit den Reiz der Kaffern zu erregen. Die fürchterliche Hungersnot der Jahre 1857—58, die durch das unsinnige Viehslachten heraufbeschworen war, gab Anlaß zu einer größeren Unterstützungsarbeit, die aber bei den bescheidenen, zur Verfügung stehenden Mitteln in engen Grenzen gehalten werden mußte.

In dem kleinen Kreise der Missionare nahm immer mehr der Sprachbegabte und fleißige Kropf eine führende Stellung ein, wie er denn auch nach dem Ausscheiden von Schultze zum Konferenzvorsteher in Kaffraria ernannt wurde. Seine Gesundheit hatte sich im Laufe der Jahre gefestigt. Allmählich entwickelte sich bei ihm ein entschiedener lutherischer Konfessionalismus, der zu manchen Verhandlungen mit der doch auch bewußt lutherisch gerichteten heimatischen Missionsleitung Anlaß gab. Die von Wallmann ausgearbeitete „Anweisung“ gestattete unter gewissen Voraussetzungen die Mischehe von Christen mit Heiden; Kropf berief sich darauf, er sei bei seiner Aussendung auf die Schenksche Kirchenordnung verwiesen, welche die Mischehe unter allen Umständen verbiete. Gründliche Verhandlungen zwischen ihm und dem Komitee verursachte auch die Verhängung des „kleinen“ und „großen“ Bannes, d. h. die zeitweilige Zurückweisung vom heiligen Abendmahl und der völlige Ausschluß aus der Gemeinde. Die Kaffernmission wurde allmählich unter Kropfs Führung der entschiedenste konfessionelle Zweig der Berliner Mission.

In Natal war Wallmanns Inspektorat eine Zeit mancher Pläne und Hoffnungen, wobei Wallmann und mit ihm das Komitee sich von ihrem konservativen Zuge leiten ließen, alle Anfänge sorgfältig zu pflegen und angeknüpfte Fäden nicht wieder abreißen zu lassen. Auf Emmaus und Neudeutschland-Christianenburg ging die Arbeit in aller Stille fort; auf Emmaus war Missionar Zundel ein halbes Jahrhundert (1850—1899) der Stationsmissionar, in Christianenburg Wilhelm Posselt von 1848 auch bis zu seinem Tod 1885. Die Missionarskinderschule war auf dieser Station nur eine Episode, brachte aber Missionar Schumann in das Land, der diesem Arbeitskreise gleichfalls ein halbes Jahrhundert (1860—1904) dienen sollte. Guldenpfennig hatte 1852 die Missionsarbeit in Emmaus ver-

lassen und war als Prediger in den Dienst der Burengemeinde in Weenen getreten; im Jahre 1857 hatte er dringend das Verlangen, wieder in den Missionsdienst zu kommen. Er war mit einer Kolonistentochter verheiratet und hatte eine große Kinderschar; er war schwer herzleidend und wohl im Zusammenhang damit heftigen Stimmungswechseln unterworfen, die seine Pläne unsicher machten. So stellte denn auch seine neue Mitarbeit die Geduld des Komitees auf harte Proben. Er hatte an dem Blaufranzflusse, einem Nebenflusse des Tugela, einen Platz Baalbant zur Anlage einer Missionsstation gekauft; das Komitee hätte denselben gern behalten. Allein ehe der Entscheid von Berlin hinauskam, hatte Guldenpfennig in einem schweren Anfall seines Herzleidens bereits den Gedanken wieder aufgegeben, in den Berliner Missionsdienst zurückzutreten, und hatte den Kauf rückgängig gemacht. Er erhielt nun den Auftrag, einen anderen Platz so zu kaufen, daß von dort aus der Stamm des Häuptlings Vibalele oder Vengalibalele, auch Putini genannt, missioniert werden könne. Er nannte den erworbenen Platz nach seiner Heimat Stendal. Allein nach wenigen Jahren stellte es sich heraus, daß derselbe gesundheitlich und missionarisch so ungünstig lag, daß er aufgegeben werden mußte. Es wurde nahe der Mündung des Blaufranzflusses in die Tugela ein neuer Platz gekauft und auf ihn der Name der verlassenen Station Stendal übertragen. Guldenpfennigs Gesundheit war so schwankend, daß das Komitee ihm ein ganzes Jahr Badeaufenthalt am Meeresstrande gewährte und ihm, als auch das noch keine gründliche Besserung herbeiführte, erlaubte, zur Erholung nach Deutschland zu kommen. Nun überraschte er das Komitee und kam 1862 mit seiner ganzen großen Familie heim, obgleich doch seine Frau Südafrikanerin war und die Kinder in der Missionarskinderschule in Christianenburg hätten bleiben können. Im Jahre 1863 kehrte er allerdings nach Südafrika zurück, und das Komitee bot ihm, da er auch jetzt noch den Aufenthalt in dem heißen Stendal nicht vertragen konnte, an, ihn nach dem hoch und gesund gelegenen Emmaus zu versetzen. Er kehrte aber 1864 wieder nach Deutschland zurück. Er war ein gebrochener Mann. Das Komitee versuchte ihn mit seiner schwindenden Kraft als Reiseprediger mit dem Besuche der Hilfsvereine zu beschäftigen. Er hatte auch den guten Gedanken, die Idee der Basler Halbbahnenkollekte, die Kindersammlung der Pfennige und Groschen, auf die Heimatorganisation der Berliner Mission zu

übertragen, und machte einen Anfang mit dem „Kleinen Sammler“. Am 14. April starb er in Altruppin.

Fast ebensoviel Schwierigkeit gab es mit dem sprachlich hoch begabten Missionar Döhne. Auch er war 1847 Burenprediger in Pietermaritzburg geworden (1847—50); von dieser Arbeit nicht befriedigt, wandte er sich wieder der Missionsarbeit zu, u. z. im Verbande des Amerikanischen Board in Tafelberg (1850—62). Nachdem inzwischen bereits mehrmals direkt oder indirekt mit ihm wieder angeknüpft war, bat er 1861 ausdrücklich um die Wiederaufnahme in die Berliner Mission und wurde von ihr, seinem Wunsche gemäß, 1862 beauftragt, die ganze Bibel, zunächst das Neue Testament, in die Sulusprache zu übersetzen. In dieser Arbeit wohnte er zunächst auf Christianenburg, siedelte dann aber 1867 auf einen eigenen Platz, Wartburg bei Durban, über, nebenbei auch etwas Missionsarbeit unter den umwohnenden Heiden treibend.

Zur Anlage einer Station bei Libalele kam es 1863 nach langem Zögern dadurch, daß die Hermannsburger Mission dort eine Station zu eröffnen plante. Das Berliner Komitee war nicht abgeneigt, ihr diese Arbeit zu überlassen, falls nicht die Nataler Konferenz bereits Schritte getan habe, die uns verpflichteten, die früher beabsichtigte Anlage einer Station vorzunehmen; das war aber inzwischen geschehen. Die Station Emangweni wurde von Neizel im März 1863 besetzt. Neizel war einer von den bescheidenen, treuen Männern, von denen nie viel Aufhebens gemacht wird, die aber in der Stille unentwegt arbeiten. Unter ihm blühte die Station schmuß und freundlich auf. Seine ruhige, taktvolle, ausgleichende Art war ein erfreulich vermittelndes Element zwischen sehr verschieden gearteten Missionaren in Natal. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Neizel um die Begründung einer Witwen- und Waisenkasse der Berliner Missionare in Südafrika.

Das Komitee war damals bereits der Ansicht, daß die Natalkolonie der Berliner Mission „unter den obwaltenden Umständen wenig Aussicht auf eine gedeihliche Entwicklung gewähre“. Die vier Stationen Emmaus, Christianenburg, Stendal und Emangweni lagen zusammenhangslos auseinander, wie zufällig zwischen die umfangreicheren Arbeiten anderer Gesellschaften gestreut. Dazu gab es mit den Missionaren viel Verdruß. Erst gab es 1862 eine längere Verhandlung über ihre innere Stellung zum Komitee; sie hatten sich über die Anrede der Komiteeschreiben mit „Ihr“ beschwert und hatten

einige Komiteeschreiben als Privatbriefe Wallmanns geglaubt ziemlich unsanft kritisieren zu dürfen; kurz, sie hatten sich an der patriarchalischen, aber kurz angebundenen und straffen Art Wallmanns geärgert. Empfindlicher war ein Zerwürfnis zwischen Posselt und dem Komitee im folgenden Jahre, das beinahe zur Entlassung dieses tüchtigen Mannes geführt hätte. Posselt war schon 1840 nach Südafrika hinausgegangen, sah also damals bereits auf ein Vierteljahrshundert erfolgreicher Missionsarbeit zurück; er war einer der missionarisch begabtesten und originellsten Berliner Missionare. Das Komitee hatte ihm früher großes Vertrauen geschenkt und ihn mit der Leitung der Natalmission beauftragt, wiewohl es gegen seine Autorität nicht an heftigem Widerspruch gefehlt hatte. Wallmann kannte ihn persönlich nicht und konnte sich schlecht in seine formlose Art finden. Er war von Herzen gütig; aber er verlangte dem Komitee gegenüber Ehrerbietung und Gehorsam. Und daran ließ es Posselt entschieden fehlen. Er hatte sich im Bruderkreise höchst unpassend ausgesprochen; er hatte auch über die Grundlehren der Bibel seltsame Anschauungen geäußert. Er führte nicht gemäß der Vorschrift regelmäßig Tagebuch; er unterließ es, die vorgeschriebenen Stationskonferenzen zu halten, weil er sich mit seinen Mitarbeitern schlecht vertrug. Er hatte für die auf dem Stationsgrunde wohnenden Raffern keine Stationsordnung entworfen; er hatte auch für deren Kinder keine Schule eingerichtet oder diese wenigstens nicht regelmäßig gehalten. Lauter Kleinigkeiten, die jede für sich zum Einschreiten keinen Anlaß boten, die aber zusammen mit einer fast geflüßentlich betonten Unbotmäßigkeit den damals schon tränklichen und reizbaren Inspektor stark gegen ihn einnahmen. Das Komitee überlegte hin und her, wie es mit Posselt fertig werden könne. Prietsch sollte ihn kommissarisch vernehmen und dem Komitee ausführlich berichten; aber Prietsch war viel jünger als Posselt und durchaus keine Autoritätsperson für ihn. Es wurde Posselt die Leitung und Protokollführung der Natalkonferenz entzogen und Döhne übertragen. Es wurde erwogen, ob man Posselt nicht zur Berichterstattung nach Deutschland rufen solle, der Plan aber wieder fallen gelassen. Es wurde sogar seine Entlassung erwogen, als Posselt drohte, sich hinter dem Rücken des Komitees an die Hilfsvereine zu wenden und sie gegen das Komitee mobil zu machen. Es war ein peinlicher Fall eines tiefgreifenden Mißverständnisses, das durch den jahrzehntelangen Mangel persönlichen Austausches und offenbar auch durch

den Mangel an unmittelbarer missionarischer Anschauung auf Seiten des Komitees und des Inspektors veranlaßt war; hier am Ende seiner Wirksamkeit rächte es sich besonders deutlich, daß Wallmann sich nicht durch eigenen Augenschein von der missionarischen Lage und Aufgabe und von der ausgeprägten Eigenart einzelner unter der afrikanischen Sonne freigewachsener Missionare überzeugt hatte. Die peinliche Frage war bei Wallmanns Abgang zum Glück unerledigt und wartete auf seinen vorurteilslos neu in die Verhandlungen tretenden Nachfolger.

Weitaus die wichtigste Entwicklung der Berliner Missionsarbeit unter Wallmanns Inspektorat war der Beginn der Mission in Transvaal, oder wie es damals hieß, in der „Südafrikanischen Republik“. Noch wenige Jahre vorher hatten die Missionare am Baal geurteilt, daß die Verhältnisse in Transvaal zu ungeordnet seien, um zum Beginn der Missionsarbeit einzuladen. Inzwischen war David Livingstone von seiner ersten großen Reise quer durch das südliche äquatorische Afrika 1850—56 zurückgekehrt und hatte durch seine mündlichen Berichte und sein großes Reisewerk „Missionary travels in South Africa“, das alsbald auch ins Deutsche übersetzt wurde, ungeheures Aufsehen erregt. Afrika rückte in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Für afrikanische Missionen regte sich eine neue Begeisterung. Livingstones Buch war in die Hände des damals in Deutschland weilenden Amaliensteiner Missionars Prietsch gefallen und hatte auf ihn tiefen Eindruck gemacht. Er faßte den Plan einer Refognoszierungsreise durch Transvaal und in das Stromgebiet des mittleren Limpopo, wobei er die weit nach Norden vorgeschobenen Burendörfer Lydenburg und Ohrigstadt besuchen wollte. Das Komitee und der Inspektor gingen gern auf seinen Plan ein und beauftragten ihn, vorläufig Nachrichten über jene Gegenden und die dort wohnenden Volksstämme zu sammeln. Der 1858 nach Afrika ausgesandte Missionar Alexander Merensky, der vorläufig, auf die Zuweisung bestimmter Missionsarbeit wartend, in Natal weilte, sollte ihn begleiten. Wallmanns Augen waren besonders auf die Völker gerichtet, die am östlichen Abhange der Drakensberge saßen; sie waren unter dem Namen der Firri und Swazi zuerst den französischen und wesleyanischen Missionaren bekannt geworden. Die Franzosen des Basutolandes hatten aber damals weder das Geld noch die Leute, um eine neue Mission in jener abgelegenen Gegend anfangen zu können. Der Wesleyaner Allison

war zu den Swazi gezogen und hatte eine Station in Mahamba angelegt; er hatte aber nach einem Jahre der mörderischen Feindschaft des Häuptlings wieder weichen müssen und hatte sich mit einem kleinen Kreise Angeregter nach Edendale bei Pietermaritzburg zurückgezogen. Allison berichtete von den Stämmen am Fuße der Drakensberge, dort saßen Millionen von Menschen, von Natur tüchtig und für das Evangelium empfänglich. Wallmann sah in dieser Richtung die hoffnungsvolle Weiterentwicklung der Natalmission. Prietsch trat von dem Plane der Limpopoexpedition wieder zurück; ihm lagen offenbar derartige weit ausschauende Pläne nicht. Dafür wurden Merensky und Grünher 1860 beauftragt, die Rekonnozierungsreise zu den Swazi zu unternehmen und möglichst bei ihnen eine Missionsarbeit zu beginnen.

Wallmanns kurzes Inspektorat bedeutet einen tiefen Einschnitt in die Geschichte der Berliner Mission. Hatte bis dahin eine wohlwollende, aber weder recht missionskundige noch ihrer Ziele und Methoden klar bewußte Komiteeherrschaft bestanden, so hatte Wallmann ein straff monarchisches Regiment eingerichtet. Das Komitee mit dem gewissenhaften, treuen Präsidenten Goeze an der Spitze war mehr die „sublime Autorität aus der Ferne“. Der eigentlich die Regierungsgewalt ausübende Engere Ausschuß sah mit Recht seine Hauptaufgabe darin, dem tüchtigen Inspektor seine Leitungsaufgabe nach Kräften zu erleichtern, ohne ihm in seinen wohlüberlegten Plänen dreinzureden. Alle Fäden liefen in den Händen des Inspektors zusammen. Das kam vielleicht am deutlichsten in der Geldwirtschaft zum Ausdruck. Der Missionsinspektor vereinnahmte die Missionsgaben, bestritt davon zunächst die Kosten des Missionshauses und lieferte den Überschuß regelmäßig jede Woche an den Schatzmeister, Geheimrat Fode, ab. Ebenso ging es mit der Korrespondenz; der Inspektor öffnete alle Briefe, setzte sie in der ihm geeignet scheinenden Weise in Umlauf und beantwortete sie entweder selbst oder entwarf wenigstens die je nachdem von dem „Engeren Ausschuß“ oder dem Komitee zu erlassende Antwort. Er war Missionsfachmann, und das Komitee, die Missionare und die heimatliche Missionsgemeinde fügten sich gern seiner wohlwollenden, aber entschiedenen Leitung.

Wallmann hatte von Haus aus keine feste Gesundheit. Die großen Strapazen der Reisepredigt auf zahllosen Missionsfesten, der er schon in Barmen und noch mehr in Berlin ein großes Maß seiner

Zeit und Kraft widmete, zehrten an seiner Konstitution, zumal er sich in der gegen sich selbst geübten Strenge auch nicht die auch bei den damals noch mangelhaften Verkehrsverhältnissen mit vielen Nachtfahrten und vielen langen Wagenfahrten über Land immerhin möglichen Erleichterungen und Vorsichtsmaßregeln gönnte. Wiederholt stieg er nach Predigt und Bericht in überfüllter Kirche, noch ganz in Schweiß gebadet, auf den offenen Wagen, um in Gewitterregen und Sturm bei einbrechender Nacht zur nächsten Bahnstation zu fahren, weil er seine Ehre darein setzte, am nächsten Morgen um 8 Uhr wieder pünktlich zum Unterricht der Zöglinge im Missionshause zu sein. Es bildete sich langsam ein tückisches Halsleiden aus, das sich erst in einer zähen Heiserkeit und einem quälenden Husten äußerte. Im November 1862 überraschte er das Komitee mit der Nachricht, auf Grund des ärztlichen Gutachtens des Hausarztes, Geheimrat Bartels, müsse er um seine Entlassung bitten. Das Komitee bat ihn, jede ihm möglich erscheinende Entlastung vorzuschlagen. Wallmann riet darauf, eine eigene Kraft für die literarische Arbeit anzustellen und ihm die Schriftleitung der drei Blätter (Berichte, Missionsfreund und Hosiana) abzunehmen. Er schlug dafür in erster Linie den zurückgetretenen Leipziger Missionsdirektor D. Graul und den früheren Norddeutschen Missionsinspektor Brauer vor; als das Komitee gegen beide Bedenken geltend machte, wies er auf den jungen Oberlehrer Pfarrer Plath an dem Grandéschen Waisenhause in Halle hin. Dieser wurde denn auch berufen und trat als literarischer Mitarbeiter im Februar 1863 in Berlin ein. Er konnte nur noch einige Wochen mit Wallmann arbeiten. Im Frühjahr unternahm dieser eine längere Badekur erst in Ems, dann in Reichenhall. Aber kaum war er im August ins Missionshaus zurückgekehrt, da brach das Leiden mit heftigem Fieber und großer Mattigkeit wieder auf. Wallmann mußte sich mit gebrochener Kraft in seine Vaterstadt Quedlinburg zurückziehen, wo er sich zum Glück in den Jahren vorher auf dem väterlichen Gartengrundstücke in der Nähe des Bahnhofs ein behagliches Altenheim gebaut hatte. Hier verlebte er noch zwei schwere Jahre mit unwiderstehlich fortschreitendem Siechtum, bis ihn, den todmüden Mann, am zweiten Ostertage, 17. April 1865, ein sanfter Tod von der Halschwindsucht erlöste.

Direktorat Wangemanns.

1865 – 1894.

Obgleich Wallmann seit Jahren kränklich gewesen war, kam sein Ausscheiden dem Komitee überraschend; man hatte nicht rechtzeitig Umschau nach einem Nachfolger gehalten. Es zeigte sich auch bald, wie schwierig das war. Die beiden Inspektoren im Missionshause Krazenstein und Plath schienen trotz aller Anerkennung ihrer Begabung und ihrer selbstverleugnenden Treue für die Missionsleitung nicht in Betracht zu kommen. Ein eigentlicher Missionsmann, d. h. jemand, der sich bereits wissenschaftlich und praktisch in die Missionsfragen eingearbeitet hatte, wie es Wallmann gewesen war, schien nicht zur Verfügung zu stehen, wenigstens wurde man auf die beiden jungen Geistlichen Warnke und Grundemann, die damals nahe beieinander in Rottsch und Puoch Anfängerstellen inne hatten, nicht aufmerksam. Man hielt im nächsten Freundeskreise Umschau, da schien P. Straube in Falkenhagen bei Fürstenwalde, ein hervorragendes Mitglied des Anst-Gördeschen Kreises, in Frage zu kommen. Er hatte eine gute Organisationsgabe, hatte den Werderschen Bibelsezettler ins Leben gerufen und war auf dem Gebiete der Erbauungsliteratur tätig. Aber er lehnte ab. Man wählte, ohne ihn zuvor zu fragen, den jungen, in erster Begeisterung wirkenden Pastor H. Hoffmann in Halle; aber auch er hatte nicht die Freudigkeit, dem Rufe zu folgen. Wallmann empfahl P. Schwarzkopff in Wernigerode; allein für ihn entschloß sich das Komitee nicht. So hielt man weitere Umschau. Prof. Hengstenberg empfahl den reformierten Professor Held in Zürich warm; und daß der Vorschlag von dieser Seite kam, fiel natürlich stark ins Gewicht, auch standen die konfessionellen Reibungen gerade damals nicht im Vordergrund. Trotzdem hatte die Mehrzahl der Komiteeherren gegen die Wahl eines Reformierten als Leiter der überwiegend lutherischen Mission so schwere Bedenken, daß seiner Berufung vorläufig nicht näher getreten wurde. Oberhofprediger Roegel schlug P. Schwarzkopff in Rotterdam vor, aber auch für ihn fand sich keine Mehrheit des Komitees. Man dachte an den hochbegabten, innig frommen Pastor Braun in Gütersloh, glaubte aber wegen seiner

Kränklichkeit von ihm Abstand nehmen zu sollen. Man trug die Stelle dem Arnstädter Oberkonsistorialrat Drenkmann an, er lehnte aber ab. Man dachte an Pastor Ruhlo in Bahldorf, an die Pastoren Hohenthal-Weiskersau, Vorberg-Berlin, St. Bartholomäi und Hese-kiel-Posen. Schon wiederholt hatte P. G. Anst die Aufmerksamkeit auf den Camminer Seminaradministrator und Archidiaconus Wangemann gerichtet. Endlich, durch viele Enttäuschungen bereits in ziemlicher Verlegenheit, trat das Komitee mit diesem in Verbindung. Wangemann beriet sich auf dem Rittergute Roman bei seinem Freunde Andreae eingehend mit den ihm am nächsten stehenden Freunden und sagte unter dem 23. Mai 1865 zu. Am 21. Juni ward die Vocation für ihn ausgestellt. Am 8. Oktober wurde er in schlichter Weise nur im Kreise des Komitees und in Gegenwart der Missionszöglinge und Hausgenossen in sein Amt eingeführt; so hatte er selbst es gewünscht. In der nächsten Komiteesitzung am 17. Oktober wurde ihm der Titel „Direktor“ — neben den beiden „Inspektoren“ Krazenstein und Plath verliehen. In der nächsten öffentlichen Missionsstunde im Betsaale des Missionshauses wurde er dem Berliner Freundeskreise vorgestellt; er nahm dann bald Gelegenheit, sich in einem offenen Anschreiben in den Berliner „Berichten“ bei der größeren Missionsgemeinde einzuführen.

Hermann Theodor Wangemann war am 27. März 1818 in Wilsnack in der Priegnitz als Sohn eines Volksschullehrers geboren. Sein musikalisch hochbegabter Vater wurde später als Kantor und Subrektor nach Demmin berufen und erhielt dann auch den Titel „Musikdirektor“. Da es ihrer aber sieben Geschwister waren, vier Söhne und drei Töchter, so ging es im Elternhause ärmlich zu. Wangemann besuchte erst die Demminer Schule. Nach seiner Einsegnung stattete ihn sein Vater mit ganzen 50 Talern aus und schickte ihn damit auf das Graue Kloster in Berlin; er mußte sich mit Stipendien und Privatstunden kümmerlich durchschlagen. Von 1836—40 studierte er in Berlin Theologie und Philologie, wobei er besonders Neander nahe trat, dessen Famulus er lange war. Die akademischen Ferien benutzte er gern zu ausgedehnten Fußwanderungen. Am 23. Januar 1840 bestand er, erst 21 Jahre alt, die erste theologische Prüfung mit dem Prädikat „sehr gut“. Dann vor die Wahl gestellt, ob er in das Wittenberger Prediger-Seminar eintreten oder eine Hauslehrerstelle bei dem Obersten Wild in Bern annehmen solle, entschloß er sich für das Letztere, weil er, bisher

ganz in lutherischer Umgebung aufgewachsen, die Gelegenheit begrüßte, die reformierte Kirche der Schweiz in ihren besten Vertretern aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Besonders Schneddenburger und Hundeshagen boten ihm viel, auch mit dem damals in Bern weilenden Josias Bunsen trat er in nähere Beziehungen. Im Jahre 1844 machte er schnell hintereinander das zweite theologische Examen, die philosophische Doktorprüfung und das Oberlehrerexamen und trat als Rektor und Hilfsprediger sein erstes Amt in Wollin an. Im Jahre 1847 verlobte er sich auf einer Harzwanderung, übrigens derselben, auf der auch der junge Bismarck seiner späteren Gemahlin, Frä. von Puttkammer nähertrat, mit Frä. von Mittelstedt, die aber schon 1848 im ersten Kindbett starb. In Wollin erlebte er aus nächster Nähe die gerade von dort ausgehende lutherische Separation mit und wurde dadurch in die kirchlichen Kämpfe seiner engeren Heimat hineingezogen. Aus dem Luthertum hervorgegangen und in ihm mit voller Überzeugung wurzelnd, hatte er doch auch in der Schweiz einen tiefen, durch wissenschaftliche Studien verstärkten Eindruck von den Lebenskräften der reformierten Kirche erhalten und fühlte sich deshalb in der preußischen Union heimisch, vorausgesetzt nur, daß in ihr dem lutherischen Bekenntnis und Kirchentum eine ausreichende Bewegungsfreiheit zur Entfaltung ihres Wesens und Lebens gewährt wurde. Im Jahre 1848 folgte er einem Rufe als Seminardirektor und Archidiaconus nach dem nahe gelegenen Cammin und hatte dort in dem ihm innigst liegenden Berufe eines Bildners des Volksschullehrerstandes auf lutherischer Bekenntnisgrundlage und mit charaktervoller Frömmigkeit, daneben auch in einem reich entfalteten Gemeindeleben an der Seite des ihm freundschaftlich nahestehenden Superintendenten Meinhold anderthalb Jahrzehnte einer vielseitigen und befriedigenden Tätigkeit. Nachdem auch seine zweite Gattin, Hedwig von Blankenburg, nach viel Kränklichkeit, aber harmonischem Glück in der Ehe, 1857 gestorben war, heiratete er 1858 Helene Merensky, eine Schwester des bekannten Missionars, und in dieser Gemeinschaft erblühte ihm ein reiches Familienleben, das bis an seinen Tod ungetrübt war und ihm nach der Anstrengung der amtlichen Arbeit Erholung und Erfrischung gewährte. Seit der Begründung im Jahre 1849 war er ein eifriges Mitglied des „Pommerschen Lutherischen Provinzial-Vereins“, und die Vertretung des Luthertums im Rahmen der preußischen unierten Landeskirche wurde ihm um so mehr ein dringendes Anliegen, je

schroffer sich die außerpreussischen Lutheraner gegen die Union wandten. Wangemann setzte eindringende Studien an die Erforschung der Grundlagen der Union, speziell im Rahmen der pommerschen Landeskirche. Daraus erwuchsen schon damals seine „Sieben Bücher preussischer Kirchengeschichte“, „um — wie er sagte — durch tieferes Eingehen in die Quellengeschichte der Union und Separation seinen Blick noch weiter aufzuklären“. In diesem Zusammenhang übernahm er auch die Schriftleitung der lutherischen „Monatschrift“ und wurde dadurch der federgewandte und schlagfertige Wortführer der pommerschen Lutheraner, mit deren Führern wie Rnaß, Görde, Lenz, Meinhold ihn Bande inniger Freundschaft verknüpften. Die Heidenmission hatte bisher ziemlich an der Peripherie seines Gesichtskreises gelegen. Wenn also das Berliner Komitee erwog, daß Wangemann durch sein Ansehen in den lutherischen Kreisen innerhalb der Union, durch sein literarisches Geschick, seine vielseitige Begabung und seinen rastlosen Fleiß, wichtigste Eigenschaften für den Beruf eines Missionsleiters mitbrachte, so fiel andererseits für Wangemann und seine Freunde ins Gewicht, daß er seinen Seminarlehrerberuf, sein Pfarramt, seine literarische Arbeit und seine Stellung als Vorkämpfer des Luthertums vielleicht aufgeben oder wenigstens einschränken mußte, wenn er dem an ihn ergangenen Ruf Folge leistete. Er hat das Opfer gebracht, und er hat es nicht bereut. Auch an ihm wiederholte sich die oft gemachte Erfahrung, daß gerade der Missionsdienst geeignet ist, bedeutenden Persönlichkeiten zur vollen Entfaltung ihrer Anlagen Anregung und Spielraum zu gewähren.

Die fast drei Jahrzehnte Missionsdirektorat Wangemanns bilden einen großen Abschnitt der Berliner Missionsgeschichte für sich, der sich auch aus dem größeren Rahmen der deutschen Missionsgeschichte deutlich abhebt. Wangemann hatte beim Antritt des Direktorats die Brücken alter Studien und Liebhabereien hinter sich abgebrochen, um sich mit ganzer Kraft in die Missionsarbeit zu stürzen und alle seine Gaben in ihren Dienst zu stellen. Beteiligung an den kirchlichen Kämpfen, selbst an denen um das Luthertum in der preussischen Union, noch mehr an politischen Tagesfragen, waren fortan für ihn nur Episoden. Er war mit entschlossener Eingeseitigkeit Missionsmann, und zwar ganz speziell Berliner Missionsdirektor. Er suchte auch seine Missionsgemeinde zu der gleichen Willenskonzentration zu erziehen. Die Arbeiten der Berliner Mis-

sion sollten für sie „die“ Mission sein; an ihren Erfolgen und Freuden, an ihren Heimsuchungen und Sorgen lebendig teilzunehmen, das Hauptstück des heimatlichen Missionslebens. Man könnte es über dem Studium der Komiteeprotokolle und der Berliner Missionsberichte dieser drei Jahrzehnte zu Zeiten fast vergessen, in einer wie bewegten Zeit mächtig vorwärts strebender Entwicklungen sie hineingebettet waren: Auf der einen Seite politisch der glänzende Aufstieg Preußens, der Krieg mit Österreich 1866 um die Hegemonie in Deutschland, der Krieg 1870—71 mit dem Erbfeind im Westen und die Aufrichtung des Deutschen Reiches, das ungeahnte politische und wirtschaftliche Erstarken dieses jungen Reiches unter dem genialen Reichskanzler Fürst Bismarck. Auf der anderen Seite das allmähliche Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung als einer Kampforganisation, die sich mit leidenschaftlichem Haß wie gegen den Staat als den Hüter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, so auch gegen die Kirche und das Christentum als die Garanten dieses verhaßten alten Systems richtete und zumal in den Großstädten, besonders in Berlin, für den Austritt aus der Kirche Propaganda machte. Auf der dritten Seite die schnelle Ausweitung der Weltbeziehungen auch für den bisherigen Kontinentalstaat Deutschland, die Begründung der großen Schifffahrtslinien von Hamburg und Bremen usw. Die überraschend schnelle Aufschließung des äquatorialen Afrika seit der epochemachenden Durchquerung Afrikas durch Henry Stanley 1875—77, die in der Mitte der achtziger Jahre einsetzende Aufteilung erst Afrikas, dann auch aller „herrenlosen“ Länder der Erde rißen auch Deutschland in den Strudel der Weltpolitik hinein und schufen das deutsche Kolonialreich. Sie gaben damit auch der deutschen Missionsbewegung neue Perspektiven und starke neue Anregungen. Man könnte so vielleicht diese drei Jahrzehnte in drei Abschnitte teilen: 1865—70 der Aufstieg Preußens, 1871—84 das innere und äußere Erstarken des Deutschen Reiches und Volkes und 1884—94 die Sturm- und Drangperiode der kolonialen Ära. Diese Einteilung würde auch insofern angemessen sein, weil in den Anfang des ersten der drei Abschnitte Wangemanns erste große südafrikanische Inspektionsreise 1866—67 und an den Anfang des dritten Abschnitts 1884—85 seine zweite Visitationsreise fällt, die tiefere Einschnitte in die Entwicklung unserer Missionsgeschichte darstellen als irgendwelche sonstige Einzelereignisse. Trotzdem verzichten wir auf eine solche Einteilung, weil wir glauben, daß die großen Ent-

wicklungslinien deutlicher heraustreten, wenn wir die drei Jahrzehnte als etwas Einheitliches behandeln.

Wangemanns erste Aufgabe war, sich in die ihm bis dahin fremde Materie der Mission und zumal in alle Verhältnisse der Berliner Mission gründlich einzuarbeiten. Es kam ihm dabei seine wahrhaft eiserne Arbeitskraft zustatten. „Seit dem Tage, da er sein Missionsamt antrat,“ so urteilt sein Biograph Petrich, „hat er sein ganzes Herz in diese Arbeit hineingelegt, und man merkte es ihm an, daß er nichts lieber wollte, als seine Kräfte in solchem Dienste zu verzehren. Wangemanns Direktorat ist überhaupt nicht zu verstehen ohne seinen eisernen Fleiß und eine körperliche Leistungsfähigkeit, wie sie wohl nur ganz selten anzutreffen ist. Er war ein Frühaufsteher, der mit erstaunlich wenig Schlaf auskam, und hatte, wenn andere an die Arbeit gingen, schon mehrere Stunden geschäftsteltelt oder Briefe geschrieben. Er hätte nicht in dem Grad drei Jahrzehnte hindurch alle Fäden des sich daheim und draußen so weit ausdehnenden Werkes in seiner Hand zu halten und daneben noch in die kirchlichen und politischen Kämpfe kraftvoll eingzugreifen vermocht, wenn er nicht eine schier unbezwingliche Arbeitskraft besessen hätte.“ So studierte er gleich im ersten halben Jahre fast das ganze Berliner Missionsarchiv durch. Afrikanische Briefe kosteten damals je nach der Abgelegenheit der Station 15—25 Silbergroschen Porto. Die Missionare benutzten deswegen das dünnste Papier und vielfach eine wahrhaft mikroskopische Schrift. Um so anstrengender war für den ohnehin kurzsichtigen Direktor die anhaltende Lektüre dieser hunderte von vergilbten Briefen. Schon im April 1866 legte er dem Komitee seine Pläne für eine südafrikanische Visitationstour vor. Er ließ sich eine Vollmacht, ähnlich der, wie sie Superintendent Schultheiß besessen hatte, ausstellen und bedang sich aus, einmal, daß er befugt war, wenn er es an Ort und Stelle für nützlich und notwendig erfand, einen oder mehrere Superintendenten einzusehen;*) auf der anderen Seite, daß das Komitee während seines Aufenthaltes in Südafrika alle etwa einlaufenden Anträge

*) Nur vorübergehend ermog das Komitee den Gedanken, wieder wie im Falle Behmüller einen oder mehrere Superintendenten in Deutschland zu suchen. Aber ob ein oder mehrere Superintendenten in Südafrika eingesetzt werden sollten, für welche Gebiete und mit welchen besonderen Befugnissen, wurde dem ausreisenden Direktor anheimgestellt.

an ihn weitergab und prinzipielle Entscheidungen nicht vor seiner Rückkehr treffe.

Wangemanns erste Visitationsreise vom Juni 1866 bis Weihnachten 1867 war ein entscheidendes Ereignis nicht bloß in der Berliner Missionsgeschichte, sondern im deutschen Missionsleben überhaupt. Im Berliner Komitee kannte niemand weder die Missionsarbeit noch speziell die Berliner Missionsstationen aus eigener Anschauung. Inspektor Wallmann hatte, wie wir sahen, eine solche Visitationsreise als überflüssig und unfruchtbar abgelehnt. Trotzdem war das Bedürfnis nach einer solchen geradezu brennend geworden. Persönliche Schwierigkeiten zwischen Posselt und Döhne in Natal ließen sich kaum anders als durch eine gründliche persönliche Bekanntschaft mit beiden Männern lösen. Bereits im Herbst 1864 hatte Pastor Burkhart in Schönewalde den Vorschlag gemacht, daß er auf eigene Kosten alle Berliner Stationen in Südafrika besuchen wolle, und hatte sich nur vom Komitee ein Kommissorium ausgebeten. Das Komitee hatte mit Recht Bedenken getragen, diesem Antrage Folge zu geben. Burkhart besaß keine ausreichende Kenntnis des Holländischen und Englischen, ohne die man in Südafrika nicht wohl auskommen kann. Außerdem schienen das ihm zur Verfügung stehende Geld und die etwa von den Behörden zu erreichende Urlaubszeit für eine so ausgedehnte Reise nicht ausreichend. Das zuständige Magdeburger Konsistorium wagte sich auch nicht dafür zu verbürgen, daß Burkhart weitsichtig und weise genug sei, um im Notfalle im Auftrage des Komitees wichtige Sachen zur Entscheidung zu bringen. So zerstückte sich dieser Plan, ohne jedoch den trefflichen Pastor Burkhart der Berliner Mission zu entfremden, so daß er kurze Zeit darauf hundert englische Pfund für eine spätere Inspektionsreise stiftete. Wangemann ist auf allen Stationen mit größter Liebe und mit allem damals nur denkbaren afrikanischen Komfort empfangen und geleitet worden. Aber dabei war doch die schwerfällige Ochsenwagenreise über 650 deutsche Meilen mit all ihren afrikanischen Reiseabenteuern und Geduldsproben, mit den unkenntlichen Wegen und unpassierbaren Flüssen, mit den vielfach kalten Nachtlagern unter freiem Himmel nicht zu umgehen. Und schließlich war der Reisende für die Beförderung, wenn das Pensum erledigt werden sollte, vielfach auf Reiten angewiesen. Tagesritte bis zu zwölf deutschen Meilen wurden gemacht, was für den angehenden Fünfziger, der nie früher auf dem Pferde, dagegen sein Leben lang

hinter dem Schreibtisch gegessen hatte, trotz der Zähigkeit der afrikanischen Pferde und der Rücksichtslosigkeit der dortigen Reiterei eine große Leistung war. Neben der eigentlichen Revision der Stationen wurden Konferenzen mit den zusammengerufenen Missionaren abgehalten, auf welchen die verschiedensten, oft seit langem schwebenden Fragen zur Erledigung kamen. Da galt es, äußere Organisationsangelegenheiten, Stationserweiterungen, kaufmännische Unternehmungen u. dgl. zu ordnen und Probleme der inneren Ordnung, wie Stationsabgaben und Gemeindefucht, zu lösen. Es mußte alles besprochen und bestimmt werden, was auf das Endziel einer wirklich gesunden Missionsarbeit hinstrebte, nämlich nicht nur christliche Gemeinschaften zu gründen, sondern diesen auch so viel eigene Lebenskraft zu geben, daß sie sich selbst erhalten können. Die persönlichen Angelegenheiten der Missionare waren ebenfalls besonders gründlich zu erledigen. Die Verhandlungen des „großen Lehrers“ mit den Häuptlingen waren von besonderer Wichtigkeit.

Als Wangemann heimgekehrt war, konnte der Präsident in der nächsten Generalversammlung das Ergebnis der Reise dahin zusammenfassen, daß infolge der Inspektion nunmehr alle örtlichen und alle persönlichen Licht- und Schattenseiten des Missionsfeldes wie ein aufgeschlagenes Buch vor den Augen des Komitees lägen. Durch Einrichtung von Superintendenturen sei die Organisation der afrikanischen Arbeit gefördert; durch Abmachungen mit französischen und Hermannsbürger Missionaren die baldige Herausgabe des Neuen Testaments in der Sulu-Sprache gesichert; alte persönliche Schäden und Mißstände seien beseitigt, neue Stationen und Außenstationen seien gegründet und vor allem sei die Überzeugung gewonnen, daß der bisher betretene Weg des Missionswerkes der richtige gewesen sei und weiter verfolgt werden müsse.

Für Wangemann begannen nun siebenzehn Jahre der Ausnutzung, Vertiefung und Fruchtbarmachung der missionarischen Erfahrung — die hohe Zeit seines Missionsdirektorates. Zunächst stellte er seine fleißige und gewandte Feder in den Dienst seiner Missionsarbeit. Schon vor seiner Ausreise hatte er einen besonders ausführlichen Jahresbericht für 1866 geschrieben, und „an alle Missionsfreunde und Hilfsvereine derjenigen Kreise, die geographisch und geschichtlich mit der Berliner Missionsgesellschaft in Verbindung stehen“ gesandt, damit „jeder Missionsfreund mit Benutzung der beigelegten Übersichtskarte und Tabellen sich einen ganz klaren Blick in diese Mis-

sionsarbeit in Südafrika verschaffen könne“. Kaum nach Berlin zurückgekehrt, übernahm er die Redaktion der monatlichen Missionsberichte und verwandte auf sie fortan ein gut Teil seiner Zeit und Kraft und literarischen Kunst. Er hatte dazu in jedem Jahre zwischen drei- und viertausend Seiten oft schlecht und eng geschriebener Manuskripte sorgfältig durchzustudieren, und es war sein Absehen, daß die Missionsgemeinde auf allen Berliner Missionsstationen heimisch werde und an den großen und kleinen Erlebnissen, an den schwebenden Fragen, auch an den Schwierigkeiten und Sorgen persönlichen Anteil nehme. Er berichtete deshalb oft mit großer Ausführlichkeit und einer liebevollen, nicht selten breiten Kleinmalerei. Daneben erschienen 1868 und 1869 die beiden Reisebücher: „Ein Reisejahr in Südafrika“ und „Reise durch das gelobte Land“. Besonders das erste war ein durchschlagender Erfolg. Es war das erste Mal, daß ein Augenzeuge der Berliner Missionsgemeinde von ihren Stationen in dem fernen geheimnisvollen Erdteile in maßgebender Weise berichtete, noch dazu mit einer volkstümlichen Anschaulichkeit und einer erwecklichen Kraft, die das Buch noch heute zu einer anziehenden Lektüre machen. Literarisch vielleicht noch bedeutender waren sein „Maleo und Sekutuni“ und die „Lebensbilder aus Südafrika“. Die beiden heidnischen Häuptlinge Maleo und Sekutuni, die gerade in jenen Jahren eine so entscheidende Rolle in dem romantischsten Abschnitt der Berliner Missionsgeschichte gespielt haben, wurden mit geradezu photographischer Deutlichkeit vor die Augen gestellt. In den „Lebensbildern“ kam eine solche Fülle und ursprüngliche Frische echt afrikanischen Lebens und der neuschaffenden Kraft des Evangeliums zur Darstellung, daß man sich hier wie in einen Maimorgen jungen, frisch sprudelnden christlichen Lebens versetzt glaubte. So unmittelbar frisch und schön ist der deutschen Missionsgemeinde nur ganz selten wieder ins Herz geschrieben worden. In den Jahren 1872 bis 1877 ließ Wangemann seine große, vierbändige „Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft“ ausgehen, die noch heute eine Fundgrube für das Spezialstudium der einzelnen Berliner südafrikanischen Missionsgebiete ist. Dies Werk ist vielfach nicht mehr mit der frischen Unmittelbarkeit jener mehr volkstümlich gehaltenen Bücher abgefaßt, bietet dafür aber eine große Fülle von Material, das allerdings in den letzten Bänden, zumal in demjenigen über Transvaal, nicht mehr ausreichend durchgearbeitet ist. 1881 veröffentlichte Wangemann ein weiteres Buch „Südafrika und seine Bewohner“, das nicht nur für

den engeren Kreis der Missionsfreunde bestimmt war, sondern allgemein über die geographischen, völkertundlichen, wirtschaftlichen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse Südafrikas orientieren sollte. Es besteht aus vier selbständig nebeneinander stehenden Aufsätzen, von denen die ersten beiden 1879 und 1880 anlässlich des Krieges der Engländer gegen Ketschwayo in der „Konservativen Monatschrift“ erschienen waren, und die beiden andern 1881 bei Gelegenheit der Erhebung der Buren gegen die englische Herrschaft hinzugefügt wurden. Beigegeben ist ein großer Bilderatlas und eine neu gezeichnete Karte Südafrikas. Selbstverständlich ließ er, von der zweiten afrikanischen Visitationsreise zurückkehrend, 1885 „Ein zweites Reisejahr in Südafrika“ ausgehen. Das gab also in Verbindung mit den regelmäßigen „Berichten“ eine ganze Literatur über die Berliner Missionsarbeit. Und Wangemann erwartete von den angeschlossenen Freundeskreisen, daß sie die ihnen so zur Verfügung gestellte Literatur auch allseitig durcharbeiteten.

Er war auch unermüdlich tätig, persönlich auf Missionsfesten und Konferenzen die Sache seiner Berliner Mission zu vertreten. Besonders damals, in den Jahren seiner frischen Kraft, war er ein bedeutender Berichterstatter, ein wundervoller Erzähler. Er sorgte auch dafür, daß möglichst in jedem Jahre wenigstens zwei afrikanische Missionare zur Hilfe in der heimatlichen Berichterstattung heimbe-rufen wurden, und er suchte sich dazu die tüchtigsten Männer aus: Merensky, Knothe, Grünher, Glöckner, Posselt und andere. Vor allem reiste er selbst. Am liebsten sollten bis zum ersten Mai alle Wünsche für die Missionsfeste des kommenden Sommers eingereicht sein. Dann stellte er sich — zumal für die Ferienzeit — auf fünf bis sechs Wochen einen Reiseplan zusammen, der ihn abwechselnd durch alle sechs östlichen preußischen Provinzen führte, und dann ging er alle paar Jahre gern noch auf einen Monat zu Missionsfesten und -stunden nach Litauen, wo er einen besonders treuen und opferwilligen Kreis mit hingebender Liebe pflegte. Diese ausgedehnten Missions-Predigtreisen, in denen er in der Regel täglich zweimal zu predigen und sonst noch im kleinen Kreise unendlich viel zu erzählen hatte, waren seine Ferienerholung. Es war damals eine große Zeit der Missionsfeste; es wurden ihrer in den östlichen Provinzen noch nicht gar viele abgehalten. Größere waren es kaum mehr als 40—50 im Jahre; aber viele unter ihnen wie die in Jarben, im Schrey bei Garz, in Blönsdorf, auf der Elsenau bei Magdeburg

u. a. waren richtige Volksfeste, von denen starke geistliche Anregungen ausgingen. Daneben wurden die schon früher gepflegten Missionspredigtreisen wieder aufgenommen, bei denen in der Regel von zwei Predigern oder Missionaren eine ganze Synode Parochie für Parochie durchzogen wurde. Diese Kleinarbeit konnte in der Regel nicht vom Missionshause selbst geleistet werden; da übernahmen missionseifrige Pastoren die Hauptlast, allen voran Pastor Dietrich-Breitungen, Pastor Luze-Kohrlach, Pastor Berthold in Pontwig und Pastor Böttcher-Wildberg.

Ein großes Gebiet fruchtbarer Arbeit, auf dem seine besondere Begabung zur Geltung kam, eröffnete sich dem Direktor in der Schaffung der Organisationen, der Lebensformen, in welchen die Arbeit draußen und daheim wachsen sollte. Schon 1869 hatte er der Missionsgemeinde eine „Denkschrift über Aufgabe, Arbeit, Segen und Bedürfnisse der Berliner Missionsgesellschaft“ vorgelegt, auf die er in den Berichten 1870 eine „Kurze Geschichte der inneren Entwicklung der Berliner Missionsgesellschaft“ folgen ließ. Diese Form von zum Teil ausführlichen, manchmal geradezu zu Broschüren oder Büchern angeschwollenen „Denkschriften“ war überhaupt die von ihm fortan bevorzugte Form, in welcher er die ihn beschäftigenden Fragen, sei es dem Komitee oder der Missionsgemeinde, vorlegte.

Es lag in der Struktur der in dem Kirchenboden der östlichen preußischen Provinzen wurzelnden Berliner Mission, daß Wangemann geneigt war, wieder an die Überlieferung Pehmöller's und Schultheiß' anzuknüpfen und Superintendenten auf dem Missionsfelde einzusetzen. Das Berliner Komitee setzte sich größtenteils aus frommen, hohen Staatsbeamten und Pastoren zusammen, denen ein sorgfältiges, bis ins Einzelne gewissenhaftes Regiment selbstverständliche Pflicht war; dem entsprach aber draußen nicht eine einheitliche Konferenzordnung mit mehr oder weniger demokratischer Gleichberechtigung der Missionare, sondern eine einheitliche Vertrauensinstanz des Komitees als dessen ausführendes Organ und Vermittler der gesamten Berichterstattung und Geldverwaltung. So arbeitete Wangemann 1875 eine „Superintendentur- und Synodalordnung“ aus, die nach sorgfältiger Beratung im Komitee in Kraft trat. Allerdings fand sie in Südafrika bei den Missionaren erheblichen Widerspruch; einige, wie besonders Kühn, entwickelten schwere, prinzipielle Bedenken. Es kam aus diesem Anlaß — es

war wohl nur der äußere Anlaß zum Ausbruch einer bereits länger vorhandenen Krise — zu einem lebhaften Widerspruch gegen die Missionsleitung und speziell gegen den allerdings wohl reichlich patriarchalisch regierenden Direktor. Der Gegensatz äußerte sich vielleicht dem Temperamente der Missionare entsprechend in verschiedener Form, bei dem einen als passiver Widerstand bis zur Einstellung der amtlichen Berichterstattung, bei dem andern in einer groben, unehrerbietigen Tonart der Schreiben, bei dem dritten in langatmigen theoretischen Auseinandersetzungen. Jedenfalls empfand das Komitee die Stimmung des Gegensatzes gegen seine Leitung so stark, daß es den Brüdern auf das ernstlichste ins Gewissen redete. Es forderte sie auf, ihre Einwände ausführlich darzulegen und suchte, auf ihre Gravamina eingehend, mit den abweichend urteilenden Brüdern zu verhandeln. Bei manchen Missionaren lag hinter dem Widerspruch doch wohl mehr die süße Gewohnheit der Unabhängigkeit weit entfernt von dem Sitze der Missionsverwaltung; dazu kam bei der damals in Südafrika noch fast überall, besonders in Transvaal, bequemen Gelegenheit, eine eigene Farm zu gründen oder sich sonst eine eigene Existenz zu schaffen, der Widerwille gegen die Einspannung in ein straffes Missionsregiment. Trotzdem ist die Durchführung der Superintendentenordnung für das nächste Vierteljahrhundert ein Gewinn für die Berliner Missionsarbeit in Südafrika gewesen und hat zu ihrer Konsolidierung und einheitlichen Durcharbeitung wirksam beigetragen, zumal die Superintendenten tüchtige und erfahrene Männer waren wie August Schmidt im Kaplande (1857—94), Merensky (1860—82) und Rauhaus (1860—1903) in Süd-Transvaal, Grünher im Oranje-Freistaate (1859—1908), Knothe (1860 bis 1892) in Nord-Transvaal, Posselt in Natal (1847—85) und Kropf (1848—1910) in Kaffraria.

Noch wichtiger war es für Wangemann, im Lichte der reichen, während eines Vierteljahrhunderts gesammelten Erfahrungen und der unmittelbaren Anschauung von dem Missionsfelde und der Missionsarbeit eine neue Missionsordnung aufzustellen. Wir erinnern uns, daß 1859 Wallmann die alte Missionsordnung von 1837 unter dem Titel „Anweisung für die Missionare“ neu bearbeitet hatte. Sie reichte für die nach allen Seiten hin ausgedehnten Missionsverhältnisse so wenig mehr aus wie ein Paar Kinderschuhe für einen im frischen Wachstum stehenden Jüngling. Wangemann arbeitete eine neue große

„Missionsordnung der Berliner Gesellschaft“ aus, die dann vom Komitee in zahlreichen Sitzungen gründlich durchberaten und im Jahr 1882 offiziell herausgegeben wurde. Es ist dies auch in der Form das fleißigste und für die Mission vielleicht bedeutungsvollste Werk Wangemanns. Sie ist bis heute in Kraft, wiewohl die seither so veränderten Verhältnisse schon seit einem Jahrzehnte eine vollständige Neubearbeitung und Umgestaltung zu einer dringenden Aufgabe gemacht haben. Damals war die „Missionsordnung“ eine hervorragende Leistung.

In den letzten Lebensjahren beschäftigte Wangemann vor allem die Frage einer besseren Organisation und einheitlicheren Zusammenfassung des heimatlichen Missionslebens. Er hatte bei seinem Dienstantritt 259 Hilfsvereine übernommen, und deren Zahl und die noch größere der Frauen-Hilfs- und Nähvereine war seitdem von Jahr zu Jahr gewachsen. Aber freilich, viele unter diesen Hilfsvereinen waren tot oder machten wenigstens dem Komitee ernste Sorge. Schon 1864 hatte das letztere wieder einmal ein „Verzeichnis“ der sämtlichen Hilfsvereine aufgestellt, die reorganisiert werden sollten. Vom Greifswalder hatte man seit 1856 nichts mehr gehört. Vom Groß-Tychower nahm man an, daß er sich vielleicht mit dem in der Belgarder Synode verschmolzen habe; von den Hilfsvereinen in Callies, in Bandekow, in Pleßten hatte man seit 1862, von dem in Grätz seit 1856, von dem in Schloppe seit 1854 nichts wieder gehört. Der in Bielwiese war 1859 durch Versetzung des Pastors Crüger, der in Schönbrunn gleichfalls seit 1859 seit dem Abgang des Pastors Maydorn eingeschlafen, der in Schkeuditz führte seit 1863 seine Gaben nur noch an die Gohnersche Mission ab. Die Erhaltung der Gemeinschaft mit den Hilfsvereinen und deren Belebung war eine der dringenden Aufgaben der heimatlichen Missionsleitung. Nun hatte Pastor D. G. Warned von Rothen-schirmbach aus 1879 die Sächsische Missionskonferenz gegründet als ein Organ zur planmäßigen Pflege eines intergesellschaftlichen Missionslebens unter weltweiten Gesichtspunkten, so daß nicht mehr der Gesellschaftspartikularismus, sondern der Reichsgottes-Universalismus gepflegt werden sollte. Das Vorbild Warneds und die mächtig anspornende Wirkung, die von ihm ausging, zündeten auch in den anderen Provinzen und führten zur Begründung von Missionskonferenzen in Brandenburg (1882), Schlesien (1884), Pommern (1885) und Posen (1893). Wangemann sah, von seinem Stand-

punkt aus ist das begreiflich, in dieser Verwischung der konzentrierten Einstellung auf das Interesse der Berliner Missionsgesellschaft eine dringende Gefahr für sein heimatliches Hinterland. Er suchte ihr in seiner Weise dadurch zu begegnen, daß er in den einzelnen Provinzen den Versuch anregte, die Hilfsvereine zu Provinzialverbänden oder provinziellen Vereinen zusammenzuschließen. Schlesien ging auf Anregung des Pastors Brudisch in Grünhartau mit gutem Beispiel voran. Er wollte einen Provinzialverein für die Berliner Mission stiften. Das Komitee billigte den Plan (1887) und hoffte dadurch eine engere Verbindung unter den schlesischen Hilfsvereinen herzustellen, wenn es sich auch dem Bedenken nicht verschloß, das zumal Pastor Thomas in Rensikow geltend machte, es sei unweise, zwischen dem Komitee und den Hilfsvereinen ein neues Organ einzuschieben, da man nicht wissen könne, ob dasselbe die lebendige Verbindung zwischen der Berliner Zentrale und den Hilfsvereinen nicht mehr stören als fördern würde. In Brandenburg suchte ebenso Pastor Böttcher, damals in Garz, einen provinziellen Missionsverein zu gründen und lud die Vertreter aller Hilfsvereine zu einer ersten Sitzung zur Beratung der Satzung nach Frankfurt a. O. ein. Wangemann faßte diese Bestrebungen 1883 in einer Denkschrift über den Ausbau der heimischen Missionsgemeinde zusammen. Solche Provinzialverbände sind dann auch in den folgenden Jahren in Pommern, Posen und Sachsen gegründet, in Pommern unter dem Vorsitz von Superintendent Friedemann in Greifenberg, in Posen 1894 unter Konsistorialrat Borgius-Posen, in Sachsen unter Pastor Dietrich-Breitungen. In Brandenburg regte man eine Einteilung der Hilfsvereine in Bezirke unter Obmännern an, die man versuchte, zu Konferenzen zusammenzufassen, denen man auch die Hilfsvereinsakten des Berliner Archivs zu ihrem Studium zur Verfügung stellte. Doch hat sich diese Einrichtung damals nicht sonderlich bewährt. Wichtiger war es, daß 1889 die Vorsitzenden der Provinzialverbände das Recht bekamen, gastweise an den Sitzungen des Komitees teilzunehmen; 1892 wurden sie ausdrücklich vom Komitee als Mitglieder kooptiert. Es wurden auch die Ausgaben der Provinzialverbände auf die Hauptkasse übernommen und den Hilfsvereinen empfohlen, an dieselben je einen Jahresbeitrag von 3 Mark zu zahlen, ohne jedoch ihre Zugehörigkeit von der Zahlung dieser Summe abhängig zu machen.

Als Wangemann eintrat, hatte sich die eigentliche Missions-

leitung in einer schwierigen Lage befunden. Wallmann hatte es vorgezogen, den Schwerpunkt derselben in den „Engeren Ausschuß“ zu legen, der in der Regel in jedem Monat zweimal, im Bedürfnisfalle auch noch öfter zusammentrat. An seiner Spitze stand erst der Oberkonsistorialrat Cappell, seit seiner Erkrankung nahm der Präsident der Gesellschaft, Erz. Goeke, regelmäßig an den Verhandlungen teil und führte meist den Vorsitz, 1860 wurden Geheimrat Schede und Pastor Schulz zugewählt und dem ersteren der Vorsitz übertragen. Schede war sehr gewissenhaft, hatte aber eine starke Neigung zur Melancholie und deshalb zu einer trüben Beurteilung der Verhältnisse und Personen, die seine Entschlüsse beeinflusste und seine Entschlußfähigkeit hemmte. Nun empfand es auf der einen Seite Präsident Goeke stark als eine Unregelmäßigkeit, daß er, obgleich eigentlich nicht zum „Engeren Ausschuß“ gehörig, tatsächlich meist die Entscheidung in seinen Beratungen herbeiführte, ohne doch in der Lage zu sein, sich über alle Geschäfte auf dem Laufenden zu erhalten. Andererseits empfand man es in den Kreisen des Komitees stark, wie in seinen Kreisen das lebendige Interesse an der Missionsleitung und vielleicht noch mehr die Sachkenntnis in Missionsfragen schnell abnehme. Das Komitee hatte sich ja die Besetzung aller Stellen, die Prinzipienfragen, die Gründung neuer Stationen, die Inangriffnahme neuer Gebiete und die Entscheidung der ihm etwa vom „Engeren Ausschuß“ vorgelegten Sachen vorbehalten. Allein es hatte eben die eigentlich laufende Arbeit aus der Hand gegeben; das vorbehaltene Arbeitspensum reichte bei der damaligen Beschränkung der Arbeit für eine Körperschaft, die aus viel in Anspruch genommenen Personen bestand, nicht aus. Eine gewisse Krise wurde durch den aus Wallmanns Inspektorat übernommenen und nicht erledigten Konflikt zwischen den Missionaren Posselt und Döhne in Natal herbeigeführt. Der „Engere Ausschuß“ hatte nach langen, eingehenden Beratungen beschlossen, Posselt abzusetzen; das Komitee war aber mit 8 gegen 7 Stimmen diesem Beschlusse nicht beigetreten, sondern hatte eine neue Untersuchung der Angelegenheit gefordert. Der „Engere Ausschuß“ hatte daraufhin beantragt, ihn entweder ganz aufzuheben oder wenigstens vier seiner Mitglieder, das heißt fast das ganze Gremium außer den beiden Inspektoren Krahenstein und Plath, neu zu wählen, „damit er mit dem Komitee in den wichtigsten Fragen der Disziplin und Kirchenleitung wieder in Einklang stehe“. In diesem Augenblick trat Wangemann ein und

pfllichtete dem Komiteebeschlusse auf neue Untersuchung der Angelegenheit bei, zumal sich dazu bei seiner demnächstigen Anwesenheit in Südafrika gute Gelegenheit bot. Er sah gleich an diesem konkreten Falle, wie schwierig seine Leitungsarbeit mit zwei, möglicherweise in wichtigen Fragen einander widersprechenden Gremien sei; er ließ den „Engeren Ausschuß“ ohne Aufsehen eingehen. Er wurde zu keinen Sitzungen mehr einberufen; das Komitee trat wie selbstverständlich wieder in die ihm gebührende Stellung als die eigentliche Leitungsinstanz ein und hat sie in der Hauptsache bis zur Gegenwart erhalten. Allerdings traten nun einige ältere Mitglieder desselben aus, die wegen der Überlast anderer Arbeit an den Komiteesitzungen nicht glaubten regelmäßig teilnehmen zu können;*) auch der dem gehobenen Handwerkerstande angehörende Malermeister Westphal, der in früheren Jahren ein eifriges Mitglied gewesen war, schied aus.

Im ganzen hatte während des Direktorats Wangemanns das Komitee eine große Stetigkeit. Präsident war noch bis 1875 der hoch angesehene, in der Mitarbeit an der Mission ergraute Obertribunalspräsident Aug. Wilh. Goeke, Erz., der dem Komitee seit 1837 angehörte. Ihm folgte im Präsidium der auch schon hoch betagte Obertribunalspräsident von Rohr 1875—84, († Dez. 1888), in dessen Wohnung meist die Komiteesitzungen stattfanden. Während der nächsten acht Jahre waren die führenden Persönlichkeiten im Komitee der Unterstaatssekretär Dr. von Jakobi, Erz., der 1884—86 Präsident war; und der 1871 in das Komitee eingetretene Kammergerichtspräsident Rathmann, der 1887—92 Präsident war. Beide blieben bis an ihren Tod (Dr. von Jakobi † 1903, D. Rathmann † 1909) treue und erfahrene Mitglieder des Komitees, deren Botschaft stets schwer ins Gewicht fielen. Als D. Rathmann 1892 wegen des Übermaßes seiner amtlichen Arbeit das Präsidium niederlegte, war das Komitee zum ersten Male in wirklicher Verlegenheit, weil es in seinem Kreise eine geeignete Persönlichkeit für das verantwortungsvolle Amt nicht fand. Nach langen Verhandlungen, in denen man an verschiedenen Türen vergeblich angeklopft hatte, wurde der pensionierte Landrat von Gardelegen, Geheimrat Jakob von Gerlach auf Bollenstier in der Altmark gewählt, zum ersten Male ein nicht in Berlin wohnhafter Präsident, und man war nicht ohne Sorge, ob durch die Abwesenheit des Präsidenten von Berlin der Geschäfts-

*) So 1878 die Pastoren Biethe, Borberg, Rußlo, Schulze-Charité.

gang nicht ungebührlich erschwert werde. Dafür brachte aber von Gerlach die bewährte Missionsliebe und die reiche Missionserfahrung seiner mit der Berliner Mission von den Anfängen an auf das engste verbundenen Familie mit. Neben den Präsidenten traten die meist zwei Vizepräsidenten zurück;*) sie hatten ebenso wie die anderen Juristen des Komitees eine Unmenge selbstverleugnender Kleinarbeit in der Stille zu leisten, Verhandlungen mit allen möglichen Behörden in juristischen und geschäftlichen Angelegenheiten, Bearbeitung der oft verwickelten Testaments- und Legatenfragen, die Grundbesitzangelegenheiten in Südafrika**) u. dgl. mehr. Die den höheren Beamtenkreisen angehörigen Juristen bildeten die eine Gruppe von Komiteemitgliedern, Berliner positive Geistliche eine zweite; sie waren mit ihrer Kenntnis des heimatischen Missionslebens und mit ihrer Erfahrung in kirchlichen Fragen unentbehrlich; sie haben aber doch im allgemeinen aktiv weitaus nicht so lebhaften Anteil an der praktischen Arbeit genommen, als manche Geistliche in früheren Jahrzehnten. Als eine dritte Gruppe galten einige Kaufleute dem Komitee als unentbehrlich. Schon als der treue, alte Geheimrat Fode 1864 das Schatzmeisteramt niederlegte († 1867), das er 25 Jahre verwaltet hatte, befand sich das Komitee in Schwierigkeit. Während dieses Vierteljahrhunderts war die Finanzverwaltung mit der steigenden Ausdehnung der Arbeit, der Vermehrung der Einnahmen, der Anlegung von Kaufgeschäften in Südafrika und der Bewirtschaftung des ausgedehnten südafrikanischen Grundbesitzes ungemein verwickelt und verantwortungsvoll geworden. Es fanden sich nicht leicht Männer, die diese Bürde aus Missionsliebe zu übernehmen bereit und zu tragen fähig waren. Während 15 Jahren ging das Schatz-

*) Vizepräsidenten waren von Schlicmann, Schöbe, Kammergerichtsrat Bauck, Kammergerichtspräsident Rathmann, Generalsuperintendent Braun. Später verlor dies Amt seine Bedeutung.

**) Wieviel Schwierigkeiten die Abwicklung der glücklicherweise zahlreich eingehenden Legate verursachte, wird sich jeder mit derartigen Vermächtnissen an fromme Stiftungen Vertraute denken können. Aber auch die Grundbesitzverhältnisse in Südafrika gaben immer vor neuem viele mühsame Arbeit. Das Komitee ließ nicht locker, bis alle Grundstücke soweit als möglich vermessen, abgesteckt und richtig im Kataster eingetragen waren und die Abschriften der Urkunden im Berliner Tresor lagen. In Transvaal, zumal im Norden des Landes, waren meist die Plätze auf den Namen der Missionare eingetragen und ihr Besitzstand unsicher. Der Kampf um den Besitz einiger Stationen, wie Pniel war geradezu eine durch Jahrzehnte sich hinziehende Leidensgeschichte.

meisteramt aus einer Hand in die andere; der 1864 gewählte Oberst von Bonin, erhielt 1866, als er in den Krieg zog, in dem Lederhändler Kampfmeyer einen Mitarbeiter; dieser übernahm 1868 die Schatzmeistergeschäfte selbständig und gab sie 1878, kurz vor seinem Tode, an den zu diesem Zwecke in das Komitee gewählten Kaufmann Schubert ab, der aber auch schon 1879 starb. Nun wurde der 1872 in das Komitee eingetretene Kaufmann Julius Schlunf 1879 zunächst vorläufig zum Schatzmeister, der Postmeister Meinede zu seinem Stellvertreter gewählt; man sah beides als Provisorium an und schaute in verschiedenen Richtungen nach geeigneten Persönlichkeiten aus. Schlunf nahm inzwischen mit Umsicht und Tatkraft die Schatzmeistergeschäfte in Angriff und unterzog die beiden Kaufgeschäfte der Gesellschaft in Amalienstein und Botschabelo einer gründlichen Prüfung. Es war nicht leicht, für sie sichere Richtlinien festzulegen; auf der einen Seite sollten sie für diese beiden größten Missionsniederlassungen mit je über 1000 Einwohnern reelle Kaufläden sein, wo die Eingeborenen vor Ausbeutung geschützt und vor der Versuchung zum Kauf von Branntwein und Land bewahrt wurden. Auf der andern Seite sollten sie den in die wilden, weglosen Gebiete vorgeschobenen Missionsstationen preiswert die Lebensbedürfnisse liefern; daneben wurden sie von fast allen Missionaren zu Geld- und Kaufgeschäften aller Art in Anspruch genommen, und Bestellungen, Vorschüsse, Darlehen und Schulden der Missionare machten die Abrechnung von Jahr zu Jahr schwieriger. Schließlich hätten die Geschäftsleiter keine tüchtigen Kaufleute sein müssen, wenn sie nicht in ihrer Umgebung nach Verdienstmöglichkeiten Ausschau gehalten hätten, auch unter den Buren, den Engländern und den rings umher zerstreut wohnenden Farbigen. Es boten sich ihnen auch Gelegenheiten, Zweiggeschäfte, sogen. Kommanditen in Nachbardörfern anzulegen.*) Wie weit war dieser Geschäftsbetrieb aus-

*) Für die umfangreichen Einkäufe und Besorgungen wurde in Berlin 1880 ein eigener Kaufmann (Schubert) angestellt, der nach einer von dem Schatzmeister Schlunf entworfenen Instruktion arbeiten sollte. Er schied aber schon nach wenigen Monaten wieder aus. In diesem Jahre wurde auch zur Kasernenverwaltung ein eigener Kassierer, Markert, eingestellt, der eine Kautions von 500 Talern zu stellen hatte; er erhielt später den Titel Rendant. Schatzmeister Schlunf unterzog sich 1880 auch der Mühe, für die südafrikanischen Kaufgeschäfte und ihre Abrechnung eine Instruktion auszuarbeiten; aber allerdings die dortigen Verhältnisse waren so sehr dem Wechsel unterworfen, daß es schwer war, sich daran zu binden.

zudehnen? Wie lange war er aufrechtzuerhalten, wenn die Kultur wie ein unaufhaltbarer Strom in das Land drang und Verkehrs- und Kaufgelegenheiten sogar bis in abgelegene Gegenden brachte? Kaufmann Julius Schlunt hat ein Menschenalter hindurch bis an seinen Tod (13. Okt. 1917) das Schatzmeisteramt verwaltet, er hat wie ein Wirtschaftsleiter allmählich die Übersicht über die gesamte Finanzgebarung der Gesellschaft, die Verwaltung ihres mobilen und immobilien Besitzes daheim und über See übernommen.

Mit einem so missionseifrigen und arbeitswilligen Komitee konnte Wangemann gut regieren. Er mußte zu Zeiten hohe Anforderungen an seine Mitarbeiter, allerdings noch mehr an seine eigene, große Arbeitskraft stellen. Eine große Aufgabe war der Neubau des Missionshauses. Das alte Missionshaus in der Sebastianstraße war bei seinem Bau in den dreißiger Jahren für die damaligen Verhältnisse passend eingerichtet worden, hatte aber schon zweimal durch Erweiterungsbauten vergrößert werden müssen. Die Erweiterung des gesamten Missionswerkes ließ mit der Zeit die schon immer empfundenen Mängel des zu engen und jetzt unpraktischen, zum Teil auch ungesunden Hauses immer mehr hervortreten; die stets wachsende Zahl der Beamten und Zöglinge führte durch Überfüllung der Räume gesundheitsschädliche Zustände herbei. Die Räume der Büros, des Archivs und der Bibliothek waren unzureichend. Der alte Major Westphal, vom Komitee zur Besichtigung abgesandt, kennzeichnete die Zustände treffend mit seinem: „Das ist kein Wohnen mehr, sondern ein Bivakieren.“ Im Herbst 1871 wurde endgiltig der Beschluß des Neubaus gefaßt und nach geeigneten Bauplätzen Ausschau gehalten; gegen mehrere vorgeschlagene Plätze (am Landwehrgraben und in Charlottenburg) wurden Bedenken geltend gemacht. Man erwog auch, ob man in der Sebastianstraße vier kleine Nachbargrundstücke zukaufen und ein drittes Stockwerk aufsetzen solle. Aber vor allem richteten sich die Augen immer wieder auf ein großes, unbebaut liegendes Grundstück des Geheimrats Samekky am Friedrichshain, gegenüber der Bartholomäikirche. Wangemann erhielt im Februar 1872 vom Komitee den Auftrag, dort einen ausreichenden Bauplatz zu erwerben; und da der Kommerzienrat Quistorp aus Stettin nicht nur mit Rat und Tat beistand, sondern auch 20 000 Taler teils schenkte, teils unter günstigen Bedingungen vorstieß, so wurden 500 Ruten für 180 000 M. gekauft und der Bau, zu dem Wangemann in der

Hauptsache die Pläne selbst zeichnete, rüstig begonnen. Zugleich entwickelte der Direktor nun eine rastlose und geschickte Sammeltätigkeit. Der Hausbau kostete bei der damals in der Gründerzeit schnell in die Höhe gehenden Löhnen und Preisen 240 000 M.; es waren also insgesamt 420 000 M. zu beschaffen. Da war als ein erster wichtiger Posten nun das alte Missionshaus in der Sebastianstraße; bei den für Hausgrundstücke ungesund anschwellenden Preisen wurden dafür bis 300 000 M. geboten. Das Komitee und die Missionsgemeinde aber legten Wert darauf, daß das Haus einigermaßen seinem alten kirchlichen Zweck erhalten bleibe; so wurde es nach langen Verhandlungen für 270 000 M. an einen christlichen Mitarbeiterkreis unter dem Vorsitz des Oberhofpredigers Roegel verkauft und in das „Melancthon-Haus“ zur Beherbergung mittelloser Studenten, besonders Theologen, umgewandelt. Den Rest von 150 000 M. kollektierte Wangemann in 1½ Jahren ein, für damalige Zeit eine große Leistung. Außer der großen Schenkung Quistorps wurden 5 mal je 3000 M., 7 mal je 1500 M., 32 mal je 300 M. gegeben; 3000 ausgegebene Sammelbücher ergaben 48 000 M. Im einzelnen wurden zahlreiche ergreifende Beispiele von Opferwilligkeit berichtet: eine arme Näherin gab ihre ganzen Ersparnisse in Höhe von 300 M., ein blinder und gelähmter Krüppel sammelte in 4 übernommenen Sammelbüchern 90 M. usw. Als am 2. November 1873, dem brandenburgischen Reformationstage, das neue Haus geweiht wurde, war es tatsächlich bezahlt; der Direktor konnte in der Weihepredigt rühmen: „Not hat es geboren, Liebe hat es gebaut, Gnade hat es vollendet.“ Wangemann hat die „erbauliche Baugeschichte“ ausführlich in dem 1882 erschienenen Buche: „Das Berliner Missionshaus und seine Bewohner“ erzählt. Im ersten Teile schildert der Verfasser in pietätvoller Weise das Entstehen des ersten Berliner Missionshauses; der zweite und dritte Teil bringen die Baugeschichte des neuen Hauses und führen durch alle Räume desselben vom Keller bis zu den Böden hindurch. Im vierten und fünften Teile hat Wangemann ein weiteres, wichtiges Stück seiner organisatorischen Arbeit veröffentlicht: die „Hausordnung des Berliner Missionshauses“ und die „Unterrichtsordnung des Berliner Missionshauses“. In beiden kommt die reiche Erfahrung des geübten Missionsleiters zur Geltung, der weiß, daß ein verwickelter Betrieb nur bei festgefüigten Ordnungen reibungslos arbeitet, wenn jedem Gliede seine Stellung und sein Dienst klar umschrieben ist.

In der Unterrichtsordnung vereinigt sich die Erfahrung eines halben Jahrhunderts praktischer Arbeit in der Erziehung der Heidenboten mit derjenigen des Camminer Seminar Direktors und des gründlichen Visitators des südafrikanischen Arbeitsfeldes. Vielleicht hat in beiden „Ordnungen“ die Lust an festen Ordnungen des Guten zu viel getan und einen Einschlag von Gefeglichkeit hineingebracht. Zwei wertvolle Ergänzungen des Missionshauses waren es, daß 1889 die Einrichtung eines Aspirantenheimes beschlossen wurde, in dem die Missionszöglinge vor ihrer Aufnahme in das Seminar etwa ein Jahr lang beobachtet und gefördert wurden. Das Heim stand unter der Leitung von Merensky, dem ein Kandidat, später ein ordinierter Vikar im Hauptamte zur Seite gegeben wurde. Das Aspirantenheim wurde nicht sehr stark besucht; zu Zeiten schmolz die Zahl der Insassen auf 4 zusammen. Im Jahre 1888 wurde eine Missionsbuchhandlung gegründet und erst in den alten Räumen des Sammelvereins, dann in einem Eckladen gegenüber dem Missionshaus untergebracht; der Leiter war auch hier Merensky, dem eine kleine Buchhandlungskommission zur Seite gestellt wurde. Als Geschäftsführer wurde 1890 der Buchhändler Kaufmann angestellt; sie warf schon im Jahre 1893 einen Gewinn von 7000 M. ab. — Die Zahl der Zöglinge im Missionsseminare des neuen Hauses betrug meist 18; bis zu dieser Zahl überließ das Komitee verständiger Weise der Seminarleitung die Aufnahme. Nur wenn mehr aufgenommen wurden, wünschte das Komitee befragt zu werden.

Zumal im Missionshause und im Dienste am Missionsseminar standen dem Direktor die Inspektoren zur Seite. Es waren ihrer während dieser ganzen 3 Jahrzehnte zwei; Eduard Krazenstein, der schon 1858 eingetreten war, versah seinen treuen Dienst als Hauptlehrer des Missionsseminars und als Seelsorger der Missionszöglinge während dieses ganzen Zeitraumes weiter. Gelegentlich trat er auch schriftstellerisch hervor. Im Jahre 1874 zum 50jährigen Jubiläum der Gesellschaft veröffentlichte er eine Festschrift über den Psalmentkreis 42—51; schon vorher, 1869, hatte er eine mehr chronikartig verfaßte „Geschichte der Berliner Mission“ im Jahresbericht und gesondert als Traktat veröffentlicht. Sie ist hernach viermal als Buch unter dem Titel „Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika“ (zuletzt 1893) herausgegeben. Neben Krazenstein stand bis 1871 der vielseitig begabte und angeregte Plath, der auch ausgesprochene

wissenschaftliche Interessen hatte. Auf seine Anregung stellte schon 1866 das Komitee an den Minister von Mühler den Antrag, er möge seinen Einfluß dazu verwenden, zu bewirken, daß auf der Universität Berlin Vorlesungen über Mission und Missionswissenschaft gehalten und daß die Kandidaten bei ihrem Examen auch in der Missionskunde geprüft würden. Dieser Antrag wurde zwar abgelehnt, dafür aber Plath beauftragt, sich auf eine akademische Habilitation vorzubereiten und ihm dazu die nötige freie Zeit zur Verfügung gestellt. Er erhielt auch im Jahre 1867 den Auftrag, auf der Generalversammlung das Thema zu behandeln „Über die Vertretung der Missionswissenschaft auf den Universitäten“, und zwar war bei der Anzeige des Programms in den Missionsberichten ausdrücklich gebeten worden, daß sich die Teilnehmer auf dies Thema vorbereiten und sich an der Besprechung beteiligen möchten. Er wurde 1871 zur Leitung der Gohnerschen Missionsgesellschaft berufen. Es wurde dem Berliner Komitee nicht leicht, ihn ziehen zu lassen. Denn er war ein ebenso liebenswürdiger wie beredter Vertreter des Missionsgedankens. Und das Komitee und der Direktor fürchteten mit Recht, daß durch seine rastlose Arbeit eine unbequeme Konkurrenz der Gohnerschen Mission sich entwickeln werde. Sein Nachfolger war Pastor Petri aus Magdeburg, der aber 1876 ein Pfarramt in Podligar übernahm. Petri war eine feine, vornehme Natur mit vielseitigem Interesse; er wußte auch die Missionsseminaristen mannigfach anzuregen. Die unter seinen Augen herangewachsenen Missionare bewahren ihm ein treues Gedenken. Sein Ausscheiden im Zusammenhang mit allerlei Spannungen im Missionshaus wurde von ihnen sehr bedauert. Für ihn trat Pastor Wendland aus Liebenwalde in Ostpreußen ein, der bis zu seinem Tode am 8. Februar 1915 der Berliner Mission mit voller Hingabe aller Kraft Leibes und der Seele gedient hat. Mit so selbstverleugnenden, beschcheidenen, stets dienstbereiten Mitarbeitern ließ sich ein gut Stück Arbeit leisten, nicht bloß im Missionshaus selbst, sondern auch in der Missionsgemeinde und auf den Missionsfesten.*)

*) Die Kompetenzen des Direktors und der Inspektoren waren nicht ausreichend abgegrenzt, und bei der ausgeprägten patriarchalischen Herrschernatur Wangemanns gab es trotz der Demut und Dienstwilligkeit der Inspektoren Schwierigkeiten, zumal es der Direktor nicht für nötig hielt, sich in regelmäßigen Konferenzen mit seinen Mitarbeitern auszusprechen.

Aber allerdings, die wachsenden Ausgaben auf den Missionsfeldern erforderten gebieterisch eine Steigerung der Einnahmen. 1865, als Wangemann eintrat, hatte die Gesamteinnahme 50 612 Taler betragen. Sie wuchs bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1894 auf 339 178 M., wozu noch 189 832 M. Einnahmen in Südafrika kamen. Aber diese Steigerung der Einnahmen hielt oft mit dem regelmäßigen Wachstum der Ausgaben nicht Schritt. Von den 29 Jahren von Wangemanns Direktorat schlossen nicht weniger als 17 mit Fehlbeträgen ab, die in einzelnen Jahren von 210 M. bis auf 128 007 M. stiegen. Wenn sie dann sich mehrere Jahre hintereinander aufgesummt hatten, so wurden sie zu einer drückenden Last vielleicht geradezu zu einer Gefahr für den Bestand der Mission. Und Wangemann hatte eine starke Abneigung gegen „unbezahlte Rechnungen“. Am peinlichsten war es, als 1886 das Defizit die für damalige Verhältnisse erschreckliche Höhe von 204 000 M. erreicht hatte. Drei Jahre dauerte es, bis durch Hilferufe und andere Mittel einer angestregten Werbetätigkeit diese Bürde beseitigt war. *) In solchen Zeiten der Defizitbekämpfung stand Wangemann vor der Missionsgemeinde da fast wie ein Ritter Georg, der mit dem Drachen der Schulden einen unerbittlichen Kampf kämpfte, aber deswegen auch die Missionsgemeinde unermüdlich, bald zart, bald streng, bald mit Liebe, bald fast mit Drohungen an ihre Pflicht gegen die Muttergesellschaft erinnerte. Einige Hilfsorganisationen, speziell für die Sammeltätigkeit, hatten sich im kleinen bewährt. Missionar Gilden-

*) Das Komitee benutzte diese Gelegenheit, um einen Betriebsfonds zurückzulegen, der sich für das wachsende Werk mit stark wechselnden Ausgaben unentbehrlich erwies; er wurde zunächst auf 200 000 Mark festgesetzt. Man wünschte dringend, ihn später auf 400 000 Mark zu erhöhen, erreichte aber dieses Ziel nicht. Es wurde auch, um Stetigkeit in die Finanzwirtschaft zu bringen, bestimmt, daß die nicht mit spezieller Bestimmung eingehenden Vermächtnisse dem Betriebsfonds zugeführt werden sollten, was man in Jahren mit reichlichem Einkommen gern tat. Für die afrikanischen Kaufgeschäfte legte man ein Sonderkonto an, in welchem die etwaigen Überschüsse solange kapitalisiert werden sollten, bis sie die Höhe des in ihnen arbeitenden Kapitals erreichten. Um den südafrikanischen Besitzstand sicher zu stellen, begründete das Komitee einen „Grundstückserwerbs-Fonds“, in den der Ertrag der Grundstücksverkäufe fließen sollte, um dafür später neue Ankäufe zu ermöglichen. Übrigens hatte das Komitee dem Direktor auch gestattet, bei Nachfeiern von Missionsfesten für einen ihm allein zur Verfügung stehenden „Dispositionsfonds“ zu sammeln, aus dessen nicht unbeträchtlichen Einnahmen er oft gern im stillen allerlei Missionsbedürfnisse erfüllte, welche das Komitee nicht glauben zu dürfen.

pfennig hatte als Reiseprediger, wenn auch mit sinkender Kraft, zwei Sondersammlungen eingerichtet, die eine zum Loskauf der bei der Zerstörung von Gerlachshoop gefangenen Bakopa-Kinder, die andere zur Bekämpfung einer gerade damals im Kaplande herrschenden Hungersnot. Pastor Licht in Wulkow hatte diesen Gedanken aufgegriffen und 1868 einen „Sammelverein für die Berliner Mission“ gegründet. Er hatte zunächst einige kleine Traktate in Massenauflagen verbreitet und gab dann unter dem Titel „Der kleine Sammler“ ein Blättchen zur unentgeltlichen Verteilung heraus. In der Regel hatten Kinder, besonders Konfirmanden, grüne Sammelheftchen in Händen, um damit entweder allwöchentlich von je 10 Gebern einige Pfennige oder allmonatlich einen halben oder ganzen Groschen einzusammeln. Die bescheidene Sammlung bürgerte sich so gut ein, daß, als der treue Pastor Licht bei seinem Tode (3. Mai 1887) diese Lieblingsarbeit niederlegte, das Komitee ernstlich erwog, eine eigene Reisepredigerstelle mit dem besonderen Auftrag der Pflege des „Kleinen Sammlers“ zu begründen. Da Pastor Böttcher in Garz und Pastor Niemann in Prökel, an die man sich zuerst gewandt hatte, den an sie ergangenen Ruf ablehnten, wurde der inzwischen aus Südafrika zurückgekehrte und als Stadtmissionsinspektor in Berlin angestellte Missions-Superintendent Merensky zu diesem Dienste berufen. Im Jahre 1887 brachte der Sammelverein bereits 32 236 M. ein. Es sei hier gleich erwähnt, daß auch mit den Blättern der Missionsgesellschaft mancherlei Veränderungen stattfanden. Die halbmonatliche Ausgabe der Berichte bewährte sich nicht; Wangemann kehrte 1872 zu der monatlichen in der Weise zurück, daß er in jedem Monat eine Doppelnummer herausgab. Seit 1896 ging man wieder zu einfachen Monatsnummern über. Als Kindermissionsblatt war seit 1859 das „Hosianna“ herausgegeben. Da aber dies sich immer mehr zu einem allgemeinen Missionsblatt entwickelte, gründete man seit 1899 daneben den „Kleinen Missionsfreund“.

Neben zahllosen kleinen Gaben fehlten auch große, fürstliche Gaben nicht. Zwar der früher aus der königlichen Privatschatulle gezahlte Jahresbeitrag von 500 Talern, der später auf die Staatskasse übernommen war, und die für die ersten Jahrzehnte so überaus wichtige, allgemeine Portofreiheit wurden der Berliner Mission im Jahre 1869 nach einem heftigen Angriff im Abgeordnetenhaus seitens des fortschrittlichen Abgeordneten Parrisius entzogen. Allein

einerseits erregten die maßlosen Angriffe jenes Demokraten bei der treuen Missionsgemeinde einen solchen Sturm des Unwillens, daß durch vermehrte Opferwilligkeit erheblich größere Summen einkamen. Andererseits ließ es sich das Komitee nicht verdrießen, wegen Entziehung des Staatszuschusses den Alageweg zu beschreiten, zumal auch andere kirchliche Institute damals in der gleichen Lage den Rechtsweg beschritten, und in der zweiten Instanz war die Gesellschaft in der That erfolgreich. Die 500 Taler sind seitdem regelmäßig wieder bezahlt worden. Erheblich wichtiger waren einzelne hochherzige Geber. Von Quistorps wirksamer Hilfe beim Bau des neuen Missionshauses haben wir schon gehört. Seine reichen Gaben waren um so höher zu schätzen, da er sich keineswegs mehr in glänzenden Vermögensverhältnissen befand und wenige Jahre später Konkurs machte. Die freigebigste Missionsfreundin jener Zeit war die Tochter des Rittergutsbesizers Georg Holz auf Manow in Hinterpommern. Sie stiftete erst die Kapitalien, die zur Anlage der Bawendastation Georgenholz erforderlich waren, dann später ebenso für die Stationen Woyenthin und Manow. Alle drei Stationen haben ihr Gedächtnis in unserer Mission erhalten: die eine den Namen ihres Vaters, die andere den des väterlichen Rittergutes und die dritte den des Stammgutes der Familie. Auch hier ist es bemerkenswert, daß die Familie keineswegs reich war. Bertha Holz kannte eben keine größere Freude, als alle ihre Habe in den Gotteskasten zu legen, um das Werk der Mission zu fördern. Besonders dankenswert war auch die Stiftung des Pastors Schulze in Altenweddingen, später in Helmstadt, 1880, deren Zinsen für emeritierte Missionare, Missionsfrauen und -kinder bestimmt waren, die sog. „Schulzenpende“, die viel Not gelindert hat.

Wangemann war so entschieden, man darf wohl sagen, einseitig, Berliner Missionsmann, daß er weder rechts noch links schaute und im allgemeinen mit anderen Missionsgesellschaften wenig zu tun hatte. Um so empfindlicher war er, wenn er, mit Recht oder Unrecht, den Eindruck hatte, daß andere Gesellschaften in sein Hinterland, über das er mit Argusaugen wachte, einzubrechen versuchten. Schwierig war dauernd das Verhältnis zur Gofhnerschen Mission. Diese hatte zunächst eine geschlossene heimatliche Organisation nicht hinter sich, nur der begabte und unermüdliche Plath warb rastlos auf hundertten von Missionsfesten. Aber auf dem Halle'schen Kirchentage 1872 war die Lösung ausgegeben, daß über alle Provinzen des preußischen

Vaterlandes in das bereits bestehende Netz der Berliner Hilfsvereine hinein ein zweites geordnetes Netz von besonderen Agenten für die Gohnersche Mission geworfen werden sollte. Nun war die Gohnersche Mission unter den Kols damals reich gesegnet. Sie hatte der Zahl nach von ungleich größeren Erfolgen zu berichten als die Berliner Mission. Sie gehörte damals überhaupt zu den Juwelen der evangelischen Mission. Zudem hatte die Gohnersche Mission in ihrem Komitee und dem heimatlichen Freundeskreis einzelne sehr einflußreiche Personen. Der Direktor hat in vier Nummern der Berichte 1878 — Nr. 7 bis 10 — gegen die Gohnersche Mission Stellung genommen. Das Komitee resolvierte nach langen Verhandlungen, „es spräche sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß die Sache der Gohnerschen Mission in den Provinzen mannigfach auf eine solche Weise betrieben werde, daß auch kirchliche Tendenzen dabei verfolgt würden, daß es sich nicht bloß um Geld, sondern um die Herzen und deren Verwirrung handele. Es lägen darüber ganz bestimmte Tatsachen vor. Das Gohnersche Kuratorium möchte doch alles tun, um das zu verhüten, damit nicht das Reich Gottes dadurch geschädigt und immer mehr geschädigt werde“.

Wangemann war nach der ganzen Art seiner Einwurzelung in die Mission und seiner heimatlichen Missionspflege auf die südafrikanische Missionsarbeit eingestellt. Trotzdem kam es in seinem Direktorat zur Übernahme von zwei neuen Missionsfeldern: China und Deutsch-Ostafrika. Betreffs Chinas hatte schon am 5. Mai 1864 der von Güzlaff begründete Berliner Hauptverein für China den Antrag gestellt, die Berliner Missions-Gesellschaft wolle das bisher von ihr betriebene Werk übernehmen und es mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln fortführen. Das Komitee schob die Entscheidung hinaus, bis der neue Direktor eingetreten sei, und begnügte sich vorläufig damit, dem China-Komitee einen lungenkranken Missionskandidaten anzubieten, weil man merkwürdigerweise damals der Meinung war, Südchina habe erfahrungsgemäß für Lungenkranke ein günstiges Klima. Das China-Komitee trug gegen seine Aussendung doch Bedenken, obgleich das Berliner Komitee die Kosten seiner Reise und seiner Ausrüstung bezahlen wollte. Als Wangemann eingetreten war und die Lage nach allen Seiten überschaute, wurde die Frage der Vereinigung mit dem „Chinesischen Hauptverein“ wiederholt ausführlich im Komitee behandelt, und Wangemann selbst trat dafür ein. Im Komitee standen

sich aber die Stimmen für ja und nein fast gleich gegenüber, und man war der Ansicht, zu einer so wichtigen Entschliebung sei Einstimmigkeit oder doch wenigstens eine nahe an Einstimmigkeit grenzende Majorität nötig. Man lehnte also vorläufig ab. Als im Jahre 1870 der „Hauptverein“ eine namhafte Summe als Darlehen beantragte, war erneut im Komitee eine starke Stimmung dafür, den ganzen Verein zu übernehmen. Dieses Thema wurde demnach der Hauptgegenstand bei der Verhandlung der Generalversammlung 1871. Es kam aber auch diesmal nicht dazu. Die Rheinische Missionsgesellschaft übernahm vorläufig die vom Berliner Hauptverein betriebene Arbeit unter den Hakkas. Aber darüber war es in den Kreisen der Rheinischen Missionare in Südchina zu schweren Reibungen gekommen. So trat in den Jahren 1881 und 1882 die Frage erneut und dringlich an die Berliner Missionsgesellschaft heran, ob sie nicht den ganzen chinesischen Hauptverein übernehmen wolle. Jetzt schien auch dem Direktor die Lage entschieden für die Übernahme zu sprechen. Man hatte vor kurzem ein Schreiben vom reformierten Missionskomitee am Kap bekommen, wonach zu erwarten stand, daß der Ausdehnung der Berliner Missionsarbeit in Südafrika im Norden eine Grenze gezogen werde, über die sie sich nicht weiter ausdehnen könne, im günstigsten Fall der Limpopo-Fluß, und Wangemann meinte, daß die Berliner Mission in 3—5 Jahren an der Grenze ihrer Ausdehnungsmöglichkeit angelangt sei. Konnte die Mission auf ihrem alten Arbeitsfeld nicht weiterwachsen, war es da nicht das Gewiesene, daß es die sehr entwicklungsfähige, aber in den Händen des leistungsunfähigen chinesischen Hauptvereins verkümmernde Arbeit in der Kanton-Provinz übernahm? Präsident von Rohr hatte allerdings auch jetzt noch erhebliche Bedenken. Noch liege kein bezüglicher Antrag der Rheinischen Deputation und ihrer Generalversammlung vor; das abzutretende Gebiet sei viel zu unzureichend abgegrenzt, um nicht schwere Mißverständnisse sowohl mit der Rheinischen wie mit der Basler Mission in Aussicht zu stellen. Es sei zu besorgen, daß nicht bloß der Berliner, sondern auch der Stettiner Hauptverein einfach ihre Arbeit einstellen und so auch die ganze finanzielle Bürde auf die Schultern der Berliner Gesellschaft legen würden. Auch in Afrika seien immerhin noch erhebliche Ausdehnungsmöglichkeiten. Und selbst im Norden dürfe man am Limpopo weder vor papierenen Verfügungen von fremden Missionskomitees, noch vor einem kleinen Insekt, wie der Tsetse-Fliege, die

Waffen strecken. Der Vizepräsident Schede war so entschieden gegen die Übernahme, daß er bat, zu den betreffenden Verhandlungen überhaupt nicht zugezogen zu werden. Lieber trat er überhaupt aus dem Komitee aus, um diese Verantwortung nicht mit zu tragen. Trotzdem wurde schließlich mit 12 gegen 2 Stimmen der Übernahme-Beschluß gefaßt. In Gebieten, wo die Berliner Mission nicht arbeite, sollte die Barmer Mission berechtigt sein, auch weiter Haffa-Arbeit zu treiben. Mit der Basler Mission wurde eine Grenzlinie vereinbart und die Station Longheu mit dem Missionar Britsche von jener Mission übernommen. Der Vorsitzende des Berliner Hauptvereins für China, Divisionspfarrer Hähnelt, trat in das Berliner Komitee ein. Der Berliner und Stettiner Hauptverein wurden Zweigvereine der Berliner Mission, deren Zeitschrift „Das Evangelium in China“ ging in den Verlag der Berliner Missionsgesellschaft über. Die Bürde, die sich die Berliner Mission damit auflegte, war allerdings nicht gering. Wirkliches opferwilliges Interesse für chinesische Mission fand sich nur in kleinen Kreisen. Als wenige Jahre später Hähnelt als Superintendent nach Dahme versetzt wurde, konnte das Berliner Komitee nur mit Mühe verhindern, daß der Berliner Hauptverein seine Tätigkeit ganz einstellte. Das Blatt „Das Evangelium in China“ redigierte Pastor Luze in Rohrlach,*¹) aber das ging doch schlecht von einer abgelegenen Landpfarre aus. Man mußte sich entschließen, auch diese Arbeit auf das Missionshaus zu übernehmen.

Ungleich wichtiger für die damalige Zeit war der Eintritt in Deutsch-Ostafrika. Es war für die Berliner Mission und den vorsichtig rechnenden Direktor höchst unbequem, daß nur zwei Jahre nach der Übernahme der neuen schweren Bürde der südchinesischen Mission die koloniale Sturm- und Drangperiode anbrach und nun auch aus den Missionskreisen der östlichen Provinzen wiederholt

*¹) Pastor B. Luze gehörte zu den rührigsten heimatlischen Werbern für den Missionsgedanken im Bereiche der Berliner Mission. Am 15. Mai 1835 in Berlin geboren und dem Kreise um Gohner und Ballmann angehörend, hatte er die Missionsliebe von frühester Jugend in sich aufgenommen. Als Pfarrer in Behdenitz, Friedland, Rohrlach und Weißensee hat er auf hundertern von Missionsfesten in den östlichen preussischen Provinzen gepredigt. Bis an seinen Tod am 11. März 1915 war er ein eifriges und treues Mitglied des Komitees, in welchem er zumal die Interessen der damals leicht zurückgesetzten chinesischen Mission vertrat.

und dringend der Ruf erging, die Berliner Mission solle in die neu erworbenen Schutzgebiete eintreten. Bereits 1884 beantragte ein Herr Henkel aus Sonneberg in Thüringen beim Komitee den Beginn einer neuen Mission in Kamerun. 1885 regte der Staatssekretär Herzog und der Geheime Kommerzienrat Hansemann die Begründung einer neuen Mission in Deutsch-Neu-Guinea an. Fast gleichzeitig traf von dem Konsistorialrat Grashof eine Anregung ein wegen Beginnens einer Mission in Usagara. Inzwischen war die Ostafrikanische Missionsgesellschaft gegründet, und sie hatte sich unter dem Namen Berlin III eingebürgert. Als bald begannen Verhandlungen mit der neuen Gesellschaft, wobei auf beiden Seiten der Gedanke einer Verschmelzung im Hintergrunde lag. Die Berliner Mission bot der Ostafrikanischen die Ausbildung von Zöglingen oder die Überlassung von ausgebildeten Zöglingen gegen Erstattung der Unkosten an. Der Direktor hatte eingehende private Verhandlungen mit Pastor Diestelkamp und Superintendent a. D. Wilke, die zu keiner Entscheidung führten. Das Komitee kam zu dem Ergebnis, daß es wohl bereit sei, die Ostafrikanische Missionsgesellschaft und ihre Arbeit, aber nicht das Krankenhaus in Dar es salam zu übernehmen. Und dabei blieb es auch trotz der Resolution der Sächsischen Missionskonferenz 1889, welche die Berliner Missionsgesellschaft aufforderte, die Ostafrikanische Mission ganz in sich aufzunehmen. Die Sache wurde peinlich, als die Ostafrikanische Missionsgesellschaft in zwei öffentlichen Kundgebungen unfreundliche Vorwürfe gegen den Missionsdirektor erhob. Sie ließ diese Anschuldigungen aber auf den öffentlichen Protest des Direktors hin fallen. Die Berliner Missionsleitung ist wohl in jenen entscheidenden Jahren nicht ganz auf der Höhe gewesen, was ja nach der Übernahme der chinesischen Mission 1882, der zweiten afrikanischen Visitationsreise des Direktors 1884—85 und dessen Ermatten nach der Rückkehr von ihr nur zu begreiflich ist. Die Berliner Mission hat dadurch eine günstige Gelegenheit veräußert, und der verlorene Vorsprung ließ sich später nicht wieder ganz einholen. Eine Verschmelzung mit Berlin III wäre damals, wo sich diese Gesellschaft nach allen Seiten in großen Schwierigkeiten befand, wohl zu erreichen gewesen. Die Gereiztheit, mit welcher der Direktor*) die Auseinandersetzung führte, erregte Kopfschütteln.

Im Sommer 1890 erhielt die Berliner Mission von Frau

*) Zum Beispiel in den „Berichten“ 1885, Nr. 1/2, Seite 7 ff.

Professor Huber in Wernigerode eine Gabe von 5000 M. unter der Bedingung, daß bald eine Mission in Ostafrika begonnen würde. Am 4. November wurde im Komitee der Beschluß gefaßt, eine solche Mission in Angriff zu nehmen. Merensky solle zu näherer Erkundung der Missionsmöglichkeiten in Ostafrika nach Edinburg reisen. Es stehe zur Erwägung ein Gebiet in der Nähe der gleichzeitig geplanten Brüder-Missionsarbeit am Nordende des Njassa. Bereits in der Januar-Komiteesitzung konnte Wangemann berichten, daß die Vorsteher und Obmänner der Provinzial-Verbände fast ausnahmslos diesem Plan zugestimmt hätten. Es wurde demnach endgültig beschlossen, eine eigene Mission in Ostafrika zu beginnen. Man verzichtete dabei darauf, in neue Verhandlungen mit der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft (Berlin III) einzutreten. Diese neue Missionsgründung war die letzte größere Tat des alternden Direktors.

Wangemanns große Zeit waren die 17 Jahre zwischen seiner ersten und zweiten südafrikanischen Visitationsreise gewesen. 1884 entschloß er sich, bereits 66 Jahre alt, zu einer zweiten derartigen Reise. Das fünfzigjährige Jubiläum der ältesten Berliner Station Bethanien ließ die Anwesenheit eines Vertreters der Gesellschaft wünschenswert erscheinen. Eine Fülle wichtiger schwebender Missionsfragen konnte bei der Anwesenheit eines Vertreters des Komitees am besten gefördert werden. Von den Missionsinspektoren und den Komiteemitgliedern schien keiner für diese Aufgabe geeignet zu sein, und den erst 1882 aus Südafrika zurückgekehrten Missionssuperintendenten Merensky, dessen Bedeutung man in Komiteekreisen augenscheinlich damals noch unterschätzte, faßte man nicht ins Auge. Und Wangemann reiste gern. Er fühlte sich auch nicht zu alt. Seine älteste Tochter Elisabeth war an den Missionar Winter in Sekufunis Land verheiratet. Er hatte sie seit zehn Jahren nicht gesehen, und sie war inzwischen Mutter dreier Kinder geworden. Wangemann hat in der Tat, wenn auch unter äußerster Anspannung seiner schnell nachlassenden Kraft, die großen Strapazen dieser zweiten Visitationsreise überwunden. Aber er kam als silberhaariger Greis in die Heimat zurück. Er hatte schon seit Jahrzehnten die Angewohnheit, stets auf einem niedrigen Sofa zu arbeiten, wodurch die auf dem Tische liegenden Bücher und Manuskripte seinem kurzsichtigen Auge näher gebracht wurden. Aber dieses jahrzehntelange Festsitzen in ungesund zusammengekauertem Stellung hatte dann doch zu

schweren Störungen des Blutumlaufs geführt. Man kann sich nur darüber wundern, daß sein eiserner Körper ohne die nötige Bewegung, ja fast stets ohne die erforderliche Erholung so lange Jahre standgehalten hat, und daß die schließlich eintretenden körperlichen Leiden nicht eher zu hypochondrischen Stimmungen, zu Gereiztheit und nicht immer vollständig ruhiger Beherrschung seiner Umgebung geführt haben. Nach seiner zweiten Heimkehr trat bald eine Erschöpfung der Kräfte ein. Es entwidelte sich ein Herzleiden und behinderte ihn in empfindlicher Weise. Es hat etwas Erschütterndes, einen an Arbeit gewöhnten oder vielmehr arbeitshungrigen Mann gegen körperliche Behinderungen ankämpfen zu sehen. Mit mehr Energie hat wohl selten ein Geist gegen den Körper angekämpft. Schwerer ist es wohl selten einem Mann geworden, schrittweise nachzugeben und die wachsende Ohnmacht anzuerkennen. Es war unbehaglich, daß sich in Verbindung mit diesen zunehmenden Altersbeschwerden eine allgemeine Stimmung von Gereiztheit und Empfindlichkeit um den herrschgewohnten Mann verbreitete. Seine Kollegen im Hause hatten besonders darunter zu leiden. Aber auch das Komitee hatte bisweilen schwer zu tragen. Es gab unerfreuliche Denkschriften Wangemanns und noch unerfreulichere Aussprachen. Es ist wehmütig, daß es schließlich fast allseitig wie eine Erleichterung empfunden wurde, als zu Anfang 1894 Wangemann für den 1. Oktober des Jahres sein Amt niederzulegen beschloß. Das Komitee und das Konsistorium gingen auf seinen Wunsch, wenn auch schmerzlich berührt durch die Stimmung, in welcher er seine Kündigung motivierte, ein. Die ersten Verhandlungen wegen des Nachfolgers wurden eingeleitet. Da machte ein kurzer und sanfter Tod dem arbeitsreichen Leben am 22. Juni 1894 ein Ende. Wangemann ist der bedeutendste Mann gewesen, der im vorigen Jahrhundert im Dienst der Berliner Mission gestanden hat. Er hat derselben fast so entscheidend den Stempel aufgedrückt, wie sein Zeitgenosse Josenhans der Basler Mission. Es war nicht zufällig, daß noch lange über seinen Tod hinaus unsere Gesellschaft der größeren Öffentlichkeit unter dem Namen der Wangemannschen Mission bekannt war. Er war mit dem gesprochenen wie mit dem gedruckten Wort ihr unermüdlicher Vorkämpfer gewesen. Er hat ihr die grundlegenden Ordnungen gegeben, in denen die Arbeit in der Hauptsache bis zur Gegenwart verläuft. Nur beiläufig erwähnen wir, daß zu Zeiten Wangemann auch als Missionsdirektor in die kirchlichen und politi-

schen Kämpfe eingegriffen hat. In die politischen nur vorübergehend insofern, als er sich kurze Zeit an dem Kampf gegen die damals übermütig und siegesgewiß vorwärtsstrebende Sozialdemokratie und an der Begründung der christlich-sozialen Partei beteiligte; an den kirchlichen Entwicklungen durch sein großes Werk „Una sancta“, zu dem er im Staatsarchiv umfassende Studien machte und betreffs der Vorgeschichte und der Durchführung der Union erhebliches neues Material beibrachte. Kirchenpolitisch ist dies Buch wohl sein bedeutendstes. Im Jahre 1878 setzte Wangemann seinem treuen Freunde, Pastor Gustav Anaf, ein Denkmal in einem zweibändigen Werke. Der erste enthält die ungemein lebendig und anschaulich geschriebene Lebensgeschichte, der zweite eine Auswahl von Predigten und Ansprachen. Es würde zu weit führen, auch noch die anderen literarischen Arbeiten, die aus Wangemanns rastloser Feder flossen, aufzuführen. Sie haben nicht unerheblich dazu beigetragen, der Berliner Mission die angesehene kirchliche Stellung zu erobern, welche sie seitdem im öffentlichen Leben der östlichen preußischen Provinzen einnimmt. Keine einzelne kirchliche Vereinsorganisation und keine andere Missionsgesellschaft konnte in Ostdeutschland an öffentlichem Einfluß und Vertrauen mit der Wangemannschen Mission in Wettbewerb treten. *)

*) Diese öffentliche Anerkennung der Berliner Mission kam auch darin zum Ausdruck, daß nicht weniger als vier ihrer Vertreter durch den Doktor der Theologie h. c. ausgezeichnet wurden: Direktor Dr. Wangemann aus Anlaß des Luther-Jubiläums 1883, Alexander Merensky aus Anlaß des 75 jährigen Gesellschaftsjubiläums 1899, A. Kropf zum Dank für die Fertigstellung der Bibelübersetzung in der Kossasprache 1889, und 1893 Missionsinspektor Eduard Kragenstein zu seinem 70. Geburtstage.

Die Berliner Mission in Transvaal.

I. Maleo und Sekukuni.

Die Berliner Mission hatte schon in vier südafrikanischen Landschaften mit ihrer Arbeit eingesetzt bzw. an vier verschiedenen Missionsaufgaben einen wenn auch bescheidenen Anteil bekommen. Die Arbeit an den leiblich und geistig verarmenden Dorlamschen in der Kapkolonie war dringend notwendig und erforderte ein ungewöhnliches Maß von Geduld und Ausdauer, aber weiterreichende missionarische Ziele, wie der Aufbau einer eingebornen Volkskirche, ließen sich dort kaum erhoffen. Die Arbeit unter den Koranna am Vaalflusse war bereits in der Auflösung begriffen. Die Koranna zerstreuten sich unet und arbeitscheu zu beiden Seiten des mittleren Oranje-Flusses und in die Kalahari-Wüste, und Betschuanen verschiedener Stämme, aus ihren Sippenverbänden losgelöst, siedelten sich auf den Berliner Stationen an. Auch sie waren nur Volks-Trümmer und wuchsen mit den zurückgebliebenen Koranna schwer in einem geordneten Gemeindeleben zusammen. Die Arbeit unter den Kossa-Kaffern in Britisch-Kaffraria und unter den Sulu in Natal war hoffnungsvoller und aussichtsreicher, aber in beiden Missionen war der Wettbewerb englischer, schottischer, amerikanischer, skandinavischer und auch deutscher Missionen auf verhältnismäßig beschränktem Raum so stark, daß die Berliner Mission eine größere, in sich abgeschlossene Arbeit zu entwickeln kaum in der Lage war. Zudem verhielten sich die Kossa und Sulu damals und noch auf Jahrzehnte hinaus dem Evangelium gegenüber ablehnend, so daß die Missionsarbeit unter ihnen gleichsam beständig ein mühseliges Abblättern einzelner Atome von der ehernen Wand eines geschlossenen Heidentums war. Das neue Land jenseits der Drafen-Berge, in das die Berliner Mission im Jahre 1860 geführt war, bot für die missionarische Entwicklung unbegrenzte Möglichkeiten. Es ist weitaus das wichtigste und aussichtsreichste Berliner Missionsfeld in Südafrika geworden, Rückgrat und Krone ihrer Arbeit, das Gebiet, in dem sie am weitesten sich ausbreiten, am tiefsten im Boden einwurzeln und am planmäßigsten den missionarischen und kirchlichen Betrieb entwickeln konnte.

Das Gebiet war damals noch kein in sich geschlossenes und wohlgeordnetes Reich. Die Draßen-Berge im Osten, der Limpopo im Norden, die Kalahari-Wüste im Westen, der Baal-Fluß im Süden waren die natürlichen Grenzen. In diesem weiten Gebiete wohnen, soweit die geschichtliche Erinnerung zurückreicht,*) Stämme aus der großen Familie der Bantu-Neger, die das gewaltige südliche Dreieck des afrikanischen Kontinents von der Biafra-Bucht und dem Victoria-See im Norden bis zum Kap der guten Hoffnung im Süden einnehmen. Die Stämme zwischen dem Baalflusse und Limpopo gehören zu der Völkergruppe der Bantu, die man sich gewöhnt hat Basuto oder Betschuanen zu nennen. Basuto (eigentlich ba=Sotho) nannte man früher hauptsächlich die unter der Herrschaft des mächtigen Häuptlings Moschesch gesammelten und geeinigten Stämme am oberen Dranje und Caledon und in den fruchtbaren Tälern des Maluti-Gebirges. Man überzeugte sich aber, daß volklich und sprachlich die Stämme zwischen dem Baalflusse und dem Limpopo zu derselben Volksgruppe gehörten und unterschied sie demnach von jenen Süd-Basuto als die Nord-Basuto. Betschuanen (eigentlich be=Tschwana) nannte man die Stämme, die vom Dranje im Süden bis zum Ngami-See, im Norden längs der Ostgrenze der Kalahari-Wüste in den weiten, sandigen Steppen wohnen. Man erkannte dann aber, daß sie volklich und sprachlich mit den Nord-Basuto so gut wie identisch seien, und dehnte deswegen den Namen Betschuanen auch auf jene östlichen Volksstämme aus. Wir bezeichnen die letzteren kurzweg als Basuto. Sie sind im allgemeinen von ebenmäßigem Wuchs, wenn auch untereinander recht verschieden in bezug auf Körpergestalt und Größe. Man sieht hochgewachsene, kräftige Gestalten, aber auch ziemlich schwächlich aussehende Leute. Merkwürdigerweise sind sie nicht wie ihre Nachbarn von gleichmäßiger, schöner dunkelbrauner Farbe, sondern viele unter ihnen sind schwärzlich, andere hellgelb, vielleicht infolge einer Einmischung von Hottentottenblut. Abgesehen davon, daß sie ihren Körper mit roter Pomade salbten, verunzierten sie ihn auf keinerlei Weise. Besonders an den Haaren bewiesen sie ihre Kunst. Sie rasierten mit selbstverfertigten Messern die Haare von beiden Seiten des Kopfes und aus

*) Noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts streiften im südlichen Transvaal zahlreiche Buschmannhorden, wohl die Ureinwohner dieses Gebietes; sie wurden aber von den Bantu beiseite geschoben und verdrängt.

dem Nacken weg, salbten die in Form einer Schuhsohle oben auf dem Kopf stehenden gebliebenen Haare mit schwarzer Pomade und streuten dann gepulverten, glitzernden Eisenglimmer ein. Die Bekleidung war einfach und zweckmäßig. Die Männer trugen eine aus feinem, gut gegerbtem Fell gefertigte Lendenbedeckung, die Weiber eine Lederschürze und eine Art ledernen Grades. Der Oberkörper war meist unverhüllt; doch sah man manchmal sauber zubereitete Antilopen- oder Pantherfelle, die mit vielem Anstand, etwa wie bei uns die Umhänge, getragen wurden. Die Basuto waren durchaus sesshaft. Allerdings Städte mit mehr als drei- bis fünftausend Einwohnern waren nicht häufig; aber überall gab es Dörfer mit einigen hundert Einwohnern. Die Furcht vor den Angriffen der Sulu Swazi und Buren bewog die Leute, um Berge herum oder am Fuße von Gebirgen zu bauen. So lag Maleos Stadt um einen spitzen Felskegel, die Stadt Sekwatis um den Berg Thaba Mossächu. Jedes Dorf bestand aus verschiedenen Gruppen von Gehöften, deren je eines einer Sippe gehörte. Die Gehöfte umgaben stets einen Hof, den Rchoro, der als Versammlungsort diente, in dem auch Hürden für Vieh — Schafe und Ziegen — sich befanden. Auf dem Rchoro war bei der Feuerstätte der Ort, wo sich der Häuptling niederließ, wenn er mit seinen Räten verhandelte, Gericht hielt oder mit Fremden verkehrte. Vom Rchoro aus betrat man die inneren Höfe, welche von zierlichen Rohr- oder Reißigwänden eingefast waren und einen Estrich aus geschlagenem und geglättetem Lehm hatten. Man ist angenehm überrascht, in diesen Höfen meist musterhafte Ordnung und Reinlichkeit zu finden. Hier sind sozusagen die Wohnräume der Leute; die Häuser, welche in den Höfen stehen, dienen mehr als Schlafstuben und zur Aufbewahrung von Waffen, Kleidung und Gerät. Die Häuser sind stets ordentlich, oft niedlich gebaut. Eine runde Lehmmauer trägt ein Dach, dessen Gestell aus sauber behauenen Stangen besteht und mit Stroh oder Sorghumstengeln eingedeckt ist. Wände und Hausflur sind geglättet, erstere oft regelmäßig und geschmackvoll mit Strichmustern bemalt. Alle Basuto vereinigen Ackerbau und Viehzucht, und zwar werden die Gärten und Felder fast ausschließlich von den Frauen, das Vieh ebenso ausschließlich von den Männern besorgt. Der Frauen ganze Lust sind Garten und Feld. Man kann in der Nähe größerer Ortschaften die schönsten, ausgedehnten Ackerländereien sehen. Mais, Kartoffeln, Bohnen, Erdnüsse, Erbsen, Kürbisse, Wassermelonen, selbst eine Art

Gewürz gedeihen da in üppiger Pracht, und von dem Unkraut haben die fleißigen Hände meist jede Spur entfernt. Heden, welche die Felder umgeben, Hütten, in welche die Arbeiter sich bei Unwetter oder zur Nachtzeit zurückziehen, Gerüste, auf denen Wächter sitzen, um die Scharen diebischer Vögel zur Zeit der Ernte zu verschrecken, — das alles zeugt davon, daß den Eingebornen der Landbau ans Herz gewachsen ist. Die Besorgung des Viehs liegt allein den Männern ob. Kein Mädchen und keine Frau hat damit etwas zu tun. Die kleinen Knaben hüten das Kleinvieh, die größeren das Rindvieh. Auch das Melken ist alleinige Arbeit der Männer. Da der Viehstand das Vermögen der Familie ausmacht, ist man darauf bedacht, dieses Kapital nach Möglichkeit zu verbergen und zu vermehren.

Im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts waren die Basutostämme arg durcheinander gewürfelt; wiederholt stiegen Suluhorden über die Drafenberge und vernichteten theils sengend und mordend blühende Basutodörfer, wobei sie die Frauen und Kinder in die Sklaverei trieben, theils siedelten sie sich im Lande an und begründeten eigene Häuptlingschaften. Besonders furchtbar waren die Eroberungszüge des Suluhäuptlings Moselekatji (eigentlich Msilikazi), der einen großen Theil des Landes in eine heulende Wüste verwandelte. Nur einzelne Häuflein von Basuto retteten sich in Höhlen oder auf unzugängliche Felsenhöhen, von wilden Früchten und Wurzeln ein kümmerliches Leben fristend. Manche scharten sich zu Menschenfresserbanden zusammen, welche auf Raub ausgingen und von dem Fleisch der Gefangenen lebten. Schredliche Dinge werden von der unmenschlichen Grausamkeit und Wildheit dieser Kannibalen erzählt. Manchen Schlachtopfern wurde das Fleisch vom lebendigen Leibe geschnitten. „Lelehemä“ — „Menschenfresser“ ist unter ihnen ein Schred- und Schimpfwort, durch welches man den Zustand äußerster Roheit kennzeichnet. Auch die wilden Tiere nahmen im Lande überhand. Durch das Fressen von Leichen gewöhnten sie sich, auch Menschen als ihre Beute anzusehen. Die Löwen und Panther, selbst die feigen Hyänen fielen in jener Zeit Schlafende und Wanderer an und vollendeten den Ruin des Volkes. Es war ein großes Glück, daß die in das Land eindringenden Buren im Jahre 1837 Moselekatji und seine Horden bei Mosija besiegten und sie nötigten, jenseits des Limpopo neue Ansiedlungen zu suchen. Dadurch wurde das Land von der furchtbaren, tyrannischen Fremd-

herrschaft befreit; aber allerdings, nun dauerte es Jahrzehnte, bis sich die Basutostämme und -völker wieder gesammelt und konsolidiert hatten. Sie wurden insgesamt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf etwa 450 000 geschätzt. Jetzt sind es mehr als eine Million.

In dem zerrissenen Berglande zwischen dem Olifant-Flusse (Oepelle) und dem Steelpoort wohnt das edle Volk der Pedi (eigentlich Peli). In den hochragenden Waldgebirgen nördlich davon und in den fieberheißen Tiefebene am Ostabhange der Berge und in den schon bis in die Tropen reichenden Waldgebirgen, die sich im Norden gegen den Limpopo zu erstrecken, wohnen Basutovölker leidlich geschlossen in der alten Stammesorganisation und in großen Stämmen. Im übrigen Lande sind es meist kleinere Stämme, die sich treu um eine Häuptlingsfamilie scharen und mit erstaunlicher Zähigkeit an ihrem Stammesverbande festhalten. Überall zwischen ihnen wohnen kleinere und größere Haufen von im Lande zurückgebliebenen Sulu, meist als Häuptlingsfamilien und Herrschergeschlechter; sie heißen hier allgemein die Matebele. Sie sind ein hochfahrendes, hartes Geschlecht, das sich dem Christentum und der eindringenden Kultur ablehnend gegenüberstellt. Während die Basuto im großen und ganzen dem Evangelium gegenüber eine erstaunliche Offenheit bewiesen haben, sind die Matebele fast überall harter Herzensader.

In die von den Basuto bewohnten Landschaften wanderten seit dem Jahre 1837 in immer wachsenden Scharen Buren aus der Kapkolonie ein. Sie beklagten sich über die Verluste, die sie infolge der Sklavenemanzipation erdulden mußten, und über die unbequemen Gesetze, die man ihnen hinsichtlich der Sklaven aufdrängen wollte. Sie beschwerten sich über das Überhandnehmen der Landstreicherei infolge der Aufhebung der Sklaverei. Sie erklärten sich, wie es in einem ihrer damals veröffentlichten Manifeste heißt, entschlossen „wohin wir auch gehen, den Grundsatz der Freiheit aufrecht zu erhalten. Aber so sehr wir willens sind, Sorge zu tragen, daß niemand im Zustande der Sklaverei gehalten werde, so ist es doch unsere feste Absicht, geeignete Bestimmungen aufrecht zu erhalten, um Verbrechen zu unterdrücken und zwischen Herren und Dienern schädliche Beziehungen beizubehalten . . . Wir wollen niemandem zur Last fallen, noch ihn des geringsten Eigentums berauben, aber angegriffen, werden wir uns für voll berechtigt halten, Leben und Eigen-

tum gegen jeden Feind aufs äußerste zu verteidigen . . . Wir verlassen die Kolonie in der festen Überzeugung, daß die englische Regierung nichts mehr von uns zu verlangen hat und uns gestatten wird, uns in Zukunft ohne weitere Einmischung Fremder selbst zu regieren.“ Ueber 8000 Buren wanderten in den Jahren 1835 und 1836 aus. Weitaus die Mehrzahl zog unter Piet Retief zunächst nach Natal. Nach heißen Kämpfen mit den Sulu und den Engländern scheiterte indessen diese Kolonisation. Die Engländer erklärten Natal für eine britische Kronkolonie, die Mehrzahl der Buren verließ das Land wieder und wandte sich über die Draakenberge landeinwärts. Dort hatten sich in dem Gebiete zwischen Baal- und Dranje-Fluß bereits im Jahre 1837 zahlreiche Landsleute niedergelassen. Sie gründeten mit den aus Natal zuziehenden Burenkolonnen unter Andries Praetorius ein Gemeinwesen, das sie den Dranje-Freistaat nannten. Hier hofften sie die Freiheit und Unabhängigkeit von britischer Herrschaft und damit endlich hinreichende Ruhe zu finden, um sich der friedlichen Tätigkeit des Landbaues und der Jagd hingeben zu können. Aber im April 1848 wurde in dem Gebiete des Dranje-Freistaates die britische Souveränität verkündet. Praetorius, unterstützt von mehreren Kafferhäuptlingen, empörte sich zwar dagegen und führte die Buren am 29. August des Jahres beim Boomplaats gegen die Briten. Die englischen Waffen siegten jedoch, und die Buren mußten sich abermals den englischen Forderungen fügen oder das Land verlassen. Ein Trupp der Buren unter Hendrik Potgieter hatte schon 1837 den Baalfluß überschritten und sich in der Gegend des heutigen Potschefstrom niedergelassen. Sie hatten, wie erwähnt, den Matebele-Häuptling Moselekatsi bei Mosija besiegt und sich dadurch Respekt bei den Eingeborenen verschafft und Ruhe im Lande hergestellt. Nun gingen unter Praetorius weiter größere Treds der Buren über den Baalfluß, um sich in dem weiten Lande, das von zahlreichen Flüssen und gutbewaldeten Gebirgszügen durchschnitten ist, ein neues Heim zu gründen. Allerdings war es nicht leicht, sie zu einem geordneten Staatswesen zu organisieren. Die Briten erkannten in der Sandriver Convention am 17. Januar 1852 die Unabhängigkeit der Buren in Transvaal an. „Den eingewanderten Farmern jenseits des Baalflusses wird das Recht gewährleistet, ihre eigenen Angelegenheiten zu leiten und sich nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren ohne jede Einmischung der britischen Regierung. Auch soll von be-

sagter Regierung kein Eingriff in dem Territorium nördlich vom Baalfluß geschehen.“ Zunächst bestanden nördlich vom Baalfluß vier kleine Republiken, deren bedeutendste Potchefstrom mit der gleichnamigen Hauptstadt war, daneben die unabhängigen Burengemeinden von Leydenburg, Zoutpansberg und Utrecht. Die Potchefstromer Republik führte den Titel „Holländische afrikanische Republik“, den sie im Jahre 1853 mit der Bezeichnung „De Zuid-Afrikaansche Republik“ vertauschte. Die vier Republiken waren weit entfernt, unter sich einig zu sein. Auch betreffs ihrer Grenzen hatten sie sich nicht vereinbart. Im Jahre 1856 gelang glücklicherweise eine Verständigung von Vertretern wenigstens der zentralen Bezirke, die sich über eine Konstitution einigten, die sogenannte Grondwet (Grundgesetz). Die gesetzgebende Gewalt wurde danach einem Volks-Raad übertragen, der sich aus Vertretern der verschiedenen Bezirke zusammensetzte. Die ausführende Gewalt sollte bei einem vom Volke gewählten Präsidenten ruhen. Eine Gleichstellung Farbiger und Weißer sollte weder in der Kirche noch im Staate zugelassen werden. Zum ersten Präsidenten wurde M. W. Pretorius, der Sohn des Andries Pretorius, gewählt. Bis zum Jahre 1858 hatten alle vier Republiken diese Konstitution anerkannt und sich unter Pretorius als ihrem Präsidenten zusammengeschlossen. Sie nannten sich offiziell die „Süd-afrikanische Republik“. Es ist daneben aber bräuchlich geworden, ihr Land als Transvaal zu bezeichnen. Wir gebrauchen der Einfachheit wegen diesen kürzeren Namen.

In diese werdenden Verhältnisse also kamen die jungen Berliner Missionare Merensky und Grünher im April 1860, um irgendwo in jenen Gegenden mit der Missionsarbeit zu beginnen. Ihre Ordre von Berlin her wies sie an die Swazi, für welche Wallmann ein besonderes Interesse hatte. Er glaubte, daß sie als die nächsten Stammverwandten der bereits in Arbeit genommenen Sulu den ersten Anspruch an die Berliner Mission hätten. Die jungen Berliner Missionare überzeugten sich bald, daß sie ohne die Zustimmung der Buren die Arbeit kaum beginnen könnten. Sie legten deswegen dem Räte derselben in Leydenburg eine Denkschrift mit 15 Artikeln vor, in welcher Weise sie sich die Missionsarbeit im Burenlande dächten. Ihre Denkschrift wurde aber von der Regierung in Pretoria verworfen und an ihre Stelle in jenem Jahr 1860 eine allgemeine Missionsverfügung erlassen unter dem Titel „Maßregeln gegen

Betrug und Verführung bei der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden“*)

Diese Verfügung ist auf Jahrzehnte hinaus die Unterlage der Berliner Missionsarbeit in Transvaal gewesen. Sie ließ viel zu wünschen übrig und konnte den Buren viele Handhaben bieten, um die Missionsarbeit in empfindlicher Weise zu stören und zu hemmen. Es ist vielleicht in der Gegenwart angesichts der drückenden Bestimmungen der derzeitigen britischen Missionspolitik nützlich, sich derartiger Verfügungen vergangener Tage zu erinnern und dabei dankbar zu erkennen, daß trotz derselben sich eine große Missionsarbeit hat entwickeln lassen.

Merensky und Grünher wurden zwar in Leydenburg freundlich aufgenommen, doch gab es in dem Dorf eine nicht kleine Partei, die der Mission grundsätzlich feindlich gegenüberstand. Als der fromme, wohlwollende, feingebildete reformierte Pastor van Heyningen Merensky aufforderte, an einem Sonntage zu predigen, erklärten diese Missionsgegner: „Wenn der Missionar auf der Kanzel gestanden hat, schlagen wir sie in Stücke. Wir wollen nicht,

*) D. A. Merensky, „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Transvaal“, Seite 409—410.

1. Kein Heidenmissionar soll innerhalb des Gebietes der südafrikanischen Republik zugelassen werden ohne Ansuchen der Heiden selbst bei der Regierung.
2. Die Regierung wird dann untersuchen, ob es sich empfiehlt, diesem Ansuchen nachzukommen, und wird, wenn dies der Fall ist, einen Missionar berufen, welcher den Forderungen des Art. 21 des Staatsgrundgesetzes entspricht.
3. Die Regierung behält sich das Recht vor, den Ort anzuweisen, wo eine Missionsstation errichtet werden kann, und kann jederzeit, wenn es das Interesse des Staats erfordert, eine Missionsstation verlegen oder gänzlich verfallen lassen.
4. Niemand soll das Recht haben, auf irgend einem Grundstück innerhalb der Republik eine Missionsstation zu errichten, ohne die Erlaubnis der Regierung erhalten zu haben, nach Art. 38 der Feldkornett-Instruktion und nach den oben festgestellten Regeln.
5. Jeder Missionar ist verpflichtet, sich nach dem Landesgrundgesetz und allen bestehenden und noch zu erlassenden Landesgesetzen zu halten.
6. Jeder Missionar oder Häuptling ist verpflichtet, jede Person, die durch irgend einen Beamten der Republik gefordert wird, sofort auszuliefern.
7. Alle Missionare sind verpflichtet, genau darauf zu achten, ob irgend welche Pläne und Anschläge gegen den Staat oder seine Einwohner durch Farbige ihrer Stationen oder des Stammes, unter dem sie stehen, gemacht werden, und der Regierung oder dem nächsten Beamten hiervon Nachricht zu geben; wenn sie dies veräümen, sollen sie als solche angesehen und behandelt werden, die an diesen Plänen und Unternehmungen mitschuldig sind.

daß ein Mensch, der den Heiden predigt, in unserer Kirche auftritt.“ Aber auch von den Wohlwollenden wurde ihnen betreffs der geplanten Reise zu den Swazi nicht bloß abgeraten, sondern sie wurden davor auf das dringendste gewarnt wegen der launischen Grausamkeit des Königs Umswazi. Indes, sie hatten ihren Auftrag klar und bestimmt erhalten — so schlugen sie sich alle Bedenken aus dem Sinn und zogen über das Drakengebirge in das felsige, zerklüftete Bergland. Im Mai trafen sie in der Häuptlingsstadt ein. Ihr Unternehmen schlug gänzlich fehl. Obgleich ihre Unterredung mit Umswazi zuerst einen guten Verlauf nahm, wandten sich hernach die Sachen so anders, daß sie in der Nacht sogar auf den Verlust ihres Lebens gefaßt sein mußten. Umswazi verlangte, daß sie ihm Flinten, Pulver und Blei lieferten; die Missionare glaubten das mit Rücksicht auf die den Buren gegebenen Versprechungen bestimmt ablehnen zu müssen. Sie sahen es fast wie ein Wunder Gottes an, als sie, schleunigst fliehend, die Grenzen des Landes hinter sich hatten und wieder das Gebiet der Transvaal-Republik betraten.

Sie kehrten zunächst nach Leydenburg zurück und nahmen sich einige Monate der Farbigen jenes Dorfes an. Ihre Aufmerksamkeit wurde von den Buren auf den kleinen Stamm der Basopa (eigentlich ba-Ropa) und ihren Häuptling Maleo gelenkt, der neun deutsche Meilen westlich von Leydenburg um einen Felskopf herum wohnte. Zwei angesehene Glieder der Regierung stellten in Gemeinschaft mit dem reformierten Prediger van Heyningen im Juli 1860 die jungen Missionare dem Maleo als seine Missionare vor, denn die Buren des Leydenburger Distrikts beanspruchten die Oberherrschaft über ihn. Bei dem verlassenen Bauernplatze Rietvloof (Rohrtal) wurde die Stelle der Missionsstation bestimmt. Am 14. August zogen Merensky und Grünner an. Es ging kümmerlich genug dabei zu. Merensky wurde von heftigem Fieber geschüttelt. Grünner hatte kurz zuvor einen Arm gebrochen und brach ihn bald darauf nochmals. Das Land in jener Gegend bis zum Olifant-Fluß ist ziemlich wildes, regellofes Bergland mit schroffen Klippen und Felsköpfen, mit waldigen, immergrünen Höhen und Schluchten und grasreichen Hochebenen, mit weiteren oder engeren Tälern voll von munteren Quellen, Bächen und Flüssen. Wild gab es in Fülle. Da tummelten sich in kühnen, geschickten Sprüngen Tausende von Antilopen aller Art, da liefen durcheinander das seltsame Gnu, die schön gehörnte Kudu-Antilope und der riesig starke Büffel; da wohnten

die schlanken, hochbeinigen Giraffen, da weideten unter den Kugeldornbäumen Blehböde und andere zierliche Antilopen. Hyänen, Panther und Löwen und tiefer im Lande Elefanten und Rhinorosse (sogenannte Seekühe) waren die Lust und die Gefahr des Jägers.

Die jungen Missionare kamen bei Maleos Stamm in die typischen Verhältnisse solch eines Basutostammes, in dem der Häuptling vollständiges Recht über Leben und Eigentum der Untertanen hat. Er herrschte durch Furcht und fand schmeichlerische Verehrung und willigen Gehorsam. Die Station erhielt den Namen Gerlachshoop, weil der eben verstorbene General Leopold von Gerlach wiederholt auf die Nordostgegend der Transvaal-Republik als ein aussichtsreiches Missionsfeld hingewiesen hatte. Nachdem die beiden Missionare den ersten schweren Anfang überwunden hatten, ging es rüstig an die Arbeit mit Hausbau, Sprachenlernen und den ersten Gottesdiensten. Es hielten sich von vornherein zwei Männer des Volkes, Andries Setoto und Milies oder Maeli, die unter den Weißen christliche Anregungen erhalten hatten, treu zu ihnen und halfen ihnen bei den ersten nötigen und mühsamen Arbeiten. Alle Sonntage wurde bei Maleos Stadt öffentlich gepredigt. Daneben bestand auf der Station ein besonderer Unterricht im Lesen und Schreiben und im Wort Gottes, der sich nach und nach zu einem richtigen Taufunterrichte gestaltete. Weihnachten 1861 wurde Andries als der Erstling seines Volkes getauft, der Erstling der Berliner Sotho-Mission; mit ihm zugleich erhielten seine beiden Kinder, der vierjährige Jan und die anderthalbjährige Maria, die Taufe. Freilich, der Häuptling Maleo zeigte sich bald als ein widerwärtiger Mann, namentlich seit das Wort Gottes in seiner eigenen Familie Boden fand. Einen besonders schädlichen Einfluß übte auf ihn sein Schwager, der finstere, räuberische Matebele-Häuptling Mapoch auf einem benachbarten Felsenberge aus, der auf Jahrzehnte hinaus der böse Geist der Mission in jenem ganzen Gebiete und der offene Feind der Missionare war. Unter seinem Einfluß ging Maleo bald zu offenem Hohn und Spott, zu Drohungen und Feindseligkeiten über. Ein großer Brand in seiner Stadt, der etwa den fünften Teil derselben einäscherte, machte ihn nicht anderen Sinnes. Nicht lange nachher veranstaltete er ein Zauberfest, und es verdroß den Häuptling sehr, daß die Gläubigen theils nicht mitmachten, theils von Grünern davon befreit wurden. Maleo suchte die Predigt bei seiner

Hauptstadt durch befohlene Sonntagsarbeit oder durch veranstaltete Jagden zu hindern oder durch wüstes Lärmen, wozu er ermunterte, wenigstens zu stören. Ja, er ging sogar so weit, auf eine Schar Gläubiger, die aus der Predigt kamen, mit eigener Hand einzuhauen und drei Stöcke dabei zu zerschlagen. Als ihm Grünher darüber Vorstellungen machte, rief er unter anderem: „Wer ist Gott?“ — „Ich bin Gott, ich, ich.“ Da erwiderte ihm Grünher: „Hier vor deinen Leuten sage ich es dir: der Tag wird kommen, da du Gott sehen wirst. Er wird dich dann noch ganz anders schlagen, als du deine Leute geschlagen hast.“ Bei alledem fand das Evangelium unter Maleos Sohn erfreulichen Eingang. Bis Juli 1863 war bereits ein Gemeindlein von 33 Seelen gesammelt, und 12 Taufbewerber warteten noch der Taufe.

Inzwischen hatte die Berliner Mission einen wichtigen Schritt vorwärts getan und bei den Pedi in dem wilden, schönen Berglande zwischen dem Steelpoort und dem Olifant-Fluß Boden gefaßt. Merensky und Grünher hatten schon von Leydenburg aus eine vorläufige Refognoszierungsreise nach der Felsenburg des greisen Häuptlings Sekwati, Thaba Mossähu, unternommen und waren dort überraschend freundlich aufgenommen. Sekwati, der sich zwar selbst nicht sehen ließ, ließ ihnen sagen: „Ich bin allzu froh und zufrieden, wenn ihr kommt.“ Die Pedi sind etwa um 1600 von Westen her eingewandert. Ihr Anführer, unter dem sie über das Lolu- (eigentlich Leolu-) Gebirge gezogen waren, hieß Towe-jane. Sie fanden bereits andere Basuto in dem Lande, die sie unterwarfen. Sie bildeten ein eigenes Häuptlingsgeschlecht, dem sich bald andere kleine Stämme im Osten und Westen unterordneten, so daß im Anfang des 19. Jahrhunderts unter Tulare sich ein afrikanisches Reich gebildet hatte, welches weit und breit gefürchtet war. Aber schon unter den Söhnen Tulares zerfiel das Reich wieder. Wie es so manchmal bei afrikanischen Herrschern der Fall ist, hat man auch von Tulare ein Wort als Orakel aufbewahrt und heilig gehalten: „Kinder, nach meinem Tode werden schwarze Ameisen kommen; wenn ihr die besiegt, wird das Reich stark bleiben. Überwindet ihr sie nicht, so werden weiße Ameisen kommen, mit denen werdet ihr zusammenwohnen.“ Im Blic auf einen seiner Söhne, Matäher, sagte er sterbend: „Den Matäher tötet nicht. Wenn ihr den tötet, wird Unglück über euch kommen, und Rhinocerosse und Elefanten werden hier haufen, wo jetzt die Königsstadt steht.“ Der

König starb; Matšher wurde getötet, füllte im Todeskampf die Hand mit Staub und fluchte dem Lande. Bald darauf brachen die Sulu des Mosekatse ein, in denen das Volk die angekündigten schwarzen Ameisen sah. Die Söhne Tulares starben oder fielen alle in der Schlacht. Sekwati, der jüngste der Brüder, floh mit seinem Sohn Sekufuni (eigentlich Sekhufhuni) und irrte in fremden, entlegenen Gegenden im Innern umher. Das Bapedi-Land war zur Einöde geworden. Langsam erholte es sich von dieser Periode äußersten Elends. Als im Jahre 1835 der erste Burentred unter Rensenburg und Louis Trichard am Olifant-Flusse abwärts zog, saß Sekwati schon wieder als Häuptling auf der Bergfeste Piring (bei dem späteren Arlona). Der Anblick jener ersten Weißen erschreckte ihn nicht wenig. Man nannte sie Badimo (Götter, Dämonen) und hatte vor ihren Feurgewehren und Pferden eine unüberwindliche Angst. Die Weißen aber waren freundlich gegen sie und machten Sekwati Geschenke. Zehn Jahre später, während welcher Zeit das Volk erstarkte, kamen neue Burenzüge in das Land. Ohne den Willen, ihnen feindlich entgegenzutreten, ja, ohne die Macht, dies tun zu können, duldeten die Bapedi, daß die Fremdlinge in ihrem Lande Wohnplätze anlegten, bis das Fieber sie zwang, höher gelegene Landstriche aufzusuchen. Als die Sulu im Jahre 1851 den Felsenberg Sekwatis angriffen, wurden sie zurückgeschlagen. Ebenso erging es einem Burenhäufen, welcher den Berg ein Jahr später angriff, denn die Bapedi waren bereits in den Besitz von etwa 100 Gewehren gelangt, die sie auch zu gebrauchen wußten. Sie verloren aber ungeheure Herden Rindviehs in diesem Kriege, so daß der Stamm, zumal bald auch eine Lungenseuche den Rest des Viehes stark antastete, ziemlich arm an Vieh geworden war.

Im August 1861 ließ sich Merensky mit dem inzwischen eingetroffenen jungen Missionar Endemann am Fuße des Volu-Gebirges in Kchalotlolu (eigentlich Kchalotlolo, zusammengezogen aus: Kchale eo tlolo gleich Paß des Abhanges; die Station lag unterhalb der Stelle, wo ein Paß über das Vologebirge geht) nieder. Sie fanden den Boden günstig vorbereitet. In Sekwatis Stadt gab es einen in der englischen Kolonie getauften Christen, Jan Masadi (eigentlich Masali). Er besaß die fünf Bücher Moses in der Kossa-Kaffern-Sprache. Sein Taufzeugnis bewahrte er in einem Blechkästchen sorgfältig auf. Auch in Träumen und Gesichten hatte sich Gott ihm mannigfach geoffen-

hart, wie das bei Afrikanern so häufig geschieht. So stand Jan eines Tages auf dem Felde und schaute gen Himmel. Da gewahrte er, daß derselbe sich mitten voneinander tat. Und als er nun so tief und weit in den Himmel hineinblickte, sah er ein großes köstliches Licht, und eine Stimme sprach zu ihm: „Dort wohnt und thront der Herr. Dort ist es schön, sehr schön, und auch du wirst dahin kommen.“ Leider ging das Wort nur zu bald in Erfüllung. Masadi nahm an einem Angriff des Königs auf die Felsenhöhen eines widerspenstigen Häuptlings teil. Er brach den andern die Bahn, wurde dabei aber in die Brust geschossen. Er wankte zur Seite, kniete nieder zum Gebet und verschied so. Sein Freund Jakob Mantladi hatte in Port Elizabeth eine Zeitlang Taufunterricht genossen. Auch er hatte einmal während des Betens eine Stimme vernommen: „Ich lebe wahrhaftig; ich bin der Herr.“ Und als seine Kameraden ihn darüber verlachten, erging an ihn im Traum das Wort: „Stehe fest, höre nicht auf das andere Volk. Betel!“ Durch diese beiden, die auch stets in ihrer heidnischen Umgebung den Sonntag heilig hielten, waren noch zwei andere Männer kräftig erweckt worden: der Häuptlingssohn Martinus Sewuschane und der blinde Josef Kathedi. Dies kleine Häuflein hatte Gott fleißig angerufen, daß er doch Missionare in ihr Land schicken möchte. Nun waren sie froh, daß sie gekommen waren. Das gab für die Missionare einen guten Anfang. Der Stationsplatz lag in gesunder Gegend inmitten zahlreicher Kraale, hatte hinreichend Volk, Wasser, Gartenland und Holz, entsprach also den Anforderungen an eine afrikanische Missionsstation in hohem Grade.

Leider starb der gute alte Häuptling Sefwati wenige Wochen nach der Ankunft der Brüder. Sein Sohn Sefufuni wurde sein Nachfolger. Er war ein häßlich aussehender, podennarbiger Mann, aber für einen afrikanischen Häuptling verständig und kräftig, freilich auch ein Beispiel dafür, wie der Hochmut der Häuptlingsstellung die besseren Regungen ersticht und die blinde Häuptlingstyrannie mit dem wüsten Zauberei-Aberglauben, der rohen, wilden Lust und dem Trunk die Oberhand gewannen. Zu Anfang hatte er noch bessere Zeiten. Als Merensky ihm eines Tages lange Zeit aus dem Alten Testament erzählt hatte, ermunterte ihn Sefufuni, als er aufhören wollte, mit den Worten: „Nein, du mußt noch nicht abbrechen; ich habe ja noch gar nichts von Christus gehört, weiß nicht, wer und was er ist.“ Ein andermal sagte er: „Gottes Wort ist doch ein wunderbares Ding. Es wirkt nicht so heftig an mir, aber so wie

man ein Fell weich macht, so fühle ich, daß das Wort Gottes mein Herz erweicht.“ Es kam in dieser günstigen Anfangszeit noch zur Begründung von zwei weiteren Stationen. Missionar Endemann legte 1863 Phatametfane an (zu deutsch Gabelstadt, weil der Ort gabelförmig an einem Berge lag) bei dem Hauptkraal des Unterhäuplings Masserumule, eines wohlwollenden, aber dem Trunke ergebenden und deshalb unselbständigen und allen schlimmen Einflüssen und Einflüsterungen zugänglichen Mannes. Hier war in der ersten Zeit gewaltig viel Zulauf zur Predigt; es war aber viel loses, lärmendes Volk darunter, das sich bald wieder verlor. Es waren aber auch einige aufrichtige und verlangende Seelen, die — nach ihrer Weise zu reden — „das Buch suchten“. Pfingsten 1864 wurde die dritte Station nahe dem Königsberg Thaba Mossächu in Gharatav angelegt. Man hatte sich schon längst gern in der unmittelbaren Nähe der Königsstadt niederlassen wollen, aber der König hatte es noch immer verhindert. Da brach auf der Hauptstadt ein heftiges, verderblich wirkendes Fieber aus, gegen das die Zauberdoktoren mit ihren Mitteln nichts vermochten. Merensky aber erzielte mit einem damals berühmten Livingstoneschen Heilmittel viele glückliche Kuren. Aus Dankbarkeit gestattete Sekukuni die Anlegung einer Station, allerdings auch jetzt nicht unmittelbar in der Königsstadt, sondern bei dem unsern wohnenden Häuptling Sepete.

So ließ sich die junge Transvaal-Mission hoffnungsvoll an. Im Verlauf von kaum vier Jahren waren vier Stationen angelegt, alle vier mitten im Heidenlande, und überall hatten sich trotz wachsender Widerstände der Häuptlinge in überraschender Weise die Türen geöffnet und Anknüpfungspunkte gefunden. Da brach über dies hoffnungsvoll aufblühende Missionsfeld ein schweres Unglück nach dem anderen herein. Die Buren waren mit dem widerhaarigen Matebelen-Häuptling Mapoch in Krieg geraten. Maleo sandte seinem Verbündeten Hilfstruppen. Infolgedessen erklärten ihm die Buren den Krieg. Ein Angriff, den sie selbst unternahmen, mißlang allerdings. Und das machte Maleo erst recht trotzig. Er sagte zu Grünner: „Ich hasse das Lernen.“ Grünner entgegnete: „Ich weiß es und bin betrübt darüber. Denn nun kann es geschehen, daß deine Leute in den Himmel kommen und du in die Hölle, ins ewige Feuer.“ Darüber wurde der Alte so erbozt, daß er einmal über das andere Mal ausrief: „Ja, ja, das will ich. Ich will in das Feuer.“ Die Buren riefen als ihre Bundesgenossen die

Swazi gegen Maleos Felsenburg herbei. Am 10. Mai 1864 erstürmten sie trotz tapferer Gegenwehr Maleos Stadt und zündeten sie an. Drei Viertel der Einwohner wurden erschlagen oder gefangen weggeführt. Maleo selbst fiel unter den Affagaien der Swazi. Unter den Gefallenen waren acht erwachsene Christen und 10 Katechumenen. Von den 22 getauften Kindern blieben nur noch sechs übrig; die anderen waren teils gefangen, teils tot. Der Rest von Maleos Stamm siedelte sich auf Weisung der Burenregierung in einem Tal nahe bei der Missionsstation an. Die Trübsale hatten sie gewaltig erschreckt und aufgeweckt. Bald befanden sich wieder 70 Leute im Taufunterricht. Doch sollte das Wiedererblühen des Werkes in Gerlachshoop nicht lange dauern. Sekufuni und Mapoch schreckten das arme Häuflein mit Drohungen und Überfällen, so daß die dadurch gänzlich Verschüchterten auseinanderstoben. Im Herbst 1864 beschloßen die Berliner Missionare auf einer Konferenz, Gerlachshoop vorläufig aufzugeben.

Inzwischen hatten sich auch über der Bapedimission die Wetterwolken zusammengezogen. Sekufuni war wütend, daß auch sein Bruder Dinkoanjane sich taufen ließ und sich dadurch zu den tief verachteten Christen schlug. Am 18. Juni 1864 faßte er den Entschluß, die Christengemeinde auszurotten. Der König veranlaßte ein Pitscho (d. i. eine Volksversammlung).*)

„Als die Heiden den Worten und Zeugnissen der Gläubigen nichts weiter entgegenzuhalten wußten, befahl Sekufuni, daß sie sich von den Christen sondern sollten. Dieselben mußten auf einem Haufen allein sitzen bleiben. Zwei wurden von dem Könige selbst geschlagen, den anderen wurden ihre Decken und Kleider abgenommen; auch wurde verboten, ihnen Speise oder Trank zu reichen.

„So brach die eisig kalte Winternacht herein: schauernd vor Frost rückten die Christen näher zusammen und stärkten sich im Gebet wider dies peinliche Leiden. Endlich nach Mitternacht gestattete der König ihnen auf die Fürbitte der Heiden, sich ein kleines Feuer anzuzünden, auch reichte ihnen hie und da ein Heide etwas Speise. Aber was war das unter so viele? In dieser quälenden Lage mußten sie vom Donnerstag bis in die Nacht vom Sonntag auf den Montag aushalten.

*) Vgl. D. Ed. Arakenstein, Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika. Seite 408—410.

„Die Frauen der Gläubigen wurden am Sonntag früh wie eine Herde Schafe in ein kaltes Wasserloch unten am Berge hineingetrieben. Dort mußten sie bis an den Hals in dem empfindlich kalten Wasser sitzen, ohne daß ihnen jemand eine Erquickung reichen durfte.

„M. Sewuschane und Stefanus Maroti hatten eine besonders schmerzliche Marter zu bestehen. Ihnen hatte Sekufuni bereits früher den Tod zugebracht. Jetzt wurden sie mit Latten so zerhauen, daß ihr Blut reichlich floß, und Stücke von Haut und Fleisch von ihrem Leibe hingen.

„Aber unter all diesen Plagen wurde keiner abfällig als nur einer, der erst kurze Zeit am Taufunterrichte teilgenommen hatte. Die Standhaftigkeit der Gläubigen machte vielmehr einen solchen Eindruck auf die Heiden, daß, als die Zeit der ersten Bestürzung vorüber war und Sekufuni aus Furcht vor einem Überfall der Swazi nachsichtiger geworden war, die Zahl derer, die sich zum Taufunterricht meldeten, bis auf 149 stieg.

„Da trat ein Ereignis ein, welches sofort eine zweite Verfolgung hervorrief, die viel schrecklicher und blutiger wurde, als die erste gewesen war.

„Makale, diejenige Frau Sekufunis, welche er besonders lieb hatte, war lebendig erweckt worden. Sie hatte den König seitdem schon oft gebeten, ihr die Taufe zu gestatten, aber stets vergeblich. Nun konnte sie es indes nicht länger mehr aushalten. In der Nacht des 7. November 1864 brach sie von der Hauptstadt auf, und am folgenden Vormittag erschien sie bei Merensky und bat so dringend um die Taufe, daß er ihre Bitte erfüllte, obgleich er sich nicht verhehlte, welche schmerzlichen Folgen diese Taufe für die Gläubigen haben konnte, ja mußte. Sekufuni erfuhr den Vorfall sehr bald. Seine in der letzten Zeit nur mühsam verhaltene Wut brach sogleich völlig und schrecklich heraus. Makale sperrte er einsam in ein dunkles Haus und gab strengen Befehl, daß ihr niemand Speise bringen solle. Den Christen nahm er ihr Vieh weg und verbot den Frauen derselben, die Äder zu ‚picken‘. Da gaben diese gläubigen Frauen einen rührenden Beweis höchster Selbstverleugnung. Sie gingen in des Königs, ihres Feindes, Gärten und arbeiteten dort für ihn, da sie nicht für sich und die Ihrigen arbeiten durften. Sie überwanden ihn aber mit dieser Sanftmut und Großmut keineswegs. Vielmehr ließ er nun allen Gläubigen das Korn nehmen und ,das

Wasser verschließen“, d. h. er verbot ihnen, Wasser zu trinken. Er wollte sie durch Hunger und Durst zur Flucht oder zur Verleugnung zwingen. Aber keine der getauften Frauen verleugnete, nur etliche Katechumeninnen wurden schwach und „warfen weg“ (nämlich den Glauben).

„Am 14. November hielt Sekufuni eine große Ratsversammlung, den großen Blutrath, wie er es nannte. Etliche rieten, die Christen zu schlagen; andere, sie zu töten. Der König gab keine Entscheidung; dennoch ertönte draußen das Kriegsgeschrei. Sofort zogen alle Männer aus ihren Häusern und versammelten sich: die Heiden zu einem großen, tobenden Haufen, die Christen zu einem stillen Häuflein. Bald aber schenkte ein gewaltiger, wolkenbruchartiger Plazregen alle in ihre Wohnungen zurück. Nochmals schenkte dadurch der Herr den Seinigen eine kurze Gnadenfrist. Sie eilten zum Hause des Martinus und stärkten und erquidten sich dort durch Gebet und durch Gemeinschaft.

„Tags darauf, 15. November, waren die Heiden schon in der Frühe mit ihren Waffen wieder auf dem Platze. Bald traf Sekufunis Befehl ein: Geht und schlagt die Gläubigen! Aber im übrigen stehen ihnen alle Wege offen, alle Bergpfade habe ich ihnen gegeben! Jetzt stürzten die Heiden über die Christen her, die ihrerseits auf die Knie fielen und den Herrn um seinen Geist und seine Kraft anriefen. Es dauerte nicht lange, so hatten die Heiden ihre Stöcke auf ihnen zerschlagen. Alle bluteten aus vielen und tiefen Wunden, etliche lagen für tot am Boden. Wer es noch vermochte, floh in Berg und Wald, die übrigen wurden von den Ihrigen und von mitleidigen Heiden beiseite geschafft.

„Noch an dem Abend jenes Tages sandte Sekufuni Botschaft durch die Kraale der Hauptstadt: Ihr Gläubigen, macht, daß ihr fortkommt aus meiner Stadt und aus meinem Lande! Wer bleibt, der hat den Glauben weggeworfen!

„Nun waren aber zu dieser Zeit die beiden Grenzflüsse des Landes, der Steelport und der Lepel'le, voll bis an ihre Ufer. So war ein Entrinnen aus dem Lande vor Menschenaugen unmöglich, und Sekufuni rechnete bestimmt darauf, daß sie in wenigen Tagen entweder verschmachtet sein oder verleugnet haben würden.

„In dieser Bedrängnis machten sich die Brüder Merensky und Nachtigal auf zu dem Könige. Aber ihre Worte prallten an ihm ab. Zornig entließ er sie mit den Worten: Ihr werdet von mir hören!

Ihr werdet von mir hören! Die Lage der geächteten Leute im Walde bei dem strömenden Regen war entsetzlich. Sie litten schwer, und gar manches ihrer Kinder mußten sie dem Herrn zum Opfer bringen. Furchtbare Gewitterschauer verhinderten die Flucht über den Steelpoort, die sie doch hatten wagen wollen. Auf Gha Ratao aber erschien ein tobender Haufe bewaffneter Krieger, die dort die Flüchtigen suchten und sich aufs roheste gegen Merensky benahmen, um ihn zu reizen und dann ums Leben zu bringen. Und unter all diesen Ängsten und Nöten gebar Frau Merensky ihr erstes Töchterlein. Noch ein paar Tage vergingen so in Angst und Bangen, in Frost und Hunger. Da am 23. November gelang die Flucht über den Steelpoort, der für kurze Zeit fiel, um dann sogleich wieder anzuschwellen und den Verfolgern den Weg zu versperren.

„Es waren 69 Gemeindeglieder, die mit Merensky über den Fluß gingen. Und es dauerte nicht lange, so stieg durch Nachkömmlinge ihre Zahl auf 85 und etwa 30 Kinder.

„Gha Ratao war bald nach der Ausfluchtung durch Missionar Sachse, der schon Merensky's Gehilfe gewesen war, wieder besetzt. Sekufuni duldete ihn, weil er hoffte, er würde ihm seine Gewehrschlösser wieder zurecht machen. Bereits nach etlichen Wochen aber mußte Sachse nach P'hata Metsane zur Stellvertretung des Missionars Endemann, welcher nebst Missionar Nachtigal, der durch Anothe Stellvertretung bekam, nach Natal reiste, wo beide ihre Bräute abholen wollten. Ob die Brautfahrt in dieser kritischen Zeit weise war, ist angezweifelt worden. So stand die Station Gha Ratao über ein halbes Jahr leer. Dann wurde sie von dem neu ausgesandten Missionar Roboldt besetzt.

„In Khatlatlolu waren den Gläubigen zwar ihre Äder zurückgegeben, aber das Verbot der öffentlichen Gottesdienste blieb trotz aller Bitten aufrecht erhalten. So mußten sie in kleinen Häuflein und bei dunkler Nacht ihre Erbauung suchen. Da gab es selige Stunden, sonderlich wenn durch die Taufe neue Glieder aufgenommen wurden, oder wenn man sich durch das heilige Abendmahl stärkte.

„Anfang Januar 1866 erschienen Bewaffnete auch auf Gha Ratao mit der Botschaft von Sekufuni an Roboldt, er müsse noch denselben Tag die Station verlassen. Mit Not und Mühe gelangte er über die Felsenpfade nach Khatlatlolu.

„Tags darauf kam eine ebensolche Rotte nach Khatlolu, um Nachtigal unter Hohn und Spott und unter Androhung des Todes auszutreiben.

„Und etliche Tage nachher mußte Missionar Endemann, dem es auf P'hata Melsane wegen der größeren Entfernung von der Königsstadt bisher glimpflicher ergangen war, ebenfalls das Land räumen.“

So waren die hoffnungsreichen Anfänge der Berliner Mission in Transvaal unter schweren Enttäuschungen in einem Strom von Tränen und Blut erstickt. Aber die Mission sollte alsbald einen neuen Anfang nehmen.

II. Die Geschichte der Transvaal-Republik.

Um den Hintergrund für den Neuanfang und die Entfaltung der Berliner Mission in Transvaal unter dem Direktorat Wangemann zu gewinnen, müssen wir noch einmal einen Blick auf die Geschichte der Südafrikanischen Republik werfen. Als die Briten durch die Sand-River-Convention 1852 die Unabhängigkeit der Buren anerkannten, befand sich deren Staatswesen in den Kinderschuhen. Nur langsam und mühsam schlossen sich die vier kleinen Republiken zu einem organisierten Staatswesen zusammen und wählten einen Präsidenten, zuerst M. W. Pretorius (1853—71), dann T. T. Burgers (1871 bis 77). Das Bedürfnis der Buren nach einem geordneten Regiment war verhältnismäßig gering. Sie waren niederdeutsche Holländer und stolz auf ihre Unabhängigkeit. Jeder wollte auf seinem Hof inmitten seiner Familie und seines Gesindes leben und mit der übrigen Welt möglichst wenig zu tun haben. Dieser Unabhängigkeitsgeist fand in der dünnen Siedelung auf den weiten Flächen des Hoogveldes und der fieberigen Bergwälder und Flußtäler im Norden und Nordosten ausgiebige Nahrung. Auf dem Hoogveld breiteten sich die Buren mit ihren schnell wachsenden Herden aus; von dort aus unternahmen sie weit ausgedehnte Jagdzüge zu dem damals noch schier unermesslichen Wildreichtum diesseits und jenseits des Limpopo. Städtische Siedlungen — Dörfer nannten sie sie — gab es wenige im Lande. Auch sie wurden behaglich weit angelegt, zahlreiche sogenannte Erben als Bauplätze ausgeteilt und vorläufig mit Syringen, Blaugummibäumen und ähnlichen Hölzern bepflanzt. Die Aufgabe der Landdrosteeien (Bezirksämter) bestand wesentlich darin, die in Besitz genommenen Farmen der Buren zu registrieren und die Besitztitel auszustellen. Es galt als selbstverständlich, daß jeder Weiße, der

sich innerhalb der Grenzen der Republik niederließ, eine Farm von ungefähr 5000 Rapschen Morgen zuerteilt bekam, selbst wenn er nicht in der Lage war, sie zu bewirtschaften. Begreiflicherweise zahlten die Buren bei so geringen Leistungen ihres Staatswesens auch höchst ungern Steuern. Das Finanzwesen des Staates geriet infolgedessen bald heillos in Verwirrung. Schon im Jahre 1870 waren für fast anderthalb Millionen Mark Noten im Umlauf, für die Deckung nicht vorhanden war. Burgers glaubte das Finanzwesen sanieren zu können, wenn er in Europa eine Anleihe von 10 Millionen Mark aufnehmen könnte. Es gelang ihm aber nur mit Mühe, anderthalb Millionen Mark zu bekommen. Für größere und allgemeinere Zwecke geschah wenig. Für eine geordnete Rechtspflege waren kaum die Grundlagen vorhanden. Die Landdrosten wurden von den Buren des Bezirks gewählt, und da sie zugleich die Rechtspflege in Händen hatten, waren sie begreiflicherweise gebunden. Das Schulwesen lag im argen. Für die Erschließung des Landes durch gute Straßen geschah wenig. Die Buren konnten eben auf ihren schwerfälligen Ochsenwagen oder auf ihren Pferden ganz gut von Ort zu Ort kommen, und Zeit spielte keine Rolle. Zwar waren seit 1869 die Diamantenschätze des West-Griqua-Landes entdeckt und hatten in dem Südwestzipfel des von Transvaal in Anspruch genommenen Gebietes einen Menschenzußstrom hervorgerufen. Auch in den östlichen Randgebirgen, zumal in den ungesunden Tälern und Niederungen östlich von Leydenburg, der Gegend von Barberton, waren die ersten erheblichen Goldfunde gemacht und hatten die Aufmerksamkeit auf diese fieberheißen Wildnisse gelenkt. Aber die neue Zeit war deswegen noch nicht angebrochen.

Schwierige und verantwortungsvolle Fragen lagen der Regierung hauptsächlich auf zwei Gebieten vor. Einmal in bezug auf die Festlegung der Grenzen. Nur im Süden und Norden boten der Baalfluß und Limpopo natürliche Grenzen. Die Transvaal-Buren zogen allerdings 1857 unter Pretorius über den Baalfluß, um ihre Herrschaft in den Oranje-Freistaat hinein auszudehnen, sie trafen dort aber wohl gerüsteten Widerstand. Ohne daß es zum Kampf kam, wurde der Feldzug mit einem Vertrag abgeschlossen, in dem jede der beiden Republiken die Unabhängigkeit der anderen anerkannte. Leider kam eine Verschmelzung der beiden Staaten, die dringend erwünscht gewesen wäre, nicht zustande. So bildete im Süden der Baal die Grenze. Aber im Osten

und Westen waren die Grenzen fließend. Noch schwieriger war das Eingeborenenproblem, die Stellung zu den an Zahl unverhältnismäßig überlegenen Eingeborenen. Die Buren zählten 1877 kaum mehr als 8000 stimmberechtigte Männer. Es werden also mit ihren Familien kaum mehr als 40—50 000 Weiße gewesen sein gegenüber einer an Zahl wenigstens zehn- oder fünfzehnfach überlegenen eingeborenen Bevölkerung. Bei den Stämmen des Holzbusch-Gebirges und der östlichen Niederungen und bei den Bawenda im Norden war von einer Anerkennung der Burenherrschaft überhaupt noch nicht die Rede. Das Bapedi-Reich Sekukunis lag wie ein Keil zwischen den Burensiedelungen und war deswegen besonders unbequem. Schon 1854 hatten die Buren eine Kommission an Sekwatis Hof gesandt zum Zwecke friedlicher Verhandlungen, die aber angesichts der energischen Haltung des Bapedi-Häuptlings nichts zu erreichen vermochte. Im Jahre 1857 kam ein Bündnis zustande, in dem die Buren die Unabhängigkeit Sekwatis anerkannten. Die Buren konnten kaum darauf verzichten, die Macht des Bapedifürsten zu beschneiden. Sekukuni, Sekwatis Sohn, war aber ebenso entschlossen wie sein Vater, seine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Die Versuche der Buren, ihm Abgaben aufzuerlegen, wies er mit Entrüstung zurück. Andererseits setzte er sich durch vielfache Raubzüge in das Gebiet der Buren ins Unrecht. Eine kriegerische Auseinandersetzung war fast unvermeidlich. Sie sollte tief in die Geschichte der Berliner Mission hineinspielen.

Auch sonst fehlte es nicht an kriegerischen Unternehmungen gegen die Eingeborenen. Im Jahre 1853 wurde ein Kriegszug gegen die Batwena unter dem Häuptling Setschele unternommen, 1854 gegen den Stamm des Häuptlings Matapan (eigentlich Mokoapane), weil Angehörige desselben mehrere Buren getötet hatten, 1867—68 gegen die Häuptlinge Sekalekale und Mapela (oder Manlopene) usw. Solche Kriegszüge wurden meist nur von einigen Kommandos Buren unternommen, wurden auch in der Regel mit wenig Energie und Plan durchgeführt. Aber sie trugen zur Verwirrung des ohnehin auf so schwachen Füßen stehenden Staatswesens bei und vermehrten die Unsicherheit im Lande.

Daneben hatten die Buren ein Interesse daran, sich aus den Eingeborenen möglichst zahlreiche und willige Arbeitskräfte zu sichern. Sie sahen es als selbstverständlich an, daß die Farbigen ihnen dienstbar sein und sich auch Strafen, Lohn-

herabsetzung oder Lohnentziehung nach der Willkür ihrer Herren gefallen lassen mußten. Am 3. Juni 1870 wurde ein vom Volksrat vollzogenes Kaffer-Gesetz (Kaffer-Wet) veröffentlicht, dessen zwei Paragraphen lauteten: „Niemand darf auf seinem Platz oder Plätzen Farbige unter solchen Umständen oder in solcher Menge wohnen lassen, daß sie als Gefahr oder Ruhestörung für den Nachbarn erscheinen können.“ Der Feld-Kornet sollte das Recht haben, solche Ansammlungen zu hindern und die betreffenden Leute zu vertreiben. Alle Leute, die „um Schutz zu suchen“, einwanderten, sollten vom Feld-Kornet irgendeinem weißen Herren zugewiesen werden. Weiter wurde bestimmt, daß binnen 8 Tagen jeder innerhalb der Grenzen der Republik wohnende Schwarze an irgendeinen Herrn vermietet sein müsse. Der Herr des Platzes, bei dem die Leute wohnten, dürfe nur fünf Familien als in seinen Diensten stehend ansehen; die andern Leute sollten sich an andere Bürger innerhalb der Republik vermieten. Wäre dies Gesetz durchgeführt worden, so hätte es einfach die Farbigen zur Lohnsklaverei verurteilt. Aber wie sollten die wenigen Buren ein derartig drückendes Gesetz gegenüber Hunderttausenden von Farbigen durchführen? Die freien Stämme lachten einfach darüber, und in den Gebieten, in denen die Buren sich schon in größerem Umfange festgesetzt hatten, lag doch eben überall die Möglichkeit vor, daß die Farbigen in die Kapkolonie oder nach Natal oder auf die Diamantensfelder des Griqua-Landes auswanderten und sich so dem Drude der Buren entzogen. Der Erfolg war demnach nur, daß die Buren in große Verlegenheit um Arbeitskräfte geriethen. Im August 1872 wurde demnach ein neues Kaffergesetz veröffentlicht. Dieses schrieb vor, daß jeder erwachsene männliche Eingeborene einen Paß besitzen und jährlich erneuern müsse, für dessen Ausfertigung er ein Pfund Sterling zahlen solle. Dabei aber müsse er einen schriftlichen Nachweis vorzeigen, daß er bei einem Bürger dienstlich vermietet sei. Hätten die Buren die Macht gehabt, dieses Gesetz durchzuführen, so hätte es ihnen allerdings recht bedeutende Vorteile gebracht. Es hätte ihnen ohne Gegenleistung erhebliche Einnahmen für die Staatskasse geliefert und hätte ihnen Dienstleute in Menge zugeführt. Allein das Gesetz war in sich voller Widersprüche. Es wurde deshalb schon nach 5 Monaten durch ein anderes ersetzt, welches die Bestimmung enthielt, daß der Eingeborene, der einen Paß für ein Pfund Sterling gelöst habe, nicht für das ganze Jahr, sondern nur für sechs Monate vermietet sei.

Man hatte aber vergessen, die Bestimmung zu treffen, daß in dem Paß das Signalement des Eigentümers aufgenommen werden müsse. Die unter der Gewalt der Buren lebenden Leute umgingen das Gesetz einfach dadurch, daß einer einen solchen Paß löste und die anderen ihn gelegentlich mitbenutzten.

Die Wirkung solcher Gesetze war höchst unerfreulich. Die freien Stämme blieben unbehelligt davon. Über den Missionsstationen, wo größere Scharen von Farbigen beisammen wohnten, hingen sie beständig wie ein Damoklesschwert, das ihre Existenz bedrohte. Und den Landdrosten, Feldkornets und Kommandanten boten sie Handhaben, solche Basutos, welche zwischen den Bauern lebten, auszuweisen oder auch Arbeitertrupps, die nach der Kolonie oder nach dem Diamantfelde wanderten, aufzugreifen, den Leuten ein Pfund Sterling pro Paß und Mann abzuverlangen und sie, da sie Geld fast niemals bei sich führten, zwangsweise als Arbeiter einzustellen. Es war also eine planlose und die Eingeborenen nur reizende und verbitternde Gesetzgebung.

Kein Wunder, daß das in sich haltlose Staatswesen wie ein Kartenhaus zusammenfiel. Im Januar 1877 kam Sir Theophilus Shepstone nach Pretoria und erklärte kurzerhand die Annexion der Republik durch England. Die Buren ließen sich die Vergewaltigung widerstandslos gefallen. Die Engländer nahmen auch das Regiment zunächst mit Umsicht und Tatkraft in die Hand. Die verfahrenen Finanzverhältnisse wurden durch die Zahlung von 100 000 Pfund Sterling einigermaßen geordnet. Gegen den auffälligen Bapedifürsten Sekufuni wurde ein sorgfältig vorbereiteter Kriegszug unternommen, seine Macht mit Hilfe der herbeigerufenen Swazihorden gebrochen und er selbst gefangen genommen. Trotzdem machten sich die Engländer durch allerlei unpolitische und unverständige Maßnahmen bei den Buren höchst unbeliebt. Bei den letzteren regte sich mächtig der ihnen im Blute liegende Unabhängigkeitsdrang. So kam es im Dezember 1880 zu einer Erhebung der Buren und zu einem mit großer Begeisterung geführten Freiheitskampfe. Einige Gefechte am Bronkhorst-Spruit, am Vängsnek und besonders am 26. Februar 1881 am Amajubahill veranlaßten die Engländer, obwohl sie inzwischen ein Heer von 12 000 Mann zusammengezogen hatten, den Krieg aufzugeben. Am 23. März 1881 wurde ein vorläufiger Friedensvertrag unterzeichnet. Die Buren erkannten die Königin von England als Souverän an und erklärten sich mit der

Niederlassung eines britischen Residenten in ihrer Hauptstadt einverstanden. Im Innern wurde ihnen vollständige Selbständigkeit zugesichert. Und das war die Hauptsache. Nur ihre auswärtigen Beziehungen sollten unter Englands Kontrolle stehen. Die Burenrepublik organisierte sich demnach neu als selbständiger Staat. Paul Krüger wurde Präsident, Piet Joubert Generalkommandant.

Die Lage des jungen Staates war nicht günstig. Die Finanzverhältnisse waren durch den Krieg noch ärger in Unordnung geraten; der Krieg hatte schwere materielle Opfer gekostet. Die Engländer und ihre Anhänger verließen zum großen Teile das Land und nahmen viel Geld mit sich. Handel und Wandel lagen darnieder. Aber nun kam den Buren in ungewöhnlich günstiger Weise zu statten, daß von 1884 an immer neuen Stellen des Landes ungemein wertvolle Bodenschätze aufgefunden wurden, allen voran die unerschöpflich reichen Goldlager in den Quarzriffen des Witwatersrandes. Dort entstand wie über Nacht die Stadt Johannesburg und entwickelte sich schon in einem Jahrzehnt zu einem der Mittelpunkte des wirtschaftlichen Lebens von Südafrika. Außerdem wurden auch an anderen Stellen reichliche Lager von Gold, Zinn, Kupfer, Steinkohlen und anderen Schätzen entdeckt und veranlaßten einen ungeheuren Zustrom von Abenteurern und Glücksrittern, aber auch von unternehmenden Großkaufleuten und Industriellen, die erhebliche Kapitalien in das Land führten. War bis dahin Transvaal fast eine bankerotte Republik gewesen, so war es nun verhältnismäßig leicht möglich, den Staatsbetrieb wirtschaftlich günstig zu gestalten und selbst für große Unternehmungen, Wege, Anlagen und vor allen Dingen Bahnbauten, die erforderlichen Kapitalien sicherzustellen.

Mit dieser wirtschaftlichen Erstarbung und der Zuwanderung von Weißen in Stadt und Land hing nun auch eine veränderte Eingeborenenpolitik zusammen. Der erstarkende Staat mußte Wert darauf legen, Herr im eigenen Hause zu sein. Es wurden deshalb die widerstrebenden oder bisher unabhängigen Häuptlinge einer nach dem anderen unterworfen. Die Kriegszüge waren meist im einzelnen unbedeutend und gefahrlos. Es waren Burenkommandos, die mit mehr oder weniger Geschick ihre Aufgabe erledigten. Aber in die Missionsarbeit bei den einzelnen Stämmen griff diese Umgestaltung der politischen Verhältnisse naturgemäß tief ein. Im Zusammenhang damit wurde nun auch über das ganze Land hin eine sorgfältigere Vergebung der

Farmen und eine Aufteilung des Landes auch in den Außengebieten und den neu unterworfenen Ländern vorgenommen. Wurden schon dadurch die Farbigen stark eingeengt, so geschah das noch mehr durch das Plafferwet (1888), die Erneuerung des älteren Gesetzes von 1870, durch das bestimmt wurde, daß auf einem Burenplatz immer nur fünf farbige Familien wohnen und im Dienst stehen dürften. Die übrigen sollten an andere Buren nach deren Bedürfnis abgegeben werden. Wäre diese Plafferwet ganz durchgeführt worden, so hätte sie die Missionsarbeit fast lahmgelegt. Aber von dem Erlaß neuer Gesetze durch den gesetzgebungsfreudigen Volksrat bis zu ihrer planmäßigen Durchführung war in der Regel ein weiter Weg. Es war vielleicht von größerer Bedeutung, daß durch die Entstehung von Minenzentren, wie zumal Johannesburg mit seinen Vor- und Nebenstädten ein fast regelmäßiger Kreislauf und Austausch der Eingebornen innerhalb der Grenzen von Transvaal und darüber hinaus in das portugiesische Ostafrika stattfand, der die eingeborne Bevölkerung an die Herrenstellung der Weißen im Lande immer mehr gewöhnte und in immer wachsendem Maße auch in die abgelegtesten Gebiete hinein die Kunde und das Verlangen nach den Gütern der modernen Kultur trug. Allerdings hatte diese Sachsengängerei nach den Minenstädten auch schwere Nachteile im Gefolge. Die Eingebornen wurden von gewissenlosen Weißen schändlich ausgenutzt, oft in brutaler Weise um den Lohn ihrer harten Arbeit betrogen, an Trunk, Spiel, Leichtsin und liederliches Wesen gewöhnt. Sie kamen oft zwar mit Flitter und Tand, allenfalls mit Gewehren und Munition beladen, aber sittlich verdorben, häufig auch geschlechtskrank in ihre abgelegenen Kraale zurück. Im Zusammenhang damit vollzog sich ein allgemeiner Umschwung in der Stimmung der Farbigen den Weißen gegenüber. Noch gegen Ende der siebziger Jahre hatten die großen und trohigen Häuptlinge der starken Eingebornen-Stämme, wie Sekukuni, Mapoch, Mosapane, Motšhatšhi, Mathado und andere, nicht schlecht Lust gehabt, etwa im Bunde mit Cetšwano, Moschesch und anderen großen Königen die Weißen aus dem Lande zu jagen und eine ungebrochene Herrschaft der Schwarzen aufzurichten. Dieser Traum war nun ausgeträumt. Die Herrschaft der Weißen im Lande war gesichert; der Widerspruch dagegen in revolutionären und kirchlichen Sonderbestrebungen, die später zur äthiopischen Bewegung führen sollten, kündigte sich erst wie leises Donnergetöse in der Ferne an.

III. Botschabelo.

Die Anfänge der Berliner Mission in Transvaal waren durch die Vernichtung des Stammes Maleos, die Zerstörung der Station Gerlachshoop und die Christenverfolgungen Sekukunis jäh gestört worden. Die vertriebenen Missionare fanden eine Zeitlang Zuflucht in Leydenburg. Die mit ihnen geflohenen Christen zerstreuten sich auf benachbarten Burenplätzen, um auf ihnen durch Arbeit ihr Leben zu fristen. Fünf Monate nach der Flucht — am 30. Dezember 1864 — wurde auf Gerlachshoop eine Konferenz gehalten und auf derselben beschlossen, für die Heimatlosen einen Platz zur Ansiedlung zu suchen. Nach der Landesgesetzgebung hatten die Häuptlinge auf Burenfarmen keine Rechtsbefugnis. Da wohnten also die Christen einigermaßen sicher vor deren Bedrängnissen. Von Gerlachshoop ritt Endemann nach der lange ausgebliebenen Post. Auf diesem Ritt wurde ihm von Buren, bei denen er einkehrte, ein etwa 10 deutsche Meilen südlich von Gerlachshoop am Mochlotse-Fluß gelegener, für billigen Preis zu habender, noch unbefiedelter Burenplatz Boshoeß für die beabsichtigte Flüchtlingsstation empfohlen. Er teilte dies den anderen Missionaren mit. Der Platz wurde besichtigt, als geeignet gefunden und für 75 Pfund gekauft. Der Name der neuen Station sollte Botschabelo (eigentlich Botschabelo), d. h. Fluchtstätte, sein. Am 5. Februar 1865 wurde sie besetzt. Die Flüchtlinge zogen dort hin, und neuer Zuzug verstärkte fortwährend die Bewohnerzahl. Merensky übernahm die Leitung der neuen Ansiedlung und hatte nun fast zwei Jahrzehnte (1865—82) Gelegenheit, hier ein Meisterstück in dem Aufbau eines christlichen Gemeindelebens und christlicher Gemeindeordnungen und in der Ausgestaltung einer vorbildlichen Kulturoase der Eingebornen zu schaffen. Mit den Flüchtlingen waren mit den Basopa Maleos Sohn und Nachfolger Josua Ramopudu (eigentlich Rammopulu), mit den Bapedi Johannes Dinsoanyane (eigentlich Lintoanyane), der Bruder Sekukunis, geflüchtet. Merensky nahm auf das ausgeprägte Stammes- und Häuptlingsbewußtsein seiner Schutzbefohlenen insoweit Rücksicht, daß er sie in zwei gesonderten Dörfern unter diesen ihren angestammten Häuptlingen ansiedeln ließ und diese zu Platzältesten und Ordnern der bürgerlichen Angelegenheiten, nur unter seiner Oberleitung, einsetzte. Da durch stets neuen Zuzug die Bevölkerung schnell wuchs, mußte man bald an Vergrößerung des Landbesitzes denken. Bei der Vermessung des ersten Grundstückes Boshoeß wurde durch das Wohl-

wollen des Präsidenten Pretorius die östliche Grenze an das Flükchen Keerom verlegt, wodurch die Mission 700 Hektar geschenkt erhielt. Im Westen lag am Moehlotse ein herrliches Tal, von waldbestandenen, malerischen Bergrändern umsäumt, die Farm van Kollersplaz, 3800 Hektar groß. Es gelang, sie für 4500 M. zu kaufen. Günstige Umstände ermöglichten bald, noch die beiden angrenzenden Plätze Groenfontein und Leuwoortje, zusammen 5261 Hektar, für 4775 M. zu kaufen. So verfügte die Berliner Mission über ein Areal von 11395 Hektar, das ihr nur 10775 M. gekostet hatte. Die Christen der ersten Zeit waren zum großen Teil in Verfolgungen und Leiden bewährt. Sie fügten sich gern und leicht in die von Merensky gegebenen Ordnungen. Dieser entwarf für Botshabelo eine Plakordnung, die später auch für andere ähnliche Institute der Berliner Mission vorbildlich geworden ist. Darin heißt es u. a.: „1. Dieser Ort wird von Leuten bewohnt, welche zu dem Worte Gottes kommen, deshalb soll Gottes Wort hier herrschen, und alle Menschen sollen mit ihm übereinstimmen. 2. Die Leute des Ortes fürchten Gott; von Sitten der Basuto können nur solche bestehen, welche nicht mit dem Gesetze Gottes streiten. Deshalb ist nicht zu dulden, daß unter uns Abgötter aufgerichtet werden oder schlechte Gebräuche. Aus diesem Grunde verbieten wir die Roma (Beschneidung) der Basuto, die Heirat durch Vieh oder durch andere Güter, Zauberei, Regenmachen, Starkmachen, Wahrsagerei durch Würfel, Waffenweißen und anderes mehr. 5. Die eingesetzten Ältesten sollen die Leute beaufsichtigen, daß sie den Gesetzen gehorchen und sollen recht sprechen. Leute, die sich vergehen, werden von der Versammlung der Ältesten gerichtet werden. Die gemeinen Leute regieren nicht, sondern sollen nach Gottes Willen hören und gehorchen, denn die Ältesten müssen geehrt werden. 6. Vergehen, die schwer bestraft werden sollen, sind Diebstahl, unter einander oder an Buren verübt, Hurerei, Widerstand gegen die Ältesten. Strafen dafür sind Schläge und Vertreibung vom Plaz oder eine andere schwere Strafe. (Hierzu wurde in späteren Jahren hinzugefügt: „Diese Strafe trifft solche, die ohne Erlaubnis der Ältesten auf Arbeit unter den Weißen ausgehen.“ Hierdurch wollte man das unkontrollierte Laufen nach den Gold- und Diamantensfeldern eindämmen). 8. Strafgeelder gehören nicht einem einzelnen Mann, sondern werden verwahrt von dem, der dazu eingesetzt ist, daß sie der ganzen Gemeinde Nutzen bringen. 9. Den großen Lehrern wird der Zehnt vom Raffer Korn

und Mais gegeben. Dies gehört sich, denn auch vor Alters erhielt Gott den zehnten Teil des Korns; auch sorgen die großen Lehrer für uns, indem sie uns Missionare senden, und wir beackern ihr Land. Es wird dadurch das Reich Gottes auf Erden unterstützt. 10. Bauten für Kirche und Schule werden von den Leuten besorgt. Außerdem werden sie an einem Tage jedes Monats die Arbeit tun, welche der Missionar ihnen anweist.“ (Das wurde in den ersten Jahren so gehandhabt, daß immer 100 Mann an einem Monatstage für die gemeinnützigen Arbeiten der Station einzutreten hatten. Das bewährte sich indessen nicht. Später ließ man in jeder Woche 25 der arbeitsfähigen Männer kommen.) 11. Wir wohnen im Lande der Buren. Deshalb müssen wir den Gesetzen ihres Staates gehorchen und ihnen Abgaben zahlen. Angelegenheiten der Buren, insbesondere ihrer Oberherren, müssen vom Missionar geordnet werden.“

Innerhalb dieser patriarchalischen Stationsordnung entwickelte sich das christliche Leben auf Botischabelo in der ersten Zeit überraschend günstig. Es lag auf ihm ein Hauch jugendlicher Frische und geistlichen Lebens. Als Missionsdirektor Wangemann im April und Mai 1867 auf Botischabelo weilte, entwarf er von dem christlichen Gemeindeleben folgende anziehende Schilderung:*) „Der Mossuto ist geseht, verständig, lehrhaft; die Bakopa sind fleißig und betriebsam, und auch die Bapedi beginnen sich an anhaltendes Arbeiten zu gewöhnen. Diebstahl kommt gar nicht unter ihnen vor, von Ehebruch ist in den zwei Jahren des Bestehens von Botischabelo ein einziger Fall dagewesen; aber der Täter, vom Gewissen geängstigt, war sofort selbst gekommen, um sich anzuklagen und um Vergebung zu bitten. — Fehler, die noch von der alten Heidenzeit übrig geblieben sind, sind Mangel an energischer Arbeit, Undankbarkeit für empfangene Wohltaten und Mangel an eigentlicher Familienliebe; alle Liebe des Heiden, auch zu Fürst, Weib und Kind, ist mehr oder weniger auch Eigenliebe oder Furcht. Undank gegen Gott macht auch gegen Menschen undankbar, und so sehr die Leute sichtlich Merensky lieben und für ihn alles mögliche tun, so klagt doch auch er über Unempfindlichkeit der Leute für Wohltaten, die sie hinnehmen, ohne viel zu danken, und die sie nur begehrllicher und dreister machen, mehr zu fordern. Im übrigen habe ich mich über die zarte Gewissenhaftigkeit, mit welcher diese Leute auch die letzten Reste von

*) D. Dr. Wangemann, Ein Reisejahr in Süd-Afrika. Seite 284—285.

Heidentum verwerfen, und wo sie sie bei anderen finden, zur Anzeige und zur Abschaffung bringen, gefreut, — sowie über die wirkliche Liebe zu Gottes Wort. Die Bibel ist ihr höchster Schatz; wer eine solche besitzt, ist in ihren Augen ein Beneideter, und sie forschen mit großem Fleiß und kommen täglich zu acht oder zehn Personen stark zu Merensky, um zu fragen, was dies, was das bedeute, was sie beim Bibellesen nicht verstanden haben. Auch andere kommen mit ihren Seelenbedürfnissen, und wäre nicht Merenskys gesunde Frömmigkeit allem gekünstelten und aufgeregten Christentum abhold, so würde er mit Leichtigkeit heftige Gefühlserregungen, Erweckungen, ja römischen Aetismus und Gesetzesstrenge bei vielen dieser Christen anzünden können; denn sie sind wirklich eine in großer Kraft des Geistes lebende Gemeinde, die unseren europäischen nach vielen Seiten zum Muster gestellt werden könnte.“

Nicht nur das religiöse, sondern auch das kulturelle Leben auf der Station entwickelte sich erfreulich. In den ersten Jahren lebte man noch in beständiger Furcht vor Überfällen des Matebele-Häuptlings Mapoch und des Bapedi-Fürsten Sekukuni. Oberhalb der Stationsdörfer wurde deshalb ein Fort, die Wilhelmsfeste, angelegt und Tag und Nacht von einer Schar gut mit Flinten ausgerüsteter Männer unter der Führung des tapferen Makoetle bewacht. Diese drohenden Wolken zerstreuten sich allmählich. Die Christen konnten sich friedlich und betriebsam einrichten. Sie nahmen immer mehr Feld in Bearbeitung, das sie meist nach väterlicher Weise mit der Gade beaderten. Auch ihr Viehstand vermehrte sich schnell. Sie bauten sich schon 1868 eine stattliche Kirche, die nach wenigen Jahren erweitert werden mußte, so daß sie 480 Menschen faßte. Im Jahre 1884 wurde dieses erste Steinkirchlein durch eine noch größere Kirche in Kreuzform mit hohem Glockenturm ersetzt, lange Zeit eine der schönsten Kirchen von Transvaal. Sie war 120 Fuß lang, der Turm 60 Fuß hoch und mit einer Turmuhr versehen. Sie faßte 800 Menschen. Da dem Anwachsen der Bevölkerung entsprechend auch die Zahl der Schulkinder sich vermehrte, wurde bald auch ein stattliches Schulhaus gebaut. Im Jahre 1868 betrug die Zahl der Schulkinder 150. Bis 1877 war sie bereits auf 359 angestiegen. Es war auf der Station üblich geworden, statt der runden Kasserhütten mehr und mehr viereckige Mauerhäuser zu bauen. Man sah auch darauf, daß solche Neubauten flink vonstatten gingen, und daß die nötige Sauberkeit dabei beobachtet wurde. Die Mission machte

auch den Versuch, durch Kolonistenbrüder allerlei Handwerke einzuführen. Die immer größere Ausbreitung der Missionsarbeit in Transvaal machte es wünschenswert, für alle Stationen die schwerfälligen, aber praktischen Ochsenwagen zu beschaffen und die vorkommenden Reparaturen zu besorgen. So wurde durch Lademann eine Schmiede und Wagenbauerei betrieben. Er sollte den christlich gewordenen Eingeborenen auch Gelegenheit geben, Handwerke zu lernen, damit sie in größere äußere Selbständigkeit kommen und nicht nur als Dienstleute der umwohnenden Weißen sich das tägliche Brot verdienen müßten. Ebenso wurde eine Mühle angelegt, wozu erst ein 1360 Schritt langer Graben gezogen werden mußte. Aus dem gleichen praktischen Bedürfnis der Station heraus entstand ein Kaufladen, den seit 1875 der Kaufmann Hellmut Beuster verwaltete. Die Stationsleute sollten nicht genötigt werden, ihre Bedürfnisse für zu teuren Preis zu beschaffen, sollten auch nicht der Versuchung ausgesetzt werden, sich Land anzuschaffen oder sich an berauschende Getränke zu gewöhnen. So bot Botschabelo, als Direktor Wangemann es im Januar 1885 zum zweiten Male besuchte, das Bild eines schönen christlichen Kulturzentrums: In der Mitte die große schöne Kirche, „statt der kahlen Felsklippen und Grasflächen überall mächtig hohe Bäume, statt der runden Kaffernhütten der Farbigen zwei große Dörfer mit vielen viereckigen Häusern, statt der dürftigen Interimswohnungen der Missionare schöne, freundliche, solide Häuser, unter ihnen die stattlichen Gebäude des Kaufladens, der Schule, der Druckerei, der Industrieanstalt, des National-Helfersseminars — alles in schönster Ordnung. Dazu schöne Gärten mit zahlreichen von Früchten strotzenden Obstbäumen, Pfirsichen, Aprikosen, Granaten, Quitten, Äpfeln, Birnen, sowie mit herrlichen Schattenbäumen: Syringen, Trauerweiden, Bluchumbäumen — alles in so üppigem Wuchs und von so herrlicher Pracht, daß die Häuser im Grün verschwanden. Ähnlich waren die Dörfer der Farbigen vielfach mit reichen Gärten durchweht und von großen Feldern mit reisendem Milis umgeben. Die Missionsfeinde und Kritiker, die immer schreien, Zivilisation, nicht Christentum müsse man den Heiden bringen, sollten hierher gehen und sehen, wie das Christentum Zivilisation bringt und solche erstaunlichen Früchte zeitigt, denen selbst die Ungläubigen ihre Anerkennung nicht versagen können.“

Botschabelo war in den ersten Jahrzehnten das Herzstück der Berliner Mission in Transvaal, der Anschauungsunterricht von den

Methoden und Erfolge deutscher Missionsarbeit und zugleich Kranz und Krone der heimatlichen Missionsgemeinde. Von hier zogen eingeborne Evangelisten weithin zu den Stämmen und Völkern im Osten, Norden und Westen, um als lebendige Zeugen von dem zu berichten, was Gottes Gnade ihnen gegeben und an ihnen getan habe. Botshabelo wurde auch der Mittelpunkt für die Einrichtungen, die der ganzen Transvaal-Mission zugute kommen sollten. Als leitender Missionar war Merensky schon 1867 von Direktor Wangemann zum Superintendenten von Transvaal*) eingesetzt und blieb es bis zu seiner Heimkehr nach Deutschland 1882. Auch sein Nachfolger Rauhaus nahm seinen Wohnsitz in Botshabelo, obwohl dasselbe schon damals keineswegs mehr zentral für die Berliner Mission lag und unbequeme Verbindungen hatte; es war eben der Lebensmittelpunkt. In Botshabelo wurde auch die Druckerei und Buchbinderei eingerichtet, da die Berliner Basutomission die verschiedenen Stämme Transvaals, einschließlich der Bawenda, mit Kirchen- und Schul-Literatur in den Landessprachen versorgen sollte. Vor allen Dingen wurde hier 1878 ein Helfersseminar errichtet, welches planmäßig an der Erziehung der eingebornen Hilfskräfte für Kirche und Schule, für den Dienst an den Heiden und an den Christen mitarbeiten sollte. Erst Johannes Winter, dann Mars, dann Trümpelmann fanden ihre Hauptarbeit an diesem Gehilfen-Seminar. Es entwickelte sich mehr und mehr zu einer Lebensfrage der Berliner Mission, daß aus diesem Seminar eine wohlgeschulte Mitarbeiterschar hervorging, die auch über Transvaal hinaus auf den Berliner Missionsstationen Verwendung fand.

Aber schon damals machten sich doch auch Strömungen und Gesichtspunkte geltend, welche die äußere und innere Entwicklung Botshabelos ungünstig beeinflussten und tiefe Schatten auf das kirchliche Leben fallen ließen. Gewiß war es eine große Hilfe und eine fast notwendige Tat der Barmherzigkeit, daß die Berliner Mission ein

*) Transvaal wurde mithin der erste Berliner Konferenzkreis, der zur Superintendentur erhoben wurde. Ein Jahrzehnt später, 1878, stellte es sich bei dem schnellen Wachstum der Mission als nötig heraus, Transvaal in zwei Sphorien, Süd- und Nord-Transvaal, zu teilen. Für Nord-Transvaal wurde Knothe in Mphome zum Superintendenten ernannt. Wieder ein Jahrzehnt später, 1891, wurden dem Superintendenten von Nord-Transvaal für die westlichen und nordwestlichen Stationen ein Vizesuperintendent in Missionar Krause-Waterberg zur Hilfe beigeordnet.

derartiges Asyl für die um ihres Glaubens willen vertriebenen braunen Christen und Taufbewerber gründete. Aber man konnte es andererseits den eingebornen Häuptlingen des Landes kaum verdenken, daß sie die Entstehung und Erstarkung der Gemeinde von Botshabelo mit scheelen Augen ansahen. Merensky war eben in ihren Augen auch ein „Häuptling“ geworden, und die Christen waren sein Volk. Wenn Botshabelo 1868 schon 867, 1876: 1057, 1886: 2097 1892: 2747 Getaufte zählte, so war das nach landesüblichen Begriffen gar kein kleiner Stamm mehr. Viele von den kleinen Häuptlingen zählten nicht so viel Untertanen, und sie sahen es ungern, daß ihre sich dem Christentum zuwendenden Untertanen, sobald sie sich bedrückt oder verfolgt glaubten, nach Botshabelo flüchteten und dort mit offenen Armen aufgenommen wurden, waren es doch vielfach gerade die besten, fleißigsten, zuverlässigsten Glieder ihres Volkes, die sie auf diese Weise verloren. Es ist zudem eine allgemeine Erfahrung in Afrika, daß, wenn irgendwo ein Asyl als Aufnahmestätte für Männer und Frauen sich aufbaut, die aus irgend einem Grunde den Stammeszusammenhang verloren haben, nicht bloß die besten Elemente dorthin zusammenströmen, sondern Männer und Frauen, denen entweder wegen eines Verbrechens oder wenigstens eines Vergehens gegen den Häuptling und die Ratsältesten oder wegen des Verdachtes der Zauberei und Heklerei oder wegen verworrener Ehe- und Familienverhältnisse, wegen Diebstahls, Verschuldung und dergleichen der Boden unter den Füßen zu heiß geworden ist. Vielleicht mochten solche Leute, um in Botshabelo sich einzuschmuggeln, eine scheinheilige Miene aufsetzen und die Heilsverlangenden spielen, sich vielleicht jahrelang im Taufunterricht gut aufführen und so die Missionare, vielleicht auch die braunen Christen hintergehen. Wie schwer war es, in solchen, meist verwickelten Fällen der Wahrheit auf den Grund zu kommen, zumal von der verlassenen Heimat her maßlos gelogen oder übertrieben wurde. Die Stationsordnung und die stramme Kirchenzucht bildeten ja einen guten Grenzwall gegen das Eindringen unlauterer Elemente. Aber es ist nur zu begreiflich, daß neben dem zuverlässigen Stamm der ersten Blutzengen, der glaubensfrischen Märtyrer sich eine Gruppe bildete, die unter dem Krummstab gut und sicher wohnen wollte. Auch den Buren war es lästig, daß sich ihre Dienstkaffern bei erster Gelegenheit dem Druck unbequemer Verpflichtungen dadurch entzogen, daß sie nach Botshabelo übersiedelten, wo sie günstigere Lebensverhältnisse

fanden und durch den weitreichenden Einfluß Merenskys und seines Nachfolgers selbst vor drückenden Staatsgesetzen der Burenrepublik leidlich gesichert waren. Die verhältnismäßig hohen Steuern, die theils in Form des Zehnten an die Missionskasse, theils auch an die Regierung zu zahlen waren, wurden durch die großen Vorteile des Wohnens auf dem Stationsgrunde und den schnell zunehmenden Wohlstand mehr als ausgeglichen. Neben jenen ersten glaubensfrischen Blutzengen wuchs bald auch eine zweite und dritte Generation auf, die die Verfolgungen nicht miterlebt hatte, denen Kirche und Schule von Kind auf eine gute Gewohnheit war. Kein Wunder, daß es bei ihnen an der ersten Frische des Glaubens und der Liebe mangelte, daß sie unbequemen Forderungen der Missionare passiven Widerstand oder Widerseßlichkeit entgegenstellten.

Als noch bedenklicher erwies es sich, daß auch innerhalb der Christengemeinde die charakteristische Anhänglichkeit der Basuto an ihre angestammten Fürstenhäuser so groß war, daß sie den Bestand der Station bedrohte. Johannes Dinsoanyane, Sekutunis Bruder, hatte es sich in der That viel kosten lassen, um mit nach Betschabelo auszuwandern. Aber dort war er als Glied der Fürstenfamilie wie selbstverständlich wieder Häuptling geworden. Merensky hatte ihn absichtlich in seinem Ansehen gestärkt. Es wachte dann aber doch bald in ihm der heimliche Wunsch auf, nicht unter dem weißen Missionar als seinem Oberhäuptling zu stehen und den Befehlen der fernen großen Väter über dem Meere oder des auf der Station kommandierenden Superintendenten oder der auch über ihm stehenden Stationsordnung unterworfen zu sein. Im Jahre 1873 verzog er, um unabhängig zu sein, mit 280 Leuten nach der Gegend von Leydenburg. Nachzügler folgten ihm, so daß im ganzen 334 Leute Betschabelo verließen. Das war ein erster schwerer Schlag, um so mehr, da man den Wunsch der Abziehenden nicht erfüllen konnte, ihnen einen Missionar mit auf den Weg zu geben. Nicht das war der Hinderungsgrund, daß sich ein weißer Missionar nicht unter den Pedi-Fürsten hätte stellen wollen. Das war ja mehr oder weniger überall auf den Stationen im wilden Heidenlande der Fall. Aber Dinsoanyane versuchte in den fast unzugänglichen Schluchten am Speckbaumlusse eine unabhängige Häuptlingschaft in einem Gebiete aufzurichten, in dem die Buren ihre Herrschaft bereits als gesichert ansahen. Es war deswegen ein Zusammenstoß zwischen Dinsoanyane und den Buren unvermeidlich.

Und darein wollten sich die Missionare aus Loyalität gegen die Landesherren nicht mischen.

Es hing wohl mit einem Erlahmen der ersten jugendlichen Begeisterung zusammen, daß auch eine ganze Reihe von Einrichtungen, die Botshabelo ausgezeichnet hatten, langsam wieder abstarben. Die Wagenbauerei und Schmiede bewährten sich deswegen nicht, weil die Eingeborenen wenig Neigung für derartige europäische Handwerke hatten. Sie waren eben ganz auf Ackerbau und Viehzucht eingestellt. Sie hatten keine Neigung, ein Handwerk als neuen Lebensberuf zu ergreifen, zumal sie das damals nur im Dienste der Weißen hätten tun können, weil nur diese Bedürfnisse nach Schmieden, Wagenbauern und dergleichen hatten. Auch die Druckerei und Buchbinderei ging wieder ein. Es stellte sich doch als praktischer und billiger heraus, umfangreichere Druckwerke in Berlin oder London ausführen zu lassen, auch wenn der betreffende Missionar zu diesem Zwecke für ein oder zwei Jahre nach der Heimat zurückkehren mußte. Handelte es sich um Bibeldrucke, so trug in der Regel die Britische Bibelgesellschaft gern die Kosten. Auch die Mühle mußte wieder eingehen, weil sie jahrelang mit Unterbilanz arbeitete. Selbst der Kaufladen warf zwar in manchem Jahre erhebliche Gewinne ab — bis zu 4000 Talern und mehr im Jahre —, aber dann kamen lange Jahre, in denen gar nichts verdient wurde. Im Jahre 1883 mußte festgestellt werden, daß in sieben Jahren nur 3000 Pfund verdient waren, und ein in Leydenburg eingerichtetes Zweiggeschäft, eine sogenannte Kommandite, mußte wegen ihrer Unwirtschaftlichkeit ganz aufgelöst werden. Selbst das Gehilfenseminar ging im Jahre 1890 ein. Es waren nur zwei oder drei Schüler darin. Die ließen sich besser privatim unterrichten. Es machte sich auch bei manchen Missionaren eine Strömung geltend, daß die alte Methode vorzuziehen sei, wo dafür begabte Missionare sich ihre National-Helfer selbst ausgebildet hatten. Auch die Besitzverhältnisse machten recht große Schwierigkeiten. Der große Grundbesitz von Botshabelo, der allmählich auf 18 500 Rapsche Morgen angewachsen war, bestand aus einer ganzen Anzahl von Farmen, die nach und nach zusammengekauft waren. Die eine Farm hatte Merensky selbst bezahlt und ließ sich das angelegte Kapital vom Komitee verzinsen. Zu einem zweiten Platz hatten die farbigen Christen £ 400 zugezahlt. Die dadurch früher oder später entstehende Verwicklung hätte man gern dadurch beseitigt, daß man sie entweder ausgezahlt oder zum Verzicht auf ihren Anspruch bewogen hätte.

Aber nach dem damaligen Stande der Gesetzgebung konnten Besitztitel der Farbigen nicht auf Weiße übertragen werden. Zudem erwog man ernstlich, ob nicht ein gut Teil des übergroßen Grundbesitzes bei erster sich bietender Gelegenheit preiswert wieder veräußert werden sollte. Kurz, die erste Blüte von Botšhabelo hielt auf die Dauer nicht voll stand, und es geht durch die Berichte der Missionare und die Verhandlungen des Komitees in den achtziger und neunziger Jahren manches Seufzen und Klagen über Mißstände und unbefriedigende Verhältnisse, die sich auf der berühmten Station eingeschlichen hätten. Man trug um so schwerer daran, je mehr man gerade in Botšhabelo draußen und daheim den viel gelesenen Empfehlungsbrief der Berliner Mission gesehen hatte.

IV. Die Ausbreitung der Berliner Mission in Transvaal.

Während die Berliner Mission so in Botšhabelo ein neues Heim und einen Lebensmittelpunkt gewann, dehnte sich zugleich ihre Arbeit in Transvaal in erfolgreicher Weise aus. In den fünf Jahren von 1865 bis 1870 wurden außer Botšhabelo nicht weniger als 11 Stationen gegründet, in dem folgenden Jahrzehnt von 1871 bis 1880 kamen 12 weitere Stationen dazu, in dem folgenden Jahrzehnt von 1881 bis 1890 dann noch drei weitere, so daß unter dem Direktorat Wangemanns allein in Transvaal nicht weniger als 27 Hauptstationen begründet wurden. Bei dem Eintritt Wangemanns hatte die Berliner Mission auf allen ihren Gebieten nur 19 Stationen gezählt.

Wir registrieren hier zunächst chronologisch die Begründung dieser Stationen. Im Jahre 1865 besetzte Grühner in Gemeinschaft mit Moschütz die Station Gha Matlale (eigentlich Matlalathaveng) nordwestlich von Sekukunis Land. Moschütz ging von da weiter und legte die Station Gha Refalekale bei Makapanspoort (eigentlich Mokoapanespoort) an. Nachtigal begab sich nach seiner Vertreibung von Ahalatlolu 1866 nach Leydenburg. Das wurde der Anlaß zur Begründung einer Missionsstation daselbst. In demselben Jahre 1866 wurde durch Knothe eine Missionsstation in Pretoria eröffnet. Im folgenden Jahre 1867 gründete Endemann die Station Malofong, westlich von Gha Matlale, und der junge Missionar Kühl legte die Station Thutloane westlich von Malofong bei der Haupt-

stadt des Häuptlings Manlopane oder Mapela an; Koboldt gründete die Station Modimulle oder Waterberg zwischen Pretoria und Gha Sekalekale, wo der Bur Gert Lottering ein Erbe für die Anlegung einer Missionsstation zur Verfügung gestellt hatte. Im Jahre 1868 gründete Beyer die Station Blauberg, etwa 10 deutsche Meilen nördlich von Gha Matlale. Im Jahre 1869 legte Sachse die Station Tsoane an, etwa 10 deutsche Meilen nordöstlich von Pretoria, südöstlich von Modimulle. Die Station wurde später verlegt und erhielt den Namen Neuhalle. Anfangs 1869 gründete der neu eingetretene Missionar Grünberger die Station Wallmannsthal östlich von Pretoria. 1870 legte sein Aussendungsgenosse Trümpelmann die Station Matshabeng südlich von Blauberg an. Das waren die elf in schneller Aufeinanderfolge in dem halben Jahrzehnt von 1865—70 gegründeten Stationen.

Das Jahr 1872 wurde für die Mission in Transvaal von besonderer Bedeutung dadurch, daß das Werk sich auf einen neuen Volksstamm in Nord-Transvaal ausdehnte. Es waren dies die an und in den Zoutpans-Bergen wohnenden Bawenda. Etwa 500 000 Seelen stark sind die Bawenda in drei Reiche gespalten, das des Matshato, des Tschewasse und des Mpasudi. Sie hatten im Jahre 1867 tapfer ihre Unabhängigkeit gegen die Buren in der Schlacht an der Matschie behauptet. Gefährlicher war später der Ansturm der Suluhorden des Umsila gewesen. Damals hatte Makoarele, Mpasudis Sohn, das Volk in der höchsten Not durch einen glänzenden Sieg gerettet. Die Bawenda sind wahrscheinlich um 1700 vom unteren Kongo unter einem sagenhaften König Tolo ea ndou (Elefantenhaupt) eingewandert. Er baute in der Ebene die große Stadt Dzada und unterjochte die eingeborenen Bangoma; nur die Priesterfamilien am Flusse Motschindute waren verschont, weil sie den Flußgöttern opfern, um Regen zu bringen. Weder mit den Raffern an der Küste noch mit den Bassuto von Transvaal hängen die Bawenda enger zusammen. Ihre Sprache enthält fremdartige Laute. Ihr oberster Gott ist Kosane; neben ihm Thovele und Kosanes Sohn Kalowimba, der im Lande der Batharanga auf dem Götterberge Morumela thront. Bei den Bawenda legten die Missionare Karl Beuster und Stech die erste Station bei Ha-Tschewase an; als zweite Wenda-Station wurde 1874 südwestlich durch Erdmann Schwellnus bei Tschakoma angelegt. Als dritte Station kam 1877 Georgenholz hinzu, so genannt zur Erinnerung an den Rittergutsbesitzer Georg Holz.

1872 wurde die Station Potschefstrom, 1875 die in Heidelberg südlich von Pretoria gegründet. Wichtig wurde das Jahr 1877 durch die Wiedereröffnung der Mission in Sekukunis Land. Missionar Mars besetzte nördlich von Patametsane die Station Arlona, der National-Helfer Martinus Sewuschane südöstlich davon Lobethal, Otto Bosselt die verlassene Station Patametsane, die jedoch wieder verlassen werden mußte, als kurze Zeit darauf ein Krieg zwischen den Buren und Sekukuni ausbrach. Mittlerweile gründete Regler die Station Moletsche, östlich von Gha Matlale. Als im Jahre 1879 die Engländer Sekukuni besiegt hatten, wurde auf ihren Wunsch alsbald eine Station in der Pedi-Hauptstadt Thaba Mossaechu gegründet, die mit Missionar Winter besetzt wurde. Auch Khatlatlolu wurde durch Bosselt neu besetzt. Endlich legten 1878 Superintendent Knothe die Station Mphome, östlich von Moletsche an. Es waren also in dem Jahrzehnt 1871—1880 nicht weniger als 12 Stationen neu gegründet worden.

Im Jahre 1881 legte der junge Missionar Reuter im Nordosten von Mphome die Station Medingen an, 1884 legte Missionar Düring Weyenthin an und 1887 besetzte Missionar Ruschte die Goldminenstadt Johannesburg. Wir verfolgen die Geschichte der Berliner Mission in Transvaal, indem wir zuerst die Missionsarbeit auf den nordwestlichen, dann auf den südwestlichen Stationen, dann in Sekukunis Lande, dann im Holzbuschgebirge, dann im Bawenda-Lande darstellen.

a) Die Mission im Nordwesten von Transvaal.

Als im Spätherbst 1864 die Trümmer des Batopa-Volkes nach der Zerstörung von Maleos Hauptstadt in beständiger Furcht vor räuberischen Überfällen lebten, zog eines Tages ein größerer Trupp Matebele des mächtigen Häuptlings Manfopane oder Mapela durch das Gebiet der Station Gerlachshoop. Alles war in Furcht vor Raub und Mord; aber die Furcht verwandelte sich bald in große Freude. Die Leute hatten nämlich, wie das schon damals unter vielen Stämmen der Eingeborenen Südafrikas Brauch war, in den holländischen und englischen Kolonien gearbeitet und zogen nun mit ihren erarbeiteten Schätzen: Gewehren, Pulver und Blei, Pferden und Rindvieh, Dedden und Geld, in so großer Zahl nach ihrer Heimat zurück, um ihren Verdienst nicht durch Raubanfälle eingeborener Stämme oder der Bauern wieder zu verlieren. Etliche von ihnen hatten auf den evangelischen Pariser Stationen unter den Süd-

Basuto im Lande des Häuptlings Moschesch etwas von dem Evangelium gehört; sie priesen die Leute von Gerlachshoop glücklich, daß sie einen Missionar hätten, und sprachen aus, wie gern sie auch einen Missionar haben würden und wie auch ihr Häuptling Mapela sehnlich nach einem solchen ausschäue.

Die Berliner Missionare wären keine richtigen Missionare gewesen, wenn sie solche Worte gehört und nichts darauf getan hätten. Es war noch kein Monat nach jenem Ereignis vergangen, da trafen die Missionare Grünher und Knothe bereits bei dem Häuptling Mapela ein. Er nahm sie freundlich auf und hätte es am liebsten gesehen, wenn sie gleich bei ihm geblieben wären. Das ging nun freilich nicht an. Indessen waren die Missionare Grünher und Moschütz schneller wieder bei Mapela, als sie selbst gedacht hatten, da im Januar 1865 Gerlachshoop hatte aufgegeben werden müssen. Indes, sie wurden enttäuscht: Mapela hatte sich, obgleich er wie seine Stammesgenossen zu den Matabele gehörte, an Moschesch, den weit und breit als Oberhäuptling der Basuto hoch geehrten Mann, gewandt mit der Bitte, ihm einen Missionar zu senden. Einen Missionar hatte er nun zwar noch nicht erhalten, aber doch, gleichsam als eine Art Vorläufer für nachfolgende Pariser Missionare, den Nationalgehilfen Jesaja Seele. Zusammenarbeiten mit diesem Manne, wie Mapela meinte, ging der Lage der Dinge nach für die Berliner Brüder nicht an; und ihnen das Feld allein zu überlassen, dazu mochte sich Seele in keiner Weise verstehen. Gewiß fehlte es ihm nicht an Eifer; er war auch in Gottes Wort nicht unerfahren. Aber es ist recht zweifelhaft, ob er ganz lauter war. Es bestand Zweifel an seiner Treue in der Ehe; auch scheint er sich mit heidnischer Zauberei abgegeben zu haben. Den Berliner Missionaren gegenüber erklärte er: „Böde werden nicht zweimal gezeichnet; deine Böde, Mapela, sind schon gezeichnet.“ Was endlich den Ausschlag gab, war Mapelas Furcht vor Moschesch, der sein Schwiegervater war, und den zu beleidigen er sich aufs höchste scheute.

So waren die Brüder zunächst ohne Arbeitsfeld. Doch fiel ihnen schon zu Pfingsten 1865 ein solches zu bei dem Häuptling Mangoati oder Matlale, etwa sechs Meilen östlich von Mapela. Nach dem Namen desselben wurde die Station Gha (d. h. bei) Matlale genannt. Sie lag inmitten schroff zerklüfteter Felsenberge. Schon gegen Ende 1865 schien sich doch wieder eine Thür bei Mapela aufzutun. Von Paris erhielt man in Berlin Nachricht, daß dort nicht die Ab-

sicht bestehe, eine Mission bei jenem Häuptling anzufangen. Indes die Sache zerschlug sich wieder. Moschesch, der Oberhäuptling der Süd-Basuto, hatte einen Sturm der Buren des Oranje-Freistaates auf seine Bergfestung Thaba Bossigo zurückgeschlagen. Da hoffte denn Mapela, daß dies Ereignis auch für die Nord-Basutostämme weitere günstige Folgen haben würde, daß auch er der Burenherrschaft sich vielleicht ganz entledigen könne und daß er dann einen Missionar, den er hauptsächlich als Vermittler und Dolmetsch zum Verkehr mit der buriſchen Obrigkeit ansah, weiter nicht nötig habe. Endlich, im März 1867, gestattete Mapela dennoch gleich die Anlage von drei Hauptstationen in seinem Lande. Und wenigstens zwei davon, Thutloane und Malotong, wurden im selben Jahre besetzt. Allerdings kam gleich im ersten Jahre eine unbequeme Störung durch einen Kriegszug der Buren gegen den widerspenstigen Mapela, der einige Wochen das Land mit Kriegsgeschrei erfüllte und mit einer Demütigung des starrköpfigen Häuptlings endigte. Die Berliner Missionare mußten sich für diese Zeit nach Gha Matlale zurückziehen. Auch sonst kam die Missionsarbeit nur langsam und unter großen Schwierigkeiten in Gang. Jesaja Seele war abgezogen. Seine Vorarbeit war nicht vergeblich gewesen. Ein Häuflein Leute war durch ihn angeregt worden. Aber nun entspann sich während dreier Jahrzehnte ein fast ununterbrochenes zähes Ringen zwischen den Matebele-Häuptlingen und den Berliner Missionaren. Mapela, ein verstoßter Heide, starb 1877. Sein Nachfolger Massebe hatte einst vor seinem Vater fliehen müssen und hatte in der Fremde Gottes Wort kennen und lieben gelernt. Er besuchte als Häuptling auch zunächst die Gottesdienste. Indes auf Einreden seiner Räte ward er darin immer säumiger und unterließ es zuletzt ganz. Dagegen machte er heidnische Bräuche und Zaubereien mit oder ließ dieselben doch ungehindert geschehen, und es dauerte nicht lange, so ließ er seinen älteren Bruder Malusse, den er fürchtete, weil er durch seine vornehmere Geburt zur Häuptlingschaft berechtigt schien, hinterlistigerweise ermorden.

Es waren, wie gesagt, 1867 in seinem Ländchen gleich zwei Stationen gegründet, in der Nähe des Hauptstadtberges Thutloane und 2½ Meilen davon bei dem Unterhäuptling Modipane-Malotong. Die ersten Missionare auf beiden Stationen — in Thutloane Rühl 1867—73, Schubert 1873—81; in Malotong Endemann 1867—69, Köhler 1869—74, Richter 1874—78, Rahl 1878—79 — machten

mit ihrer Wirksamkeit kaum tiefen Eindruck. Im Jahre 1879 wurden die beiden Stationen zusammengelegt, Schubert zog, weil er wegen einer anhaltenden Dürre bestimmt auf ein Verziehen des ganzen Volles rechnete, nach Malosong, das damit die Hauptstation wurde. Es war immerhin unbequem, daß dadurch der Schwerpunkt der missionarischen Wirksamkeit $2\frac{1}{2}$ Meilen von der Hauptstadt entfernt gelegt wurde. Im Jahre 1882 übernahm der junge Missionar H. Schloemann die Arbeit und hatte sie nunmehr zwei Jahrzehnte hindurch in seinen festen, besonnenen Händen. Diese Zeit ist geradezu ein typisches Beispiel der Missionsarbeit an den damaligen Heidenstämmen Nord-Transvaals. Massebe stand zu Zeiten tief unter dem Einfluß des tüchtigen und ernstern Missionars; bei seiner inneren Haltlosigkeit war es ihm dann ein Bedürfnis, sich an dessen starke Persönlichkeit anzulehnen. Dann bewilligte er ihm jeden Wunsch, den der Missionar äußerte; er schenkte ihm einen besseren, höher und gesunder gelegenen Bauplatz, er gewährte ihm das Recht, seine Acker einzäunen zu lassen und dadurch dem öffentlichen Gebrauche zu entziehen; er hatte die Bibel und andere christliche Bücher, z. B. Bunyans Pilgerreise in seiner Stube auf der Kiste liegen und las ab und zu darin; er kam mit großem Gefolge zu den Gottesdiensten, zumal an den hohen Festen. Er errichtete sogar in seinem Häuptlingskraal ein geräumiges Predigtzelt und gab die Erlaubnis, daß darin von dem Missionar oder den Nationalgehilfen regelmäßig gepredigt wurde. In solchen guten Zeiten hörte er auf den Rat seines christlichen „Ministers“ Lois, der leider 1882 plötzlich starb; dann übergab er seinen Sohn Badeberg dem Missionar zur Erziehung, „er solle alle Rechte über ihn haben und ihn halten wie die andern Schulknaben“, oder er schickte seinen nichtsnutzigen Sohn Malissela auf die Station mit dem Zeugnis: „Er ist ein Bösewicht; du wirst ebenso wenig etwas mit ihm anfangen können wie ich.“ Aber diese guten Regungen gingen immer bald wieder vorüber. Die Trunksucht und die Weiberintrigen entneroten ihn; die wirklichen oder vermeintlichen Häuptlingspflichten zu Regenjagden und anderen Zaubereiaberglauben hielten ihn im Heidentum fest; dann scheute er auch vor roher Gewalttat und Meuchelmord in seinem engsten Familientreise nicht zurück, vertrieb den tüchtigen Helfer Salomo Roata von seiner Hauptstadt Thutloane, behandelte den Missionar roh und suchte ihn zu verdrängen. Um das Unglück voll zu machen, wurde er durch die zerfahrenen Familienverhältnisse — (sein

ältester Sohn Malissela und dessen Mutter flohen vor seinen Mordplänen zu dem benachbarten Matebele-Häuptling Motoapane) — in einen Krieg mit dem letzteren verwickelt, der mit aller üblichen heidnischen Zauberei, Grausamkeit und Gemeinheit geführt wurde und erst durch einen bestimmten Befehl des Präsidenten Krüger ein Ende fand. Um zu dem Einfluß des Missionars ein Gegengewicht zu schaffen, stützte er sich 1885 auf einen aus dem Kaplande zugewanderten Christen Jakob Motschafi, der ein bequemes Vermittlungschristentum empfahl, und als dieser sich dem Missionar und der Berliner Missionsgemeinde anschloß, im Jahre 1889 auf den unlauteeren Kossakaffern-Christen Hendrik; aber auch das war nur eine Eintagsfliege. Kein Wunder, daß unter allen diesen Quersprüngen und Hemmungen das Christentum schwer Wurzel faßte, noch zumal die Mehrzahl der Bevölkerung harte Matebele waren, die für tiefere religiöse Einflüsse weniger empfänglich scheinen als die weideren Basuto. Es war gut, daß Schloemann in dem zuverlässigen Salomo Roata, in dem treuen James Setlare und in dem von ihm selbst zum Helferdienste vorbereiteten Malachas Hilfskräfte hatte, auf die er sich auch den Launen des Häuptlings gegenüber verlassen konnte. Und die Gemeinde wuchs zwar langsam, aber sie war kernig und wetterfest. Es war ein Ereignis, als im Dezember 1886 eine neue schöne Kirche in Malokong eingeweiht werden konnte, noch mehr, als 1887 die Synode der Nordtransvaal-Missionare in Malokong abgehalten wurde und zu einer lebendigen Darstellung von der Macht des Christentums im Lande führte.

Es nahm mit Massebe 1890 ein Ende mit Schreden; er machte seinem unglücklichen Leben durch Selbstmord ein Ende. Durch das Eingreifen der Burenregierung wurde einem Bürgerkriege wegen der Thronfolge vorgebeugt; unter der Oberaufsicht des Generals Joubert fand die Häuptlingswahl statt. Zwei Söhne Massebes, Hans und Badeberg, wurden gewählt; das Land wurde unter sie geteilt. Badeberg erwählte seine Hauptstadt in Bassochadi, Hans die seine in Machope. Die Missionsstation Malokong kam gerade auf die Grenze der beiden Häuptlingschaften zu liegen; es wurde ein großes Stück Land für sie festgelegt. Bei Badeberg wurde Salomo Roata, bei Hans Malachas als Nationalhelfer angestellt. So schien die unruhige Zeit des Häuptlingswechsels ohne zu großen Schaden vorübergegangen zu sein. Verlaß war freilich auf beide neuen Herren nicht, zumal Hans erwies sich bald als ein widerwärtiger

Gefelle. Aber einen Erfolg hatte der Umschwung doch; beiden Häuptlingen wurde die Kontrolle über die versprengten Basutohäuflein jenseits des Nyl- oder Mohalatoenafusses entzogen. Damit wurden diese der Missionsarbeit zugänglich. Zumal nach den Masseln des Häuptlings Tschangane hatte Schloemann schon länger ausgeschaut und mehrmals seine treuen Helfer Roata und Setlare zu Predigtreisen zu ihnen gesandt. Jetzt konnte er selbst in dem Ländchen Bobididi, in dem Dorfe Phusompe eine Außenstation einrichten. Es war lieblich, wie er bei seiner Ankunft dort bereits eine Schar Leute in einem selbstgebauten Kirchlein versammelt fand und sogleich aufgefordert wurde, ihnen zu predigen.

Die Gemeinde, welche bis 1892 auf Malofong dem Heidentum abgerungen war, betrug nur 168 Seelen, eine verschwindende Minderheit in einem immerhin auf 25 000 Seelen geschätzten Heidenvolke und eine kärgliche Ernte nach 25 Jahren geduldiger Aussaat.

Der Begründer der Missionsstation Malofong war Karl Endemann. Am 19. April 1836 geboren und im Oktober 1860 abgeordnet, hat er nur 12 Jahre Missionsarbeit in Afrika gehabt. Er ging 1861 nach Gerlachshoop, gründete 1863 Pata Metlane in Sekukunis Land und 1867 Malofong. Im Jahre 1870 wurde er an die Schule in Botshabelo versetzt, mußte aber wegen zunehmender Kränklichkeit und zumal Schwerhörigkeit 1872 nach Deutschland zurückkehren. Hier war er ein Vierteljahrhundert Pastor in Nowawes bei Potsdam, dann zog er sich als Emeritus nach Kiel zurück, wo er, zum Professor h. c. ernannt, am 17. April 1919 hochbetagt starb. Seine große Bedeutung lag nicht in der praktischen Missionsarbeit. Im Gegenteil, er fand es schwer, mit den widerhaarigen und wetterwendischen, rohen Heiden fertig zu werden. Von Malofong wurde er abgerufen, weil er offen mit der Heidenschaft verfeindet war, ein Matebele hatte mit seiner Assegai nach ihm geworfen. Eine wilde Rote hatte ihn in seinem Hause belagert. Aber Endemann war trotz seiner Schwerhörigkeit ein genialer Linguist, ja geradezu der Begründer der afrikanischen Linguistik. Angeleitet durch das Standard Alphabet von Lepsius, hat er seine phonetischen Studien an der Sprache der Sotho begonnen. Sein Buch „Versuch einer Grammatik des Sotho“, das bereits 1876 erschien, bringt als erstes in der Afrika-Litteratur eine Darstellung der Lautlehre, die neuere Ansprüche an eine sorgfältige Lautbeobachtung befriedigt. Dies

Buch ist zugleich grundlegend geworden für die Erforschung der Lautlehre in den andern Bantusprachen. Die Ergebnisse von Endemanns weiteren Untersuchungen, besonders über die musikalischen Töne des Sotho, sind niedergelegt in seinem großen Werk „Wörterbuch der Sothosprache“, das 1911 in den Abhandlungen des Hamburger Kolonialinstituts erschien, ein dem Bantuforscher unschätzbares wertvolles Nachschlagebuch.

Wir sahen, wie im Jahre 1865 der Häuptling Mapela sich weigerte, die Berliner Missionare aufzunehmen. Damals hatte sie der Häuptling Mangoati oder Matlale mit offenen Armen aufgenommen; so war bei ihm in jenem Jahre die Station Gha Matlale, (bei Matlale, Matlales Heim) angelegt, sie lag inmitten schroff zerklüfteter Felsenberge bei einem Bassuto-Stamme, der nur auf ca. 8000 Seelen geschätzt wurde.

Eine Zeit lang wurde der Gottesdienst unter einem wilden Nußbaum gehalten; Weihnachten 1866 konnte ein nettes Kirchlein geweiht werden. Den Erstling aus dem Volke taufte Direktor Wangemann auf seiner Visitationsreise 1867. Nur langsam wuchs die Gemeinde. Bedeutsam wurde die Befehrung eines jungen Mädchens, Sara Netla und ihres Vaters, Paul Motschere. Zur Hilfe in der Schule erzog sich Grühner einen Mann des Volkes, der dann eine Reihe von Jahren in der Schule diente. Als Grühner 1873 nach achtjähriger Arbeit abgerufen wurde, betrug die Gesamtzahl aller bis dahin getauften Seelen nur 50. Und es ging weiter kümmerlich. Der Häuptling Matlale lebte bald mit dem Häuptling Moletsche im Osten, bald mit Massebe im Westen, im Krieg, und die Unruhe wollte kein Ende nehmen. Die Gemeinde verwilderte; sogar Paul Motschere entzog sich dem Missionar, ging 6 Stunden entfernt nach Lekoreng und lebte dort zeitweilig in Vielweiberei. Als 1884 Miss. Parisius die Station übernahm, kam ihm zugute, daß Präsident Krüger Frieden zwischen den Häuptlingschaften befahl. Seit der Zeit kehrte Ruhe im Lande ein, die Einwohnerzahl mehrte sich und die Zahl der Schulkinder wuchs. Ein paar Außenplätze konnten mit Nationalgehilfen besetzt werden. Paul Motschere konnte reumütig wieder in die Gemeinde aufgenommen werden. So zählte 1892 die Gemeinde immerhin 225 Seelen, davon 85 abendmahlsberechtigzte.

Etwa 10 Meilen nördlich von Gha Matlale liegen im einsamen, heißen, fieberigen Buschfelde, vereinzelte Bergzüge, die kleinen Sotho-

Stämmen zum Wohnsitz dienen; so hausten die etwa 12 000 Bagananoa des Häuptlings Maleboho in den Blaubergen, der nur etwa 4000 Seelen starke Stamm des Häuptlings Monjebodi in einem zwei Meilen im Südosten gelegenen Bergzuge Matgabeng. Wir sind hier bereits jenseits des Wendekreises des Steinbods, nahe dem 23. Grad südlicher Breite, also in den Tropen, etwa unter dem Breitengrade Calcuttas oder Medinas. Die Sonne brennt hier heiß nieder, und die bekannte üble Alternative Afrikas macht sich verhängnisvoll geltend: Wo reichlich Wasser vorhanden ist, gedeiht zwar die Natur im Tier- und Pflanzenreich in tropischer Fülle; aber es herrschen verderbliche Fieber; und wo kein Wasser ist, da ist Wüste oder ödes, menschenleeres Buschfeld. Matgabeng hatte schon damals so wenig Wasser, daß sich eine Missionarsfamilie kaum halten konnte, und wenn einmal reichlicher Regen fiel, wollte das Fieber kein Ende nehmen. Es schien aber obendrein eine langsame Feuchtigkeitsabnahme und Austrocknung der ganzen Gegend stattzufinden. Beide Stämme, der Malebohos von Blauberg und der Monjebodis von Matgabeng, nahmen zwar 1868 und 1878 Missionare bei sich auf. Auf Blauberg arbeiteten nach einander Beyer (1868—74), Stech (1873—1891*) und Sonntag (1892—97), auf Matgabeng mit jahrelangen Unterbrechungen, Trümpelmann (1870 bis 72), Baumbach (bis 1882), Herbst (1888—93). Aber die Heiden beider Völker verhielten sich im ganzen unfreundlich ablehnend. Auf Blauberg wurden in dem ganzen Vierteljahrhundert (1868—93) nur 208 Getaufte, auf Matgabeng sogar von 1870—93 nur 49 Getaufte gesammelt. Von Blauberg aus wurden am Süd- und am Nordabhange der Blauberge die beiden Außenstationen Derben und Quedlinburg-Mapene gegründet, die zu Zeiten mehr versprachen, aber dann doch wieder enttäuschten. Kein Wunder, daß 1893 Mat-

*) Leider ist Stech auf dieser einsamen Station sittlich gescheitert und hat Argernis gegeben. Die Missionsleitung hatte schon ernste Bedenken getragen, ihn auszusenden und hatte ihn nach vollendeter Seminarzeit auf ein Jahr in eine christliche Anstalt geschickt. Das wilde freie Leben in dem nervenaufregenden tropischen Klima stellt eben an die sittliche Widerstandskraft hohe Anforderungen, denen nur religiös gefestigte Persönlichkeiten auf die Dauer gewachsen sind. Auf Matgabeng vergriff sich sogar, was glücklicherweise in Südafrika selten vorgekommen ist, ein roher Heide an dem Missionar (Miss. Herbst 1888). Der gegen seinen Kopf gerichtete Schlag traf glücklicherweise nur den linken Arm, brach aber diesen. Das Komitee sah sich genötigt, wegen dieser rohen Behandlung des Missionars die Station einige Jahre unbesezt zu lassen.

gabeng aufgegeben und als Außenstation zu Blauberg gelegt wurde. Eine aufregende Episode war es, als im Winter 1893—94 die Buren entsprechend ihrer damals planmäßig durchgeführten Politik auch die Bagananoa und den widerhaarigen Häuptling Malebocho unterwarfen. Missionar Sonntag kam zwischen beiden Kriegslagern in eine schwierige Stellung. Die Buren mißtrauten dem „Zendeling“, und manche hätten ihn ganz gern vor die Kanonen gebunden und zerschellt. Malebocho andererseits mißtraute seinen wohlgemeinten Ratschlägen zur freiwilligen Unterwerfung. Glücklichlicherweise konnte Sonntag dem Burengeneral Joubert einen wertvollen Dienst durch eine gelungene Operation erweisen. Und in das Lager Malebochos ließ er sich tapfer mit verbundenen Augen führen. Es war in jenen Jahren wertvoll, daß die Berliner Missionare vermöge des ihnen zu Gebote stehenden Vertrauens der Eingeborenen wiederholt Krieg und Blutvergießen vermeiden und eine gutwillige Unterwerfung der Eingeborenen herbeiführen konnten. Das war von Bedeutung für eine Umstimmung der Buren zu Gunsten der Mission.

Die abgelegene Station Blauberg sollte erst unter anderen Verhältnissen neue Bedeutung gewinnen.

2½ Stunden Reitens östlich von Matlale liegt die Landschaft Moletsche, eine von dem etwa 14 000 Seelen starken Volke des Häuptlings Moloto mit etwa 300 kleinen Kraalen ziemlich dicht bevölkerte Gegend. Landschaftlich ist sie nicht reizvoll. Zwar überragt den sanft abfallenden Bergrand eine lange Reihe jener wunderlichen Granitklippentöpfe, die für jene Gegend charakteristisch sind; aber weit und breit ist kaum ein Baum zu finden. Die dicht siedelnden Eingeborenen drängten auch die Buren bei Seite, die das Land bereits in Farmen aufgeteilt hatten. Die Berliner Mission kaufte einen derartigen verlassenen Bauernplatz, hatte aber auch anfangs Mühe, ihr Besitzrecht geltend zu machen. Missionar Regler ließ sich hier 1877 nieder. Das erste Jahrzehnt der Arbeit war innerlich und äußerlich unruhig: erst hatten die Eingeborenen große Lust, sich an dem Kriege Sekukunis gegen die Engländer 1878—79 zu beteiligen, dann wurde die Gegend ein halbes Jahrzehnt (1882—87) durch einen lang sich hinziehenden Kleinkrieg zwischen den Leuten Matlales und Molotos beunruhigt, dann wurde zwar diese Raubbalgerei von Präsident Krüger streng verboten, aber nun beschränkten die Buren Molotos Leute auf eine knapp abgemessene Lokation, was auch nicht gerade zu deren Befriedung beitrug. Zudem war unter den Miß-

tionaren viel Wechsel; zwei, Regler 1880 und Schübert 1884, verließen von hier aus den Dienst der Berliner Mission; einige Jahre stand die Station leer und mußte von Matlale aus kümmerlich vikariert werden. Und obendrein machte sich die Nachbarschaft der sapholländischen reformierten Mission in Goedgedacht störend geltend, da sich ein unlauterer Helfer dieser Mission, Melchisedek, in Molotes Hauptkraal niederließ und von dort aus wühlte. Unter all diesen Schwierigkeiten kam die Station nur langsam voran; sie zählte 1892 erst 132 Getaufte; erst unter Missionar Jonas, der die Station 1892 übernahm, trat eine Zeit stillen, gleichmäßigen Wachstums ein.

Als 1865 die ersten Berliner Missionare nach Arbeitsgelegenheiten Ausschau hielten, wurde ihre Aufmerksamkeit auf das kleine, eben im Entstehen begriffene Burendorf Makapanspoort in dem ungesunden Tal des Nyl gerichtet. Unfern desselben, an dem Nyl, wohnte am Fuße des Sefakaolo-Berges in 10—15 größeren Kraalen das etwa 7000 Seelen starke Volk des Matebele-Häuptlings Mokoapane, gewöhnlich Klat Makapân genannt. Die Buren hatten sich erst nach heißen Kämpfen in dieser Gegend festgesetzt. Einige ihrer Familien waren 1855 von den Eingeborenen ermordet. Die Buren rächten sich, indem sie den Stamm in Höhlen trieben und dort durch Hunger und Durst fast austotteten. Nur ein Jahrzehnt später schenkten die Buren der Mission eine halbe Stunde von ihrem Dorfe einen Platz unter der Bedingung, daß sie dort eine Missionsstation für Makapâns Volk anlegte, Cha Sekalekale, „bei Sekalekale“, nach einem Unterhäuptling genannt, oder einfach Makapanspoort. Aber die Verhältnisse waren noch ganz unsicher. Im Jahre 1867 kam es wieder zu Kämpfen zwischen den Buren und den Matebele, in deren Verfolg sich der Missionar zeitweilig nach Matlale zurückziehen mußte, die Station aber und das Burendorf fast ganz verwüstet wurden. Und 1870 wütete eine Fieberepidemie so heftig, daß die Buren die Siedlung aufgaben. Die Anlehnung dieser Station an die von den Eingeborenen grimmig gehaßten Buren diente begreiflicherweise nicht zur Empfehlung der Mission; obendrein waren der Häuptling und die Großen harte Matebele, die sich hier und meist sonst gegen das Christentum verschlossen. Mit nur kurzen Unterbrechungen verhielten sie sich feindselig ablehnend gegen den Missionar. Dieser konnte versuchen, bei den Dorlamschen im Burendorfe zu wirken, oder den Buren selbst zu predigen,

oder die wenigen Eingeborenen zu unterrichten, welche sich trotz der Feindschaft des Häuptlings zu ihm hielten. Aber eine befriedigende Arbeit ließ sich so nicht aufbauen. Nachdem Moschütz, Regler und Mars nacheinander 12 Jahre auf dem verlorenen Posten ausgeharrt hatten, wurde 1877 die Station zeitweilig aufgegeben. Sie wurde erst 1891 neu aufgenommen, als die Buren in derselben Gegend das Dorf Piet Potgietersrust begründeten.

Südlich von Makapanspoort, etwa halbwegs nach Pretoria zu,kehrte Direktor Wangemann auf seiner Visitationsreise 1867 bei einem Bur, Gert Lottering, ein, und dieser schenkte der Mission am Berg Modimulle ein Erbe 100 Meter lang und 50 Meter breit, um darauf eine Station anzulegen. Der alsbald dorthin gesandte Miss. Roboldt überzeugte sich, daß mit diesem kleinen Stück Land nichts anzufangen sei, und kaufte kurz entschlossen den angrenzenden Bauernplatz Middelfontein für 9000 R. Da sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte günstige Gelegenheit bot, noch einige weitere Nachbarplätze zu erwerben und auch eine Neuvermessung das günstige Ergebnis brachte, daß der Mission 4000 Morgen zugesprochen wurden, gelangte die Mission hier zu einem stattlichen Grundbesitz (14 900 Rapsche Morgen). Das Land war zum Teil fruchtbar. Wangemann beschrieb bei seinem zweiten Besuch 1884 die Station mit hellen Farben: Auf einer geringen Anhöhe über dem Tale des Nylstroms gelegen, ist sie auf drei Seiten von den Ausläufern der Waterberge umgeben, mit dem Blick auf den einzeln stehenden, dem Königstein ähnlichen Felskopf des Modimulle. Der Pflanzenwuchs im Garten und überhaupt auf der Station war sehr üppig. Mächtige Fliederbäume überragten das Dach des Hauses um die doppelte Höhe, ein Oleanderbaum erreichte fast dieselbe Höhe. Im Garten standen Drangen, mächtige Agaven, hohe Blaugummibäume, selbst eine Palme; Quitten- und Granatheden schlossen ihn ein. Dazu gab es eine Fülle von Wasser. Kein Wunder, daß in dieser fruchtbaren Gegend das Land von Burenplätzen überzogen war. Das gab der Arbeit ein anderes Gepräge als auf den andern Stationen Nordtransvaals, ähnlicher dem in Südtransvaal. Die schnell wachsende Bevölkerung des Missionsplatzes setzte sich aus Dorlams und aus versprengten Zugezogenen aus verschiedenen Basutostämmen zusammen, die aus ihrem heidnischen Stammesverbande gelöst, den Einflüssen des Evangeliums offener waren als daheim. Die heilkräftigen, warmen Quellen, die in späteren Jahrzehnten in

dieser Gegend einen vornehmen Badeort entstehen ließen, wurden erst wenig benutzt. Auch die Bahnlinie, die von Pretoria in den Norden Transvaals führte, wurde erst gegen Ende von Wangemanns Direktorat erbaut. So war Waterberg hauptsächlich auf die zuwandernden und sich auf dem Platz ansiedelnden Eingeborenen und auf die Dienstkaffern der benachbarten Bauernplätze angewiesen. Nachdem die Buren zuerst den in ihrer Mitte sich ansiedelnden Missionar argwöhnisch angesehen hatten in der Sorge, daß ihre besten Leute nach dem Missionsplätze verziehen würden, gewann der Missionar bald ihr Vertrauen und ihre Zuneigung. Leider war die Station und die ganze Gegend schwer von Fiebern heimgesucht, die über die Missionarsfamilie und über die Gemeinde manches Leid brachten. Die Station war 1867—73 von Missionar Roboldt besetzt, der hier dem Fieber erlag, dann von Missionar Beyer (1874—80), der die Einführung der Superintendentur-Ordnung zum Anlaß nahm, um aus dem Missionsdienste auszutreten und Bur zu werden; dann von Missionar Krause (1880—1892). Die Station zählte Ende 1892 768 Getaufte, von denen 328 abendmahlsberechtigt waren. Große Tage der Station waren es, als hier Wangemann 1885 die große gemeinsame Synode von Süd- und Nordtransvaal abhielt und bei dieser Gelegenheit die beiden ersten Nationalhelfer, den erprobten Märtyrer Martinus Sewuschane und den schlichten, treuen Thimotheus Sello zum Predigtamte ordinierte.

Diese Stationen im Nordwesten, Malosong und Thutloane, Matlale, Blauberg, Matgabeng, Moletsche, Matapanspoort und Waterberg waren bei kleinen Basuto- und Matebelestämmen angelegt; nur der von Malosong—Thutloane zählte 25 000 Seelen, die anderen nur 15 000—4000. Die von Waterberg aus zunächst zu erreichenden Dienstkaffern und zugezogenen Basuto zählten kaum mehr als 12 000 Seelen. Die Stationen waren also sozusagen kleine Oasen in einem weiten, öden, menschenarmen Lande. Man mußte damals noch mühsam Ausschau nach Missionsgelegenheiten, nach Häuptlingen halten, die einen Missionar, wenn auch in erster Linie um der Verhandlungen mit den Buren oder um anderer Vorteile willen, bei sich aufnahmen. Und man hatte fast überall mit der wetterwendischen Tyrannei dieser harten Häuptlinge ein zähes Ringen durchzumachen.

b) Die Mission in Süd-Transvaal. Fast gleichzeitig mit den Stationen im Nordwesten setzte die Berliner Mission in Süd-Transvaal ein. Hier bildeten sich schon damals zwei

Typen mit ziemlich verschiedenartiger Entwicklung heraus: die Stadt- und die Landstationen. Stadtstationen entstanden damals fünf, Pretoria (1866), Leydenburg (1866), Potschefstrom (1872), Heidelberg (1875) und Johannesburg (1887). Leydenburg und Johannesburg hatten wenigstens damals so sehr ihre eigenartige Entwicklung, daß wir sie gesondert darstellen müssen. Pretoria, Potschefstrom und Heidelberg können wir zusammen nehmen. In Pretoria ließ sich Knothe 1866 auf eigenen Antrieb als in der Hauptstadt des Landes, nieder, wo es sowohl wegen des Verkehrs mit den Behörden wie wegen der hier in wachsendem Maße zusammenströmenden farbigen Arbeiter von Wichtigkeit erschien, eine Berliner Missionsstation als Stützpunkt der Arbeit im Lande zu haben. Nach Potschefstrom wurde die Mission durch den wesleyanischen Missionar Rudolf gerufen, der seinerseits die Pastoration der dortigen englischen Gemeinde übernommen hatte und deshalb die von ihm gesammelte schwarze Gemeinde der Berliner Mission zu übergeben wünschte. Allerdings widersetzte sich diesem Bemühen in letzter Stunde sein begabter, aber eigenwilliger schwarzer Helfer David, und es kam zu einer bedauerlichen Spaltung. Aber die Mehrzahl der farbigen Gemeinde stellte sich doch vertrauensvoll unter die Leitung des Berliner Missionars Moschütz 1872 und nach seinem frühen Tode unter die seines Nachfolgers Köhler 1874—1912. Nach Heidelberg hatten die Farbigen selbst die Mission gerufen und um die Anlegung einer Station in ihrer Mitte gebeten. In diesen Städten handelt es sich meist um die bunt zusammengewürfelten Dienstkaffern und ungelernten Arbeiter der Weißen; es muß deswegen meist die Arbeit zweisprachig, in holländisch für die Dorlamschen und in Sessuto für die aus den verschiedensten Sothostämmen zusammengeführten Eingeborenen, getrieben werden. Ein Vorteil war es in Pretoria, daß Knothe bei Pretoria gleich in den ersten Jahren vor den Toren der Stadt ein Grundstück von 25 Morgen (Edendal) erwarb, um darauf eine größere Anzahl seiner Gemeindeglieder gegen einen mäßigen Pachtzins anzusiedeln. Sonst wohnten die Farbigen hin und her in der Stadt zur Miete oder bauten sich auf leerstehenden Erben Häuschen, stets gewärtig, bei erster Gelegenheit vertrieben zu werden. Da war es fast ein Vorzug und führte zur Festigung der Verhältnisse, als um 1888 die Städte anfangen, größere oder kleinere Lokationen für die Farbigen vor ihren Toren anzulegen und darauf Bauplätze etwa 75×150 an die Farbigen auszugeben. Besonders erfreulich

war es, wenn, wie in Pottscheffstrom, die Erben auf den Lokationen für die Glieder einer Kirche in wiederum einigermaßen geschlossenen Stadtvierteln ausgegeben wurden. In diesem Falle kam es nun zunächst darauf an, die nötigen Baulichkeiten, eine möglichst stattliche und städtische Kirche, ein Missionsgehöft mit allem Zubehör, Schule und Lehrerwohnung herzustellen. Die farbigen Gemeindeglieder verdienten ja meist gut, sie setzten auch ihre Ehre darein, eine ansehnliche Kirche zu haben, und es war ihr Stolz, wenn dieselbe mit dem Wachstum der Gemeinde wiederholt vergrößert oder ganz neu gebaut werden mußte. Die zweite Aufgabe bestand darin, die in der versuchungsreichen Stadt und angesichts der günstigen Erwerbsmöglichkeiten doppelt gefährdeten Eingeborenen in christlicher Zucht und in geordnetem Familien- und Gemeindeleben zu erhalten. Das christliche Vereinsleben, besonders die Sangeslust der Neger war dabei eine nicht zu unterschätzende Hilfe. Aber es gab auch viele Enttäuschungen und viel mühsame Kleinarbeit. Eine dritte Aufgabe wuchs von selbst in den Städten zu, in denen sich zahlreiche evangelische Deutsche ansiedelten. Hier war es der Mission eine Freude, den Landsleuten und Glaubensgenossen kirchlich zu dienen, in Pretoria und Johannesburg, bis die deutschen Gemeinden eigene Pfarrer anstellten und sich selbstständig organisierten. Die vierte Aufgabe endlich war, in die weitere Umgegend hinaus die Botschaft des Evangeliums zu tragen und dort Außengemeinden bzw. Außenstationen und Predigtplätze anzulegen. Von Pottscheffstrom waren es die Farmen Boschoef am Gatsrand und Elandsfontein bei Vosberg; von Heidelberg aus die beiden Sothostämme des Jan Seboko und Jan Morachi, die beide später in Woyenthin angesiedelt wurden, zwei Jahrzehnte später Honingfontein, Doornhoef und Leewpan, von Pretoria aus die beiden Stämme des Molebelebi und Jan Kefane, die später auf dem Missionsplatze Wallmannsthal wohnten, vor allem der 2½ Stunde Reitens entfernte, wasserreiche Platz Edendal, den zwei Missionare 1878 gekauft hatten, um darauf die auswärtigen Kirchenglieder zu sammeln. Hier entwidelte sich ein fröhliches Leben; schon 1879 wurde ein erstes Kirchlein, 1886 eine große, stattliche Kirche mit 500 Sitzplätzen errichtet. Jeder dort wohnende Farbige erhielt gegen eine geringe Pacht außer Haus und Garten noch ein Stück Land zum Bebauen, und das Ganze war ein schönes Filial.

Das Dorf Leydenburg hatte von Anfang an eine über seine Einwohnerzahl hinausgehende Bedeutung, erst als Vorort einer der kleinen Republiken, aus welchen später die „Südafrikanische Republik“ Transvaal zusammenwuchs, dann als Stützpunkt der kriegerischen Unternehmungen gegen Sekukuni und das Pedireich, dann seit 1873 durch die in jener Gegend aufgefundenen und zumal bei Barberton zu Zeiten stark bearbeiteten Goldfelder. Infolge dieser wechselnden Beziehungen war die äußere und innere Entwicklung der Stadt unruhig, und der Zufluß der Bevölkerung, vor allem auch der eingeborenen, schwoll zu Zeiten stark an und ebhte dann wieder ab. Die Berliner Mission besetzte den Platz 1866, als Nachtigal mit seinen Christen durch Sekukuni vertrieben wurde. Die Pediachristen durften sich erst im Dorfe selbst, dann 1867 auf einem etwas abseits vom Dorfe gelegenen, aber noch zur Dorfmark gehörigen Platze ansiedeln. Einige Jahre später fanden übelwollende Leute eine seltsame, alte Bestimmung heraus, wonach gesonderte Ansiedelungen von Schwarzen in einem von Weißen bewohnten Dorfe nicht bestehen durften. Die Mission kaufte deshalb $\frac{3}{4}$ Stunde von der Stadt einen eigenen Platz. Das hatte allerdings den Vorteil, daß die schwarzen Christen vor dem Strudel der Goldsucher, meist gewalttätiger und gewissenloser Leute, einigermaßen bewahrt blieben; aber sie waren dort andererseits in ihrer Vereinsamung den Unruhen der Kämpfe gegen Sekukunis Herrschaft von 1876—83 fast ununterbrochen ausgesetzt. Das eine Mal wurden sie von den Weißen als im Bunde mit den Aufständischen stehend beargwöhnt, das andere Mal wurden sie in weitgehendem Maße zu Krieger- und Trägerdiensten für die Kommandos der Weißen aufgeboten; ein drittes Mal wieder mußten sie sich gegen befürchtete Überfälle von Sekukunis Horden nach Kräften verschanzen. Es hätte nahe gelegen, daß sich der Leydenburger Missionar auch des wenige Stunden entfernt in einer großen Kloof angesiedelten Volkes Dinkoanjanas, des Bruders Sekukunis, annahm, seitdem dieser sich von der Botschabeloer Gemeinde getrennt und sich dorthin an die Grenze des Reiches seines Bruders zurückgezogen hatte. Allein Dinkoanjane und seine Leute wünschten den Missionaren gegenüber ihre Unabhängigkeit zu behaupten; sie pastorierten sich selbst, so gut oder schlecht sie konnten. Und da Dinkoanjane in den bald ausbrechenden Kämpfen sich auf die Seite seines rebellischen Bruders schlug und von dem über diesen hereinbrechenden Verderben mit verschlungen wurde, war es gut, daß die Leydenburger Gemeinde nicht zu eng

mit ihm verbunden war. Dagegen zu den bis auf wenige Stunden im Nordosten an Leydenburg heranreichenden Knopneuzen oder Matwamba und bei den Mapulane knüpften sich gute Verbindungen an. Die Missionare von Leydenburg waren außer einigen, die nur kurze Zeit hier in der Arbeit standen, Nachtigal (1866—73) und Bauling (1875—1912). Die Zahl der Gemeindeglieder betrug Ende 1892 bereits 1228, von denen 710 Kommunikanten waren.

Johannesburg, in bis dahin menschenarmer Ode, seit 1885 wie durch Zauberschlag infolge der reichen Goldadern des Witwatersrandes entstanden, blühte mit einer für damalige afrikanische Verhältnisse unerhörten Schnelligkeit auf. Im Jahre 1888 zählte die Stadt 25 000, 1892 bereits 80 000, 1896 100 000 Einwohner. Fast die Hälfte davon waren Eingeborene aus den verschiedensten Stämmen Südafrikas bis zum Sambesi, ja darüber hinaus. Nach einer Volkszählung von 1896 wohnten damals auf dem Stadtgrunde 102 078 Seelen, davon 51 711 Farbige. Von diesen waren nur 754 aus Transvaal, 226 Swazi, 27 468 aus den englischen Kolonien Südafrikas. Bis 1911 war die Zahl der Farbigen auf 208 000 gestiegen. Die Arbeiter wechseln beständig und tragen die Kunde von dem, was sie hier gehört und gesehen haben, in die umliegenden Länder, auch in die unzugänglichen und ungesunden Küstenstriche. Es war ein guter Griff, daß die Berliner Mission gleich am 12. Oktober 1887 in der Marshall-Street, in günstiger Lage mitten in der Stadt, 6 Erben erwarb. Darauf konnte die Missionsstation errichtet werden, und Ruschke war ganz der rechte Mann, um in diesen werdenden, stets wechselnden Verhältnissen als Missionar, Prediger, Arzt, Apotheker, Buchhändler, Schreiber, Bankier usw. zumal den zahlreichen, hierher verschlagenen Gemeindegliedern der Landstationen zu helfen und einen Halt zu bieten. Das erste, 1887 gebaute Kirchlein war schon 1889 zu klein geworden, es mußte eine größere Kirche mit 300 Sitzplätzen gebaut werden, und auch sie war allsonntäglich gedrängt voll. Ruschke suchte übrigens die Arbeit auch auf das umliegende Land auszudehnen und hatte mehrere Außenstationen. Aber je mehr das System der geschlossenen Arbeitergehöfte, der sogen. Compounds, eingeführt wurde, um so mehr verlegte sich der Schwerpunkt in die städtische Arbeit. Das war um so notwendiger, als gerade hier der Wettbewerb anderer Missionsgesellschaften ungewöhnlich rege war. Es traten im Verlauf der folgenden beiden Jahrzehnte nicht weniger als elf andere Deno-

minationen neben der Berliner Mission ein. Da galt es für die letztere, als die zuerst gekommene, sich nicht überflügeln zu lassen.

Die drei Landstationen in Süd-Transvaal, Wallmannsthal, Neu-Halle und Woyenthin, sind Institute, d. h. größerer Grundbesitz, Burenfarmen der Gesellschaft, die zu Nutz der Eingeborenen gekauft sind. Alle drei haben eine lehrreiche Geschichte. Als sich 1866 Knothe in Pretoria niedergelassen hatte, gehörten zu denen, die sich zu seinen Gottesdiensten sammelten, Leute von zwei Sothohäuptlingen, Jan Kefane und Molebeledi, die etwa 4 deutsche Meilen im Nordosten der Stadt nahe beieinander wohnten. Besonders Jan Kefane war so angeregt, daß er die gehörten Predigten in frischer, lebendiger Weise weitergab und schon anfang, lesen und schreiben zu lernen und mit seinen Leuten auf seinem Plaze Moretele ein Kirchlein baute. Knothe, der schon mehrmals bei ihm zum Besuch gewesen war, entschloß sich bei günstiger Gelegenheit, in Verbindung mit den anderen Transvaal-Missionaren Jan Kefanes Plaz von seinem buri-schen Besitzer 1869 zu kaufen. Die Missionare nannten ihn zu Ehren ihres verdienten Lehrers Wallmannsthal. Er ist 5000 Rapsche Morgen groß. Auch hier zeigten sich bald, wie meist in ähnlichen Fällen, die typischen Schwierigkeiten mit noch so wohlgesinnten Häuptlingen, die sich nicht unter die Autorität des Missionars als Plazherrsinn stellen mögen und nach voller Unabhängigkeit trachten. Molebeledi nahm zwar einen guten Anlauf und entließ seine Frauen bis auf eine; aber dann sank er bald tief in Troz, Vielweiberei und Trunksucht. Jan Kefane hielt sich länger, ja er war erst geradezu eine Hilfe des Missionars bei den Plazarbeiten und den Predigten; aber als 1872 die neu eingeführte Plazordnung seine Häuptlingsherrlichkeit einschränkte, kühlte sich sein Eifer ab. Er brachte gegen Knothe eine gehässige Anklage auf Ehebruch vor, und als die unparteiische Untersuchung gegen ihn entschied, verzog er grollend vom Plaz. Er ließ sich einige Meilen nordwestlich in Leeuwkraal am Naapies River nieder und knüpfte erst nach der Versetzung Knothes von Wallmannsthal 1878 die Verbindung mit der Mission wieder an. Er suchte zu Knothes Nachfolger Kuhl wieder in ein befriedigendes Verhältnis zu kommen, ließ sich oft von ihm predigen, auch das Abendmahl reichen, baute auf seinem Plaz ein Kirchlein, unterhielt auch einen Helfer in Kirche und Schule, und starb 1887 als Christ. Auch sein begabter Sohn, Karl Kefane, der von der Regierung zum Kapitän ernannt wurde, blieb in Verbindung

mit der Berliner Mission. An Stelle der beiden verzogenen Stämme siedelte sich 1873 auf Ballmannsthal der Matebele-Stamm der Matschutscha mit seinem Häuptling Selape an, aber nicht aus Heilsverlangen, sondern um unter dem Krummstab bequem zu wohnen. Der Missionar hatte viele Not mit diesen widerspenstigen, harten Leuten, die von Gottes Wort, Kirche und Schule, nichts wissen wollten. Unter allen diesen äußeren und inneren Schwierigkeiten wuchs und erstarkte die Station. Knothe, der sie von 1870—78 verwaltete, war schon damals fleißig an der Schaffung einer christlichen Litteratur im Sotho für Kirche und Schule und verwandte gern die seltenen Mußstunden zu literarischen Arbeiten. Auch bewies er schon hier sein Geschick, Eingeborene zu Gehilfen in Kirche und Schule heranzubilden. Besonders der später (1885) ordinierte Timotheus Sello, Joseph Kchocho-e-ntso, der kleine Botlokoa-Häuptling Jonathan Matome und Christoph Matofene aus Motschatschis Land Bolubedu haben später der Mission treu gedient. Unter Knothes Nachfolger Rühl (1878—1900) dehnte sich die Arbeit auf einige Außenstationen, besonders auf Kalksloot am Elandsflusse aus. Ende 1892 wohnten auf Ballmannsthal etwa 1500 Seelen, von denen 699 Getaufte und 306 Kommunikanten waren.

Neu Halle wurde unter einem Bathatla-Volksstamm in dem weiten, öden Buschfelde nördlich von Pretoria, zwischen dem Oberlaufe des Limpopo, dort Krokodilfluß genannt, und dem Olifantflusse angelegt. Dort hatte sich der an dem Flüßchen Tsoane ansässige Häuptling Saul 1867 an Direktor Wangemann anlässlich seiner Visitationsreise gewandt und um einen Missionar gebeten. Im Jahre 1869 war Sachse zu ihm gezogen. Allein weder Saul noch sein Nachfolger Maubane, für den Saul nur das vormundschaftliche Regiment geführt hatte, hielten die Versprechungen. Die Verhältnisse waren von Anfang an recht schwierig, da die Bathatla glaubten, das Land, auf dem sie wohnten, für 88 Rinder gekauft zu haben, der zuständige Feldkornet aber, der den Empfang dieser Rinderherde gar nicht abstritt, ein von dem Vorgänger Sauls unterzeichnetes Schriftstück vorlegte, wonach Sauls Stamm die Buren als Besitzer anerkannte und sich zu unentgeltlicher Dienstleistung für sie verpflichtete. Die Verhandlungen waren so unerquicklich, daß die Bathatla 1873 in ihre öden, wasserarmen nordöstlich von Pretoria gelegenen Stammsitze im Lande Marapiane verzogen. Die dort angelegte Station wurde Neu-Halle genannt, nach der Heimath

Sachses. Allein dieser verließ 1879 den Dienst der Berliner Mission, weil er die persönliche Freiheit der Missionare durch die neu eingeführte Superintendentur-Ordnung ungebührlich beschränkt sah. Sein Nachfolger wurde Kahl und ist dort ein Menschenalter hindurch geblieben (1879 bis heute). Die Geschichte der Station ist gekennzeichnet durch das zähe Ringen des wankelmütigen, harten, heidnischen Häuptlings Maubane, des alten, 1890 verstorbenen, wie seines gleich nichtsnutzigen Nachfolgers Robert Maubane, mit dem langmütigen Missionar. Seit 1890 drängten sich obendrein noch Vertreter anderer Kirchen, Anglikaner unter Kanjane und noch mehr Bopedianer unter Johannes Madingoane ein, welche sich auf der Außenstation Nain festsetzten und dort fast die ganze Gemeinde zu sich herüberzogen. Eine aufregende Episode in der gleichförmigen Geschichte der Station war das Ringen um die Seele des Unterhäuptlings Matschie. Erst ein Gegner der Mission, wurde er durch den treuen Christen Johannes mächtig angeregt; er vertrat zu Zeiten selbst dem Häuptling Maubane gegenüber mit Nachdruck seinen Christenglauben und das Recht der Christen. Aber mit nur einer Frau eine geordnete christliche Ehe zu führen, vermochte er nicht, und daß die Christen und der Missionar ihn wegen seiner zweiten Frau nicht als den Ihrigen anerkennen und nicht in dem Christendorfe wohnen lassen wollten, verzieh er ihnen nicht. Er ist 1885 mit der Schuld gegen das 6. Gebot auf dem Herzen gestorben. Neu-Halle ist ein typisches Beispiel einer Landstation, auf der ein widerhaariger heidnischer Häuptling auf der einen und der Missionar und die Christengemeinde auf der andern Seite ringen. Die Gemeinde war bis Ende 1892 auf 510 Seelen angewachsen, von denen 247 Kommunikanten waren.

Woyenthin, sogenannt nach einem pommerischen Gut der Familie Holz, die auch für diese Station Geld gegeben hatte, ist eine Tochterstation von Heidelberg. Von diesem Städtchen aus hatte Düring teils bei einem nahe wohnenden kleinen Bakhatla-Stamme unter dem Häuptling Jan Seboko, teils bei einem Mthubu-Stamme unter Jan Morachi am Baalflusse*) Eingang gefunden.

*) Dieser Mthubu Jan Morachi hatte schon damals am Baalflusse mit großem Eifer und Beharrlichkeit angefangen zu lernen. Immer Häuflein von 6 bis 8 Erwachsenen waren auf sechs oder mehr Monate 20 deutsche Meilen weit nach Botschabelo gewandert, um dort Predigt und Taufunterricht so lange zu genießen, bis sie getauft werden konnten. Dann kehrten sie nach Hause zurück und andere traten an ihre Stelle.

Da beide mit ihren Wohnplätzen Not hatten, pachtete Düring 1879 2½ deutsche Meilen südlich von Heidelberg den 4530 Rapsche Morgen großen Bauernplatz Rietspruit und kaufte ihn 1881. Hier konnten sich die beiden kleinen Stämme unter ihren Häuptlingen ansiedeln, und Düring selbst zog 1889 dorthin und nahm die Leitung der neuen Station in die Hand. Es wurde eine der Botschabeloer nachgebildete Platz- und Stationsordnung entworfen, wonach die beiden Stämme in einem Ober- und Unterdorfe getrennt sich ansiedelten, sich ihre eigenen Schulzen und Schöffen wählten, aber unter der Leitung des Missionars standen, dem auch ihre Rechtsprüche zur Genehmigung vorzulegen waren. Es hat auch hier an Reibungen nicht gefehlt, zumal den selbstbewußten Bafhudu und ihrem Häuptling Jan Morachi wurde es zu Zeiten schwer, sich unter die Autorität des weißen Missionars zu beugen. Indessen ist es ohne Bruch und Abwanderungen abgegangen. Im Gegenteil, es zogen sovielen heimatlosen Schwarzen zu, daß Garten- und Weideland und Weideregerechtsame stark eingeschränkt werden mußten, um allen den Lebensunterhalt zu sichern. Doch erleichterte es die Lage erheblich, als seit 1886 in der Nähe von Heidelberg ergiebige Kohlen- und Goldlager entdeckt wurden und sich damit sowohl guter Absatz für die landwirtschaftlichen Produkte wie günstige Arbeitsgelegenheit bot. Im Jahre 1892 konnte eine stattliche Kirche gebaut werden, welche die Platzbewohner fast ganz aus eigenen Mitteln oder durch eigene Arbeitsleistung bezahlten. Auch auf den Kraalen und Bauernplätzen der Umgegend, nach Mathoboleng, den Roodekoppen und anderen Orten wurde von Woyenthin aus das Evangelium getragen, so daß sich hier neben der allerdings noch ganz im Vordergrunde stehenden Platzarbeit schon etwas wie die spätere Hoogeweldtarbeit entwickelte.

c) In Sekukunis Reiche. Die Missionare hatten die Verbindung mit den Bapedi in dem Reiche Sekukunis nicht ganz abreißen lassen. Das eine Mal hatten Christen von Botschabelo aus unter Gefahr für ihr Leben die verstreuten Christen und Wahrheitsucher aufgesucht*), ein andermal war Missionar Nachtigal von Leyden-

*) So war 1868 einer schriftlichen Aufforderung Direktor Wangemanns folgend der treue Jonas Budumo unter steter Lebensgefahr „mitten in den großen Zorn hineingegangen und hatte den Mühen Speiße getragen“. Kurze Zeit darauf war Wangemann selbst auf seiner Visitationsreise im Lande gewesen und hatte die Gläubigen gestärkt; er hatte auch einige der Geförderteren zu Helfern eingesetzt, die sich mit dem Missionar in Leydenburg in Fühlung halten sollten.

burg herübergekommen und hatte an Sekukunis Hofe überraschend freundliche Aufnahme gefunden, auch Erlaubnis erhalten, im Lande zu predigen. Immerhin war das unzureichend. Es war erwünscht, daß die Missionsarbeit im Lande durch Errichtung von Missionsstationen wieder aufgenommen wurde. Dazu sollte nach wenig mehr als einem Jahrzehnt die politische Entwicklung eine Gelegenheit bieten. Wir müssen diese Wirren kurz im Zusammenhang erzählen. Sekukuni hatte sich durch sein tyrannisches und launisches Regiment auch manche seiner Unterhändler entfremdet. Der Volksstamm der Massemola z. B., der unter seinem Häuptling Tseke im Westen des Landes nach dem Olifantflusse zu wohnte, machte sich unabhängig und behauptete seine Unabhängigkeit in heißem Kampfe gegen Sekukunis Heer. Er nahm gern einen Berliner Missionar bei sich auf (1876). Ebenso war die Loyalität der Lesgolane, einer Schwester Sekukunis auf Patametsane, gegen ihren Bruder zweifelhaft, auch sie nahm 1876 einen Berliner Missionar bei sich auf. Allein nun kam es bald zur Katastrophe. Die Buren, welche damals planmäßig daran gingen, die Häuptlingschaften in dem von ihnen in Anspruch genommenen Gebiete zu brechen, konnten vor allem nicht dulden, daß der mächtigste und unabhängigste dieser Eingeborenen-Fürsten, Sekukuni, seine Herrschaft behielt. Und als die Engländer 1877 die Herrschaft im Lande an sich nahmen, lag ihnen erst recht daran, Ordnung im Lande herzustellen. Die von Sekukuni selbst angezettelten Unruhen gaben ihnen Gelegenheit zum Eingreifen. Zu Anfang 1878 brach Sekukuni in Verbindung mit seiner Schwester Lesgolane gegen die beiden Unterhändler Lesgoelere und Potoane los. Die Engländer griffen ein, und es kam zu einem kurzen, durchgreifenden Kriegszug gegen Sekukuni und seine Verbündeten. Erst wurde Lesgolanes Berg von den Matebele unter der Führung des englischen Obersten Clarke gestürmt, dann wurde Sekukuni selbst besiegt und gefangen nach Pretoria gebracht 1879. Die englische Verwaltung wünschte, daß nun die Berliner Mission sofort die Mission wieder aufnehme, und zwar gleich in der alten, jetzt allerdings zerstörten Hauptstadt Thaba Mossähu. So wurde auch dort 1880 eine Missionsstation angelegt und mit dem Theologen Missionar Winter, einem Schwiegersohn Direktor Wagemanns, besetzt. Allerdings ließen die Buren, die inzwischen die Herrschaft in Transvaal wieder an sich gerissen hatten, unbegreiflicherweise 1881 Sekukuni frei in sein Reich zurückkehren und setzten ihn wenigstens in einem Teile seiner Herrschaft wieder ein.

Allein schon im nächsten Jahre, 1882, ermordete ihn der unruhige Häuptling Mampuru, der durch gefährliche Umtriebe selbst die Herrschaft an sich reißen wollte. Den Buren blieb nichts anderes übrig, als durch einen schnellen Kriegszug Mampuru und seine Helfershelfer zu beseitigen und Ruhe im Lande herzustellen. Ruhe, aber noch immer keine Ordnung. Einmal waren die Häuptlinge durch diese lang fortgesetzten Wirren, in denen sie bald zu dieser, bald zu jener Partei gehört hatten, gegeneinander aufgehetzt und argwöhnisch. Und dann waren die Besitzverhältnisse von Grund und Boden arg in Unordnung geraten. Engländer und Buren hatten das Land in Farmen aufgeteilt, und oft erst nach Jahren kam es heraus, daß der Ort, auf dem man sich angesiedelt hatte, einem anderen Besitzer gehörte. In Kchalatlolu hatten die Berliner Missionare 9 Jahre lang gebaut, gewohnt, gearbeitet, — da beanspruchte ein Engländer den Wohnplatz als einen Teil seiner Farm und bekam ihn von den Gerichten zugesprochen; die Berliner mußten ihre Häuser im Stiche lassen und abziehen. Auf Lobetal wurde 1888 gerade der Stationsgrund, auf dem die Missionswohnung stand und die Kirche fast fertig gebaut war, bei der genauen Landvermessung einer Regierungsfarm zugeteilt, und die Regierung wollte den Platz trotz aller Verhandlungen an die Mission nicht abtreten. Noch schlimmer erging es dem bei Lobetal angesiedelten Stamme Marischanes, er wurde aus seinen Wohnsitzen, die er seit langen Jahren innehatte, verwiesen und genötigt, sich eine Stunde weiter neu anzusiedeln.

Unter all diesen Unruhen und ungeordneten Verhältnissen faßte die Berliner Mission schwer wieder im Lande Fuß. Sie gründete Stationen in Arkona und Lobetal, d. h. bei den kleinen Stämmen Massemolas und Marischanes an der Westkante des Landes in der Nähe des Olfantflusses, in Patametsane bei der großen Pedi-Häuptlingin Lesgolane, in Kchalatlolu und in der alten Königstadt Thaba Mossächu. Aber nur die beiden ersten Stationen vermochte sie zu behaupten, und sie lagen ungünstig. Die Bevölkerung war gerade dort dünn, mit den Hauptmassen des Pedivolkes konnte man von diesen am Rande gelegenen Orten schwer in Verbindung kommen; dazu war Arkona so wasserarm, daß sich eine Missionarsfamilie dort kaum behaupten konnte. So wurde bald Arkona Filiale von Lobetal, bald umgekehrt, bald beide Filialen von Kchalatlolu. Trotzdem war kein Zweifel, daß das Eis bei den Pedi gebrochen, die Tür für das Evangelium weit aufgetan war. Wenn irgendwo ein Miß-

sionar sich niederließ oder auch nur ein brauner Helfer sich ansiedelte, kamen die Leute zu den Gottesdiensten, bald meldeten sich Gruppen zum Taufunterricht; es konnten große Tauffeiern stattfinden, die Gemeinden wuchsen schnell.

Diese Bereitwilligkeit für das Evangelium hatte allerdings auch Nachteile im Gefolge. Sie zog auch die Wesleyaner und Anglikaner in das Land. Die Wesleyaner konnten sich mit einem gewissen Recht darauf berufen, daß sie viele Pedi auf ihren zahlreichen Stationen im Kaplande und Natal getauft hatten und nun ihren Kirchgliedern nachgehen mußten. Aber ihr Superintendent Watkins war trotzdem übel beraten, wenn er sich von unzuverlässigen oder ungetreuen Helfern Scharen von Taufbewerbern zuführen ließ und diese ohne gründliche Prüfung taufte. Die Anglikaner wurden durch einen auf dem Diamantfelde zu ihnen übergetretenen Helfer, Job Moditi, ins Land gezogen. Es war wenig erfreulich, daß sie, von diesem schlecht beraten, vielfach Leute aufnahmen, welche die Berliner Mission unter Kirchenzucht gestellt hatte.

Biel größer aber war die Not, welche durch die äthiopischen Bestrebungen veranlaßt wurde. Da das Christentum bei den Pedi sozusagen nationale Angelegenheit geworden war, schien die Frage brennend zu werden, wie sich die Herrschaft der angestammten Häuptlinge zu dem Einfluß der Missionare und der Geltung der kirchlichen Ordnungen verhalte? Ließ sich die christliche Kirche nicht in der Weise organisieren, daß sie dem Stammesverband eingegliedert und der Häuptlingsautorität untergeordnet war? Der erste, der diesen verfänglichen Gedanken nachging, war ein unlauterer und unzuverlässiger Helfer namens Lot (Loto), der sich eine Zeit lang an die wesleyanische Mission anlehnte, dann aber von ihr fallen gelassen wurde. Er vertrat ein bequemes Christentum, mit dem zur Not auch Frauenkauf, Regenjagd und Vielweiberei bestehen konnten. Aber gerade diese faulen Zugeständnisse raubten ihm schließlich jedes Vertrauen. Immerhin war die damit angeregte Bewegung bedenklich. Auch die heidnischen Kapitäne, die allmählich einsahen, daß sie dem Andrang des Christentums doch nicht auf die Dauer widerstehen könnten, waren mit dieser laxeren Praxis wohl zufrieden. So hatte es Mamobolo (bei Mphome) mit Kamelo Raphela versucht; so Massebe (in Thutloane-Malolong), so auch der Häuptling Marischane, dessen Leute den größten Teil der Gemeinde in Lobetal ausmachten. Die Sache wurde sehr viel schlimmer, als 1890 der seltsam weltfremde

und unpraktische, vielleicht in seiner Ehre durch vermeintliche Zurücksetzung gekränkte Berliner Missionar Winter, der Schwiegersohn des Missionsdirektors D. Wangemann, den abenteuerlichen Plan einer Pedi-Nationalkirche faßte. Er wußte den sich gleichfalls durch die ihm widerfahrene Behandlung wohl zu Unrecht verletzt fühlenden Martinus Sewuschane, die vielgeehrte Säule der Berliner Mission aus der Verfolgungszeit, der 1885 von Direktor Wangemann die Ordination zum Predigtamte erhalten hatte, und sechs einflußreiche Helfer zu sich herüberzuziehen und richtete mit ihnen eine Pedi-Kirche auf. Er ging dann sogleich weiter und ordinierte auf eigene Verantwortung fünf der ihm angeschlossenen Helfer zu Predigern. Schlugen sich auch nur etwa 500 Pedi zu den sogenannten Bopedianern, während etwa 1000 bei der Berliner Mission verblieben, so war damit doch der Unfriede in fast alle Gemeinden getragen, und die Reibungen nahmen kein Ende. Die Berliner Mission suchte der Abfallbewegung dadurch Herr zu werden, daß sie den Superintendenten Grünher, einen Mann allgemeinen Vertrauens, zu Unterhandlungen zu ihnen sandte. Allein er erreichte nur das Zugeständnis, daß die Bopedianer ihre Arbeit nur im Bapedi-Lande treiben dürften und dort ungestört bleiben sollten. Leider hielten sie auch dies Versprechen nicht, sondern suchten bald auch auf den anderen Berliner Stationen in Transvaal einzudringen und dort Anhänger zu werben. Eine Enttäuschung erlebten die Bopedianer allerdings bald. War vorher nach bekannten Mustern gegen die Berliner Mission weidlich geredet wegen der Beiträge, die von ihr für die Kirchen- und Schulbedürfnisse erhoben waren, so mußten die Separierten nun die ganzen Gehälter ihrer zahlreichen braunen Pfarrer aufbringen, und den Schaden hatten nur die nichtordinierten Helfer, deren Gehälter auf ein Mindestmaß beschränkt wurden. Die Bapedi-Sezession war eine der ersten äthiopischen Bewegungen in Südafrika mit der Losung: Los von den Weißen, auch den Missionaren. Es war für den Berliner Missionsdirektor schmerzlich, daß gerade sein Schwiegersohn sich an ihre Spitze gestellt hatte und auch durch gütige Angebote nicht zu bewegen war, durch die Rückkehr nach Deutschland sich aus dieser Sackgasse wieder herauszufinden. *)

*) Es war schade, daß es mit Winter, einem der wenigen Theologen, die damals im Dienste der Berliner Mission standen, soviel Not gab. Schon seit 1882 mußte jedes Jahr im Komitee über ihn unerfreulich verhandelt werden, entweder um ihn zu einer Versetzung auf eine Station in einer anderen Synode

Die Berliner Mission hatte Ende 1892 nur zwei Hauptstationen im Bebilande, Arfona mit 536 und Lobetal mit 449 Getauften.

d) Im Holzbuschgebirge und jenseits desselben. Östlich an das weite, wellige, grasbewachsene Hoogeveld grenzt der Houtbosch oder das Holzbuschgebirge. Aus dem welligen Lande erheben sich Ruppen bis zu 1700 und 2000 Metern. Die Täler, manchmal auch ganze Abhänge bis zur Spitze hinauf sind mit schönem Urwald bedeckt, dessen Riesenstämme, meist Gelbholzbäume, bis zu $2\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser und bis zu 30 und 40 Metern hoch sind. Die Büden zwischen den großen Baumriesen werden durch das reichliche Unterholz und eine Fülle mannigfaltiger Rankengewächse aller Art zuweilen zu einem undurchdringlichen Dickicht verwuchert, während von den Zweigen der Stämme der Paviansbart gleich langen, grauen Girlanden von Moos herabhängt. In diesen subtropischen Wald ist die huriische Kolonisation verhältnismäßig spät vorgebrungen. Hier wohnten längs der Ostgrenze des Transvaal, in den langgezogenen, fieberheißen Tälern an der östlichen Abdachung der Randgebirge, und in den ungesunden, sumpfigen Ebenen bis zum Indischen Ozean zahlreiche, fast unabhängige und ihrer alten, heidnischen Freiheit frohe Stämme. Aber auch in dieses Waldgebirge waren schon viele Funken von den Feuern geflogen, die auf den Missionsstationen im Kaplande, in Natal und in der französischen Bassutomission angezündet waren: dort in der Ferne getaufte Christen, die, nun in ihre entlegene Heimat zurückgekehrt, mühsam um die Erhaltung ihres Glaubenslebens rangen, auch schon einige Helfer, die im Dienst der welschschweizerischen Mission oder auf eigene Faust das Evangelium verkündigten. Die Berliner Mission sandte zuerst im Frühjahr 1878 den Missionar Rahl in dies Gebiet. Sie faßte dann aber bald weiter ausschauende Pläne. Ihre Arbeit hatte sich in Nord-Transvaal von Waterberg im Südwesten bis zum Bawendalande im Nordosten weit ausgedehnt. Es schien notwendig, dafür eine eigene Super-

zu bewegen, oder um ihn zu einer Urlaubsreise in die Heimat zu ziehen. Alle Langmut des Komitees führte bei ihm wegen seiner hohen Meinung von sich nicht zum Ziele. Winter war auch so leichtsinnig gewesen, dem in grober Vielweiberei lebenden Oberhäuptling der Vapedi eine seiner minorennen Töchter für später zum Weibe zu versprechen. Glücklicherweise starb Kholokoë vorher. Diese Vorgänge machten der Missionsleitung gerade nicht Mut, neben ihren seminaristisch gleichmäßig durchgebildeten und zuverlässigen Missionaren weitere Theologen in den Dienst zu ziehen.

intendentur einzurichten. Diese sollte mit der neu zu beginnenden Arbeit im Holzbuschgebirge verbunden und mit ihr der bereits in der Missionsarbeit in Pretoria und Wallmannstal bewährte Missionar Knothe beauftragt werden. Knothe legte 1878 seine Station 450 Meter hoch über der Ebene in 1800 Meter Meereshöhe auf dem fahlen Mphome-Berg an, von dem sie den Namen Mphome erhielt. Vielleicht lag die Station zu hoch, den Stürmen ausgesetzt und viel von Nebeln heimgesucht, aber wenigstens gegen die Fieber der Ebene und die Anopheles-Moskiten war sie sicher. Es gelang Knothe, hier ein großes Stationsland, drei aneinandergrenzende Bauernplätze mit 12—15 000 Rapschen Morgen zu kaufen. Das war auch wünschenswert, da die im Norden und Süden angrenzenden Nachbarn, die Häuptlinge Ditgale und Mamobolo bzw. dessen Nachfolger Vefgadima, widerhaarige Heiden waren. Sie wollten das Christentum mit Gewalt unterdrücken. Es kam zu Ende der siebenziger Jahre zu heftigen Verfolgungen, welche jedoch nur die eingeborenen Christen, nicht die Missionare, trafen. Die Häuptlinge kamen sogar in ihrer Bekämpfung des Christentums auf recht sonderbare Einfälle. Ditgale ließ die Christen seines Gebiets vor sich fordern und ihnen ein Brechmittel verabreichen, um den Christenglauben auf diese einfache Weise aus ihnen zu entfernen. Die geheimnisvolle Medizin brachte aber nicht einmal eine körperliche Wirkung an ihnen hervor. Die Christen zogen, dadurch ermutigt, einen Choral singend, aus der Hauptstadt nach Hause.

Von dieser hochgelegenen Station Mphome entfaltete nun Knothe neben den oftmaligen amtlichen Reisen, die seine Superintendentur in einem weiten, noch wenig von guten Wegen erschlossenen Sprengel mit sich brachte, eine weitausgreifende Tätigkeit, die geradezu für die Berliner Missionsarbeit in Transvaal vorbildlich geworden ist. Ihr Herzpunkt war die Ausbildung eingeborener Helfer zumal für die Heidenpredigt und die Gemeindepflege. Knothe hatte nach dieser Richtung eine besondere Gabe; er hatte schon in Wallmannstal auf eigene Hand tüchtige Helfer ausgebildet und brachte einige von ihnen, wie Timotheus Sello und Joseph Achocho-e-ntso mit in die neue Arbeit. Nun faßte er die Sache grundsätzlich an: Im Jahre 1881 eröffnete er auf Mphome eine eigene Nationalgehilfenschule für Nord-Transvaal. Die geistige Höhenlage war vielleicht niedriger als in dem einige Jahre zuvor in Botschabelo eröffneten Helferseminar; dafür lag Knothe daran, seinen

Schülern angriffigen Evangelistengeist einzuhauchen. *) Er verband mit dieser Schule die Einführung der jungen, für Nord-Transvaal bestimmten Missionare; sie sollten in dem gesunden Mphome im Mittelpunkt einer reichen, weitverzweigten Arbeit in den Missionsdienst eingeführt werden und zugleich — neben Knothe — einige Monate am Seminar unterrichten. Die ausgebildeten Helfer standen natürlich für alle Stationen in Nord-Transvaal zur Verfügung. Aber in erster Linie benutzte sie Knothe, um rings um Mphome her das Bergland mit seinem weiten, offenen Buschfelde im Westen und den tief eingeschnittenen, schwer erreichbaren Talgründen im Osten mit einem weit ausgespannten Netz von Helferposten zu überziehen. Die braunen Christen, Jünglinge und Männer, sollten in weit höherem Maße, als es bisher in der Berliner Mission üblich war, zum direkten Missionsdienste unter den Heiden herangezogen werden. Um Mphome her grupperten sich im Laufe der Jahre dreizehn Außenstationen und Predigtplätze. Die wichtigsten davon waren das nahe, noch auf Stationsgrund gelegene Leschoâne (Weißenfels), wo der demütige, treue Timotheus Sello, seit 1885 als ordinerter Pfarrer die Gemeinde pflegte, und, halbwegs zwischen Leschoâne und Mphome, der Weiler Khoara, wo sich die von Christenfeindlichen Häuptlingen verfolgten Gläubigen ansiedelten. Gelegentlich unterstützte Knothe diese Aussaat des Evangeliums mit weitem Wurf durch große Evangelisationsveranstaltungen: so als er 1887 mit einer größeren Anzahl von Gemeindegliedern zur Feier des Erntefestes einen Pilgerzug bis in die nördlich gelegene Landschaft Botlokoa unternahm und unterwegs in allen Kraalen predigen, singen und beten ließ, oder bei Gelegenheit der Synode auf Mphome 1888, welche Missionare, Gehilfen und Gemeindeglieder von weit und breit zusammenführte und auf einige Wochen die ganze Umgegend mit dem Schalle des Evangeliums erfüllte. Knothe erwarb sich ein weiteres Verdienst dadurch, daß er das ganze Neue Testament in Sessuto übersetzte. Die Arbeit war bis 1886 beendet, Knothe konnte sie bei seinem Erholungsurlaub in Deutschland 1890 durch den Druck führen. Auch ein Sessuto-Gesangbuch mit Noten, wozu er und andere die Übersetzungen beigezeichnet hatten, veröffentlichte er 1888. Das gesund und kühl gelegene Mphome eignete sich auch zu einer Mis-

*) Dies Seminar wurde nach Knothes Tode 1895 mit dem in Botshabelo vereinigt, da es zweckmäßiger war, ein leistungsfähiges als zwei kleine Seminare in demselben Sprachgebiete zu unterhalten.

sionarskinderschule. Hier konnten die Eltern auch von den heißen Fieberstationen Nord-Transvaals ihre Kinder im Lande behalten. Eine aus Deutschland berufene Lehrerin erteilte den Unterricht. Es war überaus schmerzlich, wie der rastlos tätige Superintendent Knothe aus seiner vielseitigen Tätigkeit gerissen wurde. Im Jahre 1892 erhoben mehrere Nationalhelfer, auch durchaus vertrauenswürdige, eine schwere Anklage gegen ihn. Eine Besprechung über dieselbe mit Knothe seitens einiger Brüder führte zu keinem Ziele. Eine darauf vom Komitee bestellte Kommission glaubte sich zur Freisprechung nicht berechtigt, sondern legte die Sache dem Komitee zur Schluß-Entscheidung vor. Knothe aber war durch diese Vorgänge innerlich so ergriffen, daß er, als noch eine schwere Erkältung dazu kam, binnen wenigen Tagen am Herzschlage starb. Damit gelangte nach deutschem Brauch automatisch das gegen ihn schwebende Verfahren zum Stillstand; auch die später von D. Merensky bei seiner Rückkehr aus dem Njassalande an Ort und Stelle angestellten Nachfragen haben das Dunkel nicht aufzuhellen vermocht. Dieser Ausgang des Wirkens des hochangesehenen Superintendents erschütterte begreiflicherweise die Berliner Mission in Transvaal tief. Es drohte sogar darüber zu einer Spaltung in der Gemeinde zu kommen. Um diese Gefahren zu beschwören, berief das Komitee den Missionar Krause von Waterberg, welcher in den letzten Jahren bereits die westlichen Stationen als Vizesuperintendent versehen hatte, als Superintendent nach Mphome.

Medingen*). Vielleicht die wichtigste einzelne Ausdehnung, die Knothe dem Werke gab, führte quer durch das Holzbuschgebirge sieben Stunden scharfen Reitens bis in dessen östliche Abdachung und die vorgelagerten, niederen Bergzüge. Dort lag das Ländchen Volubedu der Häuptlingin Manfatene oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, Motschatschi. Regen ist in dem wasserarmen Transvaal das dringendste Bedürfnis des Ackerbaus; Regenzauber ist eine der wichtigsten Aufgaben der Häuptlinge. In Volubedu nun, wo die über den Indischen Ozean heranziehenden, feuchtigkeitsbeladenen Wolken nicht gehindert durch hohe Grenzgebirge ihre Regenfluten herabfließen lassen, gibt es Wasser im Überfluß. Die Folge war, daß Motschatschi in den Ruf kam, eine besonders starke Regenzauberin zu sein und besonders wirksame Regenmedizin zu besitzen. Von weit und

*) Beyer, Medingen. Feuer- und Todestaupe. Berlin 1913.

breit aus dem dürren Inlande kamen zu ihr Gesandtschaften, um Regenmedizin zu holen. Das gab ihr Ansehen und brachte ihr Reichtum. In einem Gau ihres Landes, Modubeng, wohnte ein kleiner Häuptling, Rhaschane, der ein Jahrzehnt zuvor in der Kapkolonie vom Evangelium ergriffen und in Porth Elisabeth getauft war. Bei ihm beschloß Knothe 1881 eine neue Station zu errichten. Missionar und Mittel waren in besonderer Weise zubereitet. Fritz Reuter hatte in dem deutsch-französischen Kriege die große Reiter Schlacht von Mars-la-tour mitgemacht. Als er nach dem entsetzlichen, aufregenden Tage im Abendsonnenschein über das leichenbedeckte Schlachtfeld schritt, sein verwundetes Pferd am Zügel führend, und den zahlreichen Chasseurs d'Afrique in das vom Tode verzerrte Antlitz schauend, hatte er seinem Herrn gelobt: „Wenn du mich gesund aus diesem Kriege heimbringen wirst, so will ich Missionar werden und dir soviel als möglich schwarze Afrikaner in dein Reich führen.“ Ein Jahrzehnt später stand er wohl vorbereitet auf dem Boden Afrikas, auf seinen Dienst wartend. Derweile hatte in Stralsund in Pommern Fräulein Charlotte von Meding dem Direktor Wangemann 9000 M. zur Verfügung gestellt, damit in Afrika eine Station Medingen gegründet werde; ihre katholischen Vorfahren hätten vor Zeiten ein Kloster dieses Namens zur Missionierung Deutschlands gegründet. Nun wolle sie als evangelische Christin den Dienst ihrer Familie im heidnischen Afrika üben. Im Oktober 1881 waren Knothe und Reuter in Bolubedu und erhielten auch die Erlaubnis, auf einem Höhenzuge gegenüber der Moschate, dem Häuptlingskraal, im Gebiet des Häuptlings Rhapane, eine Station anzulegen. Hier gab es nun bald ein frohes Arbeiten. Reuter hatte nicht nur eine ungewöhnliche Frische des geistlichen Lebens, er hatte auch eine unverdrossene Angriffsigkeit und ein praktisches Geschick zu aller Arbeit. Unter seinen Händen erwuchs in der heidnischen Wildnis eine christliche Dase, ein vielbewunderter christlicher Kulturmittelpunkt. Freilich bedurfte es dazu zumal bei den sehr bescheidenen, zu Gebote stehenden Mitteln unendlicher Mühen und einer planmäßigen Ausnutzung der in dem fruchtbaren, aber unerschlossenen Lande verfügbaren Hilfsquellen. Eine Missionsstation mit allen zugehörigen Gebäuden, Wohnhaus, Wirtschaftsgebäude und Stallungen, Kirche, Schule Lehrerwohnungen, mußte aufgebaut werden; um Garten und Felder bewässern zu können, mußte eine Wasserleitung gegraben werden. Dann wurden an ihr ein freundlicher Garten und eine Reihe von Kulturen

angelegt; die aus den Heiden gesammelten Christen sollten lernen, an Stelle der dumpfen, dunklen, bazillenverseuchten Rundhütten gesunde, helle, viereckige Häuser mit Zimmern und Möbeln zu bauen und einzurichten. Im Anschluß an die Missionsstation entstand ein Christendorf mit gerader Dorfstraße, Schattenbäumen an dem in der Mitte durchlaufenden Bächlein und freundlichen Häuschen mit Blumen-gärten davor und zu beiden Seiten. Und diese Oase mußte durch fahrbare Wege mit der Kulturlwelt verbunden werden. Bei alledem war Fritz Reuter der letzte, der sich mit dem Auf- und Ausbau einer solchen Kulturoase in der Wildnis begnügte; das Evangelium sollte weit und breit im Lande verkündigt, Außenposten in den Bergen und Tälern errichtet, die Katechumen durch die Helfer gewissenhaft unterrichtet und die gesammelte Christengemeinde in einem muskulösen Christentum stramm erzogen werden. Und das alles in einem fieber-schwangeren Lande, wo jede Reise durch die sumpfigen Talniederungen mit schwerer Gesundheitsgefahr verbunden war, und in einer der Hochburgen des südafrikanischen Heidentums, das nicht kampflos kapituliert, sondern sich ungebärdig gegen die eindringende christliche Kultur wehrte.

In jenem ersten Jahrzehnt waren es besonders zwei Episoden, von denen die eine in der deutschen Heimat tiefen Eindruck machte, die andere an Ort und Stelle die Verhältnisse umgestaltete.

Gegen Rhaschane, den charaktervollen Häuptling von Modubeng, richtete sich vor allem die Wut des heidnischen Widerstandes. Schon 1882 hatte man ihn erst auf allerlei Weise verführen wollen; als dies erfolglos blieb, nahm man ihm seine Häuptlingschaft und setzte an seine Stelle seinen blinden Oheim, einen grausamen, harten Heiden. So kam der Karfreitag 1884 heran. Die Heiden planten einen mörderischen Anschlag gegen Rhaschane und die ganze christliche Siedelung, die sich um ihn gesammelt hatte. Im Morgengrauen wurde Rhaschane gemeldet, daß ein großer, heidnischer Heerhaufe im Anzuge sei. Die Heiden im Dorfe flohen zum größten Teil; nur 20 Männer blieben bei ihrem Häuptling. Diese gingen zunächst in die Kirche, um den Herrn anzurufen; in dem Kirchlein wurden schnell auch die Frauen und Kinder gesammelt, um sie dem drohenden Getümmel zu entziehen. Rhaschane gedachte sich zunächst zur Wehr zu setzen, zumal er meinte, daß man ihm in erster Linie seinen Viehbesitz nehmen wolle. Als er aber sah, daß das Dorf von allen Seiten umstellt war und die Feinde auf Nord ausgingen, gab er den Wider-

stand auf, stellte sich vor der Kirchthür auf einen Stein und rief den Feinden zu: „Ich weiß, daß ihr es besonders auf mich abgesehen habt, hier bin ich! Aber wenn ihr mich töten wollt, warum verschont ihr dies Volk nicht?“ Darauf rief er in großer Bewegung und mit lauter Stimme: „O Gott, behalte ihnen diese Sünde nicht; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Da durchbohrte ihm eine Kugel die Stirn, und er sank lautlos zur Erde. Sein Freund David neben ihm wurde in die Brust getroffen und war gleichfalls tot. Als Reuter am nächsten Morgen mit zwei in der Eile gezimmerten Särgen nach Modubeng kam, sah er die Verwüstung und die Brandstätte, erstochenes Vieh, ermordete Frauen und Kinder. Es war ein Versuch der Heiden, das Aufkommen des Christentums zu verhindern. Er war vergeblich; denn das Christenhäuflein hielt auch in dieser Verfolgung die Treue. Es traf sich gut, daß wenige Monate später Direktor Wangemann ins Land kam und die Verschüchterten aufrichten konnte.

Dieser Verfolgungssturm war noch nicht lange vorüber, da bahnte sich eine andere, tiefgreifende Entwicklung an. Mit der Auf- findung großer Gold-, Kohlen- und sonstiger Mineralienlager seit der Mitte der achtziger Jahre war der Wert von Grund und Boden in Transvaal ungemein gestiegen. Es bemächtigte sich der Buren ein starker Landhunger. Sie wollten nun schnell auch die bisher unbeachteten Grenzgebiete mit Beschlag belegen. So wurden auch in Bolubedu und Modubeng viele Burenfarmen aufgeteilt. Selbst wo die Eingeborenen nicht gleich verdrängt wurden, war ihre Zukunft unsicher. Kein Wunder, daß die stolzen Heiden von ihren Bergen und Burgen mit Ingrimme sahen, wie sich die Buren in den fruchtbaren Tälern ansiedelten, und daß auf den Häuptlingskraalen aufrührerische Pläne geschmiedet wurden. Aber auch die in Scharen in das Land strömenden Buren waren nicht auf Rosen gebettet. Natürlich wollten sie nicht in den weglosen Urwäldern mit den Löwen und Schlangen hausen, sie suchten die breiten, überaus fruchtbaren, offenen Täler; aber dort lauerte überall das Fieber, sie siechten dahin, und der Tod hatte eine reiche Ernte unter ihnen. Missionar Reuter stand zwischen den grollenden Heiden und den fieberkranken Buren in der Mitte. Er sollte beiden helfen und beider Vertrauen nicht verlieren. Zunächst hatte das nur den Vorteil, daß auch der Station Medingen eine Burenfarm von 6000 Magd. Morgen zugemessen wurde. Die Gemeinde zählte 1892 250 Getaufte, darunter 147 Kommunikanten.

f) Die Mission im Bawendalande.*) Der Nordosten von Transvaal, zwischen dem Lebuvu und dem Limpopo, wird durch ein regellooses Bergland eingenommen, das mit üppigem, tropischem Urwald bedeckt ist. Neben Fächer-, Dattel- und andern Palmen und Mahagonibäumen ragten wie die Väter über ihre Kinder die riesigen Boababbäume überall hervor. Bäume von 15 Meter Umfang waren keine Seltenheit. Alles Getier des äquatorialen Afrika, Löwen, Panther, Giraffen, Elefanten, Nilpferde, Krokodile, Riesenschlangen, Puffottern, Skorpione gedeihen in diesen feucht heißen Wäldern, und der Regen will oft monatelang kein Ende nehmen. Die Buren nennen dieses Bergland nach einer an seinem südwestlichen Fuße gelegenen Salzpfanne die Zoutpansberge. Hier wohnt ein stolzes, freies Volk, die Batsoetla, wie sie von den Bassuto genannt werden, die Bawenda, wie sie sich selbst nennen. Sie mögen etwa 150 000 bis 200 000 Seelen stark sein. Sie sind am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Lande jenseits des Limpopo eingewandert und gehören zwar sprachlich und vollklich zu der Familie der Bantuvölker, aber zu einem anderen Zweige dieser Familie, so daß ihr Volkstum und vor allem ihre Sprache neu gelernt werden und in ihr eine eigene Literatur für Kirche und Schule hergestellt werden mußte. In ihrem schönen und reichen Lande, mit fruchtbaren Ädern und zahlreichen Rinderherden ausgestattet, lebten die Bawenda so selbstzufrieden wie nur ein Heidenvolk. Da obendrein das ganze Land überaus fieberig und deshalb für die Weißen sehr ungesund ist, rechneten die Eingeborenen darauf, daß ihr Land sich immer von „selbst wieder reinigen“, d. h. die Weißen ausscheiden werde. Das hatten sie ja an einem auffallenden Beispiel mit dem Burendorfe Schumannstal in der Nähe der erwähnten Salzpfanne erlebt. Die Buren hatten dort in Schumannstal am Fuße der Zoutpansberge ein „Dorf“ gegründet, teils um von dort aus mit Hilfe von Bawenda-Treibern ihre Jagdzüge bis an den Limpopo, ja bis darüber hinaus zu unternehmen, teils um von dort aus Bawenda (das Land der Bawenda) in Schach zu halten. Aber die Bawenda hatten sich 1867, als die Buren gerade einen ihrer Häuptlinge in seiner Felsenburg belagerten, erhoben; die Buren hatten vor ihnen das Feld geräumt. Das Dorf Schumannstal war von den Bawenda zerstört worden und in Ruinen liegen geblieben. Leider waren die Bawenda

*) W. Gründler, Geschichte der Bawendamission in Nordtransvaal Berlin 1897.

unter sich uneins. Es gab drei große Häuptlinge, Machato im Westen, Tschewasse in der Mitte und Mpafuli im Osten, und zahlreiche Unterhäuptlinge, die auch untereinander und mit ihren Oberhäuptlingen im Kriege lagen. Dieser Krieg aller gegen alle hielt das Land in beständiger Unruhe und Aufregung und hemmte auch die Missionsarbeit empfindlich.

Die Berliner Missionare hatten von Matlale aus Anknüpfung im Bawendalande gesucht. Im Jahre 1872 ließ sich Missionar Beuster als erster bei dem Häuptling Tschewasse nieder, also in der Mitte des Landes; die Station erhielt danach den Namen Ha Tschewasse. In den folgenden Jahren wurden noch zwei weitere Stationen gegründet, die eine nach Westen zu bei dem Häuptling Matschabandela in der Landschaft Tschafoma 1874, die andere im Osten am Unterlaufe des Levuvu bei dem Häuptling Mafoarele, einem Sohn Mpafudis 1877. Sie erhielt den Namen Georgenholz, so genannt nach dem pommerischen Rittergutsbesitzer, dessen Familie die Mittel zur Begründung der Station gestiftet hatte.*) Die Entwicklung dieses Gebietes ist so gleichartig, daß man hier mehr von der Geschichte eines kleinen Missionsgebietes, als von derjenigen der einzelnen Stationen reden kann. Die Bawenda verhielten sich zuerst spröde, ablehnend. Sie sahen in den Missionaren Buren, d. h. Feinde und Unterdrücker; sie stellten sich so spröde, daß die Missionare auch für Geld keine Arbeiter erhalten konnten. Sie sahen in ihnen Händler, deren Hauptzweck ja doch nur sei, ihnen das Land abzunehmen und die Herrschaft den verhassten Buren vorzubereiten. Da galt es in den ersten Jahren unsägliche Geduld, um die bewußten Plagereien der Heiden durch Liebeserweisungen, Medizin und unerschütterliche Freundlichkeit zu überwinden. Die vielen anhaltenden und verderblichen Fieber hatten zur Folge, daß alle drei Stationen von den zuerst gewählten Plätzen auf andere, höhere, gesündere verlegt werden mußten. Auch mußten bei allen drei Stationen für die heißesten und ungesündesten Sommermonate auf lustigen Bergeshöhen, 5—600 Meter über den Stationen, Sommerfrischen angelegt werden. Es war ein Glück, daß geeignete Berge reichlich vorhanden waren. Trotzdem

*) Der Rittergutsbesitzer Georg Holz hatte bereits 1873 8000 Taler vermacht, damit von den Zinsen ein Missionar ausgebildet werde. Nun stiftete seine Tochter erst weitere 2600 Taler und dann 9300 Taler, damit zusammen 20000 Taler für die Begründung einer Missionsstation mit dem Namen ihres Vaters beisammen waren.

forderte das Fieber reichen Tribut. Mehreren Missionaren wurden Frau und Kinder durch den Tod entrisen. Auf der Station Georgenholz starben im Frühjahr 1883 zwei Missionare kurz nacheinander, der Kapfche Dorlam Klaas Koen, der im Berliner Missionshause eine sorgfältige Ausbildung erhalten hatte*), und der jugendfrische Ravensberger Baumhöfner, der in der Begeisterung für den Missionsberuf sich nicht geschont hatte, sondern bei Sonnenbrand und Regen mit seinem Flügelhorn und seiner frohen Botschaft durch das Land gezogen war. Meist zogen in der gesunderen kühlen Zeit die Missionare reisepredigend bis an den Levuwu im Süden und an und über den Limpopo im Norden durch das Land und suchten bei den verschiedensten Häuptlingen und Kraalen Anknüpfungspunkte zu finden. Wo sie freundlichen Eingang fanden, stellten sie die wenigen Helfer, die sie aus Waterberg oder von anderen Stationen erhielten, an, teils sandten sie Bawendajünglinge zur Ausbildung auf das Seminar in Mphome. Der tüchtigste und versprechendste dieser Helfer war Stefanus Mathato, ein Vetter des Häuptlings Madsebandela. Vielleicht der wichtigsten dieser Außenposten waren damals Thengöe im Norden und der weit in die fieberheiße Ebene vorgeschobene Posten Gertrudsburg bei dem in einer unzugänglichen Höhle hausenden, als Christ gestorbenen Häuptling Mathahane. Während der heißesten Monate zogen sich die Missionare auf ihre hochgelegenen Sommerfrischen zurück und nahmen dorthin gern auch ihre Helfer mit hinauf, um sie in ihrem religiösen Leben und ihren Kenntnissen zu fördern. In diesen Wochen lag zumal Beuster auch eifrig den sprachlichen Arbeiten ob. Er wurde der Schöpfer einer, wenn auch bescheidenen Literatur in Tswenda. Gedruckt wurden damals schon Katechismus, Gesangbuch, die sonn- und festtäglichen Perikopen, die Geburts-, Leidens- und Auferstehungsgeschichte, und einige Psalmen. In der übrigen Zeit des Jahres arbeiteten die Missionare auf ihren Stationen, an den kleinen Gemeinden und in bescheidenen Schulen. Es war eben noch eine Zeit geringer Dinge. Die heidnischen Häuptlinge, bei denen sie wohnten, legten ihnen im ganzen keine Hindernisse in den Weg; Matsebandela in Tschakoma und Makoarele in Georgenholz waren sogar zu Zeiten sehr entgegenkommend und hilfreich. Aber noch war die Macht des Heidentums ungebrochen. Die Gemeinden waren klein; sie zählten auf allen diesen Stationen nach

*) Er war der Sohn des frommen 1862 verstorbenen Rüstlers Pietkoen in Anhalt Schmidt, den ein deutscher Freund in Berlin hatte ausbilden lassen.

25 Jahren 1897 zusammen nur 360 Getaufte, darunter 171 Rommunisten.

Der Führer und die Seele der Bawendamiſſion in ihren ersten drei Jahrzehnten war Karl Beuster. Am 7. Juli 1844 geboren und seines Zeichens ein Bäckergeſelle, war er in seiner Jugend so schwach, daß ihm nach einer schweren Erkrankung der Arzt empfahl, Rentier zu werden, da ja doch jeder Beruf für ihn zu schwer sei. Da war es besondere Gnade, daß er von 1872 bis an seinen Tod, 5. November 1901, also fast drei Jahrzehnte, in dem ungesunden fiebrigen Bawendalande aushalten konnte, ohne jemals zur Erholung in die deutsche Heimat zurückzukehren. Allerdings an viel Krankheits- und Todesnot hat es in seiner Familie nicht gefehlt. Ohne amtliche Stellung wurde Beuster von seinen Mitarbeitern als Führer anerkannt. Er war es auch insofern, als er dem Bawendavolke eine christliche Literatur in seiner Sprache gegeben hat: Bibel, Katechismus, biblische Geschichten, ausgewählte Abschnitte der Bibel und Gesangbuch. Andere Manuskripte Beusters warten noch der Durcharbeitung und Drucklegung. Neben Beuster arbeitete in Bawenda von Anfang an Missionar Schwellnus, der Senior einer Familie, welche der Berliner Mission zahlreiche Mitarbeiter gestellt hat. Er lehrte 1894 müde und alt in seine litauische Heimat zurück; allein die Sehnsucht nach Afrika und der Mission ließ ihn nicht los. Er zog 1904 nochmals hinaus und starb 1910 auf Sa Eschewasse.

f) Nach Bonjai. Eine letztere größere Unternehmung in Transvaal während des Direktorats Wangemanns war der Vorstoß über den Limpopo nach Norden zu den Bakharanga oder Bonjai. Es liegt im Wesen jeder gesunden Mission, daß sie sich ausdehnen, immer neue Länder und Völker in ihren Bereich hineinziehen will. Als der Bawenda-Missionar Beuster 1881 zum ersten Male an dem großen Limpopoflusse stand, bewegte ihn lebhaft die Frage: Wird er die Nordgrenze der Berliner Mission sein oder wird diese noch über das Bawendaland hinaus nach Norden wachsen? Seitdem hatten die Bawenda-Missionare fast Jahr für Jahr einige ihrer Helfer über den Limpopo nach Norden gesandt; besonders Johannes Madima und Samuel hatten sich in diesem selbstverleugnenden Dienst ausgezeichnet. Samuel und seine Frau waren dabei gestorben. Im Jahre 1889 hatten auch Missionsuperintendent Knothe und der bereits alternde Missionar Schwellnus von Tschakoma eine mehrmonatliche Erkundungsreise in dieses sogenannte Maschonaland unternommen. In den folgenden Jahren entwickelten sich die Verhältnisse dort schnell. Die Chartered Company des gewalttätigen, weitschauenden Cecil Rhodes nahm auf Grund von Verträgen, die dem mächtigen Matebelefürsten Lobengula, dem Herrn des Landes, abgeschwindelt waren, ganz Maschona- und Matebeleland in Besitz.

und ließ es auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit den Matebelen ankommen. Zudem hatte die Berliner Mission 1891 eine neue, vielversprechende Missionsunternehmung in Deutsch-Ostafrika begonnen, und es war damit eine für ihre südafrikanischen Missionare brennende Frage geworden, ob wegen der neuen Unternehmungen in China und Deutsch-Ostafrika auf eine weitere Ausdehnung der südafrikanischen Arbeit über ihre bisherigen Grenzen hinaus, also über den Limpopo nach Norden verzichtet werden solle. Man kann es verstehen, daß das für die Südafrikaner fast ein Ehrenpunkt war; schien doch die bisherige Entwicklung darauf hinzuweisen, daß Maschonaland die natürliche und gegebene Fortsetzung der Bawenda-Mission sei, zumal die Bawenda mit den Batharanga auch sprachlich und volllich eng zusammenhängen. So wurde 1892 der Beginn der Bonjai-Mission beschlossen. Die jungen Brüder Meister und Wedepohl sollten sie einleiten, der missionserfahrene und landeskundige Beuster sollte sie einführen, einige bewährte Bawenda-Helfer, besonders Johannes und Matthäus, sollten ihnen behilflich sein. Anfangs ging auch alles gut. Die wohlvorbereitete Reise verlief programmäßig. Die großen Häuptlinge Tsibi, südwestlich von Viktoria, und Gutu, nordöstlich von dieser Stadt, nahmen die Missionare mit offenen Armen auf. In beiden Häuptlingschaften wurden anscheinend geeignete Plätze für die Stationsgründungen ausgewählt und in Gutu mit dem Stationsbau begonnen. Allein nun kam Schlag auf Schlag. Am 28. Oktober 1892 starb die junge Frau Missionar Meister, am 8. Dezember folgte ihr Mann im Tode nach. Wedepohl war so fieberkrank, daß er im Januar 1893 im Hospital von Victoria Zuflucht suchen mußte. Als er im Mai auf seine Station Gutu zurückkehrte und sich im September der neu ausgesandte Bruder Reich zu ihm gesellte, war es schon zweifelhaft geworden, ob die Maschona-Mission aufrecht erhalten werden könne.

Inzwischen hatte man das für die Berliner Mission in Betracht kommende Gebiet in Bonjai einigermaßen kennen gelernt. Matebele- und Maschonaland, neuerdings mit ausgedehnten anderen Landschaften unter dem Namen Rhodesia nach dem erwähnten britischen Imperialisten und Koloniegründer Cecil Rhodes genannt, ist ein weit ausgedehntes, sich vom Limpopo bis zum Sambesi und darüber hinaus erstreckendes Gebiet, das aber nirgends bis an den Indischen Ozean reicht. Die Herrenoberschicht sind die Matebele, welche unter der Führung des Sulufürsten Mosilikazzi seit 1837 in dies Land

eindringen und eine tyrannische Gewaltherrschaft aufrichteten. Unter ihrem despotischen Regiment lebten mehr oder weniger geknechtet zahlreiche teils schon früher im Lande angesessene, teils später eingewanderten Stämme, vor allem die Batharanga, wohl die Ureinwohner des Landes, die schon im 16. Jahrhundert zur Zeit der portugiesischen Kolonialherrschaft, im Lande saßen und damals das große Reich des „Goldkaisers“ Monomotapa bildeten. Maschona-land ist nämlich von den ältesten Zeiten der Geschichte eines der Hauptausfuhrländer für Gold gewesen. Über das Land zerstreut liegen noch heute merkwürdige, uralte Ruinen, mächtige Zyklopenbauten, aus behauenen Granitquadern ohne Mörtel gebaut, die wahrscheinlich mit dem Goldbergbau einer längst verschwundenen Zeit zusammenhängen. Die bekanntesten sind die Ruinen von Zimbabwe. Es war dieser Goldreichtum, der auch Cecil Rhodes und seine Chartered Company angelockt hatte. Die Ureinwohner des Landes verstanden diese Reichtümer ihres Bodens nicht aufzuschließen; aber auch sie sind für Bantuneger ungewöhnlich regsam. Sie übertreffen an Betriebsamkeit und Geschidlichkeit der Bassuto. Sie verfertigen Körbe, Decken und Säcke von Bast, schmieden Messer und geschliffene Rasiermesser, haben auch Musikinstrumente verschiedener Art. Dabei sind sie ein kräftiges und munteres Volk, freundlich und zutraulich. Aber sie lebten in einer geradezu hündischen Knechtschaft der Matebele, die sie bis aufs äußerste ausplünderten und aussogen. Ihre Wohnungen hatten sie auf unzugänglichen Felsbergen, ihre Äder am Fuße derselben, möglichst in Dornbüschen versteckt. Sie führten in steter Unsicherheit und Angst ein elendes Leben, zumal sich auch noch ihre Sippen untereinander bekämpften.

g) Die schnelle Ausdehnung und weitausgreifende Entfaltung der Missionsarbeit in Transvaal brachte manche Gefahren mit sich, die erst allmählich in die Erscheinung traten, und deren die Missionsleitung nur langsam Herr wurde. In jenen Zeiten der ersten Besetzung des weiten, menschenarmen Transvaal mit weißen Siedlern war es Brauch, daß jeder sich im Lande ansiedelnde weiße Mann eine Farm zum Geschenk erhielt; er hatte nur die Vermessungskosten zu tragen, wenn er Wert darauf legte, daß sein Platz vermessen wurde. Auch sonst war es so leicht, Farmen zu kaufen, daß jeder Missionar, der durch irgend welche Umstände in den Besitz eines kleinen Barvermögens kam, dafür eine oder einige Farmen erwerben konnte. Das war fast die einzige rentable Kapitalanlage

für die Missionare, wenn sie nicht die Missionsverwaltung daheim mit der undankbaren Aufgabe belasten wollten, auch noch ihre kleinen Vermögen zu verwalten. Aber damit lag die Gefahr nahe, daß ein Missionar, wenn es zu Reibungen oder Meinungsverschiedenheiten mit der Missionsleitung kam — und wo blieben die allezeit aus! — sich auf seine Farm zurückzog, konnte er doch sein Gewissen mit der bequemen Erwägung beruhigen, daß er als Baas auf eigenem Grund und Boden die unter ihm wohnenden Schwarzen genau so gut, ja vielleicht noch erfolgreicher missionieren könne wie als besoldeter Missionar. Es fanden in den Jahrzehnten der Missionsanfänge in Transvaal ungewöhnlich viele Austritte von Missionaren statt, manchmal aus recht geringen Anlässen.

Eine andere Gefahr war die des Nebenerwerbs. Die Gehälter der Berliner Missionare waren klein. Es wurde im allgemeinen erwartet, und das war auch natürlich, daß sie so gut wie die Buren ein gut Teil ihres Unterhalts aus den Missionsfarmen herauswirtschafteten, ja wo möglich, noch Überschüsse erzielten. Aber wo war die Grenze zu ziehen, wenn ein zu Aderbau, Viehzucht und Handel veranlagter Missionar viel Garten- und Aderland bestellte, mit den Erträgen einen gewinnbringenden Handel betrieb, oder durch seine Viehzucht in den Besitz von tausenden von Schafen, hunderten von Rindern und Pferden gelangte? Die Gefahr des Verbauerns war draußen im freien Afrika noch größer, als ehemals bei deutschen Landpfarrern. Damit wurde auch der Unterschied peinlich groß zwischen den Missionaren, die mit ihren Familien als Baas auf einer großen Farm saßen und aus dem Vollen wirtschafteten, und anderen, die in einer teuren Großstadt oder in einer unfruchtbaren Rieswüste wie Arfona fast ganz auf ihr schmales Gehalt angewiesen waren. Die Missionare hätten Engel sein müssen, wenn sie zumal im Blick auf ihre Familien diese Ungleichheiten nicht zu Zeiten schwer ertragen hätten. Die Missionsleitung suchte ihren Bedürfnissen einigermaßen dadurch entgegenzukommen, daß sie Kaufgeschäfte einrichtete, in denen die Missionare und die näher wohnenden Christen ihre Kulturbedürfnisse zu mäßigen Preisen und ohne Alkohol beziehen konnten. Solche Kaufgeschäfte bestanden zu Zeiten in Amalienstein, Pniel, Botshabelo, Mphome, Zweigggeschäfte, sogen. Kommanditen, in Leydenburg, Ladysmith, Bethanien und an einigen anderen Orten. Die Mission hat im allgemeinen nicht viel Freude damit erlebt. Wenn das Kaufgeschäft Beusters in Botshabelo ein-

mal in einem Jahre 4000 Taler abwarf (1878), so nahm man davon dankbar Notiz, aber dann brachten sechs, sieben Jahre fast gar keine Einnahmen, oder die Geschäfte schlossen sogar mit Fehlbeträgen ab. Der eine Kaufmann wirtschaftete im großen Stil und belieferte jahraus jahrein die Buren und buchte dabei große Ausstände, die nicht einzuziehen waren; der andere machte Bestellungen für viele Zehntausende in Berlin, und die Missionsleitung trug Bedenken, so viel und so kostspielige Waren hinauszusenden. Kaufgeschäfte als Nebenzweige einer anders orientierten Verwaltung sind eben zweifelhafte Unternehmungen. Die Missionsleitung ließ, als die wirtschaftlichen Verhältnisse Südafrikas sich besserten, ein Geschäft nach dem anderen eingehen, und das letzte in Botshabelo brannte ab. Man war ganz froh, daß man schließlich aus den geschäftlichen Unternehmungen noch mit einem bescheidenen Überschuß von $\frac{1}{3}$ Million Mark davontam.

Eine andere Gruppe von Fragen, die früher oder später eine befriedigende Antwort erheischten, betraf die Nationalhelfer. Seit nicht mehr nur einzelne Missionare diesen oder jenen sich zu bescheidenem Hilfsdienste ausbildeten, sondern in Botshabelo und Mphome richtige Gehilfenseminare mit planmäßiger Ausbildung bestanden, wuchs ein wirklicher Stand von eingeborenen Helfern heran. Es mußten für sie auch die gesunden Entwicklungsbedingungen, Pflege des Standesbewußtseins, Normen ihrer Anstellung, Versetzung und Beaufsichtigung, einigermaßen ausreichende Gehälter, Veranstaltungen für ihre technische und religiöse Förderung und Vertiefung usw. geschaffen werden. Als ferner auf der gemeinsamen Synode von Nord- und Süd-Transvaal in Waterberg in Anwesenheit des Direktors und auf sein Drängen der schon wiederholt von den Synoden beantragte Schritt endlich getan und zwei anscheinend bewährte Helfer, Martinus Sewuschane und Timotheus Sello am 22. März 1885 zum Predigtamte ordiniert wurden, entstand der weitere Stand brauner Pfarrer, und damit wurde wieder eine Reihe nicht leicht zu beantwortender Fragen aufgerollt. Es war ein schwerer Schade, daß durch die Sezession der Bopedianer, besonders Martinus Sewuschanes 1890 und durch den leichtsinnigen Mißbrauch, den danach Winter mit der Ordination trieb, das Vertrauen zu der Richtigkeit des mit den ersten Ordinationen von der Berliner Missionsleitung eingeschlagenen Weges arg erschüttert wurde. Auf zwei Jahrzehnte wagte man keine weiteren Ordinationen vorzunehmen, und kam darüber gegen die

anderen Missionen in Südafrika auf diesem Gebiete ins Hintertreffen.

II. In der Kapkolonie sind die drei Jahrzehnte von Wangelmanns Direktorat eine Zeit erheblicher Ausdehnung der Arbeit gewesen. Zwar der allgemeine Charakter der Arbeit hat sich eher noch schärfer ausgeprägt als früher. Es gab kein geschlossenes, widerstandsfähiges Heidentum mehr, man fände es denn in den ungelerten Arbeitskräften, die um des lohnenden Verdienstes willen aus anderen Teilen Südafrikas hierher verschlagen wurden, und selbst das kam jetzt seltener vor, seitdem die Diamantenfelder und die Goldbergwerke des Westgriqua-Landes und Transvaals soviel günstigere Arbeitsgelegenheiten boten. Die Farbigen der westlichen Kapkolonie sind überwiegend Mischlinge, Bastarde, bei denen zu dem ursprünglichen Hottentottenblute Buren und Engländer, Buschmänner und Bantuvölker aus allen Teilen Südafrikas beigetragen haben. Leider ist neben ihrer wirtschaftlichen und geistigen Verarmung auch ihre körperliche Konstitution so geschwächt, daß sie anstehenden Krankheiten, zumal Affektionen der Lunge und der Atmungsorgane, aber auch unsaubereren Krankheiten und selbst dem Ausatz leicht verfallen. Und ihre sittliche Kraft ist so schwach, daß ausgebildete Charaktere unter ihnen selten sind, und die sie von allen Seiten umlauernde Trunksucht (das Kapland bringt vielen und starken Wein und andere aus den Weintrauben gegohrene, berausende Getränke hervor und hat dafür keine rechten Absatzgebiete im Auslande) und geschlechtliche Unregelmäßigkeiten nur zu leicht auch die besseren unter ihnen zu Falle bringen. Um so dringender ist die missionarische und kirchliche Aufgabe, diese an Leib und Seele verarmten Proletarier in Gemeinden zu sammeln und sorgfältig zu pflegen, und da sie meist innerlich weich und für religiöse Anregungen empfänglich sind, sind sie zu einem regen Gemeindeleben meist leicht zu erziehen und sind religiösen Erweckungen zugänglich.

Die Berliner Mission hatte um 1865 außer den Zwillingsstationen Zoar-Amalienstein die beiden neu von Prietsch angelegten Stationen Ladismith (1856) und Anhalt-Schmidt (1860). In Zoar hatten sich die kirchlichen Behörden und die einsichtigeren Glieder der Gemeinde bald überzeugen müssen, daß die Loslösung von der Berliner Mission ein Fehler gewesen war; die südafrikanische Missionsgesellschaft besaß damals weder die Männer noch die Mittel, um eine ausreichende kirchliche Versorgung der ungewöhnlich schwierigen Gemeinde sicher

zu stellen. Es war ihr deshalb willkommen, als ihr die Anwesenheit Wangemanns in der Kapkolonie 1866 die Gelegenheit bot, die Rückgabe von Zoar an die Berliner Mission anzuregen. Da Wangemann wegen der Nähe und der unvermeidlichen Reibung zwischen den Zwillingsstationen auf diesen Plan gern einging, fand die Übergabe schon 1867 statt. Dabei war es besonders erfreulich, daß nicht nur die Gebäude und Liegenschaften ausgeliefert wurden, sondern auch der ausgezeichnete damalige Missionar Pauw, einer der besten Missionare der südafrikanischen Missionsgesellschaft, zur Berliner Mission übertrat. Auch unter dieser einheitlichen Verwaltung blieben Zoar und Amalienstein selbständige Kirchspiele mit eigenen Missionaren, August Schmidt in Amalienstein und Pauw in Zoar. Amalienstein war Institut, also Eigentum der Berliner Mission, Zoar Grantplatz. Allein Ruhe und Ordnung wurden damit nicht hergestellt. Die Mehrzahl der Zoarschen wollte von der Vereinigung ihrer „reformierten“ Gemeinde mit der „lutherischen“ von Amalienstein schlechterdings nichts wissen; man erlebte damals schon ein Beispiel von dem Maß von Hartnäckigkeit, Eigensinn und Ungezogenheit, den eine kapländische Mischlingsgemeinde nur zu oft seither aufgebracht hat, wenn sie ihre vermeintlichen Rechte gegen die Mission glaubte verteidigen und durchsetzen zu sollen. Die Widerspenstigen beriefen einen eigenen Pfarrer, den Proselyten Wittsteyn, und unter der Leitung der Familie Oppermann — sie hat nichts zu tun mit der bekannten Familie Oppermann in Adamschoop — kam es zwei Jahrzehnte lang zu einem vielfach in unschönen Formen verlaufenden Kleinkrieg, der mit seinen scharfen Reibungen viel innere Kraft verzehrte. Pauw wurde 1876 von seiner Kirche dringend gebeten, in ihren Dienst zurückzutreten. Er übernahm zunächst die alte, bekannte Gemeinde Zuurbraak; später wurde er von einer verwahrlosten Farbigen Gemeinde als ihr Pastor nach Wellington berufen und führte den schwierigen Versuch erfolgreich durch, unter Ablehnung jedes Gehalts seitens der Weißen sich nur auf seine farbige Gemeinde zu stützen, sich von ihr Kirche und Pfarrhaus bauen und das Gehalt zahlen zu lassen. Später wurde er Professor der Theologie an dem burisch-reformierten Seminar. Die Berliner Mission sah schließlich ein, daß der widerhaarigen Zoarschen Gemeinde nicht zu raten und zu helfen sei. Sie gab sie nach zwei Jahrzehnten, 1887, an die burisch-reformierte Kirche zurück.

Aber auch in Amalienstein stand es nicht sonderlich. Zwar wurden die Gottesdienste und die sonstigen Gnadenmittel meist gut benutzt, so

daß die Gemeinde kirchlich einen wohlgeordneten Eindruck machte. Auch gelang es, bei einer in jener Gegend stattfindenden Aufteilung von Kronländereien, einen großen, allerdings öden und bergigen Platz von 5723 Rapschen Morgen, der um der Quellen willen für Amalienstein unentbehrlich war, für nur £ 113 zuzukaufen, so daß nunmehr der dortige Grundbesitz 9000 Rapsche Morgen umfaßte. Aber bei alledem ging es weder im Irdischen noch im Geistlichen recht voran. Die farbigen Gemeindeglieder waren und blieben arm. Bei den in Südafrika mit ziemlicher Regelmäßigkeit auftretenden Dürren drohte immer gleich Hungersnot; im Jahre 1866 mußte sogar in Deutschland eine große Sammlung zur Linderung der dringenden Not veranstaltet werden. Die Gemeinde blieb eine aus der Hand in den Mund lebende Arbeitergemeinde, und trotz je und dann günstiger Erwerbsmöglichkeiten kamen nur wenige auch nur zu einem bescheidenen Wohlstande. Die Missionsleitung bemühte sich vergebens, lohnende wirtschaftliche Betriebe einzurichten. Solch ein Schmutzkästchen, wie das von Karl Meyer verwaltete Gütchen Mandsfontein, das Stammgut von Amalienstein, verwahrloste in wenigen Jahren in den Händen der Farbigen. Zur Leitung des Kaufgeschäfts glaubte man an Stelle des nicht bewährten Häse in dem Kaufmann Elfert einen besonders guten Griff getan zu haben, nur um sich schließlich zu überzeugen, daß auch er neben einigen erfolgreichen Jahren mit erheblichen Überschüssen meistens mit geringen Einnahmen oder Fehlbeträgen wirtschaftete und sich auf gewagte Geschäfte einließ. Man setzte ihm den Kaufmann Elias Schmidt zur Seite und ersetzte ihn durch diesen, nur um sich zu überzeugen, daß auch er im Kaufgeschäfte keinen Rat wußte und nur kostspielige Vorschläge für die bessere wirtschaftliche Ausnutzung des umfangreichen Grundbesitzes vorlegte. Noch kläglicher ging es mit der Mühle; man verpachtete sie schließlich an Missionshandwerker, die man sonst nicht mehr brauchen konnte, und sicherte ihnen dabei £ 40 Jahreseinnahme zu! Es ging eben mit dem wirtschaftlichen Leben der Kapkolonie damals rückwärts.

Das empfand die Missionsleitung vielleicht noch schmerzlicher in Anhalt Schmidt. Dort war wie erinnerlich auf Anregung Prietschs 1860 die wertvolle Farm Welgelegen für annähernd 10 000 Taler gekauft worden, und zwar mit einem Legat, von dessen Zinsen eine Missionarsfamilie unterhalten werden sollte. Prietsch hatte demnach, da der Versuch gescheitert war, die Missionsfarm zu parzellieren und an die farbigen Arbeiter des dort entstehenden Dorfes Haarlem zu ver-

pachten, mit dem Komitee einen großzügigen Kontrakt entworfen, wonach er selbst die Bewirtschaftung des ganzen Gutes übernahm und in Aussicht stellte, daß er nicht nur sein Gehalt, sondern sogar noch erhebliche Überschüsse herauswirtschaften werde. Allein nun stellte sich bald heraus, daß er nicht nur für den Bau eines Missionshauses und einer Kirche, sondern auch für immer neue Meliorationen Zuschüsse brauchte, für Zukauf von Kronland, um die Wasserzufuhr zu sichern, für Anlegung eines Dammes, für den Bau von Schutzmauern um das Sæland, für den Bau eines Kaufladens, für die Einrichtung einer Mühle usw. Bald hatte Prietsch weitere £ 1400 verwirtschaftet. Man nahm ihm die Stationsverwaltung ab und beauftragte damit den Ökonomen Markötter aus Duderow, dem Wangemann besonderes Vertrauen entgegenbrachte. Allein auch mit ihm ging es nicht. Prietsch, der 1873 von einem Sonnenstich betroffen war, wurde emeritiert und kehrte in seine Heimatstadt Dessau zurück. Allein damit waren die Verhandlungen mit ihm nicht zu Ende, sie nahmen sogar zu Zeiten eine so unerfreuliche Form an, daß das Komitee den Briefwechsel mit ihm abzubrechen drohte. Prietsch erwies sich schließlich doch als ein Mann, dem das Gedeihen der Berliner Mission in der Kapkolonie warm am Herzen lag; er schenkte ihr seinen privaten Grundbesitz bei Anhalt Schmidt und vermachte ihr auch testamentarisch den größten Teil seines kleinen Barvermögens. Auch missionarisch bot die Entwicklung von Anhalt Schmidt erhebliche Schwierigkeiten. Auf dem Missionsgrunde lag die bereits ausgelegte „township“ des Dorfes Haarlem; man konnte es deshalb nicht verhindern, daß sich in derselben auch eine holländisch-reformierte und eine anglikanische Gemeinde niederließen. Bedenklicher war, daß gewissenlose Händler in unmittelbarer Nähe des den Branntweinhandel ausschließenden Missionsladens Branntweinschänken und Tanzlokale aufmachten und damit die Verführung bis vor die Tür der Kirche trugen. Bei alledem hat die Missionsarbeit in Anhalt Schmidt schöne Früchte getragen. Unter den zur Gemeinde gehörigen Familien sind vielleicht die bekanntesten die des Schulmeisters Theophilus Grunewald und des Küsters Piet Koen; die erstere hat der Mission bereits in mehreren Geschlechtern Mitarbeiter in Kirche und Schule, die andere die Familie des frühverstorbenen Bawendamissionars Klaas Koen geschenkt. Auch auf mehrere Außenstationen, Burenfarmen sowohl wie Kolonialdörfer, dehnte sich die Arbeit aus. Die Gemeinde zählte 1892 691 Seelen. Nach Prietschs Weggang ver-

sorgte ein Vierteljahrhundert lang (1876—1902) der bescheidene und treue Howe die Station.

Ladismith war damals noch ein kleines, wenig entwickeltes Burendorf, in dem 150 Farbige, meist Arbeitsleute der Weißen, ansässig waren. Es war also ein recht bescheidener Arbeitskreis, der erst Howe (1858—76), dann Karl Prozesky (1876—94) aufgetragen war. Da hier auch die Mission keinen größeren Grundbesitz erwarb, sondern sich mit einigen städtischen „Erben“ begnügte, wurde die Zeit und Kraft der Missionare auch nicht durch eine Farmverwaltung in Anspruch genommen. Die Missionare konnten eine größere Außenarbeit in Angriff nehmen. Es gab auch teils bei kleinen Burendörfern, teils zerstreut auf den einsamen Burenfarmen in dem öden, wilden Berglande nördlich und südlich von Ladismith kleine Gruppen von Farbigen, die der geistlichen Pflege dringend bedurften und dafür dankbar waren. Die Leute begrüßten den Missionar, wenn er zu ihnen kam, sie freuten sich, wenn die Festtage nahten, an denen sie aus ihren entfernten, ärmlichen Siedelungen zur Station eilen und am Gottesdienste und der Feier des heiligen Abendmahls teilnehmen konnten. Die Leute kannten nichts anderes; ihr Seelsorger war der Mann, den sie bei wichtigen Sachen zuerst befragten. Vielleicht die schwierigsten Reisen führten den Missionar von Ladismith in die menschenarmen südlichen Berge nach „Dwars in de Weg“ und Opzoeft.

Wichtiger wurde ein weit nach Norden in die Karroo vorgeschobener Posten, Büffelrivier. Als nämlich von Kapstadt die Bahn quer durch die ödesten Teile der Karroo nach Kimberley gebaut wurde, gewannen jene ehemals schwer erreichbaren Einöden eine größere Bedeutung. Zwar die Lebensbedingungen waren für Weiße und Farbige dort wenig einladend. Die Große Karroo hat so sehr Wüstencharakter, daß selbst der Graswuchs äußerst spärlich ist und auch die seltenen Dornbüsche es nur zu schwachen Blattansätzen bringen. Zudem ist diese Gegend sozusagen das Sibirien der kapländischen Missionsstationen, wo die Ausgeschlossenen aller Kirchengemeinschaften ihre Strafzeit durchmachen, oder welche sie freiwillig aufsuchen, um sich dem Einflusse des Wortes Gottes zu entziehen und ungestraft ihr Sündenleben führen zu können. Bei alledem tat sich eine nicht unwichtige und eigenartige Arbeit auf, als längs der Bahnstrecke von Kilometer zu Kilometer Bahnwärterhäuschen mit kleinen Siedlungen für zwei oder drei Familien zur Instandhaltung des Eisenbahnbetriebes erbaut wurden. Die Berliner Mission ließ sich 1883 in

Büffelrivier, das nun Laingsberg hieß, nieder und kaufte dort eine Menge Land für £ 25; der Verkäufer schenkte den Preis sogleich als Baustein für einen Kirchbau zurück. Wohl plante man zunächst, den Platz als Außenstation von Ladismith oder Amalienstein aus zu bearbeiten. Allein das stellte sich doch bei der Entfernung von 12 oder 13 Meilen auf schlechten Landwegen als untunlich heraus. So wurde Gottschling 1884 auf dem entsagungsreichen Posten stationiert; ihm folgte 1894 Göldner, der dort bis zu seinem Tod 1923 ausgehalten hat. Kirche, Missionshaus und Schule wurden bald, wenn auch in bescheidenen Formen, gebaut. Und nun entwickelte sich ein eigenartiger Missionsbetrieb. Auf einer Bahnstrecke von 60 bis 80 Meilen von Hexrivier bis zu dem Eisenbahnknotenpunkt De Nar reiste der Missionar, meist in Güterzügen des Lokalverkehrs von Wärterhäuschen zu Häuschen, um hier nach Verabredung für einen kleineren oder größeren Kreis einen Gottesdienst, etwa in einem leerstehenden Schuppen oder in einer Stube zu halten, dort Katechumenen-Unterricht, dort eine Abendmahlsfeier, eine Taufe, eine Trauung, eine Beerdigung zu halten. Die Bahnverwaltung gewährte die Freifahrt nicht nur ihm auf der ganzen Strecke, sondern auch den Bahnarbeitern und ihren Familiengliedern zu den verabredeten Zusammenkünften. Um die Kinder der längs der Strecke in der menschenleeren Einöde angesiedelten Streckenarbeiter einschulen zu können, wurde in Laingsburg eine bescheidene Kostschule eingerichtet. Diese Art der Arbeit erforderte ein ungewöhnliches Maß von körperlicher Leistungsfähigkeit und Ausdauer; aber sie war nicht ungesegnet.

Ungleich wichtiger als diese vorgeschobene Tochterstation in der Karroo war eine andere Entwicklung der kapländischen Mission, die zur Entstehung von drei neuen Hauptstationen, einer Mutter, Riversdale (1868) und ihrer beiden Töchter — Herbertsdale (1872) und Mosselban (1880) — führte. Von dieser Konferenz deutscher Missionare in Gnadenenthal im Jahre 1867 zurückkehrend, mußte Daniel Heese, damals Vorsteher der Schule zu Amalienstein, der angeschwollenen Flüsse wegen einen Umweg über Riversdale, der Hauptstadt jenes Bezirks, machen. Dort wurde er von dem Prediger des Ortes aufgefordert, sich der ziemlich zahlreichen, zum Teil bereits getauften Farbigen anzunehmen und für sie eine Station zu gründen. Der Prediger hatte schon früher einen Weißen zur Pflege dieser Farbigen-Gemeinde geworben, dieser hatte auch ziemlichen Erfolg gehabt, hatte dann aber die gesammelte Gemeinde ohne ihr Vor-

wissen an die Londoner Missionsgesellschaft abgetreten und war nach Europa zurückgekehrt. Sowohl die Londoner Mission wie auch die im Stiche gelassene Gemeinde waren froh, als sich Heese bereit erklärte, zu ihnen von Amalienstein nach Riversdale überzusiedeln. Er hat in diese Arbeit und Station sein Lebenswerk von 1868 bis an seinen Tod 1905 hineingebaut und Großes geleistet. Riversdale mit seinen beiden Tochterstationen ist ein Beispiel, was ein einsichtiger, von echtem Missionsgeist getriebener und organisationsbegabter Missionar auch unter den ungünstigen Verhältnissen der Kapkolonie leisten kann. Zunächst galt es den äußeren Aufbau der Station. Heese sah es als selbstverständlich an, daß seine farbige Gemeinde, meist Arbeiter, Handwerker und sonstige „kleine Leute“, die gesamten Kosten ihrer Pastoration in Kirche und Schule selbst bezahlten. Wenn er sich deshalb auch zunächst vom Komitee für die ersten Anlagen £ 450 Vorschuß und hernach noch einige Male größere Summen zahlen ließ, so sorgte er doch dafür, daß alles beizeiten zurückerstattet wurde. So wurde am 14. August 1869 eine geräumige Kirche geweiht. Heese veranlaßte aber bei dem Wachstum und der inneren Erstarbung der Gemeinde, daß rechtzeitig in günstigster Lage an der Kreuzung mehrerer Hauptstraßen der Bauplatz für eine größere Kirche gesichert wurde. Dort wurde dann auch 1908 eine der schönsten Kirchen der Berliner Mission errichtet. Auch die Kinderschule gedieh bald so prächtig, daß sich ein eigener Missionar, von 1873—76 Karl Prozesky, später meist andere, frisch ins Land gekommene Missionare, ihrer annehmen mußten. Vor allem aber legte Heese, ein erfahrener alter Schulmann, Wert darauf, in Riversdale eine „höhere Töchterschule“ für weiße Mädchen zu eröffnen. Er unterhielt sie jahrzehntelang mit bestem Erfolg und erlangte damit bei seinen Mitbürgern wie bei der Regierung ziemliches Ansehen, auch wegen der tüchtigen Prüfungsergebnisse beträchtliche Zuschüsse. Im übrigen hatte er richtig erkannt, daß vielleicht das wirksamste Mittel zur Sammlung und Hebung seiner Farbigen-Gemeinde ein reich entwickeltes Vereinsleben sei: Bibeltunden, Katechismustunden, Besstunden, Singstunden, Gesangsverein, Kirchenchor, vor allem auch ein Enthaltensamkeitsverein zur Bekämpfung der Trunksucht, all das machte ja viel Arbeit; aber es gab den farbigen Christen Gemeinbewußtsein und Halt gegen Versuchungen. Außerdem suchte Heese dies selbe Werk, die zerstreuten Farbigen zu sammeln, zur Taufe zu bringen und kirchlich zu pflegen, auch im weiteren Umkreise auszurichten. So entstanden zahlreiche

Außenstationen: bei dem Bur Swarts in Alipdrift, bei dem Bur van Zyl in Asvogelberg, bei dem Friedensrichter Tennison in Elvertskraal, in Dudenbosch, in Wydersrivier, Solbek und Roggeland. Es war merkwürdig, wie je und dann Wellen von Erweckungsbewegungen, das eine Mal von Asvogelberg, das andere Mal von dem benachbarten Heidelberg aus durch die Gemeinde gingen, allerdings ohne tiefgreifende religiöse und sittliche Wirkungen zu erzielen. Die wichtigsten dieser Außenplätze, von denen Heese wünschte, daß sie sich nach dem Muster von Riversdale zu sich selbst erhaltenden Kirchspielen entwickelten, waren Herbertsdale in den östlichen Bergen und Mosselban oder Alival South am Meeresstrande.

In Herbertsdale, einem abgelegenen Bauerndorfe, kaufte Heese schon 1872 einige Erben, eine kleine Kirche und Schule, und stellte dort einen zuverlässigen, bewährten farbigen Helfer, Jakobus Prinsloo, als Gemeindegelder an. Da die Gemeinde 1878 bereits 300 Getaufte und 100 Kommunikanten zählte, auch die Kirche durch den Anbau eines Turmes vergrößert und mit Glode, Kreuzifix und Leuchter ausgestattet war, wurde 1882 der allerdings nur als Katechet, ohne Ordination ausgesandte Missionar Rifillus dort stationiert und hat die kleine Gemeinde jahrzehntelang gepflegt. Auch von hier aus wurden zahlreiche Außenstationen oder Predigtplätze wie Büffelsdrift, Melkthout, Büffelskloof, Honingbosch angelegt. Wichtiger war es, daß 1880 der Hafen Mosselban besetzt wurde; hier haben die Missionare ziemlich gewechselt (1880—85 Alpermann, der leider entlassen werden mußte), 1885—95 Gerneke, der aber dann lieber in das eigentliche wilde Heidentum, in den Pfadfinderdienst von Nordtransvaal versetzt zu werden wünschte; dann 1896—97 Gottschling, der sich hier von der aufreibenden Arbeit in Laingsburg erholte und hoffte, daß das milde Seeflima seiner geistesfranken Frau helfen werde, allerdings vergeblich, er mußte sie 1897 nach Deutschland in eine Irrenanstalt bringen, wo sie nach vieljährigem Siechtum gestorben ist; dann wurde hierher Eder 1899 aus Pniel versetzt, und unter seinen Händen ist die Arbeit stetig und frisch aufgeblüht. In Mosselban hatte man es von vornherein mit dem Wettbewerb zahlreicher anderer Kirchen, der englischen Hochkirche, der Methodisten, der holländischen Reformierten, der Heilsarmee zu tun. Die Berliner Mission führte sich schnell durch eine gute Volksschule ein, die auch von Kindern anderer Kirchen, besonders der anglikanischen, viel besucht wurde. Es kamen bald bis zu 100 Kindern,

und man mußte weiteren Anmeldungen die Aufnahme verweigern. Die Mosselbayer Gemeinde bestand meist aus armen Arbeitern, nicht den Bewohnern der ansehnlichen, sauberen Straßen am Hafen, sondern der ärmlichen, unsauberen, oft verfallenden Straßen, die amphitheatralisch im Hintergrunde aufsteigen. Auch hier mußte man wie in Riversdale durch ein vielseitiges Vereinsleben nachhelfen: Gebetsversammlungen, Gesangsverein, Kindermissionsverein, Mäßigkeitsverein mit Kranken- und Leichenkasse, Teeabende und einem jährlichen Basar. Die Leute aber waren für diese Anregungen empfänglich, waren frisch und lebendig.

Die 7 Stationen der Kapkolonie zählten 1892 zusammen immerhin nur 4833 Getaufte, davon 2134 Abendmahlsgäste. Weit aus die größte und lebendigste Gemeinde war Riversdale mit 1365 Seelen, die auch ohne Schwierigkeit jahraus jahrein die Kosten ihres kirchlichen Betriebes mit Einschluß der Missionarsgehälter deckte. Amalienstein, die Muttergemeinde, zählte 1077 Getaufte, brauchte aber trotz seines riesigen Grundbesitzes von mehr als einer Quadratmeile noch immer Zuschüsse aus der Missionskasse. Die kleinste Gemeinde war Mosselbay mit 291 Seelen. Erwog man die Nöte, welche die beiden Stationen mit ausgedehntem Landbesitz, Amalienstein und Anhalt Schmidt, der Missionsleitung fortgesetzt bereitet hatten, mit dem blühenden Zustande wohlgezogener städtischer Gemeinden wie Riversdale, so durfte man wohl die Frage aufwerfen, ob in der Kapkolonie die Zeit derartiger Institute nicht vorüber sei und die Zukunft in den städtischen Gemeinden liege, ob mithin nicht die von Daniel Heese und seinen Mitarbeitern in Riversdale geübte Missionspraxis unter den Verhältnissen der Kapkolonie aussichtsreicher sei als die alten, patriarchalischen Verhältnisse der Landstationen. Auf Antrag der Missionare wurde 1878 in der Kapkolonie die sogen. Synodalverfassung eingeführt und der Stationsmissionar von Amalienstein, August Schmidt, zum Superintendenten ernannt. Er hat dies Amt bis zu seinem Tode 1904 verwaltet.

III. Dranje-Synode. Die Berliner Mission im Westen des Oranjesfreistaates ist dadurch eigenartig, daß fast jede Station ihr besonderes Gepräge hat, so daß man von einer einheitlichen Geschichte in diesem Zeitraum kaum reden kann; sie löst sich auf in die Geschichte der einzelnen Stationen. Auf der ältesten Station Bethanien hatte sich die Ersehung der fahrigen, hochmütigen, faulen Koranna durch die betriebsamen, kulturoffenen Betschuanen

durchgesetzt. Es fanden sich in der stetig wachsenden Gemeinde nur noch einzelne Koranna. Die Betschuanen zerstreuten sich in breitem Wurfe über das ausgedehnte Stationsgebiet. Dessen Grenzen wurden nach langen, peinlichen Verhandlungen theils mit den benachbarten Bauern, bes. Gryffel, theils mit der Oranje-Regierung endlich auf allen Seiten anerkannt. In dem so gesicherten Gebiete legten die farbigen Siedler an verschiedenen Quellen oder Weidegründen Werften an, wo sie sich zu dörflichen Siedelungen zusammenfanden. Den Gedanken, die Bewirtschaftung des Platzes durch einen Missionsbauern (Mülke) einheitlich zu organisieren, gab man auf, weil dabei nichts herauszukommen schien. Auch andere wirtschaftliche Betriebe ließ man eingehen. Selbst der (für eine Bevölkerung von 2000 Seelen unentbehrliche) Kaufladen wurde lieber an ein Nichtmitglied der Mission — erst Fichardt, dann Mülke, beides frühere Missionare, verpachtet. Die Missionare richteten ihre Aufmerksamkeit darauf, daß auf möglichst vielen Außenplätzen Gottesdienste gehalten wurden. Mit Hilfe von zwei farbigen Schulhaltern und sechs von der Gemeinde gewählten Kirchenältesten war es möglich, zu Zeiten an zehn Orten durchschnittlich monatlich je einmal zu predigen. Der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens aber blieb die eigentliche Station; hier wurde 1869 eine neue, schöne und große Kirche eingeweiht, damals die größte im Oranjesfreistaate. In ihr konnte immer wieder eine stattliche Anzahl Erwachsener getauft werden. Es waren das theils Leute, welche eigens zu diesem Zwecke nach Bethanien kamen, theils Leute, welche auf den Außenplätzen durch die Predigten angeregt und, so gut es ging, unterrichtet waren. Es war manchmal rührend, wie treulich manche Leute an zwei bis drei deutsche Meilen zu Pferde oder zu Fuß herankamen, dem Missionar erst einzeln in seiner Stube das Aufgegebene aufsaßen und dann eine Stunde lang unterrichtet wurden. Der Prozeß der Christianisierung vollzog sich eben stetig und unaufhaltsam. Innere Schwierigkeiten waren außer der heidnischen Zuchtlosigkeit kaum noch zu überwinden. Freilich die Mehrzahl dieser Leute sind schwache, unselbständige Charaktere, sie können nur schwer den Versuchungen des alten Menschen widerstehen. Ihr Leben bewegt sich zwischen Straucheln und Wiederaufstehen. Sie haben durch den fortwährend genossenen Unterricht und die Predigt ein ziemlich klares Urtheil gewonnen, und die Aufgabe der Seelsorger muß sein, sie zur Heiligung ihres Wandels zu führen. Stationsmissionar war noch immer der alternde Wuras. Neben ihm wurde 1877 Grünher aus

Transvaal berufen, und zwar mit der Aussicht, des Wuras Nachfolger zu werden und ihm koordiniert; ihm wurde auch die Leitung des Dranje-Konferenz-Kreises übergeben. Die dortigen Missionare hatten selbst den Wunsch, daß auch bei ihnen die sogen. Synodalverfassung mit der Superintendentur-Ordnung eingeführt werde; so wurde 1879 Grünher zum Superintendenten gemacht. Wuras entschädigte man damit, daß man ihm den Titel „Ehrensenior“ verlieh. Er ließ sich 1884 emeritieren und ist am 20. Mai 1891 gestorben, der letzte Vertreter der Anfangszeit der Berliner Mission in Südafrika. Endlich 1890 wurde Bethanien an das südafrikanische Bahnnetz angeschlossen und erhielt dadurch bessere Verbindungen.

Eine wichtige Tochtergründung von Bethanien war Adams-hoop. Wir erzählten schon, wie bei der Weihe der ersten Kirche auf Bethanien 1845 Adam Oppermann, der Sohn des alten Slaven und nunmehrigen Gutsbesizers Frederik Oppermann getauft wurde. Er waltete später nach Richard Miles während sechs Jahren des Schulzenamtes auf der ausgedehnten Station, und zwar in einer unruhigen Zeit, als die Beiseiteschiebung der Koranna und ihre Ersetzung durch die Betschuanen sich unaufhaltsam vollzog. Später siedelte er auf die Besitzungen seines Vaters nach Poortjesfontein über, hier aber fühlte er sich so fern von den segensreichen Einflüssen der Kirche und des Missionshauses, daß er einen eigenen Missionar zu erhalten wünschte. Bei der ersten Anwesenheit Direktor Wangemanns in Bethanien 1867 reifte der Plan. Oppermann verpflichtete sich, die von ihm in Poortjesfontein bereits erbaute Kirche der Berliner Mission als Eigentum zu übergeben und daneben ein Missionshaus mit sechs Zimmern zu erbauen und beide Gebäude zu unterhalten. Er gewährte dem Missionar die Benutzung des Wassers seiner großen Quelle und des an derselben angelegten Dammes und übergab ihm 100 × 100 Schritt Gartenland und 150 × 150 Schritt Saeland, Weideland zu 1 Stunde zu Fuß mal $\frac{3}{4}$ Stunde; und außerdem zahlte er £ 90 Jahresgehalt und die üblichen Kindergelder für die Missionarsfamilie. Er gründete also als Patron eine vollständig dotierte Missionsstation. Und er hat diese hochherzige Stiftung ein Vierteljahrhundert bis an seinen Tod 1892 aufrecht erhalten. Begreiflicherweise war es für die Missionare, die auf der bald Adamschoop genannten Station arbeiteten, nicht immer bequem, daß ein Farbiger ihr Patron war und daß sie mit ihrem Einkommen zwar meist auf festes Abkommen, aber doch auf keinerlei rechtlich klagbare Ansprüche

angewiesen waren. Und wenn auch Adam Oppermann meist nobel und zuvorkommend war, so war doch der Verkehr mit seinem eigensinnigen, geizigen, trunfsüchtigen Vater und mit den in die Familie hineinheiratenden Schwiegersöhnen und -töchtern oft nicht angenehm. Die Arbeit war in erster Linie auf die zahlreiche farbige Bevölkerung auf dem ausgedehnten Oppermannschen Grundbesitz eingestellt. Allerdings gab es da in wachsendem Maße Schwierigkeiten. Wie die Oppermannsche Familie wuchs und jeder neue Zweig auf einem eigenen Gut eingesetzt wurde, blieb immer weniger Raum für die sonstigen farbigen Ansiedler; sie mußten sich zum Teil wieder zerstreuen. Die Gemeinde stieg zu Zeiten bis auf annähernd tausend Seelen, und die Missionare Zerwid (1869—72), Trümpelmann (1872—80) und Brune (1880—1902) hatten eine fruchtbare, zwischen einem wohlbegründeten heimatlichen Pfarramt und grundlegender Missionsarbeit etwa die Mitte haltende Arbeit. Auch einige Außenstationen auf Bauernplätzen der weiteren Umgebung kamen dazu, so entstand Koffyfontein, eine Diamantgräberei, wo Nehemia Tefisho 1882 angestellt wurde, Balschfontein war ein acht Meilen entfernter Bauernplatz der Familie Wessels, wo der eifrige Jsaak Moitse wirkte; ein weiteres Filial entstand am Modderfluß, wo der begabte Jsm. Koroâne eine Gemeinde sammelte. Adam Oppermann starb am 25. Juni 1892 unter dem Gesange: Christus der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn. Er war ein leuchtendes Beispiel dafür, was Gottes Barmherzigkeit und christliche Charakterbildung aus einem Negerflaven machen können.

Keine einzelne farbige Familie hat so tief in die Geschichte der Berliner Mission eingegriffen als die Oppermanns von Bethanien. Der Vater, Frederic D., war 1786 als Sklave, als Mischling von einem bengalischen Vater geboren. Wegen seiner großen Geschicklichkeit wurde für ihn 1825 bei einer Sklavenauktion in Graaf Reinet der ungewöhnlich hohe Preis von 3000 Talern erzielt. Bei dieser Gelegenheit aber wurde erbarmungslos die Familie auseinandergerissen. Er selbst ging in den Besitz des Bauern Wynand Praetoris über. Er hatte aber seitdem begreiflicherweise nur den Wunsch, in das wilde, freie Land jenseits des Oranje zu fliehen. Schließlich gelang die Flucht, und wenn auch sein Herr weder List noch Gewalt scheute, um wieder in den Besitz des wertvollen Sklaven zu kommen, so wußte er doch seine Freiheit zu behaupten. Der Griqua-Häuptling Adam Roß verkaufte ihm den Platz Dornfontein

in der Gegend von Bethanien. Seitdem zog er dorthin alle als Sklaven in der Kolonie zerstreuten Glieder seiner Familie, besonders seinen intelligenten und fleißigen Sohn Adam. Und nun gelang es dem überaus sparsamen, um nicht zu sagen geizigen Vater und dem planvoll vorwärtstrebenden Sohn allmählich, einen sehr großen Grundbesitz, im Umfang einer stattlichen Grafschaft mit einer ertragreichen Viehzucht, besonders tausenden von Schafen im Familienbesitz zu vereinigen. Sie erlangten sogar das Vorrecht, daß ihr Grundbesitz durch die Gesetzgebung des Oranjesfreistaates anerkannt und als eine Art Familienmajorat eingetragen wurde. Die ganze Familie schloß sich eng an die Berliner Mission an. Vater und Sohn wurden getauft. Adam Oppermann war ein Menschenalter hindurch die Säule erst von Bethanien, dann von Adamschoop. Leider kam nach seinem Tode 1892 die Familie, in welche zweifelhafte deutsche Elemente hineingeheiratet hatten, arg herunter, ein schwerer Verlust zumal für die Station Adamschoop.

Das einsame, öde Pniel hatte der Missionsleitung viel Sorge gemacht; die Bevölkerung war bedenklich zusammengeschrumpft; der ausgedehnte Platz schien viel zu umfangreich und unübersichtlich für diese geringe Zahl. Man hätte gern große Stücke davon verkauft, wenn diese Wüste von Sand und Kies nur jemand hätte haben wollen. Unternehmungen zur Ruhbarmachung wenigstens eines Teiles der Fläche durch Dammbauten oder durch kunstvolle Vorrichtungen zur Hebung des Wassers aus dem tieffliegenden Baalkusse hatten geringen Erfolg. Missionar war nur noch der unordinierte, wenig begabte, eigenwillige Kallenberg, den man eben auf dem verlorenen Posten sitzen ließ. Da brachte das Jahr 1869 eine ganz unerwartete Veränderung der Verhältnisse. Wie kurz zuvor in der Nachbarschaft, so wurden jetzt auf dem Grunde von Pniel Diamanten gefunden, die sofort Hunderte, bald Tausende von „Diggers“ (Diamantengräbern) aus allen Weltteilen herbeilockten. Die Öde und Wüste von Pniel verwandelte sich in ein lärmendes Getöse. Zelt wurde an Zelt, Wagen an Wagen gestellt. In einer Nacht trafen oft 200 neue Schatzgräber ein, deren Gesamtzahl sich nach einem Jahr auf 5—6000 belief. Es gehörte die unverwundliche, derbe Zähigkeit, Tatkraft und Freudigkeit Kallenberg's dazu, um die Station unter diesen schwierigen Verhältnissen zu behaupten. Der Rest der umwohnenden Koranna ergab sich nur zu leicht dem Branntweingenuß. Das stille Hirtenleben der Betschuanen war aufs Äußerste gestört, der Seelsorge und der Evangeli-

umsverkündigung stellten sich die schwersten Hindernisse entgegen. So jäh der Zustrom nach Pniel gekommen war, ebhte er dann wieder ab, als nach zwei ertragreichen Jahren die hauptsächlichsten, auf der Oberfläche liegenden Bodenschätze geschildert waren.

Um 1872 wurde es wieder still auf Pniel, wenn auch der Einfluß der benachbarten, heranwachsenden Diamantenstadt Kimberley seither beständig zu verspüren war. Wenigstens die wirtschaftlichen Verhältnisse von Pniel änderten sich seitdem in günstiger Weise; das öde Pniel wurde eine Einnahmequelle für die Mission. Allerdings ließ es sich noch lange nicht so an. Ein volles Jahrzehnt hatte das Berliner Komitee einen zähen Kampf um sein Besitzrecht zu führen. Die Kapkolonie, welche sich bis dahin nicht um die öden Steppengebiete jenseits des Dranje gekümmert hatte, entdeckte nun mit einem Male in der alten Siedlung Klaarwater-Griquatown wichtige Kolonialinteressen und mit britischer Selbstverständlichkeit dehnte sie auch ohne einen Schatten des Rechts diese windigen Ansprüche über das ganze Diamantengebiet aus. Dabei glaubte sie am schnellsten zum Ziele zu kommen, wenn sie möglichst alle Besitztitel für nichtig erklärte. Es kostete Prozesse über Prozesse und das wiederholte Eintreten des Auswärtigen Amtes, bis endlich 1881 die britische Regierung sich zur Ausstellung des Besitzdokuments für die Station Pniel bereit finden ließ. Auf Grund desselben konnte nun umgekehrt die Mission gegen die Regierung auf Herausgabe der während des Jahrzehnts der Verhandlungen von ihr zu Unrecht eingezogenen Lizenzen und Claims (Schürferlaubnisse und verpachtete Schürflöcher) in Höhe von 5286 £ klagen und erhielt schließlich wenigstens 3500 £ ausbezahlt. Da bereits in den beiden ersten Jahren des Hauptandrangs von den Diggers wenigstens £ 1550 an Lizenzen gezahlt waren, so waren das immerhin wertvolle Zuschüsse zu den Einnahmen der Missionskasse in sonst mageren Jahren. Allerdings stellte nun auch das lange Stiefmütterlich behandelte Pniel den Anspruch, daß die notwendigen Meliorationen trotz der erheblichen, damit verbundenen Kosten gewährt wurden; so wurden für solche Zwecke allein in den Jahren 1881—82 nicht weniger als £ 2000 bewilligt.

Seitdem ist Pniel beständig eine Stätte der Arbeit und Sorge des Komitees gewesen, wie kaum eine andere Station der Gesellschaft. Die Pnieler Akten füllen viele Bände. Auf der einen Seite war der Pnieler Diamantenboden offenbar nicht so reichhaltig wie der von Kimberley, Beaconsfield und

der Premiersmine, und die Ode und Wasserarmut erschwerten den Abbau; auf der anderen Seite ist der diamantenführende Blaugrund reichlich vorhanden. Es können deshalb auch jederzeit ungeheure Schätze zutage gefördert werden. Zudem wirft auch der gegenwärtige, mäßige Betrieb offenbar einen ziemlichen Gewinn ab. Aber die Missionsleitung kann den verwickelten und kostspieligen Diamantenabbau nicht in eigene Regie nehmen. Sie hat zu diesem Zwecke immer von neuem teils mit einzelnen Unternehmern, teils mit Gesellschaften zu tun, welche derartige Minenbetriebe auf eigene Kosten und Gefahr einrichten. Die Verhandlungen mit diesen Gesellschaften aber sind für eine zur Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Predigt des Evangeliums berufene Gesellschaft außerordentlich schwierig; denn bei der Unsicherheit des Ertrags lassen sich keine festen Jahresraten festsetzen, und bei dem geringen Umfang der gefundenen Diamanten ist eine Kontrolle fast unmöglich.

Begreiflicherweise litt die Innerlichkeit der Arbeit unter diesen bergmännischen Betrieben. Jedenfalls war Kallenberg der eigentlichen Missionsarbeit und der innerlich und äußerlich gleich schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Es wurde ihm der alte Amaliensteiner Missionar Meyer zur Seite gestellt. Allein dieser schon wiederholt an Schwermut leidende Greis rieb sich an dem eigenwilligen Kallenberg so sehr, daß zwar Kallenberg aus dem Missionsdienste entlassen wurde, aber auch Meyer schwerkrank um seine Emeritierung bitten und in seine Vaterstadt Quedlinburg zurückkehren mußte, wo er 1895 starb. Es war gut, daß die Verwaltung von Pniel nunmehr in die Hände von zwei besonnenen, ruhigen, sachlichen Männern überging, des bisherigen Missionars von Matgabeng, Baumbach, und des eben aus Deutschland gekommenen Westphal. Sie teilten sich zunächst so in die Arbeit, daß Baumbach die pastorale und missionarische Seite, Westphal die Schule und die Verhandlungen mit den Diggers und den Gesellschaften übernahm. Nach Baumbachs Tod 1891 hat Westphal die gesamte Verwaltung übernommen und hat die Stationsleitung ruhig und besonnen bis zu seinem Tode im Januar 1922 fortgeführt.

Es war erfreulich, daß sich an die immerhin einförmige Arbeit von Pniel manche erquidliche Außerarbeit angliederte, so in Gonggong oder Gumgum, wo sich der frühere Vorsteher der Bethanischen Außenstation Korshuf mit seinem Gemeindlein angesiedelt und eine hübsche, massive Kirche gebaut hatte, und in Majaſgoro, wohin sich Getaufte

aus Adamschoop zurückgezogen hatten, denen auf den Oppermannschen Gütern der Raum zu eng geworden war. Auch der ausgeschiedene Kallenberg hatte auf seinem Plaze Moria, 6 Stunden Fahrens von Pniel, missionarisch treu gearbeitet, eine Gemeinde von 150 Seelen aus Koranna, Barolong und Batlaping gesammelt und eine hübsche Kirche gebaut. Er hat bei seinem Tode seinen Plaz und seine Missionsarbeit der Berliner Mission vermacht und damit bewiesen, daß er ihr trotz vorübergehender Reibungen im Herzen treu geblieben war.

Die Hauptminensfelder, wo seit 1869 wahrhaft unermessliche Diamantenschätze gefunden wurden, befanden sich einige Stunden östlich von Pniel in einem der bis dahin ödesten Gebiete Südafrikas. Kaum ein Grashalm sproßte da zwischen den groben Kieseln. Dort fand ein Durchreisender in einem elenden Hottentotten-Pontok die Kinder achtlos mit Diamanten spielend; die Mähr verbreitete sich wie ein Lauffeuer über Südafrika, ja über die ganze Welt. In jener Einöde blühten wie über Nacht zwei Schwesterstädte, seit 1870 Kimberley und etwa ein Jahrzehnt später das südöstlich angrenzende Beaconsfield auf. Beide sind zu Städten von Weltbedeutung geworden. Allerdings hängt ihre wirtschaftliche Stellung ausschließlich von der Diamantenproduktion ab. Zuerst war es ein wilder Wettbewerb, ein fieberhaftes Absuchen der Erdoberfläche oder der am leichtesten erreichbaren Oberschicht. Dann wurden mit mehr oder weniger Geschick und Einsicht an den verschiedensten Orten Stollen in die Erde getrieben und bergmännische Betriebe eingerichtet. Noch später faßte der geniale, aber gewalttätige Cecil Rhodes fast die gesamte Diamantenproduktion dadurch zusammen, daß die Old Debeers-Kompanie die übrigen Gesellschaften auf- und auskaufte. Parallel mit dieser Entwicklung ging die der Ansiedelung. Zunächst strömten wahllos Leute aus aller Herren Länder, Weiße und Schwarze, zusammen, um über Nacht reich zu werden. Dann bemächtigte sich die Spekulation der Sache und brachte eine Anmenge von Menschen, vor allem Scharen von Arbeitern zusammen. Man ließ sie erst ihr Quartier suchen, wo sie es in den primitiven Verhältnissen finden konnten. Dann richtete man, um Weiß und Schwarz zu trennen, Lokationen für die letzteren ein. Dann überzeugte man sich, daß es dabei den farbigen Arbeitern zu bequem gemacht wurde, Diamanten zu unterschlagen und zu verschieben, und den gewissenlosen Weißen zu leicht, die Schwarzen zu Trunk und anderen Ausschweifungen und im Zusammenhang damit zum Diamantendiebstahl zu ver-

leiten. So richtete man Compounds, Arbeitszwinger, ein, Arbeitergehöfte, in denen Scharen, bis zu tausenden von Arbeitern, hinter hohen Mauern monatelang bei harter und gefährlicher Arbeit und reichem Verdienst eng zusammengepfercht wohnen. Seit der Bildung des Old Debeers-Ringes ist aber die Diamantenproduktion und damit die Zahl der Arbeiter erheblich eingeschränkt.

Die Berliner Mission hatte in nächster Nähe, in Pniel, diese sich überstürzende Entwicklung vor Augen. Sie hatte den begabten und gewandten jungen Missionar Carl Meyer mit der Aufgabe betraut, die Mission auf den Diamantenfeldern so bald und so praktisch als möglich in Gang zu bringen. Erst ging er von Pniel aus zu Pferd oder in der Ochsenkarre hinüber. Dann schlug er ein kleines Zeltkirchlein auf; dann ersetzte er dieses durch ein wenigstens doppelt so großes, eisernes Kirchlein. Dann siedelte er 1879 selbst nach Kimberley über und hauste zunächst in einem Zelt neben seinem Wellblechkirchlein. Dann ging er mit Tatkraft und Umsicht an den Aufbau einer richtigen Missionsstation. Neben dem Missionshause wurde eine Kirche für die Farbigen und eine zweite für die deutsche Gemeinde gebaut; letztere machte sich stark, etwa die Hälfte des Missionarsgehalt aufzubringen, um sich dadurch dessen Dienste für ihre Pastoration zu sichern.

Die Arbeit dehnte sich ungemein schnell aus. Mit der Einrichtung der Compounds erwuchs die Aufgabe, jeden einzelnen von ihnen in Arbeit zu nehmen, da die Schwarzen während ihrer Kontraktzeit ihr Gehöft nicht verlassen durften. Das war eine mühsame Säemannsarbeit; denn diese Compoundleute kamen und gingen. Meist weilten sie nur 3—6 Monate auf den Diamantenfeldern. Da sie aus den verschiedensten Sprachgebieten stammten, mußte ihnen oft mit Hilfe von Dolmetschern gepredigt werden. Da hieß es wirklich: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen; wann und wo ging die Saat auf? Dazu galt es, möglichst oft das große städtische Krankenhaus zu besuchen. Die Minenarbeit war wegen der beständigen Dynamitsprengungen und des herabfallenden Gesteins sehr gefährlich; viele kamen zu Schaden und lagen dann lange fremd und einsam im Hospital; ein ihre Sprache redender, mit ihren Verhältnissen vertrauter Missionar war ihnen wie ein Engel. Aber auch das Gefängnis forderte viele Besuche. Meist schmachteten viele hunderte darin, Diamantendiebe, Trunksüchtige, die sich Gewalttätigkeiten hatten zuschulden kommen lassen usw. Und wie wurde der

Missionar daheim Tag für Tag angelaufen um Rat und Trost, um Pässe und Zeugnisse, um Beförderung von Briefen und Ersparnissen, um Bücher und Arzneimittel. Ein normaler Sonntag verlief etwa so: 8—10 Uhr Compoundbesuche, 10 ½—11 ½ und 2 ½—4 Uhr Gottesdienst für die Farbigen, 7—8 ½ Uhr abends deutscher Gottesdienst; und dazwischen Besprechungen ohne Ende. Der Verdienst war groß, dementsprechend auch die Opferwilligkeit. Für Kirchensteuern, außerordentliche Sammlungen, auch für Kirchenkonzerte, Basars usw. war stets reichlich Geld vorhanden. Freilich mußte man sich in die Verhältnisse zu finden wissen und sich ducken. In den Compounds war man froh, wenn man für die Gottesdienste eine leere Stube fand; eine Kiste diente als Altar. Man konnte ja darüber eine weiße Decke breiten; ein leeres Leinöblechfaß mit einem Saß darüber diente als Predigerstuhl, eine Untertasse als Kollektenteller.

Ähnlich wie in Kimberley entwickelte sich seit 1885 die Arbeit in Beaconsfield. Johannes Arndt war hier ihr Träger. Es war ein großer Tag, als er 1889 die neu gebaute St. Sylvestri-Kirche einweihen konnte.

Es war aner kennens wert, daß Meyer in Kimberley, Arndt in Beaconsfield bei aller geschäftigen Kleinarbeit in ihren Städten noch Zeit und Kraft fanden, sich der weiteren Umgebung anzunehmen und einige Außenstationen zu begründen und zu pflegen, von Kimberley aus Klipdam, 13 Meilen nördlich an der Bahn nach Bryburg in einer neu eröffneten Alluvial-Diamantengräberei, die in kurzer Zeit 6000 Diamantengräber angezogen hatte, von Beaconsfield aus das 4 Stunden Reitens entfernte ländliche Paardeberg und die übel berück tigte Vorstadt Wesselson, wo 1891 ein hübsches Kirch- und Schulgebäude errichtet werden konnte.

Bloemfontein ist die lieblich gelegene Hauptstadt des Oranje-Freistaates. Die kleine deutsche Gemeinde dort hatte schon wiederholt den Versuch gemacht, sich den Dienst eines Berliner Missionars für ihre pastorale Pflege zu sichern. Endlich bei Gelegenheit der Kirchweihe in Bethanien 1869 kam es zu bindenden Abmachungen. Im Jahre 1875 siedelte der Missionar Paul Winter nach Bloemfontein über, um neben dem deutschen Pastorat die Missionierung der zahlreichen farbigen Arbeiter in der Stadt und Umgegend in Angriff zu nehmen. Als er 1879 ein reformiertes holländisches Pfarramt übernahm, trat Großkopf an seine Stelle; während er sich hauptsächlich der weißen Gemeinde widmete, pflegte Arndt (seit 1893 bis heute)

treulich die Eingeborenen, an denen die Arbeit in den uns bereits bekannten Formen der städtischen Arbeit verlief. Im Jahre 1888 konnte eine freundliche, geräumige Kirche mit 250 Sitzplätzen geweiht werden. Im Jahre 1890 schenkte der Volksrat dem Missionar Großkopf zwei Meilen östlich von Bloemfontein in der Landschaft des Betschuanenkapitäns Moroka ein Stück Land, erst 33 Magd. Morgen, später noch erheblich mehr; dort wurde eine blühende Außenstation, Rana, angelegt und auch 1892 ein hübsches Kirchlein gebaut. Diese entlegene Außenstation unter den Barolong war wie geschaffen für ein Eingeborenen-Pastorat. Isaak Malebo hat hier viele Jahre erst als Helfer und dann als ordinierter Pfarrer gearbeitet.

Neben diesen sechs Stationen Bethanien, Pniel, Adamshoop, Kimberley, Beaconsfield und Bloemfontein versuchte die Berliner Mission sich wiederholt durch Anlegung weiterer Stationen im Lande auszudehnen. Stationsgründungen in Harrysmith, bei dem Häuptling Paul Moperi und an einigen anderen Orten wurden nur vorübergehend erwogen. In Douglas durfte sich 1894 der wegen seiner Kränklichkeit aus Südchina nach Südafrika versetzte Missionar Petrid wenigstens vorläufig niederlassen. Ein interessanter, allerdings gescheiterte Versuch wurde 1878 in Saron oberhalb Pniel am Baalflusse gemacht. Die Pnieler Missionare hatten nach Kräften die Verbindung mit dem Koranna-Hottentottenstamm der Linkshände aufrecht erhalten. Im Jahre 1877 hatte der Häuptling Johannes Links dringend wieder um einen Missionar gebeten. Rallenberg traf bei einem Besuche 160 Erwachsene und 100 Kinder beim Gottesdienste. So erhielt der junge Missionar Brune den Auftrag, sich dort niederzulassen. Alles ließ sich gut an. Bald stellten sich 22 zum Taufunterricht ein. Ein treuer alter Hottentott Willem van Nel hatte sich während der Jahre der Verwaisung der Gemeinde treulich angenommen. Es war ein Suchen und Fragen nach dem Worte Gottes bei ihnen, auch in der Häuptlingsfamilie lebendig erwacht. Allein in diese Frühlingspracht fiel der Reif. Die Haupterwerbsquelle der Koranna war eine sehr ergiebige Salzpflanze, d. h. eine geräumige, flache Vertiefung, die sich während der Regenzeit mit Wasser füllte und die dann nach der Verdunstung des Wassers mit einer beträchtlichen Schicht wertvollen Salzes bedeckt war. Die Koranna verlangten nun von den Buren, welche Salz holen wollten, daß sie dafür eine Abgabe an den Häuptling zahlen sollten. Die rücksichtslosen Buren aber verweigerten nicht nur diese Abgabe, sondern

wollten sich überhaupt die Salzpfanne mit Gewalt aneignen. Da war ihnen nun der neu eingezogene Missionar Brune ein Dorn im Auge. Sie überfielen ihn in einer Januarnacht 1879, mißhandelten ihn, nahmen ihn gefangen und schleppten ihn nach ihrem nächsten Dörfchen Christiana. Dort wurde er zwar wieder freigelassen. Aber eine rohe Schar von Buren fiel derweilen über die Koranna her, nahm die Männer gefangen, stahl fast das ganze Vieh und versprengte den verarmten Rest. Die Missionsstation Saron fand damit jäh ein Ende.

Die Berliner Mission zählte 1892 in der Oranje-Synode 2469 Getaufte. Die größte Gemeinde hatte Bethanien mit 1285 Christen; Adamschoop zählte deren 948. Die Hauptsprache der Eingeborenen, das Setschuana, war vom Sessuto immerhin so verschieden, daß eine besondere literarische Bearbeitung wünschenswert erschien. Missionar Brune legte eine Grammatik, ein Übungsbuch und eine Auslegung der Evangelien und Epistole in Setschuana vor.

IV. Für die Mission in Kaffraria oder Britisch Kafferland, wie der östliche Teil der Kapkolonie damals meist genannt wurde, waren die drei Jahrzehnte von Wangemanns Direktorat eine Zeit sehr langsamen Wachstums. Allerdings wurden neben Petersberg noch zwei kleine Stationen, Emdiseni und Etembeni („Im Stoppelfeld“ und „In Hoffnung“) gegründet, beide durch den energischen und missionarisch begabten Carl Nauhaus. Allein in dem nur eine Meile von Petersberg gelegenen Emdiseni erhielt 1864 doch Nauhaus im Grunde nur deshalb Auftrag sich anzusiedeln, weil ohnehin für ihn eine Missionarswohnung gebaut werden mußte und der alternde und eigenwillige Viefeldt in Petersberg den jungen, missionseifrigen Mann gern in seiner Nähe hatte. Und Etembeni wurde 1868 für den kleinen, 7000 Seelen zählenden Kaffernstamm der Duschane gegründet, deren Häuptling Sziwane der Mission freundlich gesinnt war und ihre Niederlassung bei seinem Stamm wünschte. Als Viefeldt 1873 gestorben war und auch Sziwane 1879 starb und die englische Regierung keinen Häuptling wieder bei dem kleinen Stamme einsetzte, fehlten an beiden Orten die Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung der Stationen, und Emdiseni lag der Stadt Kingwilliamstown, Etembeni der wesleyanischen Station Mount Coke so nahe, daß ein wirkliches Bedürfnis für zwei Hauptstationen in einer von zahlreichen Gesellschaften in Arbeit genommenen Gegend nicht unbedingt vorlag. Man schwankte nur, ob die

Hauptstation in Petersberg oder einem der beiden anderen Orte gehalten werden solle. Jöhl entschied sich dann aber für Petersberg, weil er glaubte, daß es dort für seine fränkische Frau und seine zahlreiche Familie angemessener sei. Im übrigen beschränkte sich die Arbeit auf die alten drei Stationen Bethel bei Stutterheim und das nahe gelegene Wartburg im Nord- und Petersberg im Südbezirke. Auf diesen drei Stationen standen einige Missionare während sehr langer Perioden gleichsam als Träger der Arbeit, neben denen die jüngeren kamen und gingen, so in Bethel Albert Kropf 1845—1910, in Wartburg Rein 1855—1889, dann Hoppe 1890—1906, 1911—15, in Petersberg Viefeldt 1856—73, dann Jöhl 1881—1915, Carl Nauhaus 1859—81 auf Petersberg, Emdiseni und Etembeni. Eine zweite Gruppe von Missionaren ging nach einigen Jahren treuen Dienstes auf den Berliner Stationen in Pfarrämter bei den deutschen lutherischen Siedlergemeinden jener Gegend über; man muß sich freuen, daß diese auf solche Weise gute Pfarrer bekamen, so Anders (1863—67 auf Wartburg, 1867—82 in Emdiseni), König (1882 bis 86 in Etembeni), Beste (1865—1907; dieser, der Schwiegerjohn Kropfs, blieb im Verbande und in der Arbeitsgemeinschaft mit der Berliner Mission), später auch Hoppe.

Das Verhältnis zu den deutschen Siedlergemeinden beschäftigte zumal in den achtziger Jahren die Missionare lebhaft, und es kam darüber bei Gelegenheit der zweiten Visitationsreise D. Wangemanns 1884—85 zu lebhaften, aber ergebnislosen Verhandlungen. Ließen sich die deutschen und die Kafferngemeinden zu einem Synodalverband zusammenschließen? Sollte man sich begnügen, die deutschen Pfarrer zu einer lutherischen Synodalkonferenz zu vereinigen? Sollten sich die deutschen Gemeinden zwar zu einer lutherischen Synode zusammenschließen, sich aber zugleich an die doch auch lutherische Berliner Mission an Orte anlehnen? Oder sollte die Konferenz der lutherischen Siedlergemeinden den Anschluß an die hannoversche Landeskirche suchen? Alle diese Pläne wurden erörtert, aber vorläufig keine befriedigende Entscheidung getroffen. Peinlich war nur, daß sich über diesen Verhandlungen die Gemüter erhitzten. Kropf beförderte den Anschluß der deutschen Gemeinden an die lutherische hannoversche Kirche. Er ging damit in seiner ausgeprägt lutherischen Vorliebe andere Wege als das in der Union stehende Berliner Komitee und sein Direktor, an deren Luthertum doch auch kein Zweifel war. Wenige Monate nach Wangemanns Tode schlossen

sich diese Gemeinden zu einer lutherischen Synode im Hannoverschen Kirchenverbande zusammen.

Im übrigen führten die Kafferländischen Gemeinden fast ein missionarisches Stilleben. Unterbrochen wurde dasselbe in den Jahren 1877—78, als sich die stolzen Kossakaffern mit ihrer schwindenden Kraft noch einmal gegen die britische Herrschaft erhoben. Es ging damals durch die Eingeborenen-Völker von Südafrika ein unheimliches Gähren und Verschwören, geheime Gesandtschaften zogen von einem der einflußreichen Häuptlinge zum anderen, zu Ketschwayo im Sululand, zu Sekukuni bei den Bapedi, zu Letšie im Bassutolande, zu den Kossa-Häuptlingen Chhili und Sandile im Raffernlande usw. Es war unbehaglich für die Berliner Mission, daß der Herd des am 1. Januar 1878 ausgebrochenen Aufstandes nahe bei ihren Stationen Bethel und Wartburg lag, der Missionar und die Gemeinde von Wartburg zogen sich für einige Monate nach dem nur 1½ Stunden entfernten Grentown zurück. Im Südbezirke gelang es den Missionaren, die Raffern von dem Anschluß an die Aufstandsbewegung abzuhalten. Diese ging im übrigen ohne ernstlichen Schaden vorüber, keine Berliner Station wurde zerstört. Als Sandile gefallen war, die anderen stolzen Häuptlinge sich unterworfen hatten, und am 1. August 1878 wieder Friede erklärt war, kehrte die Ruhe in dem aufgeregten Lande zurück. Übrigens diente die unverständige Empörung nur dazu, den ohnehin unaufhaltsamen Niedergang der Kossakaffern zu beschleunigen. Die europäische Kultur strömte mit Macht in ihr Land; dies nahm immer mehr den Charakter von „Weißen Mannes Land“ an. Eisenbahnen, Telegraphen, Städte und sonstige europäische Kultureinrichtungen gaben ihm das Gepräge. Durch eigene Schuld und Nachlässigkeit, aber auch durch den wachsenden Landhunger der Weißen verloren die Raffern mehr und mehr den väterlichen Grund und Boden. Es war nur gut, daß es in dieser Zeit des Übergangs des Grundbesitzes aus den Händen der Schwarzen in die der Weißen gelang, den bescheidenen Besitz der Mission zu sichern. Es handelte sich meist um Grants der Regierung. In Bethel war es nur ein kleines Pfarrgrundstück von 80 Adern auf einer von der Cumafale umflossenen Halbinsel innerhalb des Stadtbezirks von Stutterheim; in Wartburg war es der übliche große Grant für eine Missionsstation: 5000 Ader für die Siedelungen der Farbigen und 500 Ader als Pfarrgrundstück (glebe) der Missionsstation; in Petersburg wurde nur ein Grantplatz von 2000 Adern

zugemessen. Auf Etembeni hatten bei der Begründung der Station zwei Häuptlinge, besonders Sziwane, den Grund in ausreichendem Umfang zugesichert. Aber sie waren tot, rechtsverbindliche Katastereintragungen lagen nicht vor, so war der Besitztitel unsicher.

Im übrigen war die Geschichte der Mission in diesem Bezirke in besonderer Maße mit der Lebensgeschichte einzelner Personen und einzelner Familien verknüpft. Es war ein großes Ereignis, als im Jahre 1878 Mbunge wieder den Anschluß an die Mission suchte und 1879 mit seiner Frau Nomama nach aufrichtiger Buße wieder in die Gemeinde aufgenommen wurde. Fortan bewährte er sich und konnte nach wenigen Jahren zum Gemeindegewerksamer ernannt werden. Neben ihm waren besonders die Familien des Stephan Schwen und des Julius Nkamxa wichtig; ersterer war 1874 mit Missionar Rein in Deutschland gewesen und war der Missionsgemeinde auf vielen Festen bekannt geworden. Er lebte und wirkte dann bis 1904 als treuer Mitarbeiter Reins und später Hoppes in der Gemeinde Wartburg bes. in dem Filial Emdumangeni. Allerdings auch bei diesen Säulen der Gemeinde ging es bei den schweren Widerständen des Rafferncharakters und den starken Hemmungen der Raffernsitten durch manche schwere Irrung. Selbst mit der Übertragung von Gemeindeämtern wie dem eines Nationalhelfers, eines Schullehrers, eines Ältesten und Gemeindegewerksamers mußte man vorsichtig sein, weil bei der starken Neigung der Raffern zum Stolz sogar diese bescheidenen Pöstchen Anlaß zur Überhebung boten. Die Zahl der Getauften betrug 1892, also nach einer Missionsarbeit von reichlich einem halben Jahrhundert, nur 1000 Seelen: 396 in Bethel, 367 in Wartburg und 302 in Petersberg, Emdiseni und Etembeni (und die Zahl war bis zum Ausbruch des Weltkrieges 1914 nur auf 1314 Seelen angewachsen).

Der führende Mann im Kreise der Berliner Missionare und weit darüber hinaus eine anerkannte missionarische Autorität in Raffraria war Albert Kropf. Allerdings fehlte es in seiner Persönlichkeit an Eden und Ranten durchaus nicht; die Missionsleitung hat recht viel Not mit ihm gehabt. Etwa ein halbes Duzend Mal schien es, als sei sein Ausscheiden aus dem Kreise der Berliner Mission fast unvermeidlich, entweder, daß er sich unter Anordnungen des Komitees durchaus nicht beugen wollte, oder daß er in dem einen oder anderen Punkte, besonders des Luthertums, unüberwindliche prinzipielle Skrupel hatte. Es war deshalb einigermassen eine Überraschung für das Komitee, als ihn der Direktor bei seiner ersten Visitationsreise

ohne Rücksprache mit der heimatlichen Leitung zum Superintendenten ernannte. War ein Superintendent überhaupt für dies kleine Gebiet mit drei Stationen und einigen hundert Getauften nötig und möglich? Kropfs Bedeutung lag auf dem sprachlichen und volksthümlichen Gebiete. Sein 1889 in Berlin erschienenes Buch: „Das Volk der Kossa-Kassern im östlichen Südafrika nach seiner Geschichte, Eigenart, Verfassung und Religion“ ist eine gute Einzeldarstellung eines afrikanischen Volksstammes. Noch wichtiger war seine Mitarbeit an der Bibelübersetzung in Kossa. Nachdem die ersten Übersetzungen der biblischen Bücher von verschiedenen, bes. methodistischen Missionaren hergestellt und gedruckt waren, wurde 1870 von der Britischen Bibelgesellschaft eine intergesellschaftliche Revisionskommission eingesetzt, und in ihr fiel Albert Kropf wegen seiner gründlichen Sprachkenntnis und seines Fleißes bald der Vorsitz und die Führung zu. Aus der gründlichen Revision wurde fast eine neue Übersetzung. Kropf weilte 1887—89 in Deutschland, um die Drucklegung zu überwachen. Zur Anerkennung für diese große Leistung verlieh ihm vor seiner Heimkehr nach Südafrika die Berliner theologische Fakultät den Doktor der Theologie h. c., eine damals auch in Südafrika weithin beachtete Ehrung. Kropf vollendete in seinem Alter noch sein magnum opus, ein großangelegtes und anerkannt ausgezeichnetes Wörterbuch der Kossasprache, Kossa-Englisch und Englisch-Kossa, das auf der Missionsdruckerei in Lovedale gedruckt und veröffentlicht wurde.

V. Natal hatte während der dreißig Jahre von Wangemanns Direktorat im ganzen eine friedliche Entwicklung. Das noch immer menschenarme Land wurde allmählich teils durch weiße, teils durch indische Einwanderung, teils durch das Hinüberfluten der Suluscharen aus dem despotisch regierten „freien“ Sululande in die angrenzende Kolonie immer stärker besiedelt. Die englische Politik legte gerade hier Wert auf eine möglichst liberale, den Wünschen der Eingeborenen weit entgegenkommende Regierung, weil sie dadurch am sichersten die Sulu von jenseits der Grenze anzog. Nur einmal wurde diese friedliche Entwicklung jäh unterbrochen und sogar der Bestand der Kolonie vorübergehend in Frage gestellt, durch den Sulukrieg Ketschwayos 1879. Wir machten schon darauf aufmerksam, wie es zu Ende der siebziger Jahre überall unter den Eingeborenen gährte; es war als wollten sie mit vereinten Kräften noch einmal den Versuch machen, die Herrschaft der Weißen abzuschütteln. Die Fäden dieser allgemeinen aufständischen Bewegung liefen am Hofe des Königs Ketsch-

wano zusammen. Zum Glück für die Engländer brachen die verschiedenen Eingeborenen-Völker nicht zu gleicher Zeit los. Im Jahre 1878 hatten sich die Kossa im Kaffernland, die Betschuanen und Griqua am Baalflusse, die Bassuto unter Sekukuni erhoben. Die Sulu Ketschwano rüsteten noch immer und ließen damit törichterweise den Engländern Zeit, einen Aufstand nach dem andern niederzuschlagen. Trotzdem wußte England, daß eine kriegerische Auseinandersetzung mit Ketschwano unvermeidlich sei, und der Krieg wurde umfassend vorbereitet. Gegen Ende des Jahres 1878 war an den Grenzen des Sululandes eine bedeutende, mit allen Kriegsbedürfnissen und -mitteln ausgerüstete Heeresmacht von 17 000 Mann aufgestellt, darunter eine große Masse natalscher Sulu-kaffern, welche theils zur Heeresfolge befehligt waren, theils, und zwar massenhaft sich auch freiwillig gestellt hatten, weil entweder sie selbst oder ihre Vorfahren vor der Grausamkeit und Mordlust der Sulu-könige in die Natalkolonie geflüchtet waren und nun unter begeisterten Kriegesgefangen in wilder Begier blutige Rache zu üben gedachten. Am 11. Dezember 1878 stellte der englische Gouverneur von Natal dem Könige Ketschwano die Schlußbedingungen; in Zeit von vier Wochen sollte er durch Annahme oder Nichtannahme derselben sich für Frieden oder Krieg entscheiden. Die Frist verstrich, ohne daß eine Antwort erfolgt wäre. Da rückte am 12. Januar 1879 die britische Heeresmacht in vier Abtheilungen stolz und siegesgewiß in das Land des Feindes. Sie ließen aber die notwendigen Vorsichtsmaßregeln so sehr außer Acht, daß sie von einer ungeheuren Übermacht der Feinde umzingelt, in ungünstiger Position zur Schlacht gezwungen und gänzlich besiegt wurden. Die Schlacht von Isandlwana ist die verächtendste Niederlage, welche die Engländer je in ihren Eingeborenenkriegen in Südafrika erlitten haben.

Nun gab es Furcht, Zittern und Wehklagen durch die ganze Natalkolonie, die mit einem Schlage wehrlos dem blutdürstigen Könige preisgegeben war. Ganze Scharen mit Unmassen von Vieh flüchteten über die Pässe der Draakenberge in den Oranjesfreistaat und nach Transvaal. Auffälligerweise brach Ketschwano nicht in Natal ein. Erst hatte ihn ein einflußreicher Zauberer mit seinem Wahrspruche gehindert: Wenn Ketschwano die Tugela nicht überschreitet, wird er Glück im Kriege haben; überschreitet er sie aber, so wird er verlieren. Und als er später trotzdem zum Vormarsch rüstete, war durch ungeheure Regengüsse die Tugela so geschwollen, daß das Sulu-

heer nicht hinüberkommen konnte. Die Engländer rüsteten unterdessen mit Umsicht, um die Scharte von Isandlwana wieder auszuwehen. Im Juni traten ihre Truppen unter dem Kommando ihres tüchtigsten Generals Sir Garnet Wolseley von neuem den Vormarsch an. Am 4. Juli wurde der Feind bei Ulundi vernichtend geschlagen. Ketschwanos Hauptstadt wurde in Asche gelegt, er selbst floh, wurde aber schließlich gefangen genommen. Das alte, stolze Suluereich wurde endgültig vernichtet und aufgeteilt.

Wir verfolgen nicht die außerhalb unseres Gesichtskreises liegende, wunderliche britische Kolonialpolitik jenseits der Grenzen von Natal. In Natal selbst vollzog sich nunmehr zwar langsam, aber folgerichtig ein Umschwung in der Orientierung der Eingeborenenpolitik. Bisher war man berechtigten und unberechtigten Ansprüchen der Sulu entgegengekommen, um sie zur massenhaften Einwanderung nach Natal zu veranlassen. Damit schwächte man die feindliche Sulumacht jenseits der Tugela und führte der menschenarmen Kolonie Einwohner zu, die zugleich in einem haßerfüllten Gegensatz gegen die Sulukönige standen. Jetzt hatte man keine Sulu-Despotie jenseits der Tugela mehr zu fürchten; wohl aber war allmählich das Verhältnis von Weiß und Schwarz in Natal ungesund geworden — sie verhielten sich wie 1 : 10, das Verhältnis war also erheblich ungünstiger als in irgend einer südafrikanischen Kolonie südlich des Limpopo, so daß durchgreifende Maßnahmen unumgänglich schienen, um Leben und Eigentum der Weißen zu schützen und eine Verkaufung der Kolonie zu verhindern. Aber diese andere Richtung der britischen Eingeborenenpolitik machte sich erst so langsam geltend, wie etwa wenn bei einem großen Schiffe das Steuerruder umgestellt wird.

Die Berliner Mission hatte unter Wallmanns Inspektorat zu den beiden Mutterstationen, die zugleich am weitesten voneinander entlegen waren, Emmaus am Fuße der Draakenberge und Christianen-burg-Neu-Deutschland bei Durban am Meeresstrande, zwei weitere Stationen in Angriff genommen: Stendal in dem heißen, unfruchtbaren Tale des Blaufranzflusses nahe seiner Einmündung in die Tugela 1860 und Emangweni bei dem Häuptling Putini 1863. Dazu kamen unter dem Direktorat Wangemanns zwei weitere Stationen: Hoffental nur 4 Meilen von Emmaus am Draakengebirge, noch in der großen Reserve der Ngwane unter ihrem Häuptling Ncwadi, und Königsberg in der Nähe des eben im Entstehen begriffenen Kolonialdorfes Newcastle ganz im Norden von Natal als Halbwegs- und

Transportstation für den Verkehr der transvaalischen Brüder mit dem Hafen Durban, beide gegründet im Jahre 1868.

Die Verhältnisse und Entwicklung dieser sechs Stationen war so verschieden, daß wir gut tun, sie einzeln zu betrachten. Eigentümlich ist allen Stationen, daß jede mit dem Lebenswerke eines Missionars auf das engste verbunden ist: In Christianenburg-Neu-Deutschland wirkte Karl Posselt 1848—85, in Emmaus Zundel 1850—96, in Stendal Schumann 1865—97, in Emangweni Neizel 1863—96, in Hoffental Glöckner 1868—87, in Königsberg Aug. Prozesky 1868—1900. Begreiflicherweise geben diese langen Arbeitstage einmal der ganzen Arbeit ein ungewöhnliches Maß von Stetigkeit, und zugleich den einzelnen Stationen ein individuelles Gepräge, das die Persönlichkeit des Missionars widerspiegelt. Dabei war auf allen Stationen der Widerstand des störrisch das Christentum ablehnenden Sulu-Volkstums noch nicht gebrochen; nirgends kam es zu einer durchgreifenden Erweckungsbewegung, nirgends zu Massenübertritten. Es handelte sich um ein mühsames Losbröckeln einzelner, wenn auch zum Teil sehr wertvoller Splitter von einem zähen heidnischen Volkstum. Und der wilde Rausch der Beschneidungsfeierlichkeiten für Knaben und Mädchen und die stets winkende Aussicht, beim Verharren im Heidentum oder beim Rücktritt in dasselbe mehrere Frauen zu haben, übte auch auf Männer, die jahre- und jahrzehntelang christlichen Einflüssen offen gewesen waren, eine hemmende und verführende Wirkung. Diejenigen Suluchristen in Natal sind selten, mit denen es nicht einmal in ihrem Leben Irrungen und Räte im speziell sittlichen Leben gegeben hätte; dazu wirkte die jahrhundertelange Gewöhnung an schrankenloses Ausleben des Geschlechtstriebes noch zu stark nach, wiewohl ja mit der Durchführung der Pax Britannica, dem Aufhören der Stammeskriege und dem dadurch allmählich herbeigeführten Gleichgewicht der Geschlechter sich von selbst neue, mehr oder weniger monogame Lebensordnungen anbahnten.

In Emmaus hoch oben am Fuß der Draakenberge und in Christianenburg bei Durban an der Küste ist die Missionsarbeit im allgemeinen langsam, still und gleichmäßig weitergegangen. In Christianenburg übernahm Wangemann von seinem Vorgänger die Ordnung des ungemein schwierigen Verhältnisses zwischen Posselt und Döhne, das sogar zum Austritt einiger der interessiertesten Komiteemitglieder zu führen drohte. Wangemann, ohnehin sehr kurzfristig, arbeitete sich mit großem Fleiß durch die hunderte von Seiten

eng und klein geschriebener Briefe und Schriftstücke hindurch. Döhne war von den beiden der Begabtere, aber er war träge, seine sittliche Persönlichkeit nicht genügend ausgereift, und seine zweite Frau sein Unglück; sie hatte es Posselt sehr übel genommen, daß er in seiner ehrlichen, wenn auch formlosen und unvorsichtigen Art an ihr und ihrem Benehmen eine wenig schmeichelhafte Kritik geübt hatte; sie hatte ihren Mann gegen Posselt aufgerebet und ließ es zu keiner ehrlichen Versöhnung zwischen beiden Männern kommen. Posselt hatte in seiner derben, märkischen Bauernweise einen losen Mund und hielt gegen Schwarz und Weiß, gegen Freund und Feind, gegen Mitarbeiter und Kollegen mit seiner unsanften Kritik über das, was ihm verkehrt erschien, nicht zurück. Wenn alle diese ungewaschenen und ungekämmten Äußerungen brühwarm an das Komitee berichtet wurden, so entstand dort ein gänzlich verzerrtes Bild von ihm. Er war im Grunde seines Herzens eine goldedchte, fromme Natur mit einer ungleich lauteren Missionsbegeisterung als Döhne. Wangemann durchschaute das, rechtfertigte Posselt und ließ Döhne fallen. Letzterer sollte auf seinem Platze Wartburg die Bibel ins Sulu übersetzen; Wangemann gab ihm daneben auf, den nahe wohnenden Kaffern zu predigen. Aber weder aus dem einen noch aus dem anderen wurde etwas rechtes. Döhne war zerfahren, und seine zweite Frau hielt ihn nicht. Die Berliner Mission löste 1870 das Verhältnis mit ihm wieder. Döhne ging nach Utrecht in Transvaal, wo er auf eigene Hand eine Missionsarbeit unter den Eingeborenen begann. Später begab er sich in die Gegend der Biggersberge und sammelte dort um seinen Wohnsitz im Vermaakskraal eine kleine Burengemeinde. Bei dem Ausbruch des Sulukrieges 1879 floh er mit seiner Gemeinde in das Kriegslager Pine in Natal; dort starb er am 2. Juni 1879, einer der vielen Männer, deren hohe Begabung durch ihren Mangel an Geschlossenheit des Charakters nicht voll zur Geltung und Entfaltung gekommen ist. *)

*) Jakob Ludwig Döhne war geboren am 9. November 1811 in Bierenberg in Hessen-Kassel. Als junger Sattler (Riemer) nach Berlin gekommen erlebte er unter dem Einfluß der gewaltigen Predigt Gofßners eine echte Bekehrung, trat 1832 in das Berliner Missionshaus und wurde 1835 nach Süd-Afrika ausgesandt. Hier hat er ein Menschenalter bis an seinen Tod am 2. Juni 1879 als Prediger und Missionar gearbeitet. Während seiner Tätigkeit als Missionar im Kaffernlande (1837—46) schrieb er eine kleine Grammatik des Koffa, übersetzte Teile des Alten und Neuen Testaments, gab ein Gesang

Für Posselt war es eine große innere Erleichterung, als der Bann des Mißtrauens von seiten des Komitees von ihm genommen war; er war eine zu gerade und einfache Natur, als daß er unter einer solchen Wolke auf die Dauer hätte leben und arbeiten können. Seine Arbeit teilte sich zwischen der deutschen Kolonistengemeinde Neu-Deutschland, die zu seinem Gehalt im Jahr £ 70 zuschoß, und der Rafferngemeinde Christianenburg. Er suchte sie auch auf die Heidentraale in der Umgegend auszudehnen und legte bei dem Häuptling Mansini, in der Kranskloof, in Rooitopje, auf Bothas Hill und in dem 3½ Meilen entfernten Intschange Außenstationen an, wo er von ihm selbst vorgebildete Helfer anstellte und Schulen einrichtete. Bei alledem ging es langsam voran. Am 13. Februar 1876 konnte auf Christianenburg eine neue Kirche eingeweiht werden. Im Jahre 1882 wurde auf Wunsch der Nataler Missionare auch hier die sogen. Synodalverfassung eingeführt und der bereits alternde Posselt zum Superintendenten bestellt. Im Jahre 1885 hatte dieser noch die Freude, daß der zur zweiten Visitation in Natal anwesende Direktor Wangemann seinen Sohn Johannes zum Missionar ordinierte. Wenige Tage danach, am 12. Mai 1885, starb er. Er war eine der glücklichen, frohen Naturen, welche im Missionsberufe ihre ganze Lebensfreude gefunden und die äußerlich so unliebenswürdigen und unartigen Sulu von Herzen lieb gewonnen hatte. Es war sein Wunsch gewesen, daß sein Sohn Johannes in seine Arbeit und sein Erbe eintrete; allein dieser wußte sich mit der deutschen Kolonistengemeinde nicht zu stellen. Es wurde deswegen für rätlicher erachtet, daß er mit dem Hoffentaler Missionar Glöckner tausche (1887). Dieser ist dann ein Vierteljahrhundert lang bis 1903 Missionar von Christianenburg = Neu-Deutschland und Superintendent der Natal-Synode gewesen.

Emmaus auf der großen Reserve der Amangwane entwickelte sich, nachdem der unruhige und fränkliche Guldenspennig weiter gezogen war, unter der Leitung des Missionars Zundel (1850—1899) sehr langsam, aber einigermaßen stetig. Zundel hatte eine große Familie, und seine Söhne und Schwiegersöhne siedelten sich im Laufe der Jahrzehnte auf zahlreichen Farmen jener Gegend an, so daß dort

buch heraus und verfaßte ein damals viel gelesenes in zwei Ausgaben herausgegebenes Buch: „Das Rafferland und seine Bewohner“, 1843. Als Missionar in Natal schrieb er 1857 ein bedeutendes Wörterbuch des Sulu, das 1858 im Auftrage des englischen Gouverneurs in Kapstadt gedruckt wurde.

geradezu etwas wie eine humorvoll sog. „Zundelei“ entstand. Andererseits war es ein schwerer Schaden, daß sich durch den Unverstand der Eingeborenen und die Nachlässigkeit der kolonialen Behörden der an sich in Natal gar nicht einheimische Aussatz in jener abgelegenen Berggegend und in den Tälern des Drafsengebirges bedrohlich ausbreitete. Der Grundbesitz von Emmaus wurde endlich 1885 vermessen, und zwar in den üblichen Maßen einer Nataler Grantstation mit 6000 Adern Eingeborenenland und 500 Adern Glebe, d. h. Kirchen- und Missionsland. Eine neue, stattliche Kirche konnte 1857 eingeweiht werden. Unter den nicht sehr zahlreichen Bekehrten nehmen Mboni und seine Familie eine hervorragende Stelle ein. Mboni war nur einen Tag vor seinem Tode getauft; er hatte seine Kinder und Anverwandten vermahnt: Kinder, geht nicht fort, sondern bleibt bei eurem Lehrer, höret Gottes Wort und glaubet, damit ihr getauft und selig werden könnt. Seine Kinder folgten zum Teil dieser Mahnung. Damals war ein frisches Geistesregen auf Emmaus. Oft saßen die jungen Männer beieinander mit der Bibel in der Hand, lasen und besprachen das Wort Gottes und kamen zu den Missionaren mit der Bitte um Auskunft, wenn ihnen etwas dunkel blieb. Und es war erstaunlich, wie schnell sie bei diesem aufrichtigen Heilsverlangen in der Erkenntnis des Wortes Gottes wuchsen, und wie tiefe Blicke sie in sein Verständnis zu tun vermochten. Der hervorragendste unter den so der Mission zugeführten Männern war Andreas, der 1857 zum Gemeinde- und Kirchenvorsteher, später auch zum Schulzen bestellt wurde. Allerdings als später durch seinen Fleiß seine Herden beträchtlich wuchsen, meinte er für sie auf dem Grunde von Emmaus nicht genügend Raum zu haben; er siedelte deswegen über die Pässe der Drafsenberge in den Dransesfreistaat in die Gegend von Nelsonsop, aus, wo er eine Außenstation Bethany gründete. Auch hier fehlte es nicht an Irrungen. Auch Andreas konnte schließlich der Versuchung nicht widerstehen, nahm mehrere Frauen und mußte deshalb von der Gemeinde ausgeschlossen werden. Nach Posselts Tode 1885 wurde Zundel, damals bereits 63 Jahre alt, zum Superintendenten der Natal-Synode ernannt.

Das 1860 in der heißen, von Dornbüschen überwucherten Ebene am unteren Blaufranzflusse gegründete Stendal hatte äußerlich und innerlich unfruchtbaren Boden. Eigentlich hatte man schon damals die Häuptlinge Putini und Langanlibalele erreichen wollen, aber sie wohnten zu fern; auch der Häuptling Nodade wohnte zu unbe-

quem in einiger Entfernung auf einem Felsenberg und hatte seinen Leuten streng verboten, zur Predigt zu gehen. Stendal erwies sich als so unfruchtbar, daß schon 1868 ernstlich die Frage erwogen wurde, ob es zulässig sei, solchen widerwilligen Leuten noch länger das Evangelium zu verkündigen und Zeit und Kraft unnütz zuzubringen. Die Missionare Bosselt und Zundel wurden zu einer gründlichen Untersuchung nach Stendal geschickt. Ihr Rat lautete dahin, dem schwerhörigen und sehr zurückhaltenden Bruder Schumann den jungen, frischen Evangelisten Dalana von Christianenburg zur Seite zu stellen, um vielleicht durch ihn den Seelen der Sulu näher zu kommen. Dalana hat 16 Jahre, 1871—87 in Stendal gearbeitet, der Erfolg war aber leider vielmehr, daß auch er in seinem Eifer und seiner geistlichen Frische erlahmte. Er wurde 1887 auf seinen Wunsch aus dem Dienst der Gesellschaft entlassen; er verzog jenseits der Tugela in die Nähe des Schlachtfeldes von Tjandwana und schloß sich dort der englischen Hochkirche an. Im Jahre 1888 wurde auf Stendal eine neue, schöne Kirche geweiht; aber 1892, nach fast einem drittel Jahrhundert Missionsarbeit, zählte die Gemeinde nur 139 Getaufte.

Im Jahre 1863 hatte Reizel auf den Vorbergen am Ausgange der in das Drakengebirge hinaufführenden Täler bei den beiden kleinen Häuptlingen Putini und Vangalibalele die Missionsstation Emangweni gegründet. In dem einen, 2—3000 Seelen zählenden Stamme der Putini wechselten die Häuptlinge schnell. Auf den 1863 gestorbenen Putini folgte der jugendliche Mansesala; als auch dieser 1872 starb, bekam Umbalo für dessen unmündigen Sohn die Regenschaft. Als auch dieser 1879 starb, ließ die englische Regierung den Stamm ohne Häuptling, d. h. sie löste den Stammesverband auf. Verhängnisvoller war, daß sich 1873 der andere Häuptling Vangalibalele in eine Aufstandsbewegung gegen die Regierung verstricken ließ. Den Anlaß bot die Jungmannschaft des Stammes, welche wider das Gesetz der Natalkolonie von den Diamantfeldern eine Menge Gewehre als Erlös ihres Arbeitslohnes heimgebracht hatten. Der Häuptling und die junge Mannschaft weigerten sich, sie auf die Aufforderung der Regierung herauszugeben. Die Regierung versäumte den rechten Zeitpunkt, das kleine Feuer zu dämpfen, und sah sich schließlich genötigt, mit einer Heeresmacht von Tausenden, Weißen und Schwarzen, gegen Vangalibaleles Volk zu ziehen. Als die Nachricht kam, die englischen Truppen rückten heran, flüchteten

die Weiber und Kinder in langen Reihen, Emangweni passierend, nach dem Bassutolande und dem Freistaate. Langanlibalele stieg ebenfalls mit seiner Mannschaft und mit dem Vieh des Volkes über den Buschmannpaß des Drafengebirges und entkam in das Bassutoland. Er wurde jedoch von den Bassuto gefangen und ausgeliefert, von den Engländern auf die Robbeninsel in die Verbannung geschickt. Der große Volksstamm des Häuptlings zerstreute sich. Als die Führer der englischen Kriegsmacht in Langanlibaleles Land das leere Nest fanden, meinten sie gleich auch noch mit dem angrenzenden Stamme von Putinis Volk, die doch sicher auch irgendwie Rebellen seien, abrechnen zu sollen. Die Weiber, Kinder und Männer wurden gefangen genommen, die jungen Männer an Weiße als Arbeiter ausgeteilt, die Kraale und Hütten niedergebrannt. Nur die Greise und Krüppel durften auf der Missionsstation Emangweni Zuflucht suchen. Allerdings wurde auf tatkräftiges Betreiben des eingeborenenfreundlichen Bischofs Colenso dieser unverantwortliche Übergriff gegen Putinis Volk wieder rückgängig gemacht. Das Volk, Männer, Frauen und Kinder durften in ihre Heimstätten zurückkehren; in wenigen Wochen wurden 111 Kraale notdürftig wiederhergestellt. Aber das Vieh war weg, das Volk war verarmt. Nun waren gleichsam als Ersatz für diese Sulu zahlreiche Bassuto nach Emangweni gekommen; sie hatten ihre Heimat im Süd-Bassutolande infolge von Kriegen und Hungersnöten verlassen; sie hatten sich in Emangweni vertrauensvoll der Mission angeschlossen. Es war für den Missionar eine herbe Enttäuschung, als auch sie, fast seine halbe Gemeinde, 1877 die Station verließen, um wieder in ihre Heimat oder wenigstens an deren Grenze zurückzukehren. Unter allen diesen Wirren ging es mit der Missionsarbeit nur langsam voran. Endlich im Jahre 1885 wurde nach 15jährigen Verhandlungen der Grundbesitz der Station endgültig vermessen; sie bekam nur einen Grant von 500 Ackern, also eine Glebe, d. h. einen Kirchen- und Missionsplatz. Für Putinis Stamm wurden wenigstens 40 000 Acker vermessen. Im Jahre 1882 wurde eine neue Kirche gebaut. Die Gemeinde zählte aber Ende 1892 nur 114 Getaufte, von denen 70 Abendmahlsberechtigte waren. Wenigstens eine Außenstation gehörte zu der Station, auf der Burenfarm Erasmusdam.

Von den beiden neuen, unter Wangemanns Direktorat gegründeten Stationen lag die eine, Hoffental, nur 4 Meilen von Emmaus am Fuß der Drafenberge noch in der großen Reserve der

Amangwane, und zwar in einer großen Schlucht, die auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossen ist, auf der vierten aber einen offenen, freien Ausblick auf die ganze Kette jener schroffen, malerischen Bergkette gewährt. Ihre Einwohner gehören noch zu den Untertanen des 1863 verstorbenen Häuptlings Sifali und seines Nachfolgers, des dem Christentum durchaus feindlich gesonnenen Ncwadi. Merkwürdigerweise waren die ersten Christen drei Freunde, die sich sonst durch ein wildes, unbändiges Wesen ausgezeichnet hatten, zwei Söhne des Unterhäuptlings Matjomela, Mubi und Mapita, und ihr Freund und Kraalgenosse Mabapo. Sie setzten es allen Anfeindungen zum Trotz durch, sich taufen zu lassen. Noch ein vierter Häuptlingssohn, Kongolo, ließ sich in den folgenden Jahren taufen. Trotzdem blieb im allgemeinen das Eis hart und die Mission mühsame Pionierarbeit. Im Jahre 1874 konnte ein nettes Kirchlein geweiht werden. Im Laufe der Jahre konnte Glöckner, der zwei Jahrzehnte lang (1868 bis 1887) auf dieser Station arbeitete, 1886 drei Älteste und Gemeindeglieder einführen, Elias Umtjuli, Salomo Matjomela und Petrus Jlongwane, die ihm in der Gemeindegliederarbeit treu zur Seite standen. Auch einige kleine deutsche und holländische Gemeinden in Ladismith und Pietermaritzburg versah Glöckner. Aber der Widerstand des Häuptlings Ncwadi war ein arger Hemmschuh. Er verfolgte die Leute, welche zu den Gottesdiensten gingen; kein Nationalhelfer sollte auf den Kraalen predigen. Wenn ein Kraalvorsteher Gottesdienst oder Schule duldet, sollte er 100 M. Strafe zahlen; selbst die von den Christen urbar gemachten und bestellten Acker teilte er den Heiden zu, so daß manche Christen sich genötigt sahen fortzuziehen. Kein Wunder, daß Hoffental Ende 1892 nach 24 jähriger Arbeit erst 138 Christen zählte.

Die sechste Station wurde ganz im Norden von Natal angelegt, weil Dr. Wangemann auf seiner ersten Visitationsreise 1866—67 den Eindruck bekommen hatte, daß eine Unterwegsstation vom Hafen Durban nach den damals noch entlegenen und schwer erreichbaren Stationen in Transvaal unentbehrlich sei. Er hatte dafür eine fruchtbare, gut mit Sulu bevölkerte Gegend westlich von dem Burendorfe Newcastle ins Auge gefaßt. Der Königsberger August Prozesky war für die Stationsgründung ins Auge gefaßt, und er hat dort fast seine ganze missionarische Wirksamkeit (1868—1915) gearbeitet und alle seine missionarische Lust und sein Geschick in die Station hineingebaut. Ein Königsberger Freund, Grunewald, spendete reichlich Geldmittel,

zumal zur ersten Anlage der Station, die deshalb auch den Namen Königsberg erhielt. Besonders legte Prozesh in dem baumarmen Lande Wert darauf, viele Bäume anzupflanzen, so daß die Station schließlich von einem ganzen Walde umgeben war. Und als 1880 noch die große, stattliche Kirche geweiht war, an der Prozesh sieben Jahre lang gearbeitet und die er mit eigener Hand ausgemalt hatte, da war es eine besonders anmutige und wohnliche Station geworden, während zur Zeit ihrer Anlegung die ganze Gegend wüst und öde war. Der innere Aufbau der Station ging nicht gleich günstig von statten. Zwar der Häuptling Masofe, den Prozesh zunächst antraf, kam ihm freundlich entgegen. Aber es stellte sich bald heraus, daß der rechtmäßige Häuptling Matonjese war, und der wünschte Masofe baldmöglichst zu verdrängen und dann ein lustiges Leben so recht nach Heidenweise mit seinen Frauen zu treiben. Die Gemeinde wuchs unter diesen Schwierigkeiten langsam und ließ an innerer Wärme und Kraft zu wünschen übrig. Es ergriff sie zu Zeiten ein Geist stumpfer Gleichgiltigkeit; sie kamen wohl zur Kirche, aber ohne mit ihren Gedanken oder ihrem Herzen dabei zu sein. Sie gingen oft genug gleich nachher auf die benachbarten Kraale, aber nicht, um wie in guten Zeiten die Heiden mit Bibel und Gesangbuch einzuladen, sondern um Bier zu trinken und den wilden Tänzen der Kaffern zuzusehen. Ihr Wandel zeigte keinen christlichen Eifer und Ernst, und es wurden in ihrem Kreise Sünden verübt, die kaum unter den Heiden vorkamen. Dabei waren sie nachlässig und widerwillig in der Bezahlung der geringen Platzabgabe. Ungünstige Witterungsverhältnisse kamen dazu; außer den überall in Südafrika zu Zeiten wiederkehrenden Dürren, Heuschreckenplagen und Überschwemmungen wurden dort die Felder und Gärten auffallend oft von vernichtenden Hagelwettern heimgesucht. Immerhin betrug die Zahl der Getauften nach 25 Jahren, Ende 1892: 372 Getaufte, von denen 172 Kommunionberechtigte waren.

Leider lagen die sechs Natal-Stationen so zerstreut, daß die Gemeinden sich kaum gegenseitig stützen und tragen konnten. Insgesamt meinten die Berliner, daß sie unter 15 000 Heiden arbeiteten, die im Bereiche ihrer Stationen wohnten. Von diesen waren 1728, also etwa 12 Prozent getauft. Nur Christianenburg hatte eine stattliche Gemeinde von 630 Getauften; dagegen zählten Stendal, Königsberg und Emangweni nur 139, 138 und 114 Getaufte; und selbst bei diesen kleinen Zahlen waren erheblich mehr Frauen als Männer,

und unter den in der Gemeinde aufwachsenden Knaben war kaum einer, der sich nicht früher oder später der heidnischen Beschneidung unterzog, die Mädchen des Stammes hätten ihn sonst nicht für voll angesehen und verachtet.

Die Arbeit in der Natalssynode unter Wangemanns Direktorat zeichnete sich, wie gesagt, durch eine ungewöhnliche Stetigkeit aus. Eigentlich war auf jeder der sechs Stationen in dem ganzen Zeitraum nur ein Missionar. Keiner dieser Männer war gerade ein ungewöhnlich begabter oder erfolgreicher Missionar; es ging ein stark patriarchalischer Zug durch die Mission, der durch die jahrzehntelange Verwurzelung mit den einzelnen Stationen und Stämmen einerseits und die überwiegend kühle Ablehnung der Massen der Sulu andererseits gesteigert wurde. Posselt war ein ungemein frischer und volkstümlicher Missionar, mit jeder Faser seines Herzens mit seinem Berufe verwachsen und den Kaffern ein Kaffer geworden. Sein von Superintendent Pfizner und Direktor Wangemann gemeinsam herausgegebenes Lebensbild ist eine der anschaulichsten und anziehendsten Missionarsbiographien aus der Berliner Mission*). Dem stillen und bescheidenen Missionar Reizel hat sein Nachfolger in Emangweni, Pauli, ein Gedächtnis gestiftet in der Broschüre: „Dreißig Jahre Prediger unter den Umangwanekaffern“ (Berlin 1905).

Zusammenfassend sei noch bemerkt, daß Wangemann daheim und draußen ein strammes Regiment führte; er war sich dessen bewußt, daß die Berliner Missionsorganisation bei allem patriarchalischen Einschlag strammer war, als es sonst in angelsächsischen oder etwa auch der Rheinischen Missionsgesellschaft Brauch war. Man arbeitete mit sorgfältigster Ökonomie sowohl der Missionare wie der Gelder, um mit den bescheidenen zur Verfügung stehenden Mitteln einen mög-

*) Der bekannte Literaturhistoriker Prof. Dr. Robert Koenig urteilte über das Buch: „Ich stehe nicht an, dieses Posselt'sche Buch geradezu das Muster einer Selbstbiographie, besonders eines Missionars zu nennen. Kein Selbstruhm, keine Überhebung, kein salbungsvolles Pathos, das sind seine negativen Vorzüge. Nicht minder groß sind die positiven: seine natürliche, oft ganz urwüchsige Sprache voll Anschaulichkeit und Lebendigkeit, voll guten Humors, welcher die eigene Schwäche nicht schont, vor allem die ungeschminkte und lehrreiche Darstellung des Anfangs und Fortgangs des Missionswerkes mit allen seinen Mühen und Nöten, Täuschungen und langsamen Erfolgen“. Man kann auch heute den Missionsfreunden die Lektüre dieses köstlichen Buches nur warm empfehlen. Hier wehet gesunde Missionslust und die ursprüngliche Frische afrikanischen Missionslebens.

licht großen Erfolg zu erzielen. Man erwartete von den Missionaren, daß sie sich dieser oft bis ins Einzelne, ja bis ins Kleinliche gehenden Bevormundung fügten. Man erzog ja damit meist keine überragenden und freien Persönlichkeiten. Aber man schuf eine durchaus solide Arbeit und ein festgefügtcs Missionswerk. Mit den anderen in Südafrika arbeitenden Konfessionen und Kirchen stand man teils in freundnachbarlicher Kooperation wie mit der Brüdergemeine, der Barmer und Hermannsbürger Mission, oder man ging schiedlich friedlich nebeneinander her. Noch waren die Entfernungen so groß und die Verkehrsmittel so wenig entwickelt, daß jede Mission in ihrem Kreise vor sich hinarbeitete, ohne rechts und links zu schauen. Nur mit den englischen Wesleyanern und den bischöflichen Anglikanern gab es unerfreuliche Reibungen, wenn diese die Arbeitskreise nicht respektierten, unverantwortlich leicht und schnell taufteu oder eine allzu laxc Kirchenzucht übten. Aber das waren nur vorübergehende Störungen, welche die Arbeit im ganzen kaum beeinflussten.

Die Berliner Mission in der Ära des deutschen kolonialen und weltwirtschaftlichen Aufschwungs. 1894 - 1914.

I. Die Heimat.

1. Die beiden Jahrzehnte von D. Wangemanns Tod bis zum Ausbruche des Weltkrieges waren für das Deutsche Reich eine Periode glänzenden Aufschwungs. Der deutsche Handel verbreitete sich über alle Länder und Meere; war ein Vierteljahrhundert zuvor die deutsche Flagge in den Häfen Ostasiens und der südlichen Halbkugel selten gesehen, so zeigte sie sich nun überall neben derjenigen Englands und anderer führenden Seemächte. Die deutsche Politik erhob Anspruch darauf, in allen großen Entscheidungen im Leben der Völker so gut wie die anderen Weltmächte ein entscheidendes Wort mitzureden, und setzte diesen Anspruch auch mit mehr oder weniger Geschick durch. Die deutsche Industrie entwickelte durch eine glänzende Technik der Unternehmer und anhaltenden Fleiß der arbeitenden Klassen eine Leistungsfähigkeit, welche sie an die Seite der höchstentwickelten Industrieländer, England und die Vereinigten Staaten, stellte. Sie war imstande, billiger als beide zu produzieren, weil der deutsche Arbeiter im Durchschnitt fleißiger und technisch gebildeter war; sie wurde dadurch ein umso gefährlicherer Konkurrent. In Verbindung mit dieser Erweiterung des Gesichtskreises des deutschen Volkes über die kontinentale Enge hinaus gewannen auch die kolonialen Erwerbungen neue Bedeutung. Die eingehendere Erforschung hatte bewiesen, daß diese afrikanischen und Südseekolonien wertvoller waren, als die kritischen Landratten außerhalb der kleinen Kreise der Kolonialschwärmer zunächst angenommen hatten. Die lang hingezogene und opferreiche Niederwerfung des Boxeraufstandes in China, des Herero- und Hottentottenaufstandes in Deutsch-Südwestafrika und des Eingeborenen-Aufstandes in Deutsch-Ostafrika, die zahlreiche Soldaten übersee geführt und viele Familien durch blutige Opfer mit jenen fernen Ländern verbunden hatten, die unerwartete Auffindung von Diamantenfeldern in Deutsch-Südwestafrika, ein so großzügiges koloniales Unternehmen wie die große Zentralbahn in Deutsch-Ostafrika trugen erheblich dazu bei, das koloniale Interesse

und Verständnis in weiteren Volkskreisen zu verbreiten und zu vertiefen. Daß hinter diesem glänzenden Aufstieg allerernsteste Gefahren drohten, über sah man in der Freude über den unerhörten Zuwachs an Weltmacht und Weltgeltung. Es war begreiflich, daß diese in die Weiten der Welt hinausführende Entwicklung tief in die Missionsbewegung eingriff, und zwar hauptsächlich nach drei Seiten: a) Einmal erweiterte sie außerordentlich den Bereich der Volkskreise, welche für überseeische Fragen Interesse und Verständnis hatten, und soweit diese Kreise ein positives Verhältnis zu Kirche und Christentum hatten, ließ sich in dies Weltverständnis auch ein gut Teil Verständnis für die Missionsaufgabe einflechten und neben der oft geradezu generösen Beitragswilligkeit für gewagte überseeische wirtschaftliche Unternehmen eine wenn auch erheblich bescheidenere Beitragswilligkeit für Missionszwecke erzielen. Das um so mehr, als die eigentlichen Macher und Drahtzieher der überseeischen und kolonialen Unternehmungen, vielleicht bei weitgehender Verständnis- und Interesselosigkeit in religiösen Fragen, recht wohl einsahen, daß die Missionen mit ihren ganz anders orientierten Bestrebungen recht wertvolle Dienste leisten könnten, entweder durch die kulturelle Entwicklung der Eingeborenen und die Steigerung ihrer Brauchbarkeit, oder durch Schaffung eines günstigen Vorurteils für den deutschen Namen und dadurch Vermehrung ihres Handelskredits, oder durch Erweckung von Interesse für überseeische Fragen in Kreisen, die sonst nur kontinental und heimattlich eingestellt waren. Zu großen Veranstaltungen wie den Kolonialkongressen wurden deshalb die Missionen beider Konfessionen geflüffentlich herangezogen und sogar in gewisser Weise bevorzugt. Missionsvertreter hatten zum Teil die wichtigsten Vorträge über Fragen zu halten, auf welche sich die Aufmerksamkeit weiter Kreise richtete. b) Zweitens regte sich in den eigentlichen Missionskreisen in immer wachsendem Maße ein koloniales Verantwortungsgefühl; man empfand die heidnischen oder moslemischen Eingeborenen in den Schutzgebieten als Hausgenossen, für die geistlich zu sorgen man in erster Linie verpflichtet sei. Da sich bald herausstellte, daß im allgemeinen die Missionsgesellschaften anderer Völker die deutschen Kolonien nicht aufsuchten, dagegen in den angelsächsischen Missionskreisen die Neigung bestand, sich aus ihnen zurückzuziehen oder wenigstens die Arbeit in ihnen einzuschränken, legten sich die deutschen Missionsfreunde immer gewissenhafter die Frage vor, was sie weiter zu tun hätten, um den auf ihren Dienst angewiesenen farbigen Unter-

tanen des Deutschen Reiches das Evangelium zu bringen. Eine von den deutschen Missionsgesellschaften nach der anderen empfand es als eine Gewissensverpflichtung, in die koloniale Arbeit einzutreten. c) Drittens verursachte dieser mächtige Umschwung im weltwirtschaftlichen und weltkulturpolitischen Leben auch im Leben der eingeborenen Völker tiefgreifende Bewegungen. Man soll nicht gleich von Ausgießungen des heiligen Geistes oder von religiösen Erwedungsbewegungen reden. Aber ein Negerstamm nach dem andern, ein primitives Berg- und Waldbvolk auf den Inseln oder in den asiatischen Wildnissen nach dem andern rechte sich aus seinem vorgeschichtlichen Vegetieren und seiner Barbarei der neuen Zeit entgegen. Die Häuptlinge konnten die Missionare als Vermittler des amtlichen Verkehrs mit den fremden Gewalthabern gebrauchen, die Stammesgenossen sahen in ihnen Männer, von denen sie Kleiderstoffe, Werkzeuge, Luxusartikel, unter Umständen auch Gewehre nebst Zubehör beziehen konnten, gleichsam ihre „Milchkühe“, und die Stationen boten eine Menge Arbeitsgelegenheit mit loedendem Lohn, die man trotz tiefgewurzelter Faulheit nicht verschmähte. Auf höherem Kultur-Niveau vollzog sich ein Austausch zwischen den Eingeborenen und den weißen Herren, und zwar entweder in freundlicher, empfänglicher Stimmung der Aufnahme der europäisch-christlichen Kultur oder in feindlich ablehnender Haltung der nationalistischen Selbstbehauptung. Jedenfalls brachten diese Entwicklungen eine Fülle von neuen Aufgaben, von offenen Türen, von Ausdehnungsmöglichkeiten mit sich. Nahm man dazu eine zwar langsam einsetzende, aber doch unaufhaltsam fortschreitende Verteuerung der Lebensverhältnisse in der ganzen Welt, so war es nur zu verständlich, daß trotz des Wachstums des heimatischen Einkommens die wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen Missionsgesellschaften immer schwieriger wurden. Das Missionswerk wuchs schneller und die Preise der Lebensbedürfnisse stiegen stärker als die Leistungsfähigkeit und die angespornte Opferwilligkeit der heimatischen Freundeskreise.

Es war begreiflich, daß von diesen Entwicklungen die Berliner Missionsgesellschaft in der Reichshauptstadt, dem Sitze der auswärtigen Beziehungen und der kolonialen Kreise, besonders stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ihre heimatische Geschichte während dieser Jahrzehnte ist ohne diesen Ausblick auf den bewegten und farbenreichen Hintergrund kaum zu verstehen.

2. Als D. Wangemann am 18. Juni 1894 starb, war er ein

Greis von 76 Jahren. Trotzdem hatte er im Komitee bis zuletzt so unbestritten die Herrschaft und die alleinige Initiative gehabt, daß man nur wenig nach einem geeigneten Nachfolger ausgeschaut hatte. Es lag vielleicht am nächsten, an Wangemanns langjährige, treue Mitarbeiter D. Krazenstein, Wendland und D. Merensky zu denken. Allein Krazenstein und Wendland waren damals 71 und 61 Jahre, sie waren also für die Übernahme eines so ungemeine und vielseitige geistige Elastizität und eine weitreichende Reisetätigkeit erfordernden Amtes zu alt. D. Merensky war 57 Jahre alt, er war körperlich und geistig noch ungewöhnlich frisch. Er genoß als der Gründer der Musterstation Botshabelo, als der langjährige Superintendent der Süd-Transvaalsynode, als der Pfadfinder der deutsch-ostafrikanischen Mission in der heimatlichen Missionsgemeinde ein ungewöhnlich großes Ansehen. Er verfügte für Missionsfeste und für Vorträge aller Art in kirchlichen und kolonialen Kreisen über eine glänzende Darstellungsgabe und ein umfassendes Wissen. Nachdem ihm schon Heidelberg den Dr. phil. h. c. verliehen hatte, zeichnete ihn, obgleich er nicht Theologe war, die Berliner theologische Fakultät durch den theologischen Doktorgrad aus und erkannte ihn dadurch auch in den Augen der Pastorenschaft in aller Form an. Er war der bekannteste Vertreter der Mission in den kolonialen Kreisen, sein Urteil wog auch bei solchen, die sonst für kirchliche und missionarische Gesichtspunkte kein Verständnis hatten; man merkte eben, er verstand gründlich etwas von diesen Sachen, mehr als die meist theoretischen Kolonialpolitiker Berlins. Und er führte eine ausgezeichnete Feder. Seine großen Bücher „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Transvaal“ und „Deutsche Arbeit am Njassa“ gehörten zu den Klassikern der deutschen Missionsliteratur, und er verstand im „Missionsfreund“ und im „Kleinen Sammler“ auch für das Volk und die Kinder anschaulich und erwedlich zu schreiben. War er nicht ohne weiteres der gegebene Mann? Vielleicht hätte in der Tat das Komitee gut getan, einfach ihn zu wählen; auch so erfahrene Missionsmänner wie D. Gustav Warnke in Halle sahen das fast als selbstverständlich an. Trotzdem ist er für das Komitee nicht ernstlich in Erwägung gekommen. Er war der Schwager Wangemanns; aber dieser hatte ihn nicht als seinen Nachfolger ins Auge gefaßt. Das Komitee wußte aus langjähriger Erfahrung, daß bei aller sonstigen glänzenden Begabung D. Merensky die für einen Missionsdirektor so hochwichtige geniale Leitungsgabe nur in geringem Maße zu Gebote stand; und dann machte

sich merkwürdigerweise trotz großer geistiger und körperlicher Frische bei Merensky schon früh eine unbegreifliche zeitweilige Ausschaltung seines Gedächtnisses, nicht in der Form von Vergesslichkeit, sondern in zeitweiliger Geistesabwesenheit bei korrekter Ausübung seines Dienstes geltend. Das hat ihn dankenswerterweise bis in sein hohes Alter nicht in seiner literarischen, seiner Reise- und Vortragstätigkeit gestört, aber machte begreiflicherweise das Komitee bedenklich, ihn zum Direktor zu wählen. Doch wurde er nun zum Missionsinspektor ernannt und erhielt als seinen Aufgabenzirkel das Dezernat der Njassamission, einen Anteil am Unterricht des Missionsseminars, die Leitung des Sammelvereins und später auch der Missionsbuchhandlung.

Wangemann hatte bei seiner Kündigung zum 1. Oktober 1894, die er dem Komitee im Februar übergab, Sup. Darr in Jannowitz vorgeschlagen; das Komitee ging darauf nicht ein, sondern wählte wenige Wochen vor Wangemanns Tode sein Mitglied P. Schulze-Bethanien einstimmig; aber dieser lehnte ab. Bis dahin hatte Wangemann erklärt, er werde die Geschäfte bis zum Eintritt des neuen Direktors weiterführen; mit seinem Tode wurde die Frage des Nachfolgers dringend. Man verhandelte noch mit dem damaligen Gymnasiallehrer Möller in Gütersloh und mit Sup. Büchsel in Cottbus. Als diese Verhandlungen nicht zum Ziele führten, wurde am 6. November desselben Jahres der Superintendent Martin Gensichen in Belgard einstimmig gewählt und trat am 1. April 1895 sein Amt an.

Martin Gensichen war am 10. November 1842 (Luthers Geburtstag) in dem Pfarrhaus Dargow in der Neumark geboren. Er entstammte einer angesehenen märkischen Pastorenfamilie, welche der Provinzialkirche Pfarrer und Superintendenten in großer Zahl geschenkt hat. Nachdem er erst 18 Jahre Pfarrer in dem märkischen Dorfe Gossar gewesen war, wurde er nach Teschen-dorf bei Ruhnow in Pommern und von dort 1888 als Superintendent nach Belgard an der Persante berufen. Dort traf ihn ziemlich unvermutet der Ruf in das Direktorat der Berliner Missionsgesellschaft. Er hatte sich als eifriger Vertreter des Luthertums in der preussischen Kirche, als Mitglied der Provinzial- und der Generalsynode hervorgetan. Auch an der Pflege des heimatischen Missionslebens hatte er sich eifrig beteiligt. Seine Gattin war seit dem Jahre 1867 Elise geb. Beckmann, eine mecklenburgische Pfarrerstochter, mit der er 57 Jahre lang in einer selten innigen „glückseligen“ Ehe verbunden gewesen ist. Sein Direktorat ist ohne die Hilfe und Mitarbeit der „Frau Direktor“ kaum zu denken, begleitete sie ihren Gatten doch sogar auf seiner großen Visitationsreise nach Süd- und Ostafrika. (Frau Direktor Gensichen ist am 14. September 1922 in dem hohen

Alter von 81 Jahren gestorben; D. Gensichen lebt noch als Emeritus bei seinem Schwiegersohn Pastor Friedemann in den Rüfenmühler Anstalten bei Stettin. Er hat seinen Lebensgang und sein Lebenswerk dargestellt in der Selbstbiographie: „Ein Schnitter nur“. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1915.)

D. Kragenstein, am 29. Oktober 1823 geboren, war bereits als Kandidat von 25 Jahren im Jahre 1858 in das Missionshaus eingetreten und ist in ihm bis an seinen Tod am 30. September 1896, also 48 Jahre lang geblieben. Er verkörperte ein großes Teil der Tradition des Missionshauses und der Gesellschaft. Er war im besonderen Maße ein treuer Seelsorger und ein frommer Bibelforscher; der größere Teil des Unterrichts der Missionszöglinge lag in seinen Händen. Er war ein hervorragender Erzieher und suchte jedem einzelnen der jungen Männer bis in die innersten Anliegen des geistlichen Lebens nahe zu treten; er hielt mit ihnen einen umfangreichen, vertrauensvollen Briefwechsel aufrecht; er pflanzte ihnen eine heilige Ehrfurcht und eine herzliche Liebe zur Bibel, auch dem hebräischen Alten Testament, ein. Nicht wenige seiner Schüler haben ihr Leben lang den schönen Brauch aufrecht erhalten, jeden Morgen die Tagesarbeit mit dem Lesen eines Kapitels des hebräischen Alten Testaments zu beginnen. Der Gesellschaft diente er durch seine in vier Auflagen (zuletzt 1893) erschienene „Kurze Geschichte der Berliner Mission“, eine genaue Chronik der wichtigeren Ereignisse auf den Berliner Missions-Stationen, eine der wichtigsten Vorarbeiten für dies Buch. Außerdem schrieb er eine Auslegung seines Lieblingsbuches, der Offenbarung St. Johannes, „für das Verständnis der Gemeinde“, von der auch (1891) eine zweite Auflage herauskam, eine reiche Frucht seines frommen, altgläubigen, langjährigen Bibelstudiums.

J. Wendland, am 9. Juli 1833 in Ostpreußen geboren und einige Jahre dort als Pfarrer tätig, trat im Jahre 1877 in das Missionshaus ein und hat auch von da an dem Missionsdienste sein ganzes Leben gewidmet. Im Oktober 1906 ließ er sich wegen seines hohen Alters emeritieren, nahm aber auch dann als eines der treuesten Mitglieder bis an seinen Tod am 8. Februar 1915 an den Verhandlungen des Komitees teil. Er war ein Mann von ungeschminkter Treue und hingebendem Fleiß im Kleinen; bis in sein hohes Alter machte er sich von allen Vorträgen, die er hörte, umfangreiche Notizen. Lange Jahre hat er den „Missionsfreund“ herausgegeben und auch zum großen Teile geschrieben. Seine besondere Liebe gehörte der chinesischen Mission; er ist auch Dezernent der Kiautschou-Mission gewesen.

Im Jahre 1897 trat als Missionsinspektor, als Nachfolger Krahensteins Pastor Saubierzweig Schmidt in das Missionshaus ein. Am 19. Juli 1859 als Sohn des Missionsuperintendenten August Schmidt in Amalienstein geboren, war er im Missionshause aufgewachsen. Nachdem er einige Jahre in einem Priegnitzer Pfarramte Erfahrungen gesammelt hatte, trat er, 38 Jahre alt, in den Missionsdienst; er brachte seine jugendliche Begeisterung und Willensenergie mit und setzte sich dadurch im Komitee und im Missionshause um so mehr durch, als seine Welt eben die Berliner Mission war. Leider gehörte er ihr nicht einmal ein Jahrzehnt an. Nachdem er in rastlosem Fleiß daheim neben zahlreichen wertvollen Einzeldarstellungen aus der Berliner Mission (Medingen; Freuden und Leiden des Chinamissionars Hanspach, Die Festwoche zu Waterberg-Modimolle; Wallmann und Wallmannsthal u. a.) eine für Missionsseminare und zum privaten Studium recht geeignete „Schulgrammatik der hebräischen Sprache“ (220 S.) nebst Übungsbuch (74) veröffentlicht und umfangreiche Vorarbeiten für die mit großem Fleiße vorbereitete Inspektionsreise in China gemacht hatte, war er von 1903—06 fast beständig auf Reisen, in Süd- und Deutsch-Ostafrika, in Südchina und Kiautschou, starb aber vor dem Abschluß dieser Visitation am 11. Mai 1906 in Hongkong. Damit ging der Berliner Mission die Hoffnung verloren, aus ihrem eigenen Kreise einen zielbewußten, willensstarken Missionsdirektor hervorgehen zu sehen.

Im Jahre 1904 trat Pastor Axenfeld als Missionsinspektor ins Missionshaus ein. Als Sohn des Smyrnaer Auslands Pfarrers, späteren Gründers der Godesberger Anstalten, am 6. März 1869 in Smyrna geboren, hatte er neben einer glänzenden Begabung und einem zähen Willen einen zarten Körper, dem er aber schon früh lernte eine ungewöhnlich große und reiche Arbeitsleistung abzurufen. Seine akademischen Lehrer in Halle, besonders Martin Röhler und Voofs, hatten wohl gewünscht, daß er die akademische Laufbahn ergreife. Er war aber zunächst in ein sächsisches Pfarramt in Erdeborn bei Eisleben gegangen. Von dort aus zog er die Aufmerksamkeit des Berliner Komitees durch die Umsicht und das Geschick auf sich, mit welchem er in die heimatliche Missionsarbeit eingriff. Als die neue Einrichtung der Provinzial-Missionssekretäre geplant wurde und es darauf ankam, daß ein Pfadfinder das englischen Anregungen nachgebildete Amt gut eindeutsche und einführe, wurde Axenfeld um diesen Dienst gebeten.

Er bewährte sich darin so, daß das Komitee hoffte, durch ihn das schon länger gewünschte Heimatdezzernat einführen zu können. Zu diesem besonderen Dienste wurde er in das Missionshaus berufen. Auch in diesem Amte hatte er noch mehrmals schwer und lange mit ernstesten Erkrankungen zu ringen, die ihn zu Zeiten vom Missionshause und seiner geliebten Arbeit fernhielten; trotzdem holte er solche unfreiwilligen Versäumnisse durch seine erstaunlich leichte und durchdringende Auffassungsgabe und seinen eisernen Fleiß schnell wieder nach. Bald wurde er dem alternden Merensky als Rodezzernent für die ostafrikanische Mission beigegeben und übernahm nach seiner Emeritierung die Leitung dieser unter seinen Händen fröhlich aufblühenden Arbeit. Auf Grund einer ausgezeichneten, umfangreichen Studie über „Die jüdische Propaganda als Vorläuferin und Wegbereiterin der urchristlichen Mission“ in der Warned-Festschrift „Missionswissenschaftliche Studien“ (1904) ernannte ihn 1905 die Halle'sche theologische Fakultät zum Lizenziaten, später, als er von seiner großen afrikanischen Visitationsreise zurückgekehrt war, 1914 zum Doktor der Theologie. Trotz der ernstesten Gefahren, die bei seinem durch viel Krankheit gehemmten Körper eine angestrenzte Reisetätigkeit und ein längerer Aufenthalt in den Tropen mit sich brachte, unternahm er im Jahre 1912—13 eine überaus erfolgreiche Visitationsreise durch Deutsch-Ostafrika. Im Frühjahr 1913, eben von dort zurückgekehrt, wurde er vom Komitee zum Direktor berufen.

Im November 1904, also kurze Zeit nach D. Axenfeld, trat Pastor W. Gr ü n d t e r als Missionsinspektor in das Missionshaus. Im Jahre 1864 geboren, war er längere Zeit Pastor in Warnitz in der Neumark; er wurde besonders für den Unterricht und die Leitung des Missionsseminars berufen und hat diesem Dienste seine Hauptkraft gewidmet. Sein Urteil in Fragen und Angelegenheiten der deutschen Missionsseminare wurde in den weiteren Kreisen der deutschen Mission so geschätzt, daß er zum Vorsitzenden der Missionsseminarlehrer-Konferenz gewählt wurde. Schon als Pfarrer hat er eine wertvolle Monographie über die „Bawendamißion“ geschrieben. Durch seine sorgfältige Kenntnis der afrikanischen Mission eignete er sich besonders dazu, bei Urlauben oder aus anderen Ursachen notwendiger Abwesenheit der afrikanischen Dezzernenten deren Vertretung zu übernehmen, wie er auch während der ein Jahr währenden Visitationsreise Knats nach China die gesamten Direktorialgeschäfte geleitet hat.

Im Jahre 1907 traten zwei weitere Mitarbeiter ein. Sauberzweig Schmidt war gestorben, Wendland hatte sich emeritieren lassen, D. Merensky alterte schnell. Da war die rüstige Kraft des pommerischen Pastors Martin W i l d e willkommen. Am 15. September 1859 geboren, hatte er lange Jahre erst auf der der Insel Rügen vorgelagerten Insel Hiddensee, dann in Neufkirchen bei Greifswald als Pastor gewirkt, dann war er in die Lepsius'sche Orientmission eingetreten. Von dort folgte er dem Rufe der Berliner Mission in den umfangreicheren und weitergreifenden Dienst, der sich ihm dort bot. Mit frischer Tatkraft schuf er sich bald einen großen Arbeitskreis. Er suchte die „Freunde der Berliner Mission“ zumal unter den Pastoren zu einem geschlossenen, sich seiner Zugehörigkeit bewußten Kreise zu organisieren und gab zur Pflege und Förderung dieser Gemeinschaft die Zeitschrift „Mission und Pfarramt“ heraus, die sich wegen der Gediegenheit ihres Inhalts bald einbürgerte. Nachdem er einige Jahre das Heimatsdezernat verwaltet hatte, übernahm er die Leitung des großen südafrikanischen Arbeitsfeldes. In den Jahren 1911—12 führte er zu diesem Zweck eine erfolgreiche Visitation der südafrikanischen Mission durch. Als ihr literarisches Ergebnis veröffentlichte er 1913 das Rejewerk: „Schwarz und Weiß, Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission in Südafrika“, eine ausgezeichnete Einführung in die südafrikanische Missionsarbeit. — Neben ihm trat im gleichen Jahre H. G l ü e r ein. Am 16. Juni 1863 in Ostpreußen geboren, wo sein Vater ein angesehener Rittergutsbesitzer, mehrmals auch Reichstagsabgeordneter war, hatte er bereits zwei Jahrzehnte in einem ostpreußischen Pfarramte gestanden, als der Ruf in das Missionsinspektorat an ihn erging. Er hat diesem Dienste mit hingebendem Fleiß und großer Treue 15 Jahre seines Lebens gewidmet und besonders das chinesische Dezernat verwaltet; daneben gab er einen von den Missionsseminaristen hochgeschätzten Unterricht in den systematischen Fächern. Eine dogmatische Studie über die „letzten Wurzeln der christlichen Heilsgewißheit“ (Leipzig, A. Deichert) beurteilte die Greifswalder theologische Fakultät so günstig, daß sie ihm den Ehrendoktor der Theologie verlieh. — Als sich im Laufe des Jahres 1909 herausstellte, daß die im Missionshause vorhandenen Kräfte der wachsenden Arbeit nicht gerecht werden konnten, wurde Pastor Siegfried R n a t z zu Ribbeckardt in Pommern berufen. Er war der Sohn des 1899 heimgegangenen Pastors Johannes Rnat an der Böhmisches Kirche zu Berlin und der

Enkel des pommerischen Erweckungspredigers und Dichters Gustav Anaf. Ihm fiel als sein besonderer Arbeitskreis zunächst das Heimatbezernat zu, wozu er durch seine Familienüberlieferung und die darin wurzelnde enge Verbundenheit mit den Freundeskreisen der Berliner Mission besonders geeignet war. Ein zartes, ihm dringend am Herzen liegendes Anliegen bestand darin, bei der schnell fortschreitenden Verzweigung und Vermannigfaltigung der heimatlichen Missionsarbeit mit vielen hunderten von Festen und Vorträgen, Sitzungen und Konferenzen, immer neu herausgegebenen Zeitschriften und Flugschriften usw. eine unruhige Vielgeschäftigkeit zu vermeiden und zu überwinden und um so stärker die geistliche, evangelistische Aufgabe zu betonen. Unter diesen Gesichtspunkt stellte er seine sich schnell und weit ausbreitende Vortragstätigkeit und seine literarische Arbeit zumal in „Mission und Pfarramt“, das er erst mit Wilde, dann mit Beyer gemeinsam herausgab.

Kurz vor dem Ausbruche des Weltkrieges waren noch drei weitere Mitarbeiter in das Missionshaus eingetreten. Der am 9. November 1887 in Groß-Krausnigt bei Ludau (Prov. Brandenburg) geborene Pastor und Studieninspektor S. Schöne trat als zweiter theologischer Lehrer am Missionsseminar dem Inspektor W. Gründler zur Seite; denn wenn auch der Direktor und die Inspektoren in der Regel einige Stunden gaben und auch einige Kandidaten und Geistliche einen Teil des Unterrichts übernahmen, so war doch der volle Wochenetat von 70 Lehrstunden (in fünf Jahrgängen) von einem Seminarleiter nicht zu bewältigen. Daneben half er in der seelsorgerlichen Erziehung der Missionsseminaristen und übernahm seit 1919 das Codezernat für Südafrika. — Als zweiter Heimatinspektor trat 1914 Pastor G. Beyer, geboren am 21. September 1881 in Lorenzberg, Kr. Strehlen in Schlesien, ein. Er war vorher Reise-Sekretär des Deutschen Studentenbundes für Mission, später Pfarrer in Tiefensurt D. L. und Vereinsgeistlicher der Inneren Mission in Liegnitz gewesen. Er brachte eine warme evangelistische Gabe mit, die er zumal auf den von ihm eingeführten „Missionswochen“, Evangelisationen mit einem starken Einschlag des Missionsgedankens, eifrig pflegte. Da ihm bei seiner heimatlichen Missionsarbeit immer wieder das Bedürfnis einer gründlichen Orientierung über China und die chinesische Mission entgegentrat, schrieb er ein ausgezeichnetes Missionsstudienbuch „China als Missionsfeld“, das von den Missionsfreunden zur Einführung in

dies verwickelte und fesselnde Missionsfeld gern benutzt wird. — Ihm zur Seite trat der Evangelist Ludwig Weichert. Am 13. April 1887 zu Weenen in Ostfriesland geboren, war er zunächst einige Jahre Volksschullehrer in Oldenburg, verließ dann aber den Schuldienst, um sich der Reichsgottesarbeit zu widmen. Nachdem er einige Jahre Sekretär des Christlichen Vereins junger Männer in Stuttgart gewesen war, trat er im Januar 1913 in den Dienst der Berliner Mission und wurde 1919 zum Missionsinspektor ernannt. Sein Dezernat umfaßt die Volksmission, die ärztliche Mission, den Lehrermissionsbund und die Leitung der Buchhandlung. Neben einzelnen belletristischen Werken erschienen von ihm zwei Jahrbücher der Berliner Mission, „die köstliche Perle“ und „das Senforn“ und eine Studie über die „Schularbeit der deutschen evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien“.

Da mithin die Zahl der Berufsarbeiter sich erheblich vermehrte, stellte es sich als unumgänglich heraus, und das entsprach ja auch einem gefunden Zuge der Zeit, daß jeder der Berufsarbeiter seinen festumgrenzten Arbeitskreis bekam; für die Hauptgebiete — Heimat, Südafrika, Deutsch-Ostafrika, Südchina, Kiautschou, Seminar, Buchhandlung — wurden eigene Dezernenten eingesetzt, die auch im Komitee über die Fragen ihrer Ressorts zu berichten und Anträge zu stellen hatten. Auch die alte patriarchalische, aber überlebte Einrichtung, daß die Seminaristen gleichsam in Kost und Wohnung beim Direktor waren und Frau Direktor den gemeinsamen Haushalt führte, wurde aufgehoben und für die Wirtschaft des Missionsseminars eine Hausdame angestellt. Als solche wurde Frä. Anna Koch angestellt, die sich so ausgezeichnet bewährte, daß ihr wiederholt der Dank des Komitees ausgesprochen wurde. Damit wurden eine Menge von Reibungen beseitigt, welche zumal während der letzten Jahre von Wangemanns Direktorat das Leben im Missionshaus erschwerten und manchen Anlaß zu unerfreulichem Gerede in der Missionsgemeinde gegeben hatten. — Um trotz der Aufteilung in Dezernate die Einheitlichkeit in der Arbeit sicher zu stellen, schlossen der Direktor und die Inspektoren sich zu einer Hauskonferenz (seit 1895) zusammen, die wenigstens jede Woche einmal, oft noch häufiger zusammentrat, um alle auftauchenden Fragen vorzubereiten und die in ihrem Pflichtenkreise liegenden zu entscheiden. Es lag in der Natur der Sache, daß das Komitee, soweit es in seinen Kräften stand, über den Durchschnitt begabte Männer von ausgeprägter Eigenart in das Missionshaus

zu berufen bestrebt war. Es ist ein gutes Zeugnis für die Einheitlichkeit des gemeinsamen Glaubensgrundes, für die Hingabe an den gemeinsamen Reichsgottesdienst und für die von allen ernstlich geübte Selbstzucht, daß die Hauskonferenz fast durchgängig zielsicher und erfolgreich gearbeitet hat. Nie ist wieder die Missionsgemeinde von so unerfreulichem Gerede beunruhigt worden wie in den letzten anderthalb Jahrzehnten von Wangemanns Direktorat. Die Männer und die Frauen des Missionshauses haben in Frieden miteinander gearbeitet.

Da die Zahl der Berufsarbeiter wuchs, die Zahl der auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionarsfamilien von Jahr zu Jahr zunahm, auch die Zahl der Zöglinge stieg und Bibliothek, Lagerstube, Werkstätten, Expedition, Museum und anderes neue Räume beanspruchten, war ein Neubau bei dem Missionshause nicht länger zu vermeiden. In den Jahren 1898—99 wurde er in der Weise ausgeführt, daß neben dem längs der Friedrichshainfront gebauten „alten“ Missionshause ein ebenso großes „neues Missionshaus“ mit einer stattlichen Front längs der Georgenkirchstraße errichtet wurde. Der Neubau kostete trotz größter Sparsamkeit 238 206 M., und da wegen der herrschenden Defizitnot nicht eine große Hausbausammlung wie bei den früheren Missionshausbauten veranstaltet werden konnte, war es eine empfindliche Belastung der Kasse, daß eine Bauschuld in Höhe von 170 172 M. verblieb, die sich auch in den folgenden Jahren nur langsam verringerte.

Unter Wangemanns Direktorat hatte man noch außer dem Direktor mit zwei Inspektoren auskommen können, und zwar so, daß der Direktor im Grunde die ganze Missionsleitung daheim und übersee in seiner Hand vereinigte, neben ihm, aber unter seiner Oberleitung die beiden Inspektoren den Unterricht am Missionsseminar in der Hand hatten, und alle drei mit dem einen beruflichen heimatlichen Reiseprediger, damals Merensky, sich in die heimatliche Reise- und Festpredigtarbeit und in die erforderlichen literarischen Arbeiten teilten. Beim Ausbruche des Weltkrieges standen dem Direktor sechs Inspektoren und der gleichfalls hauptamtlich beschäftigte Ludw. Weichert zur Seite. Es zeigte sich darin die ungemaine Vermannigfaltigung und Ausbreitung der heimatlichen Missionsarbeit. Noch mehr, auch für die Finanzverwaltung hatte es sich als notwendig herausgestellt, einen Berufsarbeiter anzustellen. Bisher hatten zu ihrer Bewältigung zwei Männer genügt, ein Schatz-

meister und ein Rendant. Schatzmeister war seit 1879 der Kaufmann Julius Schlunf und ist es bis zu seinem Tode am 13. Oktober 1917, also ein volles Menschenalter hindurch geblieben. Er hatte sich im Laufe der Jahre immer mehr zu einer Art Finanzminister der Berliner Mission ausgebildet, der neben dem wesentlich für die geistliche und erweckliche Seite der Missionsarbeit interessierten Direktor Genrichen fast vollständig eine ungemein vielseitige andere Seite der Missionsarbeit, die Gehälter und die wirtschaftliche Lage der Missionare und der anderen Missionsangestellten, die Bauten von Kirchen, Schulen, Missionarshäusern und Nebengebäuden, die zumal in Südafrika verwickelte und umfangreiche Verwaltung des großen und vielen Anfechtungen unterworfenen Grundbesitzes, kurz, den missionarischen Haushalt nach einheitlichen Grundsätzen verwaltete. Es war eine für einen Kaufmann um so bemerkenswertere Auszeichnung, als ihm für seinen langjährigen, treuen Dienst im Reiche Gottes die Berliner Theologische Fakultät bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier der Universität 1909 den theologischen Doktorgrad verlieh. Aber auch er konnte das Schatzmeisteramt nicht mehr allein bewältigen. Es war sein Grundsatz, daß das gesamte Rechnungswesen, auch von allen Missionsfeldern, im Berliner Missionshause konzentriert wurde. Dann mußten aber hier alle Rechnungen gründlich geprüft und alle Vorschläge für die Gesellschaft im ganzen, für jede Missions-Synode und jede Station aufgestellt oder wenigstens sorgfältig durchgesehen werden. Das füllte bei einem so schnell wachsenden Werke von nun bereits 95 Hauptstationen und 184 selbständigen Missionsarbeitern die volle Arbeit eines dafür eingeschulten Mannes aus. So wurde 1902 die Anstellung des Kaufmanns Otto Edelmann*) als „Gehilfe des Schatzmeisters“ beschlossen. Er hat diesen bescheidenen, selbstverleugnungsvollen Dienst bis zu seiner Emeritierung während des Weltkrieges ausgeübt. Rendant war bis 1899 der alte, treue Markert, seitdem Lehmann.

Wie bei den Berufsarbeitern des Missionshauses trat bei den Mitgliedern des Komitees von 1894—1914 eine fast vollständige Verjüngung ein: Von den Mitgliedern 1894 gehörten ihm 1914 nur noch Schatzmeister D. Schlunf und Superintendent Friedemann an. Präsident war seit 1892 und bis zu seinem Tode 1908 der ehemalige

*) Edelmann hatte vorher lange Jahre als Missionskaufmann und Leiter der großen Anabananstalt Paraperi in Malabar im Dienste der Basler Mission in Indien gestanden.

Landrat Geh. Reg.=Rat von Gerlach in Bollenschier bei Binzelberg in der Altmark. Gewiß hatte es eine gewisse Schwierigkeit, daß der Präsident nicht in Berlin und nicht einmal in einer leicht erreichbaren Bahnstation wohnte. Bei den oft auftauchenden, schnelle Entscheidung fordernden Fragen gab das manche Verzögerung. Aber von Gerlach widmete sich seinem verantwortungsvollen Amte mit solcher Hingebung und Treue und mit der Exaktheit eines alten preußischen Beamten, daß man die Leitung des Schiffleins der Berliner Mission in sicherer und zuverlässiger Hand wußte*). Nach seinem Tode übernahm der Oberverwaltungsgerichtsrat D. Berner in Berlin das Präsidium, konnte es aber nur vier Jahre lang führen, da er es für seine Pflicht hielt, möglichst alle Eingänge und Ausgänge sorgfältig zu prüfen, und dazu seine Zeit neben seinem arbeitsreichen Hauptamte nicht zureichte. Als er 1913 das Amt niederlegte, übernahm es der finanzielle Direktor des großen Elektrizitätskonzerns Siemens-Halske und Siemens-Schudert, D. F. A. Spieder, der Bruder des Rheinischen Missionsdirektors und damals zugleich Präsident des Zentralausschusses der Inneren Mission.

Es hatte etwas Wehmütiges, wie die alte Garde des Berliner Komitees langsam dahinstarb. Am 24. Juli 1903 starb der Staatssekretär D. Dr. von Jakob i. Aus einem altmärkischen Pfarrhause stammend, verlor er schon mit 12 Jahren seinen Vater und erhielt seine Ausbildung als Orphanus in den Grandeshen Stiftungen in Halle. Als Jurist wurde er zuerst als Hilfsarbeiter bei dem Konsistorium in Magdeburg beschäftigt, wurde aber 1856 durch den Staatsminister von der Heydt in das preußische Finanzministerium berufen, in dem er den größeren Teil seiner Laufbahn verblieb. Einige Jahre war er Unterstaatssekretär im Handelsministerium und

*) Jakob von Gerlach, geboren am 20. März 1830 in Berlin, gehörte der weitverzweigten Adelsfamilie an, welche dem preußischen Staate und dem Hohenzollern-Königshause so viele treue Diener, der Berliner Missionsgesellschaft so viele Mitarbeiter beschert hat. Nach Absolvierung des juristischen Studiums hatte er in eine der alteingesessenen altmärkischen Adelsfamilien hineingeheiratet und hatte dadurch Anteil an dem Gute Bollenschier bekommen, wo er meist wohnte. Schon im Jahre 1861 wurde er zum Landrat des Kreises Gardelegen ernannt und verwaltete ihn mit großer Treue 31 Jahre lang bis 1892. Bald nach seiner Pensionierung trat an ihn die Bitte heran, das Präsidium der Berliner Mission zu übernehmen, und er folgte diesem Rufe um so lieber, als er in seiner Jugend starke Neigung gehabt hatte, Theologie zu studieren.

Staatssekretär des Reichsschatzamtes. Als er 1888 aus dem Staatsdienste ausschied, wurde er Mitglied des Kolonialrates und Vertrauensmann des Auswärtigen Amtes in evangelischen Missionsangelegenheiten. Er war ein Menschenalter hindurch eines der treuesten Komiteemitglieder, von 1884—86 sein Präsident. — Am 15. Juli 1909 starb der Senatspräsident am Kammergericht Oberjustizrat D. Rathmann, der auch seit 1871 Komiteemitglied, von 1884 bis 1887 Vizepräsident, von 1887—92 Präsident der Gesellschaft war. Männer wie Erz. von Jacobi und Präsident Rathmann prägten es durch ihr Vorbild den neu Eintretenden Mitgliedern ein, in welchem Maße dies Ehrenamt zu treuem Dienste verpflichtete, und wie es besondere Gnade für Männer in den verschiedensten weltlichen und geistlichen Berufen ist, hier unmittelbar an der Ausbreitung des Reiches Gottes mitarbeiten zu dürfen. Am 7. Februar 1909 starb Adolf Stöder, am 11. März 1915 Pastor em. Luhe, der Schwiegervater Bostamps usw. Aber für die Ausscheidenden traten neue Mitglieder ein: Sie setzten sich aus drei Gruppen zusammen: wie bisher Männern aus dem öffentlichen Leben und Männern aus dem Pastorenstande, und dazu kamen nun die Vorsitzenden der Provinzialverbände und anderen mit der Gesellschaft eng verbundenen Organisationen. Die Zahl der regelmäßigen Mitglieder stieg von 14 auf 24. Dazu waren im Laufe der Jahre einige Ehrenmitglieder und einige außerordentliche Mitglieder gekommen, so daß das Komitee mit Einschluß des Präsidiums und der Berufsarbeiter 1914 38 Mitglieder zählte, die sich aber über alle sieben östlichen Provinzen Preußens verteilten und darum kaum je vollzählig in einer Sitzung beisammen waren. Von den im Laufe dieser beiden Jahrzehnte eingetretenen Mitgliedern seien nur erwähnt der frühere Kultusminister Dr. von Studt († 1922), der trotz zunehmenden Augenleidens und Altersbeschwerden bis in sein hohes Alter wenn irgend möglich an den Komiteesitzungen teilnahm und der Gesellschaft gern und hochherzig mit seinem weitreichenden Einfluß und mit seinem Vermögen diente. Pastor Martin von Gerlach, Vorsteher der Brüderanstalt Zoar bei Rothenburg i. L., ein Neffe des Präsidenten, also wieder ein Glied der treuen Adelsfamilie, die zu den Stiftern und eifrigsten Förderern der Gesellschaft gehört hat, und drei Universitätsprofessoren, D. Carl Meinhof und Dr. Diedrich Westermann, die beiden berühmten afrikanischen Linguisten, und der 1900 in das Komitee eingetretene Verfasser dieses Buches, ein Neffe des Schatzmeisters D. Julius Schlunf.

Das Komitee war rechtmäßige Leitungsinstanz der Gesellschaft auf Grund der am 4. Mai 1824 von König Friedrich Wilhelm III. genehmigten Statuten, welche bis 1895 in der Regel im Jahresberichte der Gesellschaft abgedruckt wurden. Allein im Laufe der Jahrzehnte stellte es sich als unumgänglich heraus, diese Statuten gründlich umzuarbeiten; die neue „Satzung der Berliner Missionsgesellschaft“ wurde am 5. November 1907 vom Komitee angenommen und am 22. Januar 1908 von Kaiser Wilhelm II. genehmigt. Sie wurde zum ersten Male im Jahresbericht 1908 abgedruckt*). Danach

*) Da diese Satzung von 1908—1923 die Grundlage der Verfassung unserer Gesellschaft gewesen ist, drucken wir die wichtigeren Paragraphen hier ab. Im Frühjahr 1923 ist die Satzung leise überarbeitet, teils um sie den veränderten politischen Verhältnissen des preussischen Staates anzupassen, teils um den inzwischen so wichtig gewordenen „Vertrauensrat“ verfassungsmäßig fester einzugliedern.

Satzung der Berliner Missionsgesellschaft.

§ 1. Name der Gesellschaft. Die Gesellschaft, die bisher den Namen „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ geführt hat, und die allgemein unter dem Namen „Missionsgesellschaft Berlin I“ bekannt ist, führt in Zukunft den Namen „Berliner Missionsgesellschaft“. Die Gesellschaft hält nach wie vor den Grundsatz fest, dem Missionsbefehl des Herrn Jesus Christus zu folgen, den er in den Worten niedergelegt hat: „Geht hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“

§ 2. Zweck und Sitz der Gesellschaft. Entsprechend dem vorgenannten Grundsatz verfolgt die Gesellschaft den Zweck, die evangelische Mission unter den Heiden zu betreiben, Missionare auszubilden und auszusenden, und die zur Erfüllung dieser Aufgabe erforderlichen Mittel aufzubringen und zu verwalten. Der Sitz der Gesellschaft ist Berlin.

§ 3. Mittel der Gesellschaft. Die Mittel der Gesellschaft bestehen in a) den in der Heimat und auf den Arbeitsgebieten der Gesellschaft erworbenen Grundstücken, b) dem vorhandenen beweglichen Vermögen, c) den jährlichen Beiträgen der Mitglieder, d) den sonstigen freiwilligen Gaben und lehtwilligen Zuwendungen. Die Gesellschaft hat die Rechte einer juristischen Person.

§ 4. Mitgliedschaft. Mitglied der Gesellschaft ist jeder evangelische Christ, der einen jährlichen Beitrag zur Gesellschaftskasse leistet. Über die gezahlten Beiträge wird in den Blättern der Gesellschaft oder ihrer Hilfsvereine quittiert. Jedem Mitgliede, das einen Jahresbeitrag von mindestens fünf Mark leistet, werden die Monatsberichte der Gesellschaft unentgeltlich zugesandt.

§ 5. Leitung der Gesellschaft. Die Gesellschaft wird geleitet durch a) das Komitee, b) den aus Mitgliedern des Komitees gebildeten Vorstand.

§ 6. Komitee. Das Komitee besteht aus a) mindestens zwölf Mitgliedern der Gesellschaft, die dieses Amt unentgeltlich führen, b) dem Missionsdirektor, c) den Missionsinspektoren. Das Komitee wählt einen Vorsitzenden (Präsidenten), einen stellvertretenden Vorsitzenden (Vizepräsidenten), einen Schatzmeister und

wurde zunächst der schwerfällige alte Name: „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden“, aber auch die praktische, aber unschöne, eingebürgerte Abkürzung Berlin I er-

einen besoldeten Stellvertreter des Schatzmeisters. Die derzeitigen Mitglieder des Komitees bleiben im Amt, im übrigen ergänzt sich das Komitee durch Zuwahl. Das Komitee ist bei Anwesenheit von mindestens sieben Mitgliedern beschlußfähig; es faßt seine Beschlüsse nach einfacher Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Sind beide Vorsitzende abwesend, so führt das der Mitgliedschaft nach älteste Mitglied den Vorsitz. Bei vorzunehmenden Wahlen bestimmt das Komitee jedesmal selbst das Wahlverfahren. Das Komitee versammelt sich in der Regel monatlich einmal, im übrigen nach Bestimmung des Vorsitzenden. Über seine Beschlüsse wird ein Protokoll geführt, das von dem Vorsitzenden und dem mit der Protokollführung Beauftragten zu unterzeichnen ist. Das Komitee ist für die Entscheidung in allen Angelegenheiten der Gesellschaft zuständig.

§ 7. Vorstand. Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden des Komitees, dem Missionsdirektor, dem Schatzmeister und einem weiteren vom Komitee aus seiner Mitte gewählten Mitgliede. Der Vorsitzende wird vertreten durch den stellvertretenden Vorsitzenden, der Missionsdirektor durch den dienstältesten Missionsinspektor und der Schatzmeister durch seinen Stellvertreter. Die Mitglieder des Vorstandes werden durch eine Bescheinigung des königlichen Polizeipräsidenten in Berlin legitimiert, welchem zu diesem Behufe die jedesmaligen Wahlverhandlungen mitzuteilen sind.

§ 8. Wirkungskreis des Vorstandes. Der Vorstand hat a) die Gesellschaft in vermögensrechtlicher Beziehung gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten; zu jeder die Gesellschaft verpflichtenden Willenserklärung bedarf es der Unterschrift zweier Mitglieder des Vorstandes; der Vorstand kann für einzelne Geschäfte oder für einen Kreis von Geschäften und auf ihren überseeischen Arbeitsgebieten zur Vertretung aller Rechte der Gesellschaft Bevollmächtigte bestellen, b) die Ausführung der Beschlüsse des Komitees zu bewirken und zu überwachen, c) an Stelle des Komitees selbständig zu beschließen: 1. soweit ihm das Komitee die Führung von Geschäften übertragen hat, 2. sofern es sich um bringende Fälle handelt. Die Beschlüsse des Vorstandes sind dem Komitee in seiner nächsten Sitzung zur Kenntnis zu bringen. Der Vorstand beschließt nach Stimmenmehrheit entweder in gemeinsamer Sitzung oder durch schriftliche Stimmabgabe. Zur Beschlußfassung ist die Mitwirkung von mindestens drei Mitgliedern erforderlich. Bei Stimmengleichheit gilt der zur Abstimmung gestellte Antrag als abgelehnt.

§ 9. Mitglieder-Versammlung. Alljährlich — in der Regel in der Woche nach dem Trinitatis-Sonntag — findet eine Mitgliederversammlung statt, welche den Bericht des Komitees über das abgelaufene Jahr entgegennimmt und etwaige Wünsche und Vorschläge in bezug auf das Missionswerk zum Ausdruck bringen kann. Die Beschlußfassung über derartige Wünsche und Vorschläge bleibt dem Komitee vorbehalten. Ort, Tag und Stunde der Mitgliederversammlung werden mindestens 2 Wochen zuvor in den Blättern der Gesellschaft bekanntgemacht.

setzt durch den Namen „Berliner Missionsgesellschaft“. Die Leitung der Gesellschaft blieb in den Händen des Komitees. Sie lag also grundsätzlich weder in den Händen des Direktors noch der aus den Berufsarbeitern des Missionshauses gebildeten Hauskonferenz; diese waren vielmehr die ausführenden Organe des Komitees. Da das vielköpfige Komitee nicht immer über die erforderliche Sachkunde verfügte und auch in seiner von Sitzung zu Sitzung unvermeidlich wechselnden Zusammensetzung eine zielbewusste, einheitliche Leitung nicht ganz sicherstellte, wurde als geschäftsführender Ausschuß ein „Vorstand“ aus den Mitgliedern des Komitees bestellt. Dieser setzt sich zusammen aus dem Präsidenten, dem Direktor oder im Falle seiner Behinderung dem dienstältesten Inspektor, dem Schatzmeister und einem weiteren, vom Komitee aus seiner Mitte gewählten Mitgliede. Diese Zusammenfassung der Leitung in den Händen des Vorstandes schien das notwendige Gegengewicht gegen die Aufteilung der Arbeit in selbständige Dezernate zu sein, da jeder Dezernent sich für die dringenden Aufgaben seines Pflichtenkreises einsetzte und deshalb eine ausgleichende Vertretung für die Gesamtinteressen der Gesellschaft nötig war. Es hat sich als das Naturgemäße ergeben, daß ein willensstarker und seiner Wege und Ziele bewußter Direktor doch das Heft in den Händen behält und ist, was sein Name besagt. Zudem verfügt die Hauskonferenz durch ihre regelmäßige und intensive Bearbeitung der zur Verhandlung stehenden Fragen über eine so überlegene Sachkunde und Sicherheit des Urteils, daß das Komitee in weitaus den meisten Fällen ihrem Räte gemäß beschloß. Außer dieser Neuverteilung der Pflichtenkreise zwischen Komitee, Vorstand, Direktor und Hauskonferenz enthielt die neue Satzung noch eine wichtige Aenderung. Bisher war die im Anschluß an das Jahresfest gehaltene Generalversammlung zwar auch schon von Vertrauensmännern und Freunden der Gesellschaft beschickt gewesen, aber ihre Zusammensetzung war doch sehr zufällig gewesen, und die Freunde aus Berlin und seiner näheren Umgebung hatten bei weitem überwogen. Jetzt wurde sie in einen geschlossenen Vertrauensrat umgestaltet, zu welchem nur die angemeldeten und beglaubigten Abgeordneten der anerkannten Freundes- und Mitarbeiterkreise Zutritt hatten, in der aber auch wichtige Beratungen stattfanden. Der Vertrauensrat nimmt den Bericht des Komitees über das abgelaufene Jahr entgegen und kann etwaige Wünsche und Vorschläge in bezug auf das Missionswerk zum Ausdruck bringen. Die neue Satzung hat sich in den

1½ seitdem verflossenen Jahrzehnten im ganzen bewährt. Um die wichtigeren Verordnungen des Komitees in übersichtlicher Weise beieinander zu haben und festzuhalten, wurden vom April 1906 ab in zwanglosen Heften „Amtliche Mitteilungen“ herausgegeben, die letzte Nummer im September 1913.

Es sei an dieser Stelle in pietätvoller Dankbarkeit an vier Männer erinnert, die, obwohl nicht zu der engeren Arbeitsgemeinschaft unserer Gesellschaft gehörig, in hervorragendem Maße bei der Bedung und Vertiefung des Missionsgedankens in den Provinzen unseres Hinterlandes mitgearbeitet haben. Am 2. Weihnachtstage 1910 starb in Halle der ehrwürdige Nestor der deutschen Mission und Begründer der protestantischen Missionswissenschaft Prof. D. Gustav W a r n e d. Stand er auch dank seinem mehrjährigen Dienste als Missionsinspektor und Reiseprediger der Rheinischen Missionsgesellschaft besonders nahe, so hat er doch auf die Erstarkung des Missionsgedankens ohne jeden Gesellschaftspartikularismus mächtig eingewirkt, und die von ihm begründete Missionskonferenz in der Provinz Sachsen, zumal ihre großen Jahrestagungen allemal in der Sexagesimä-Woche waren Höhepunkte des heimatischen Missionslebens, von denen starke Anregungen weit über die Grenzen der Provinz ausgingen. Ihm folgte im nächsten Jahre sein treuer Freund, der große Hallesche Biblizist und Systematischer Professor Martin R ä h l e r nach. Seine tiefgrabende theologische Arbeit hat der Mission scharfe Waffen für ihren Kampf geschenkt, und sein fester Bibelglaube im Verein mit seiner charaktervollen, in der Lebensgemeinschaft mit dem erhöhten Herrn wurzelnden Persönlichkeit sind Segensquellen zur Befruchtung des heimatischen Missionsadars gewesen. Und er war der Lehrer D. Axenfelds, Siegfried Knaks, G. Beyers und vieler anderer gewesen. Durch den Eintritt in den Ruhestand schied aus dem Kreise der heimatischen Missionsarbeiter Prof. Pastor D. Dr. Reinhold Grundemann, länger als ein Menschenalter Pfarrer in dem kleinen Dörfchen Mörz bei Belzig. Als Missionsschriftsteller und Mitherausgeber der Allg. Miss.-Zschr., als Begründer der Brandenburgischen Missionskonferenz, als langjähriger Leiter der von ihm in Verbindung mit D. Petrich gegründeten Pastorenlehrekurse, und in jüngeren Jahren durch eine rastlose Reisetätigkeit auf Missionspredigtzügen hat Grundemann in ursprünglicher und oft eigenartiger Weise an der Pflege des heimatischen Missionslebens mitgeholfen. Sup. D. Petrich in Garz bei

Stettin hatte eine ungewöhnlich glückliche Feder für volkstümliche Missionschriftstellerei, seine frisch und lebendig geschriebenen Lebensbilder von Missionsdirektor Wangemann und Alexander Merensky, seine kernigen Traktate über die Bahnbrecher des pommerischen Missionslebens und zahlreiche andere kleine Missionschriften gehören zu den Schätzen unserer Missionsliteratur. Und er ließ seine Feder bis in sein hohes Alter nicht ruhen.

Für den Betrieb einer Missionsgesellschaft, zumal einer solchen, welche wie die Berliner größeren Kapitalvermögens entbehrt und fast ausschließlich auf die laufenden und außerordentlichen freiwilligen Beiträge der heimatlichen Missionsgemeinde angewiesen ist, gewinnt die Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben ein erhöhtes Interesse. Wir geben zunächst eine Tabelle der Einnahmen und Ausgaben in den uns jetzt beschäftigenden beiden Jahrzehnten:

Heimatliche*) Einnahme		Ausgabe	Fehlbetrag
1894	339 178	356 153	54 245
1895	338 552	347 324	41 150
1896	355 490	379 220**)	—
1897	416 388	413 086	—
1898	412 779	496 702	101 673
1899	515 042	591 049	130 032
1900	560 450	561 279	137 487
1901	624 401	574 823	87 908
1902	707 997	729 592	109 503
1903	629 605	828 788	308 687
1904***)	1 161 141	1 199 230	346 776
1905	1 094 773	1 274 597	295 564
1906	1 100 168	1 097 582	179 823
1907	1 106 267	1 230 047	303 603
1908	1 127 305	1 335 603	501 096
1909	1 234 338	1 442 086	708 843 †)
1910	1 309 809	1 487 893	178 084
1911	1 261 406	1 682 817	423 962
1912	1 225 343	1 530 890	729 508 ††)
1913	1 350 424	1 592 197	661 078 †††)

*) Die durchschnittlich 200 000 Mark betragende Einnahme in Afrika, die auch draußen wieder ausgegeben wurde, lassen wir bis 1904 außer Anschlag.

**) Der Fehlbetrag konnte dadurch gedeckt werden, daß durch die Auflösung von Kaufgeschäften in Afrika 66 000 Mark verfügbar wurden.

***) Von jetzt ab sind alle Einnahmen und alle Ausgaben, auch die

Man sieht, daß die Einnahmen in diesem Zeitraum von 339 000 Mark — oder mit Einschluß der seit 1904 eingerechneten afrikanischen Einnahmen, die bis auf etwa 520 000 M. stiegen — auf 1 350 000 M. gewachsen sind, und daß dies Wachstum fast regelmäßig anhielt. Aber dagegen stand die bedrohliche Tatsache, daß die Ausgaben noch stärker, ja in manchen Jahren wie 1902, 1904, 1911 mit Riesenschritten gewachsen sind. In den ganzen zwei Jahrzehnten ist nur ein Jahr, in dem die Ausgaben um 3000 M. niedriger waren als die Einnahmen, und zwei weitere Jahre, in denen die Ausgaben wenigstens die Einnahmen nicht erheblich überstiegen. Aber daneben hat man den niedererschlagenden Eindruck, daß die angespannte Opferwilligkeit der heimatlichen Missionsgemeinde mit dem Wachstum des Werkes nicht Schritt zu halten vermochte. Wer die zwei Jahrzehnte mit durchlebt hat, der erinnert sich, wie oft und wie energisch die Defizit-Bekämpfung in Angriff genommen ist, und wie immer neue Mittel und Wege versucht wurden, um die heimatlichen Einnahmen zu vermehren. Trotzdem ist es nur durch vier außerordentliche Einnahmen möglich gewesen, ein verhängnisvolles Überhandnehmen der Fehlbeträge zu verhindern: das erste Mal dadurch, daß die letzten, in Südafrika noch unterhaltenen Kaufgeschäfte in Amalienstein und Botischabelo aufgelöst und das dadurch freigewordene Kapital von etwa $\frac{1}{3}$ Million zu den laufenden Einnahmen genommen wurde, der von dem Schatzmeister sogenannte „Beilchenfonds“, weil er wie ein Beilchen im Verborgenen geblüht hatte und für eine außerordentliche Notzeit zurückbehalten war; das zweite Mal dadurch, daß die größte Stiftung, welche die Berliner Mission über-

in Südafrika, Maschona, Deutsch-Ostafrika und China mit eingeschlossen; daher die plötzliche Steigerung.

†) Dieser riesige Fehlbetrag mit Einschluß des Restes der aus den Jahren 1898/9 gebliebenen Schuld vom Bau des neuen Missionshauses in Höhe von 170 172 Mark konnte mit einem Schläge aus der Brandt'schen Erbschaft gedeckt werden.

††) Der wieder gewaltig angewachsene Fehlbetrag wurde dadurch vermindert, daß der Betriebsfonds von 310 202 Mark hineingeworfen wurde; aber auch so blieb noch eine Schuld von 419 305 Mark.

†††) Diesem wieder stark angewachsenen Fehlbetrag konnte die außerordentliche Einnahme von 497 000 Mark aus der Nationalspende entgegengesetzt werden.

haupt erhalten hat, wenigstens zu $\frac{2}{3}$ mit einem Betrage von 784 694 M. verfügbar und zur Dedung sämtlicher Fehlbeträge verwandt wurde. Alexander Brandt, von Haus Theologe und unvermögend, war durch die Heirat mit einer Witwe in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gekommen, das zum großen Teile in russischen Industriepapieren angelegt war und deshalb mit dem außerordentlichen Aufschwung der russischen Industrie an Wert beträchtlich stieg. Zuerst durch Missionar Leuschner mit der Berliner Mission bekannt geworden, hatte er durch Vermittlung seines Freundes, des Schachmeisters Schlunk, schon seit Jahren ihr fast alljährlich fürstliche Zuwendungen gemacht. Bei seinem Tode am 4. Januar 1907 vermachte er der Berliner Mission sein wundervolles Grundstück in Sahnitz-Grampas und sein ganzes Bar- und Effektenvermögen, und wenn darauf auch eine erhebliche Belastung an Renten und Abgaben lag und es dem Schachmeister Schlunk und andern Komiteemitgliedern, zumal dem Kommerzienrat Rohnte, auch noch fast anderthalb Jahrzehnte angestrengter Arbeit und vieler Mühe kostete, bis die Erbschaft ganz realisiert wurde, so hat sie doch insgesamt schließlich annähernd $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark ergeben. Sie ist in Gottes wunderbarem Walten das Mittel gewesen, eine Defizitkatastrophe von der Berliner Mission abzuwenden. Die anderen beiden Hilfen waren nicht ganz so einwandfreier Art. Daß eine Missionsgesellschaft mit einem Voranschlage von mehr als einer Million Mark ihr Betriebskapital zur Defizit-Tilgung einwirft, ist bedenklich, denn da ihre Einnahmen unregelmäßig und in vorher nicht genau zu berechnender Höhe eingehen, kann sie ohne einen wenigstens ein Drittel ihrer Jahreseinnahme betragenden Betriebsfonds kaum richtig wirtschaften. Und der unerwartet große Beitrag aus der Kaiserspende war nur für Missionsarbeit in den deutschen Kolonien und für neue, kulturfördernde Arbeit, nicht zur Dedung von Fehlbeträgen bestimmt. Immerhin war es ein Wunder göttlicher Durchhilfe, daß trotz der zu Zeiten riesig angewachsenen Fehlbeträge die Berliner Mission in das Wirtschaftsjahr 1914 fast unbelastet hineinschreiten konnte.

Alexander Brandt war nicht der einzige fürstliche Wohltäter der Berliner Mission. Neben ihm steht der bekannte Kommerzienrat Bolle in Berlin. Aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen und in dem Potsdamer Jünglingsverein, der in den fünfziger Jahren der Berliner Mission manchen trefflichen Missionszögling zugeführt hat, erweckt, wollte er auch Missionar werden; aber seine damals zarte Gesundheit

ließ es nicht zu. Als er später zu Wohlstand und Reichtum gelangt war und auch das Band inniger Jugendfreundschaft mit dem Schatzmeister D. Julius Schlunz wieder angeknüpft hatte, wurde es ihm mehr und mehr eine Freude, speziell die aufblühende Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika zu fördern. Er gab nicht nur jährlich zu ihren laufenden Ausgaben beträchtliche Summen, sondern er stiftete und unterhielt die beiden Seminare in Manow und Ridugala, die Station Milow und die Missionarskinderschule in Tandala mit Einschluß der Gehälter der daran angestellten Missionare und Lehrer, und er hinterließ bei seinem Tode am 29. September 1910 ein Legat von 200 000 M., um dauernd die Kosten dieser drei Schulen zu decken. Wieder und wieder begegnet uns in den Berliner Berichten und den Komiteeprotokollen der achtziger und neunziger Jahre der Name des Rittergutsbesizers Holz in Woyentin in Pommern und seiner noch opferwilligeren Tochter Bertha. Nicht weniger als drei Stationen sind mit den von ihnen dargereichten Mitteln aufgebaut: Georgenholz im Bawendalande, Woyenthin bei Heidelberg auf dem Hoogveld und Manow im Kondelande. Ein stiller, aber ungemein eifriger und selbstverleugnungsvoller Geber war Pastor Bischoff in Auras, dem zum ehrenden Gedächtnis nach seinem Tode die Station Moletsche in Bischoffs-Kreuz ungenannt wurde. Daneben kamen einzelne große Gaben, die mit ihrer besonderen Bindung trotz der Finanznöte zum Vorwärtsschreiten drängten. So wenn der schlesische Provinzialverein bei seiner 25jährigen Jubelfeier 1911 33 000 M. zur Gründung einer neuen Station in Deutsch-Ostafrika spendete, oder wenn ein Herr Rathsberg durch Vermittlung von Pastor Hanschlag die gesamten Anlagekosten für eine neue Station in Sekukunis Lande stiftete, oder wenn nach einem öffentlichen Aufrufe für eine fünfte Station im Bawendalande ein Geber die ganze erbetene Summe von 24 000 M. für die Station Mandala schenkte.

Trotz dieser hochherzigen Spenden war es angesichts der finanziellen Lage eine dringende Aufgabe, die heimatliche Arbeit mit allen sich bietenden Mitteln auszubauen. Denn mit wie großer Opferwilligkeit auch immer die Defizit-Bekämpfung von der heimatlichen Missionsgemeinde auf die Notsschreie des Missionshauses in Angriff genommen wurde, es ist bekanntlich immer ermutigender, für neue Aufgaben neue Hilfsquellen zu erschließen, als zur Schuldenbedeckung beizusteuern; und wenn die Defizits zur chronischen Krankheit werden, stumpfen sich Herz und Gewissen dagegen ab. Direktor

Wangemann hatte versucht, die Hilfsvereine, die Grundlage der Heimatorganisation, dadurch neuzubeleben und auf eine neue Grundlage zu stellen, daß er sie zu Provinzialverbänden zusammenschloß. Diese neue Organisationsform hat sich nach Wangemanns Tode ausgezeichnet bewährt. Die Provinzialverbände sind in den folgenden Jahrzehnten geradezu die Grundlage der heimatlichen Missionsarbeit geworden. Treue, missionslebendige Geistliche haben an sie ein großes Maß opferwilliger Liebe und organisatorischen Geschicks gewandt, in Brandenburg Superintendent Böttcher (erst in Garz, dann in Rottbus), Propst Hähnelt in Angermünde, und mit unermüdlicher Treue und Betriebsamkeit Pastor Kornrumpf in Fürstenwalde, der in der nicht leichten Pflege des heimatlichen Missionslebens in der Provinz Brandenburg erfreuliche Erfolge erzielte. In Pommern hat zwei Jahrzehnte lang als Vorsitzender des Provinzialverbandes Superintendent D. Friedemann in Greifenberg, dann Superintendent Schmidthals in Greifenhagen treu geholfen. In Schlesien war Vorsitzender des Provinzialvereins erst Pastor Brudisch-Grünhartan und dann länger als zwei Jahrzehnte der in der schlesischen Landeskirche hochangesehene Sup. D. Berthold in Pontwitz bei Ols. In Sachsen leitete den Provinzialverband erst Pastor Dietrich Breitung, dann Konsistorialrat Siegmund Schulze in Magdeburg, dann Superintendent Meinhof in Halle a. S., in Posen erst Konsistorialrat Borgius in Posen, dann Superintendent Schammer in Schneidemühl, in Westpreußen Superintendent Jaedel in Marienwerder. In allen Provinzen entfalteten die Provinzialverbände ihre Tätigkeit neben den Missionskonferenzen, welche sich nach dem Vorbild der von Prof. D. Gustav Warneke 1879 in Halle für die Provinz Sachsen gegründeten, überall gebildet hatten. Es entstand zwischen beiden Organisationen ein edler Wettbewerb auf etwas verschiedener Grundlage; die Provinzialverbände glaubten die Mission wirksamer durch Anschluß an die praktische Arbeit der Berliner Gesellschaft, die Missionskonferenzen mehr durch Erweiterung und Vertiefung des Verständnisses und der Liebe im Blick auf das gesamte, weltweite Werk der Mission zu fördern.

In Brandenburg, Schlesien, Pommern, wohl auch in Posen und Westpreußen haben die Provinzialverbände infolge ihrer größeren Rührigkeit und der wirksamen Hilfe, die ihnen vom Berliner Missionshause zuteil ward, die Missionskonferenzen überflügelt. In Sachsen hat die Hallesche Missionskonferenz ihre einzig=

artige Stellung und Bedeutung im Missionsleben der Provinz auch nach dem Tode Gustav Warneds 1910 behauptet. Die von Wangelmann geplanten Bezirkszusammenschlüsse und Konferenzen ließ man als unpraktisch vorläufig wieder fallen. Sie bürgerten sich erst nach dem Weltkrieg ein. Dafür sind im Anschluß an die Provinzialverbände die früher vom Komitee mit so großem Eifer gepflegten Missionspredigtreisen durch ganze Synoden mit großem Fleiß weiter betrieben; man stellte sich die Aufgabe, in einer übersehbaren Reihe von Jahren alle Ephorien von Parochie zu Parochie zu durchziehen. Ein schwieriges Problem war nach wie vor die Pflege des Missionsgedankens in Berlin, dem Sitz der Gesellschaft selbst. Wohl fehlte es auch hier nicht an einem Stamme treuer Missionsfreunde, und es wurden wiederholt Hilfsvereine in verschiedenen Teilen der Stadt und für verschiedene Volksschichten gegründet. Aber in der Unruhe und Zersplitterung des Großstadtlebens rissen die Fäden immer wieder ab. Mit dem Provinzialverband für Brandenburg ließ sich die Berliner Arbeit wegen der Verschiedenheit der Verhältnisse schlecht zusammenfügen. Im Jahre 1895 wurde für Berlin ein eigenes „Missionskomitee“ gebildet, das später zu einem eigenen „Verband Groß-Berlin“ erweitert wurde.

In allen Provinzen sind große Jahresfeste der Provinzialverbände Mittelpunkte und Höhepunkte der Arbeit geworden, die sich zu eindrucksvollen Darstellungen des Missionsgedankens gestaltet haben. Sie werden meist in größeren Städten abgehalten und mit großer Umsicht vorbereitet. An dem einleitenden Sonntage werden Missionsgottesdienste in allen Kirchen der Stadt, möglichst der ganzen Synode oder auch der angrenzenden Synoden gehalten; an den ersten Wochentagen finden Vorträge in den Knaben- und Mädchenschulen, den Seminaren und Gymnasien, und dann als Höhepunkte einige große Missionsveranstaltungen mit Vorträgen statt. Meist wurden bei dieser Gelegenheit stattliche Sammlungen überreicht, schon vor dem Kriege bis zu 28 000 M., dazu kunstvolle Paramente, Tauf- und Abendmahlsgeräte und Gloden für Missionsstationen, oft mit sinnigen Versen. Waren die Provinzialmissionsfeste die Höhepunkte der heimatischen Missionsarbeit, so ging neben ihnen in aller Stille die emsig betriebene Einsammlung der in den meisten Provinzen bewilligten Hauskollekten her. Sie machte viel Arbeit. Bei dem immer stärker werdenden und aus den verschiedensten Lebenskreisen kommenden Begehren nach solchen eine ganze Provinz umfassenden Kirchen-

und Hausfassmlungen wurde begreiflicherweise die Genehmigung dazu immer schwieriger erlangt und an immer stärker einschränkende Bestimmungen gebunden. Hier durfte nur bei den bekannten Freunden der Gesellschaft, dort nur in einem oder zwei Monaten oder nur durch beglaubigte Kollektanten gesammelt werden. Trotzdem waren diese provinziellen Hauskollekten einige Jahrzehnte lang geradezu das Rückgrat des heimatlichen Rechnungswesens.

Noch zur Zeit Wangemanns waren die beiden wichtigsten Typen der heimatlichen Missionspflege die Missionsfeste und -stunden gewesen. Manche regelmässigen Missionsfeste hatten geradezu eine kirchliche Bedeutung als Sammelpunkte des Lichtes bekommen. Zu einem großen Teile sind die Provinzial-Missionsfeste an die Stelle dieser Volksmissionsfeste, und Familienabende, Missionskonferenzen und ähnliche Veranstaltungen an die Stelle der ehemals mit soviel Liebe und Selbstverleugnung gehaltenen Missionsstunden getreten. Wenn auch einzelne Missionsfeste viel von ihrer früheren Bedeutung verloren haben, so sind sie an Zahl um so mehr gewachsen, und es wurde vom Missionshause immer nachdrücklicher die Losung ausgegeben, daß jede Gemeinde in jedem Jahre ihr Missionsfest haben müsse, und zwar neben und außer den ordnungsmässig veranstalteten Missionsgottesdiensten, welche in den Provinzen an verschiedenen Tagen, an Epiphanien, am Himmelfahrtstage oder am 2. Pfingsttage gehalten werden. Um das Missionsleben in den Provinzen noch planmäßiger pflegen zu können, richtete die Gesellschaft im Einverständnis mit den Kirchenregierungen das Amt von Provinzialsekretären ein, Pastoren im Amte, die einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft dem freien Dienste der Missionspflege in dem ihrer Obhut übergebenen Teile der Provinz widmen. Pastor Arenfeld von Erdeborn war seinerzeit der erste, welcher zu diesem Amte berufen wurde, und der mit seinem Organisationsgeschick die Wege dafür bahnte. Das neue Amt bürgerte sich bald im ganzen Hinterlande der Berliner Mission ein; im Jahre 1914 standen den Provinzialverbänden bereits 27 Provinzialsekretäre zur Seite, und manche unter ihnen wie Superintendent und Schloßpfarrer Schmogro in Heinrichau, Superintendent Schulze-Dhlau, Pastor Vogel-Medow, Pastor Blieste in Pieste, Pastor Hachtmann in Brumbh, Pastor Dr. Boelcke und andere entwickelten eine geradezu vorbildliche, fleißige Tätigkeit.

Daneben stellte man sich nun aber die Aufgabe, die heimatliche Missionsarbeit mannigfaltig auszugestalten, um immer neue Volks-

kreise und in immer angemessenerer Weise zu erreichen. Die alten Typen der Vereinsbildung waren der Hilfsverein, der Frauenverein und der Sammelverein gewesen. Hilfsvereine gab es 1913: 408, Frauen- und Nähvereine 902. Allein eine ziemliche Anzahl dieser Vereine stand nur auf dem Papier, und einflußreiche Führer des heimatlichen Missionslebens wie Pastor D. Dr. R. Grundemann in Mörz bei Belzig werden nicht müde, auf die Unhaltbarkeit derartiger Scheinorganisationen hinzuweisen. Die Frauenhilfsvereine hatten das Verdienst, die Lagerstube des Missionshauses immer von neuem mit wertvollen Handarbeiten zu füllen. Davon konnten die jungen Missionare und die Missionarsbräute solide ausgestattet werden. Die aus den Beständen in Berlin veranstalteten Bazarre erzielten Reingewinne von 20—25 000 M., im Jahre 1912 sogar 37 291 M. Mit dem verbleibenden Rest wurde in Südafrika manche Kirche und Schule gebaut, indem Sachenlisten zur Veranstaltung von Bazaren auf die städtischen Stationen gesandt und der Erlös als Grundstock einer Kirch- oder Schulbaukasse zugewiesen wurde. Für Deutsch-Ostafrika wurden große blaue Hemden genäht, die dort als Lohn (in der Regel für zweiwöchentliche Arbeit) auf den Stationen dienten und die Missionskasse nicht wenig entlasteten. Dabei kamen durch Verkauf feiner Handarbeiten auf Familienabenden oder bei anderen Veranstaltungen daheim erhebliche Summen ein. Für die Frauen- und Nähvereine wurde (von 1907—20) ein eigenes Blatt, die „Lagerstube“ herausgegeben. Die Verwaltung der Lagerstube stellte keine geringen Anforderungen an die Damen des Missionshauses, besonders die Frau Direktor. Es wurde dafür auch eine eigene Sekretärin in der Person von Frä. Brende angestellt. Für die Bawendamißion bestand ein alter, treuer Freundesbund, der „Seidenfreund“, der in Pastor Elsasser in Berlin seinen Mittelpunkt hatte und ein eigenes Blatt „Der Bawendafreund“ herausgab. Er stellte sich die Fürsorge für die Mission im Bawendalande zur besonderen Aufgabe. Eine auch in andern deutschen und nichtdeutschen Missionen beliebt gewordene Art war es, daß kleinere oder größere Kreise die Fürsorge für einen Zweig der Mission, am liebsten eine Missionsstation, übernahmen. Im Bereiche der Berliner Mission bürgerte sie sich in der Weise ein, daß eine Synode die Pflegschaft einer Missionsstation übernahm und entweder allein oder in Verbindung mit einer oder einigen andern Synoden für die in Verbindung mit dieser Pflegschaft erwachsenden Kosten aufzukommen suchte. Es war begreiflich, daß zu

solchen Pflögschaften in erster Linie die bekanntesten und wichtigsten Stationen, besonders die in den Kolonien, gewählt wurden. Im Jahre 1911 bestanden 21 solcher „Missionsynoden“; manche besaßen sogar eigene Korrespondenzblätter zur Verbreitung der Nachrichten aus ihrer Pflögschaft.

Missionsinspektor Lic. Axenfeld war noch nicht lange in das Berliner Missionshaus eingetreten, da gründete er mit seiner Gattin den „Njassabund für weibliche Liebesarbeit der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika“ mit einem eigenen Organ, dem erst von Lic. Axenfeld, dann von seiner Frau ungemein geschickt geleiteten „Njassaboten“. Der „Njassabund“ fand zumal in den Kreisen der Jungfrauenvereine viel Anklang, brachte er doch die jungen Mädchen unmittelbar mit der wirklichen Missionsarbeit, und zwar auf einem ihrer interessantesten Felder, in Verbindung. Er zählte 1914 498 angeschlossene Vereine und 2100 Einzelmitglieder. Auch der „Sammelverein“ ließ sich ausbauen und vertiefen; sein Sammel- und Schenktblatt für Erwachsene, „Der Missionsammler“, und dasjenige für Kinder, „Der kleine Missionsammler“, wurden in Auflagen von 192 000 und 274 000 Exemplaren (1913) gedruckt; neben den Sammelbüchern für die Kinder wurden Sammelkarten für die Erwachsenen und vor allem Dankopferbüchern für die Familien eingeführt; die letzteren fanden großen Anklang, in einem Jahre (1913) konnten 3200 ausgegeben werden. Die Einnahmen des Sammelvereins wuchsen 1909 auf 117 761, 1913 auf 121 298 M. Besonders wichtig war es, die Lehrer mit dem Missionsgedanken zu erreichen; noch bestand unbestritten die konfessionelle evangelische Volksschule; noch war Religion das Hauptfach darin; von jeher hatte ein großer Teil der frommen Lehrer zu den treuesten Freunden der Gesellschaft gehört. So fiel die Anregung bei Gelegenheit eines Lehrer-Missionskurses auf fruchtbaren Boden, einen „Lehrermissionsbund“ zu gründen; er zählte 1913 bereits 5000 Mitglieder. Er gab seit 1912 ein eigenes Blatt gleichen Namens heraus. Lehrer Zestermann war vielleicht der Vorsitzende, welcher den Geist des Bundes am treuesten verkörperte und in den Kreisen seiner Kollegen das größte Vertrauen genoß. Seiner Pflege nahm sich Ludwig Weichert besonders an. In Verbindung mit dem wachsenden Interesse an der kulturellen Bedeutung der Mission hatte sich in weiteren Kreisen das Verständnis und die Teilnahme für die ärztliche Mission gesteigert. Die Berliner Gesellschaft besaß zwei Gebiete, Deutsch-Ostafrika und China, wo ärztliche

Missionsarbeit dringend erwünscht war. Es schien die Möglichkeit gegeben, diesen kostspieligen Arbeitszweig aus den Kreisen der Ärzte und anderer kulturell interessierter Volkskreise heraus zu finanzieren. So regte die Missionsgesellschaft im Winter 1905—06 die Gründung eines mit ziemlicher Selbständigkeit ausgestatteten „Berliner Vereins für ärztliche Mission“ an und half dem jungen Verein in den ersten Jahren auch finanziell. Die ersten Jahre der Entwicklung des im Februar 1906 begründeten Vereins gaben zu manchen Bedenken Anlaß. Es war begreiflich, daß man zur Mitarbeit zunächst manche Kreise herangezogen hatte, welche dem religiösen Kern des Missionsgedankens fern standen. Diese waren, wenn sie den Verein zur Vinderung des Krankheitselends in unsern Kolonien einspannen wollten, enttäuscht, daß die Mission eine großzügige philanthropische Arbeit nicht entfaltete; oder sie stießen sich an den unscheinbaren Anfängen des Vereins. So traten manche von den ersten Vorstandsmitgliedern zurück. Aber der Verein überstand die Krise und reorganisierte sich auf missionarischer Grundlage. Es gelang ihm, im Innern von Deutsch-Ostafrika ein gesund aufblühendes Missionswerk unter zwei tüchtigen Missionsärzten und einem gut vorgebildeten Pflegepersonal aufzubauen. Diese kleine, aber solide Arbeit zog viele Freunde an. Der Verein ließ seinen Freunden die von Dr. Feldmann geleitete Zeitschrift „Die ärztliche Mission“ zugehen und veröffentlichte außerdem ein Korrespondenzblatt. In China war ein immer mehr in den Vordergrund tretender Arbeitszweig die Arbeit an der bildungshungrigen Jugend, der auch zumal von den amerikanischen Christlichen Vereinen junger Männer mit großem Eifer und großen Mitteln in Angriff genommen war. Es lohnte sich, den Versuch zu machen, auch die deutschen „Christlichen Vereine junger Männer“ für diese auf den städtischen Stationen der Berliner Mission in Süd- und Nord-China aussichtsreiche Arbeit zu erwärmen. So wurde ein „Chinamissionsbund“ gegründet, der ein eigenes Blatt, „Drache und Kreuz“, herausgab. Die Pastoren waren von jeher in den östlichen Provinzen die wichtigsten persönlichen Träger der heimatischen Missionsarbeit gewesen. Bei der zunehmenden Zerrissenheit der Missionsgemeinde durch das Eindringen immer neuer Gesellschaftsinteressen, der Gohnerischen, der Bielefelder, der Deutschen Orient-, der Gemeinschaftsmissionen, schien es erwünscht, diejenigen Pastoren, welche sich zur Berliner Mission rechnen, ohne sie deshalb an der Teilnahme und Mitarbeit für andere Missionen zu hindern, als einen „Kreis der Freunde

der Berliner Mission“ zu organisieren. Dieser Kreis zählte 1913 1530 Mitglieder; Inspektor Wilde gab, um diesen Freunden unter den Pastoren unmittelbar brauchbares Material für die Vertretung des Missionsgedankens in Kirche, Verein, Schule und Presse zu liefern, ein auf ziemlicher Höhenlage redigiertes Organ: „Mission und Pfarramt“ (seit 1908) heraus. Dem Zuge der Zeit entsprach es, Anschauungsmaterial von den Missionsfeldern vorzuführen, um dadurch die Berichterstattung wirkungsvoller zu machen. Das Berliner Missionshaus stellte zu diesem Zwecke zahlreiche Postkartenreihen her, die bei den Missionsveranstaltungen zu billigen Preisen abgegeben wurden; es stellte Lichtbilderreihen zusammen, um Familienabende und Vorträge damit zu beleben. Es richtete Missionskoffer ein, um den Reisepredigern eine kleine Auswahl charakteristischer Anschauungsmittel mit auf Reisen zu geben; und es veranstaltete Missionsausstellungen in größerem Stil, um Land und Leute, Volkstum und Religion in lauter echten Mustern vorzuführen. Zumal diese Wanderausstellungen, die allerdings eine große Umsicht erforderten, fanden viel Beifall. Allerdings war dazu ein großer und kostspieliger Apparat erforderlich. Man plante sogar, einen eigenen Berufsarbeiter für die Leitung dieser Wanderausstellungen zu gewinnen. Um endlich mit dem Missionsgedanken an die breiten Volksmassen heranzukommen, gestaltete man den „Missionsfreund“, der unter Inspektor Wendlands fleißiger Schriftleitung mehr und mehr zu einer allgemeinen Missionszeitschrift mit ausführlichen Einzeldarstellungen geworden war, zu einem vollstümlichen Missionsblatte um und beauftragte den federgewandten Erzähler D. Merensky mit der Redaktion. Das Blatt gewann unter seiner Leitung einen neuen Aufschwung. Man vergegenwärtige sich nun noch, daß es ein beständiges und dringendes Anliegen der Missionsgesellschaft sein mußte, das Vertrauen der Gemeinschaftskreise als besonders geistlich lebendiger und opferwilliger Kreise, die auch von andern Missionen lebhaft umworben wurden und zum Teil gegen die Berliner Gesellschaft mit Vorurteil und Mißtrauen erfüllt waren, zu gewinnen und zu erhalten — ferner daß die Gesellschaft unmöglich darauf verzichten konnte, ihre Interessen und ihre Gesichtspunkte in der Presse, der kirchlichen wie der Tagespresse, möglichst ausgiebig zu vertreten, da eben die Presse die Großmacht ist, welche die öffentliche Meinung gestaltet. So wird man eine Vorstellung davon bekommen, welches Maß von Arbeit, zumal auch von literarischer Arbeit, Jahr aus Jahr ein vom

Missionshaus bewältigt werden mußte. Es spiegelte sich darin zum Teil der Charakter der neuen Zeit mit ihrem Hasten und Drängen und ihren sich stoßenden und schiebenden Interessen, zum Teil aber auch der Charakter des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche, wie es der preußische Staat und die Landeskirchen den östlichen Provinzen aufgeprägt haben. Man hatte sich daran gewöhnt, von oben her regiert und angeregt zu werden. Nun konnten die Regierungsinstanzen auf den Knopf drücken, dann fanden sie Gehör und Gehorsam, die Missionsgesellschaft als eine Vereinigung auf dem Grunde völliger Freiwilligkeit mußte bitten, rufen, locken, mahnen, strafen, anregen, wegweisen ohne Ermüden — um ihrer selbst und um der Gemeinden willen. Die Jahresberichte, mit denen die Gesellschaft sich bemühte vor die breiteste Öffentlichkeit zu treten und Rechenschaft von ihrer Arbeit abzulegen, hatten sich zu einem stattlichen Bande ausgewachsen. Da sie nach ihrer Höhenlage und ihrer Belastung mit vielem statistischen Material zur Verbreitung in den Gemeinden und bei den Stillen im Lande weniger geeignet waren, unterzog sich Ludwig Weichert der Aufgabe, sie zu anziehenden und erbaulichen Gemeindebüchern umzuarbeiten; als solche gingen sie unter dem Titel: „Die kostliche Perle“ und „Das Senfkorn“ aus. Schon 1890 hatte die Berliner Mission begonnen, neben der Expedition, welche den Zeitschriften-Versand erledigte, eine eigene Buchhandlung einzurichten, um kleine und große Missionschriften zum Vertrieb durch den Buchhandel und vor allem auch auf den zahlreichen Missionsveranstaltungen herzustellen. Die Buchhandlung war so rührig, daß sie 1913 ein stattliches eigenes Verlagsverzeichnis herausgeben konnte.

In der ungemeinen Mannigfaltigkeit dieser Veranstaltungen kommt nicht nur zum Ausdruck, ein wie vielseitiger und vielgestaltiger Apparat oder Organismus eben eine große Missionsgesellschaft ist, sondern doch auch die Eigenart der Berliner Missionsgesellschaft, welche ihren Heimatbetrieb vielleicht straffer und einheitlicher im Missionshause konzentriert, als das bei einigen andern deutschen Missionsgesellschaften der Fall ist. Vielleicht spiegelt sich darin in gewisser Weise die straffe Zusammenfassung der preußischen Staatsverwaltung wider, der ja so viele hervorragende Mitglieder der Mission nahe standen. Es war eine ungeheure Aufgabe, diesen vielgestaltigen Betrieb mit dem Maße geistlicher Kraft und religiöser Innlichkeit zu durchdringen, daß er nicht der Gefahr einer betriebsamen Vielgeschäftigkeit erlag. Es soll gar nicht der Anspruch erhoben

werden, daß diese Gefahr immer in ihrem ganzen Umfang gesehen und mit Erfolg bekämpft worden wäre. Wohl aber darf aus eingehender Kenntnis der inneren Entwicklung des letzten Menschenalters heimatlicher Missionsarbeit bezeugt werden, daß gerade die leitenden Männer mit der ganzen Wucht ihrer religiösen Persönlichkeit um die Verinnerlichung und geistliche Durchdringung der gesamten heimatlichen Missionsarbeit sich bemühten, wenn das auch nicht immer so erfolgreich geschah, wie während der Kriegsjahre.

Neben den eigenen Veranstaltungen nahm die Berliner Mission stets gern und verständnisvoll an Veranstaltungen und Bewegungen teil, welche die Missionsfrage in ihren Kreisen zu fördern versprachen. Zu den gemeinsamen Konferenzen der deutschen Missionsgesellschaften und des Deutschen Ev. Missionsausschusses entsandte sie nicht nur ihre Vertreter; Missionsinspektor D. Merensky diente ihnen auch mehrere Jahre als Schriftführer, und das war um so erwünschter und arbeitsreicher, als der Vorsitzende D. Dehler in Basel jenseits der Reichsgrenze wohnte und jahrelang durch körperliche Beschwerden behindert war. Zur Edinburger Weltmissionskonferenz 1910 reisten nicht nur mehrere Komiteemitglieder und Freunde der Gesellschaft, man suchte auch den „Geist“ und die Anregungen von Edinburg für die heimatliche Arbeit fruchtbar zu machen, allerdings mit geringem Erfolg. Es zeigte sich schon damals, daß die breiteren Freundeskreise der Berliner Mission derartigen von auswärts kommenden Anregungen mit Zurückhaltung, vielfach sogar ablehnend gegenüberstanden.

Als in den folgenden Jahren in Anlehnung an amerikanische Gedanken und Anregungen Prof. D. Carl Meinhof sich bemühte, einen Laienmissionsbund ins Leben zu rufen und dann Pastor D. Julius Richter als Sekretär desselben von Schwanebeck nach Berlin berufen wurde, nahm man an diesen Veranstaltungen, besonders an den dadurch angeregten Laienmissionslehrcursen gern teil. Als im Januar 1914 im Reichstag eine Besprechung über die staatliche Subventionierung der Missionschulen und der ärztlichen Mission stattfand und bei dieser Gelegenheit im Sitzungszimmer der Budgetkommission eine Ausstellung über Missionschulwesen und ärztliche Mission veranstaltet wurde, verfaßte Ludwig Weichert für diesen Zweck eine mit vielem statistischen Material ausgestattete Schrift über „Das Schulwesen deutscher evangelischer Missionsgesellschaften in den deutschen Kolonien“. Als Frau Reichskanzler von Bethmann-Hollweg im Winter 1910—11 im Reichskanzlerpalais eine Reihe von Missionsvorträgen

veranstaltete, um den führenden Kreisen von Berlin den Missionsgedanken nahe zu bringen, übernahmen Missionsinspektor Lic. Axenfeld und D. Julius Richter zwei der Vorträge und widmeten sie hernach der Frau Reichskanzler in einer Broschüre: „Vom Kampf des Christentums um Asien und Afrika“. Als 1911 in Lunteren in Holland eine internationale Missionsstudienkonferenz getagt und in ihrem Verfolg vom Evangelischen Missionsausschuß eine Missionsstudienkommission unter dem Voritze von D. Julius Richter eingesetzt war, griff die Berliner Mission auch diesen Gedanken auf, Missionsinn und Missionsliebe planmäßig dadurch zu pflegen, daß Männer oder Frauen entweder auf eine Woche an einem schön und still gelegenen Orte oder an einer längeren Reihe von Abenden nach der Tagesarbeit in der Großstadt einen planvollen Missionslehrgang durchmachten, am besten an der Hand eines eigens für diesen Zweck verfaßten Studienbuches. Inspektor Rnaß wurde beauftragt, sich dieser Aufgabe besonders zu widmen, und er trat zu diesem Zweck mit den Kreisen und Organisationen der Sonntagschul-Helfer und -Helferinnen in Verbindung. So entstand unter der Mitwirkung von Frä. Hedw. Braun der Sonntagschulhelfer-Missionsbund, der in Berlin und in der Arbeiterkolonie Hoffnungstal eine Reihe lieblicher Lehrgänge veranstaltete.

Solche Missionslehrcurse fanden ja für Pastoren schon längst in Verbindung mit den Missionskonferenzen und einigen andern Missionsgesellschaften regelmäßig im Anschluß an die Jahresversammlung der Brandenburgischen Missionskonferenz erst unter der Leitung von Pastor Prof. D. Grundemann, dann von D. Julius Richter im Berliner Missionshause statt. Sie versammelten in der Regel etwa 80 Pastoren zu einer Woche fleißigen Studiums der schwebenden Missionsfragen. Daneben wurden nun ähnliche Missionsstudienurse für Gymnasialoberlehrer und Volksschullehrer, für gebildete Damen und Lehrerinnen, für Studenten, junge Männer und junge Frauen, für Sonntagschul-Helfer und -Helferinnen veranstaltet. Auch kürzere Pastorenlehrcurse von nur zweitägiger Dauer bürgerten sich in mehreren Provinzen ein. Erwägt man, daß die sorgfältige Vorbereitung jedes solchen Kursus zwischen 1—2000 Postfachen erfordert, der Kursus selbst eine Woche voller innerer und äußerer Anspannung bedeutet, und erst eine intensive Nacharbeit den Erfolg der Veranstaltung sicher stellt, so ahnt man, welches Maß von Zeit und Kraft allein die 10 oder mehr im Laufe eines Jahres vom Missionshause veranstalteten oder mitveranstalteten Kurse bedeuteten.

Alle diese rastlose Arbeit konnte den verhängnisvollen Übelstand nicht verdecken, daß das Vertrauen und damit das innigste Band der Zusammengehörigkeit mit der heimatlichen Missionsgemeinde sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu vermindern drohte. Es hatte damit schon im letzten Jahrzehnt der Wirksamkeit Wangemanns gehapert; Merensky, Saubertzweig = Schmidt, Axenfeld und Wilde waren zweifellos in weitgehendem Maße von dem allgemeinen Vertrauen getragen. Und doch regte sich in immer weiteren Kreisen die Kritik. Die einen nahmen an den immer wiederkehrenden Fehlbeträgen Anstoß und witterten dahinter eine planlose oder unreelle Wirtschaft; die andern empfanden immer empfindlicher den alten Wangemannschen Anspruch, als habe die Berliner Mission ein beinahe juristisch einlagbares Recht auf die Unterstützung sämtlicher kirchlicher Kreise der östlichen Provinzen. Daß nicht ohne verhängnisvolle Fehler der Berliner Missionsleitung neben ihr die ostafrikanische Mission aufgeblüht war; daß eifrige und missionarisch begabte Theologen sich ihr anschlossen, weil Wangemann keine Theologen in seiner Mission haben wollte; daß auch die reichgesegnete Goshner'sche Mission unter ihrem lebenswürdigen, beredten Direktor Prof. D. Plath wachsende Ansprüche an die heimatliche Missionsgemeinde stellte; vielleicht auch Unvorsichtigkeiten dieses oder jenes Berliner Vertreters — kurz vieles regte eine nicht immer in gelinden Formen verlaufende Besprechung an. Es war eine dringende Aufgabe, dies bedrohte oder verlorene Vertrauen wiederzugewinnen. Man durfte erwarten, daß es dann auch gelingen werde, die Einnahmen mit den unaufhaltsam wachsenden Ausgaben in Einklang zu bringen und damit die Arbeit der Gesellschaft daheim und übersee wieder auf eine tragfähige Grundlage zu stellen.

Im Jahre 1913 hatte Missionsinspektor Lic. Axenfeld, eben von seiner anstrengenden Visitationsreise durch Deutsch-Ostafrika heimgekehrt, das Direktorat übernommen; es stand ihm fest, daß diese heimatliche Aufgabe für ihn die nächste und dringendste sei. Einige Monate lang mußte er die eigenen Pläne noch zurückstellen, denn damals wurde eben die Nationalspende zum Regierungsjubiläum des Kaisers mit großer Begeisterung und mit rastloser Betriebsamkeit eingesammelt. Die Berliner Mission stellte auch dafür ihre heimatliche Organisation und ihre Agenten zur Verfügung. Sie hatte die unerwartete Freude, daß ihr aus dem Ertrage die große Summe von 497 000 M. zufiel, in jener kritischen Zeit eine wirkliche Hilfe in der

Not, welche den Druck der Schuldenlast wenigstens wieder für einige Zeit linderte. Als jene Sammlung abgeschlossen war, ging der neue Direktor daran, für seine Gesellschaft eine „Notwehrbewegung“ großen Stils in die Wege zu leiten. Der unmittelbare finanzielle Ertrag stand dabei erst in zweiter Linie; er wurde zunächst nur darauf eingestellt, die 200 000 M., um welche die regelmäßige Ausgabe die regelmäßige Einnahme übertraf, für drei Jahre durch außerordentliche Zeichnungen sicherzustellen. Nach drei Jahren, so wagte der Direktor zu hoffen, werde die durch die Notwehrbewegung geschaffene neue Situation soweit gefestigt sein, daß dann die regelmäßigen Gaben zur Begleichung des Budgets ausreichen würden. Vorerst kam es ihm darauf an, das Vertrauen zwischen dem Missionshaus und der Missionsgemeinde wiederherzustellen und den Willen zur Fortführung des Werkes in seinem bisherigen Umfange zu stärken. Zum 7. und 8. Dezember 1913 wurde eine große Zahl der Freunde des Werkes im Berliner Abgeordnetenhaus zu einer eingehenden Beratung der Sachlage einberufen; die Versammlung wurde durch eine Reihe von sorgfältigen Denkschriften vorbereitet. Die „Dezemberversammlungen“ bedeuteten einen Markstein in der Geschichte der Berliner Mission. Ihre Verhandlungen standen auf einer ungewöhnlichen Höhe, sie waren von einer heiligen Begeisterung getragen: „Wir möchten gern, daß Zion gebauet werde!“ Es wurde dem Freundeskreise unumwunden ehrlich Einblid in die gesamte innere und äußere Lage gegeben und sie um Mittragen jeder Last und zur Mitentscheidung aller Lebensfragen aufgefordert. Es galt Vertrauen um Vertrauen. Nach sorgfältiger Beratung wurde einstimmig beschlossen, das Werk in seinem damaligen Umfange aufrechtzuerhalten und die Aufgabe keines Gebietes ins Auge zu fassen. Weiter aber, nun auch den Geist und die Begeisterung der Notwehrbewegung überall in die Missionsgemeinde hinauszutragen. Ein erster Schritt dazu war, daß sich unter der geschickten Leitung und liebevollen Hingabe der Frau Gräfin Adolf Keller ein reger „Kreis der Freundinnen der Berliner Mission“ bildete. Dazu wurden neue Formen der heimatlichen Werbearbeit ins Auge gefaßt: Notwehrversammlungen, „Frauenkurse und -Agenten. Allein in den nächsten Monaten fanden 19 derartige Notwehrversammlungen in den wichtigeren Städten des östlichen Preußens statt. Auch dazu wurde wie in Berlin unter Zusendung geeigneter Druckschriften persönlich eingeladen und die Mithilfe der Presse kräftig in Anspruch genommen. In der Regel hielt ein vom

Berliner Missionshaufe gesandter Redner den Hauptvortrag, an den sich dann eine längere Besprechung anschloß. Die Notwehrbewegung war in vollem Gange — da brach der Weltkrieg aus, und es war, wie wenn mit einem Schläge die Räder eines in voller Fahrt befindlichen Eilzuges stillgestellt werden. Es war eine neue innere und äußere Lage geschaffen.

Das Missionsseminar hat an der allgemeinen Aufwärtsbewegung der beiden Jahrzehnte innerlich und äußerlich teilgenommen. Die Zahl der Seminaristen stieg von 30 auf 38, ja in einzelnen Jahren noch höher. Über den inneren Aufbau des Seminars fanden viele Überlegungen und viele Beratungen statt. Zwar zur Aufgabe eines wesentlichen Teils des Lehrgangs, etwa der alten Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein, oder wenigstens einer dieser Sprachen konnte man sich nicht entschließen. Dagegen stellte es sich als erwünscht heraus, unter der großen Zahl der sich Meldenden sorgfältig zu sichten und die Ansprüche an die geistliche Beschaffenheit und an die allgemeine Bildung höher zu stellen. Die früher befolgte Methode, die Aspiranten in Berlin in Stellung zu bringen, sie aber in einem Heime zusammen wohnen zu lassen und sie in den Abendstunden zur Auffrischung des Volksschullehrstoffes zu unterrichten, bewährte sich nicht, trotz der Fürsorge, welche D. Merensky den Aspiranten angedeihen ließ. Es eröffnete sich ein praktischerer Weg, indem Pastor M. von Gerlach seine Brüderanstalt Zoar bei Rothenburg zur Verfügung stellte, um dort auf dem Wege der dienenden Liebe und im Kreise gleichgesinnter Diakonen die wirklich für den Missionsdienst Geeigneten herauszufinden. Außerdem wurde ein sechster Jahrgang an den bisher fünfjährigen Lehrgang angefügt, und zwar in der Weise, daß die Seminaristen nach $5\frac{1}{2}$ Jahren ihre Abschlußprüfung machten, dann aber für das letzte Halbjahr zu besonderen Kursen bestimmt wurden, die einen im Tropenkrankenhause und dem missionsärztlichen Institut in Tübingen, die anderen zu sprachwissenschaftlichen Kursen am Hamburger Kolonialinstitut oder am Berliner Orientalischen Seminar, die dritten zur gründlichen Erlernung der englischen Sprache in London oder Edinburg oder zur Einführung in den Aufbau und die Methode des anglokolonialen Schulwesens in Edinburg usw. Eine ganze Anzahl von Fragen waren nicht nur am Berliner Missionsseminar, sondern auch an den ähnlichen Anstalten anderer Missionsgesellschaften in Fluß gekommen; z. B. wie man mehr Akademiker in die Reihen der Missionsarbeiter ziehen, wie man deren Einord-

nung nach Lebensstellung, Gehalt und Reliktenversorgung ordnen solle, wie die Fortbildung der jung auf das Missionsfeld hinauskommandierten Missionare, besonders ihre Einführung in die Sprache und das Volkstum des Missionsvolkes am erfolgreichsten geordnet werde, ob es sich empfehle und wie es zu erreichen sei, für die Missionsseminaristen die Stellung und die Vorrechte der Einjährig-Freiwilligen und damit die Möglichkeit des Aufstiegs zum Offiziersrang zu erlangen und andere Fragen mehr. Der Missionarsstand hatte sich eben im Laufe einer zweihundertjährigen Geschichte als ein eigener Stand mit eigener, den Bedürfnissen der Lebensaufgabe angepaßter Fachvorbildung und mit einer angemessenen Einordnung in die anderen Stände mit ihren Standesansprüchen ausgebildet, und diese Entwicklung stellte naturgemäß eine Reihe schwieriger Fragen, von denen es erwünscht war, daß sie von den deutschen Missionsseminar-Leitern gemeinsam beraten wurden. Es wurde deshalb eine Missionsseminarlehrerkonferenz eingerichtet und Missionsinspektor Gründer zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Den überaus reichlichen Unterricht am Missionsseminar trugen in der Hauptsache die beiden hauptamtlich dafür angestellten Missionsinspektoren Gründer und Schoene; möglichst sollten der Direktor und jeder der anderen Inspektoren wenigstens einige Wochenstunden geben, um dadurch in ein persönliches Verhältnis zu den Seminaristen zu kommen. So lehrte D. Axenfeld die paulinischen Briefe, D. Glüer die Dogmatik, Inspektor Knak die Kirchen- und Missionsgeschichte, Wilde die Evangelien, neutestamentliche Theologie und Geschichte der Philosophie. Von 1904 ab half bei diesem Unterricht mit selbstloser Hingabe der in der Nähe des Missionshauses wohnende emeritierte Pastor Dr. Roettig; später trat an seine Stelle Pastor Schwebel von der Berliner Parochialkirche. Um eine gründliche katechetische Durchbildung der Seminaristen zu ermöglichen, richtete Inspektor Schoene einen Seminarkindergottesdienst ein.

Neben den aus den Seminaren hervorgegangenen Missionsarbeitern suchte man in wachsendem Maße auch Theologen zu gewinnen. An G. Eifelen in Südafrika, an Martin Klamroth in Deutsch-Ostafrika und dem Hausvater des Honkonger Findelhauses, Joh. Müller, hatte man hervorragende Kräfte. Vorübergehend hielten sich mehrere Kandidaten wie Rittlaus und Preller im Missionshause auf, ohne daß es aus Gesundheitsrücksichten zu ihrer Aussendung kam. Ein wertvoller Mitarbeiter auch im heimatischen Missions-

leben war der begabte Chineser Moses Chiu, der vielfach auf Missionsversammlungen mit hinreichendem Erfolg sprach. Er ging nach seiner Doktorpromotion als Professor an die chinesische Reichsuniversität in Peking und starb leider bald. Auch mit dem Studentenbund für Mission knüpften sich damals lebhaft Beziehungen, so daß bei dem Ausbruch des Weltkrieges eine ganze Anzahl von Theologen und Medizinern auf Ausendung im Verbande unserer Mission warteten.

Früher hatte die Berliner Mission fast nur auf klimatisch gesunden Gebieten gearbeitet. In dem Maße, als ungesunde Tropengebiete wie Maschonaland, Deutsch-Ostafrika, ganz besonders Usaramo in Angriff genommen wurden und sich die Arbeit im Bawendalande und in der chinesischen Provinz Kwangtung ausdehnte, waren mehr Beurlaubungen erforderlich. Es weilten zu Zeiten bis zu 20 Missionare zur Überwindung von schweren Tropenkrankheiten oder zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit in der Heimat. Da war es eine große Wohltat, daß der Gesellschaft drei Heime geschenkt oder von ihr preiswert erworben wurden, Hermsdorf bei Berlin, das von der Familie des Pastors Schier geschenkte Haus in Peterwitz bei Jauer in Schlesien und Ilfeld am Harz. Da konnten erholungsbedürftige Missionarsfamilien in einfach, aber zweckentsprechend eingerichteten Wohnungen sich erholen. Auch die Gründung eines Missionarskinderheims war im Werke; der unermüdlche Pastor Kornrumpf in Fürstenwalde hatte dafür bereits 23 410 M. gesammelt und ein Grundstück sichergestellt.

Die Hinzunahme ungesunder Arbeitsfelder brachte es mit sich, daß auch auf die ärztliche Schulung der Missionare und die Pflege ihrer Gesundheit größeres Gewicht als früher gelegt wurde. Schon immer hatten alle Missionszöglinge einen ärztlichen Vorschulkursus durchgemacht, der ihnen gewisse allgemeine medizinische Kenntnisse vermittelte und viele unter ihnen in den Stand setzte, hernach draußen den zahlreichen sich an sie herandrängenden Kranken wertvolle Hilfe zu leisten. Jetzt machte man gern auch von den längeren oder kürzeren Kursen Gebrauch, welche für neuausreisende oder zur Erholung in der Heimat weilende Missionare im Tübinger missionsärztlichen Institut abgehalten wurden. Die ungemein fortgeschrittene Tropenhygiene ermöglichte für die Missionarsfamilien einen wirksameren Gesundheitsschutz, zumal durch Chininprophylaxe, Moskitoschutz der Häuser und dergleichen. Es war wertvoll, daß die Missionare von sachkundiger Seite in diese Vorkehrungsmethoden eingeführt wur-

den. Es sei auch der selbstlosen Dienste gedacht, welche die Vertrauensärzte, besonders Professor Dr. Dietrich und Sanitätsrat Dr. Landgraff, fortgesetzt den Missionarsfamilien erwiesen, und der Opferwilligkeit, mit welcher bedeutende Ärzte Operationen und langwierige Kuren der tropenkrank heimkehrenden Missionsgeschwister oft unentgeltlich ausführten. Besonders die vielfachen Dienste Prof. Dr. Olpps und seines tropenhygienischen Instituts in Tübingen verdienen dankbar erwähnt zu werden.

II. Die Mission in Südafrika 1894—1914.

Diese zwei Jahrzehnte waren in der äußeren und inneren Geschichte Südafrikas bewegte Zeiten. Es vollzog sich mit wachsender Schnelligkeit ein Umwandlungsprozeß, der den Hintergrund der Missionsarbeit und die Bedingungen zur Ausrichtung des Missionsdienstes in wesentlichen Punkten veränderte. Wir unterscheiden drei Abschnitte: 1. bis zum Ausbruche des südafrikanischen Krieges, 2. das Kriegserleben, 3. vom südafrikanischen Kriege zum Weltkriege.

A. Das wenig mehr als ein halbes Jahrzehnt von 1894—1899 war äußerlich angesehen für Südafrika eine ungemein schwere Zeit. Erst tauchten Heuschreckenschwärme in einem Umfang auf, wie man sich in Südafrika kaum erinnerte, und vernichteten Saat auf Saat. Die Folge war 1897 eine Hungersnot, die zumal Transvaal furchtbar traf, so schwer z. B., daß von dem Volk der Königin Motšatschi der dritte Teil am Hunger starb. Ihr folgte auf dem Fuße die aus Deutsch-Ostafrika in langsamem Todeszuge herunterziehende Rinderpest, welche die Viehherden, den Reichtum der Buren wie der Bassuto und Raffern fast mit einem Schlage vernichtete; von Herden von 100 Rindern blieben kaum drei übrig. Waren bis dahin Ackerbau und Viehzucht fast durchweg die Grundlagen des südafrikanischen Wirtschafts- und Staatslebens gewesen, so schien es den dortigen Völkern nun eindrücklich gemacht werden zu sollen, wie unzuverlässig diese Grundlagen seien. An die Rinderpest und veranlaßt durch die verderblichen Ausdünstungen zahlloser nicht beseitigter Rinderkadaver schloß sich 1898 eine Fieberseuche, die in den Familien der Weißen und der Schwarzen gleich verhängnisvolle Verheerungen anrichtete.

Gleichzeitig mit diesen furchtbaren Plagen und zum Teil in ursächlichem Zusammenhang mit ihnen vollzog sich eine tiefgreifende Umgestaltung im Leben der Weißen. Im Jahre 1869 waren die

Diamantenlager von Kimberley, 1873 die Goldfelder in der Gegend von Lydenburg, 1885 die reichen, goldführenden Quarzlager des Witwatersrandes entdeckt, und seitdem waren in geradezu überstürzender Hast Fundstellen von Diamanten, Gold, Zinn, Kupfer, Steinkohlen und anderen wertvollen Mineralien auch in anderen Teilen des Landes entdeckt; man überzeugte sich mehr und mehr, daß Südafrika, besonders Transvaal, eines der mineralreichsten Länder der Erde sei, und daß seine große Zukunft nicht auf dem unsicheren Aderbau und der Viehzucht, sondern in der großkapitalistischen und bergmännischen Aufschließung der Erzlager beruhe. Damit aber vollzog sich eine doppelte Umwälzung. Früher war das weite, menschenarme Innere in der Hauptsache das Ader-, Weide- und Jagdgebiet der Buren gewesen, welche dort einen weit ausgebreiteten Wirtschaftsbetrieb bei ziemlich niedriger Entwicklung des wirtschaftlichen und des geistigen Lebens entfaltet hatten. Städte mit intensiverem Leben, mit entwickeltem Handel und Gewerbe gab es nur rings an der Küste herum und in einigen begünstigten Oasen des Inneren. Jetzt verlegte sich der Schwerpunkt weg von der Küste nach dem Inneren; die Diamanten- und Goldfelder zogen den Verkehr, den Handel und das wirtschaftliche Leben stark an. Nach ihnen hin wurden Eisenbahnen gebaut; die großen Verkehrslinien orientierten sich an den großen Minerallagern des Inneren. Damit vollzog sich auch in der politischen Orientierung ein Umschwung. Ehedem hatten die Engländer den Buren leichten Herzens die Wüsten und Weidegründe des Innern überlassen, weil da für sie doch nichts rechtes zu holen sei; mochten da die Farmer, welche es unter der wohlthätigen britischen Herrschaft nicht glaubten aushalten zu können, bei ihren Rindern, bei Löwen, Elefanten und Schlangen verbauern, die Engländer behielten die Küsten, die allein für ihre Weltbeziehungen von Bedeutung zu sein schienen, und durch deren Beherrschung sie jede selbständige politische Entwicklung der Burenstaaten glauben verhindern zu können. Jetzt hatte sich das Bild gänzlich verschoben. Die armen Küsten waren nur die verhältnismäßig wertlose Schale, die von den Buren besiedelten Gebiete des Innern der unermesslich reiche Kern des Erdteils. Boten die Engländer Selbstlosigkeit genug auf, neidlos das Aufstreben und Erstarken der Burenstaaten im Innern anzusehen? Gewährten sie vor allem irgendwo den Burenstaaten einen Ausweg nach dem Meere zu, etwa nach dem ungesunden, verwaorlosten portugiesischen Hafen Lourenzo Marques? Das war

der Prüffstein, an dem sich zeigte, ob England die Burenstaaten überhaupt aufkommen lassen wollte. Die Entwicklung hatte noch eine andere Seite. Jenen einfachen, altväterischen Wirtschaftsbetrieb mit Ackerbau, Viehzucht und Jagd hatten die Buren mit jenem geringen Kapitale ganz wohl bestreiten können, das ihnen nur zu Gebote stand. Die Aufschließung der bergmännischen Betriebe, der Gold-, Diamanten- und Kohlenlager erforderte riesige Kapitalien; es zog diese aber auch wegen der gewaltigen, sicher zu erwartenden Dividenden mächtig an; und es setzte die hochentwickelte bergmännische Industrie und Technik voraus, welche sich der europäische Bergbau in jahrhundertelanger Arbeit angeeignet hatte. So wurden die Burenstaaten in weitgehendem Maße von dem Kapital und der Intelligenz Europas, speziell Englands, abhängig. War es wahrscheinlich, daß die englischen Herren der Welt es auf die Dauer mit ansehen würden, daß die an Kapital und Intelligenz unterlegenen Buren unangefochten im Besitze der Gold- und Diamantensfelder blieben, während diese von britischem Kapital und britischer Intelligenz entwickelt wurden, und daß die Buren ihre Staatswesen stärkten und ausbauten mit den Kapitalien und Renten, die sie von den bergmännischen Industrien erhoben? So zogen sich die Wetterwolken kriegerischer Verwicklungen über Südafrika zusammen. Der rücksichtslose Überfall, den auf Anstiften des mächtigsten Mannes von Südafrika, des Diamantenkönigs Cecil Rhodes, sein Freund Jameson am 30. Dezember 1895 von Mafeking aus mit 800 Mann Schutruppen der Chartered Company von Rhodesia unternahm, um Johannesburg durch einen Handstreich zu überrumpeln, zeigte den Burenstaaten nur zu deutlich, was sie zu erwarten hatten. Und die Art, wie dieser gewissenlose Raubzug hernach in der Presse und den Parlamenten behandelt wurde, gab den Kommentar dazu, wenn es eines solchen noch bedurfte. Jameson hatte sich am 2. Januar 1896 bei Krügersdorp den Buren auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Auf die Bitte der britischen Regierung wurde er an diese ausgeliefert, wobei sie versprach, ihn rechtmäßig abzuurteilen. Er wurde zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt, aber schon nach wenigen Monaten „krankheitshalber“ freigelassen und — kurze Zeit darauf zum Premierminister von Südafrika erwählt.

Während so in den oberen Regionen sich drohende Unwetter zusammenzogen, gährte es auch in den niederen Schichten der farbigen Bevölkerung. Die Bopedi-Spaltung in der Berliner Mission 1890

war der Sturmvogel gewesen, dem nun die unter dem Namen der „äthiopischen Bewegung“ zusammengefaßten Wirren und Spaltungen auf dem Fuße folgten. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die verwidelte und im ganzen unerfreuliche Geschichte dieser Abfallsbewegung der farbigen Gemeinden von ihren Missionen und Kirchen darzustellen. Aber auf der einen Seite wird es von nun an eine Begleitererscheinung der Geschichte der Berliner Mission wie aller andern südafrikanischen Missionen, daß die Äthiopier dieser oder jener Richtung einen Einbruch in eine Missionsgemeinde nach der anderen unternahmen und diese mehr oder weniger wochen- und monatelang beunruhigten. Glücklicherweise erwies sich schon damals — es war der erste schwere Sturm, der über die Berliner Missionsgemeinden dahinbrauste, andere sollten auf dem Fuße folgen! — ihr Gefüge fest genug, um im wesentlichen ohne schweren Schaden standzuhalten. Wir erzählen diese Einbrüche nicht im Einzelnen; so sehr sie oft auf längere Zeit die Gemeinden in Atem hielten, sie hatten doch für ihr inneres und äußeres Wachstum kaum größere Bedeutung als Gewitterstürme für die wachsende Saat. Es ist zum Glück damals auf keiner der Berliner Stationen zu so tiefgreifenden Wirren gekommen wie in den wesleyanischen oder schottisch-presbyterianischen Missionen oder auch auf einigen Stationen der Brüdergemeine.

Im allgemeinen war dies halbe Jahrzehnt für die Berliner Mission eine Periode gesunden Wachstums nach innen und außen. Es wurden noch fünf neue Stationen angelegt, eine im Oranje-Freistaat und vier in Transvaal. Im Oranje-Freistaate wurde damals in der Richtung teils auf die Diamantenstädte Kimberley und Beaconsfield, teils auf die großen Minenzentren Transvaals das Eisenbahnsystem schnell und umfänglich ausgebaut. Ein Eisenbahnknotenpunkt kam südlich von Bethanien zu liegen, wo auch umfangreiche Eisenbahnwerkstätten errichtet wurden. Es erschien wahrscheinlich, daß dort dauernd ein starker Zusammenstrom farbiger Arbeiter stattfinden werde. An diesem günstigen Punkte bot sich 1894 die Gelegenheit, drei aneinandergrenzende Farmen, die fortan Springfontein, Gerlachstal und Berlin hießen, in einem Gesamtumfange von 10 000 Magd. Morgen zu kaufen. Man hoffte, daß dies Missionsgut zugleich eine gutverzinsliche Kapitalanlage bilden werde und machte zum Stationsleiter den für Landwirtschaft und Viehzucht begabten Missionar Sandroß. Die Missionsstation hieß Gerlachstal, das dort entstehende Dorf Springfontein.

In Transvaal vollzog sich auch nach der Seite hin eine Umorientierung, daß der wirtschaftlich und politisch erstarkende Burenstaat unter der Führung seines Präsidenten Paul Krüger und seines treuen und begabten militärischen Mitarbeiters, des Generals Piet Joubert, Wert darauf legte, Herr im eigenen Hause zu werden und die widerhaarigen Eingeborenen-Stämme nacheinander zu unterwerfen und zu bedingungsloser Anerkennung der Burenherrschaft zu bewegen. Der erste Stamm, der an die Reihe kam, waren die Bagananoa des Malebocho in den Blaubergeren. Man begann 1894 mit einem unerwarteten Angriff der Zoutpansberger Buren auf die Kraale in der Ebene und mit der Fortnahme des Viehs. Malebocho, der das Vertrauen der Regierung verloren hatte, wollte sich nicht unterwerfen; aber der Berliner Missionar Sonntag, der den Verlauf des Krieges voraussah, riet dringend dazu. Dabei war es für den Missionar schwierig, seine Neutralität nach beiden Seiten hin so weit zu wahren, daß er das Vertrauen beider Parteien behielt. Es war nützlich, daß er dem General Joubert gegen den Biß einer giftigen Spinne im Ohr helfen konnte. Der Kriegszug endete natürlich mit der Demütigung Malebochos, aber ohne daß die Stellung des Missionars oder der Station in der Hauptsache erschüttert wurde. Der zweite Kriegszug Jouberts richtete sich gegen Bolubedu, das Ländchen der Regenmacherin Motschatschi, wo Fritz Reuter 1881 die Station Medingen angelegt hatte. Gerade hier drang die Burenkolonisation in den fruchtbaren, tiefen Tälern jenseits des Holzbuschgebirges mächtig vor; die Talgründe wurden in Burenfarmen aufgeteilt. Aber das Land erwies sich als so ungesund, daß die Buren einmal über das andere die Hilfe Reuters in schweren Fiebern in Anspruch nahmen; die Missionsstation Medingen glück zu Zeiten geradezu einem Burenlazarette. Dabei sahen die hochmütigen, harten Heiden von ihren Bergen mit Ingrimm auf die in der Ebene zu ihren Füßen wie Pilze aus der Erde schießenden Burenfarmen. Es war vielleicht notwendig, daß die Buren den Eingeborenen einmal eindrücklich die Macht ihres Heeres zeigten. Joubert rückte mit einem starken Burenkommando heran. Es kam zu keinem kriegerischen Zusammenstoß. Es gelang der Umsicht Fritz Reuters, der ebenso das Vertrauen Jouberts wie Motschatschis sich zu erhalten verstand, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Als die alte Motschatschi — der Name ist der Herrschaftstitel — am 21. August 1896, kurze Zeit danach, starb, hinterließ sie ihren Großen die Botschaft: „Haltet euch treu zu Mynheer; er ist der

Einzig, der euch helfen kann.“ Weitaus der ernsteste Zusammenstoß war der mit den Bawenda. Diese etwa 100—150 000 stolzen, starken Heiden wohnten in den bis zu 1000 Metern aus der heißen, von der Tropensonne durchglühten Ebene des „Buschfeldes“ aufsteigenden Zoutpansbergen; und ihr Land war so ungesund, daß sich die Eingeborenen gegen einen ernstlichen Krieg ziemlich sicher wähnten. Allein sie waren nach alter Überlieferung in drei einander mißtrauisch, wo nicht feindlich gegenüberstehende Stämme gespalten, denjenigen Mathatos, Tschewasses und Mpafudis. Da die Berliner Missionare ihren Einfluß bei Tschewasse und Mpafudi aufboten, gelang es, diese bei dem kriegerischen Zusammenstoß mit den Buren neutral zu erhalten. Die Missionare erwarben sich damit ein Verdienst um ihre Völker; denn im Falle kriegerischer Verwicklungen konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. So hatte es General Joubert nur mit dem westlichsten Wendastamme, dem Mathatos, zu tun, dessen Häuptling nach des alten Mathato Tode Mpefu war. Dieser wurde in seiner Felsenburg belagert und besiegt; er floh in das Maschonaland jenseits des Limpopo. Der Burenkommandant Trichardt, der am Fuße von Mpefus Bergfeste ein Dorf anlegte, das nach seinem Vorfahren benannt wurde, legte Wert darauf, daß möglichst bald dort auch eine Berliner Missionsstation angelegt würde; sie wurde von Missionar Gottschling vor den Toren von Louis Trichardt in der von den Zoutpansbergen überragten Ebene angelegt und auf den Wunsch des Berliner Vereins „Bawendafreund“ Gertrudsburg (1899) genannt.

Tiefer eingreifend drohte eine andere Maßregel zu werden, durch welche die Buren ihre Herrschaft über die Eingeborenen-Bevölkerung befestigten. Im Jahre 1895 erneuerte die Transvaal-Regierung die schon mehrfach erlassene Plakkerwet, d. h. das Gesetz betr. der Siedelung von Schwarzen auf Farmen (plakken=flehen, wie in dem Worte „Plakat“), wonach auf jeder Farm nur 5 Farbigenfamilien wohnen sollten. Das Gesetz beabsichtigte, den Buren im ganzen Lande das nötige billige oder unentgeltliche Arbeiterpersonal dadurch zur Verfügung zu stellen, daß in den bereits von ihrer Siedelung in Angriff genommenen Gebieten die Schwarzen gleichmäßig in kleinen Trupps über das Land verbreitet würden. Es drohte die Gefahr, daß, wenn jetzt dies Gesetz auch auf die Missionsplätze angewandt wurde, es zur Auflösung und Zerstreuung der Missionsgemeinden und damit zum Ende der Missionsarbeit geführt hätte. Eine Abordnung des

Berliner Komitees, bestehend aus dem Unterstaatssekretär Dr. von Jakobi, Direktor Genjichen und Inspektor Merensky, suchten deshalb den Vertreter der „Südafrikanischen Republik“ in Berlin, Dr. Leyds, auf, um ihm die drohenden, verhängnisvollen Wirkungen des Gesetzes darzulegen. Sie erhielten von ihm die Zusicherung, daß nicht die Absicht bestehe, das Gesetz auf die Missionsstationen anzuwenden. Es ist in der Tat in der Hauptsache nur insofern für die Entwicklung der Mission von Bedeutung geworden, als dadurch in den mit Farmen bedeckten Gebieten der beiden Burenrepubliken, auf dem Hoogewolde und im Oranje-Freistaat, eine größere Zerstreuung der Farbigen herbeigeführt wurde.

Die anderen Neugründungen von Stationen in Transvaal hingen mit dem Wachstum des Werkes zusammen. Superintendent Knothe von Nord-Transvaal war 1892 gestorben. Zu seinem Nachfolger wurde Missionar Krause von Waterberg ernannt, der schon seit einiger Zeit als Vizesuperintendent einen Teil der Synode verwaltet hatte. Er siedelte auch zunächst nach Mphome über (1893—96), überzeugte sich aber, daß von dieser hoch, kalt, in den Gebirgsnebeln des Holzbuschgebirges gelegenen Station der weitausgedehnte Superintendentur-Sprengel Nord-Transvaal nicht recht geleitet werden könne. So siedelte er 1896 nach dem neu entstehenden Burendorf Pietersburg über, das damit aus einer kleinen Außenstation von Moletshe zur Hauptstation wurde. Knothe hatte von Mphome aus die Missionsarbeit nach Süden, Osten und Norden mit weit vorgeschobenen Außenstationen und Predigtplätzen so weit ausgedehnt, daß es nur eine Frage der Zeit war, wann von diesem vielfach weglosen Stationsbereiche selbständige Hauptstationen abzweigelt wurden. Das geschah 1897 mit Makotopong, das den Namen Kreuzburg nach der gleichnamigen schlesischen Stadt erhielt und mit dem Missionar Chr. Endemann jun. besetzt wurde. Die landschaftlich nicht gerade schön im einförmigen Buschfelde gelegene Station sollte in erster Linie den Sothostamm der Batlokoa, und dann weiter die in jener Gegend aus der ungesunden, feuchtheißen Küstenebene bis auf das Buschfeld vorgeschobenen Makwamba oder Anopneuzen erreichen (Knopfnasen, so genannt nach einer Reihe von Warzen, welche sie als Stammeszeichen von der Stirn bis zur Nasenspitze herstellen).

B. So war die Berliner Mission in stiller, gesunder Entwicklung, als im Oktober 1899 der Burenkrieg ausbrach; er verlief an-

fangs günstig für die Buren, nahm aber seit der Kapitulation des Generals Cronje am 27. Februar 1900 eine für sie ungünstige Wendung und endete im Frieden von Pretoria am 31. Mai 1902 mit der Erklärung der Burenrepubliken zu britischen Kolonien. Auch hier liegt es uns nicht ob, die Geschichte des Heldenkampfes und des Unterganges des politischen Burenvolkes zu schreiben. Es sei nur darauf hingewiesen, daß begreiflicher, man möchte sagen natürlicher Weise die Sympathien weitaus der Mehrzahl der Berliner Missionare und ihrer Familien auf der Seite der Buren waren, wie damals bei der großen Mehrzahl des deutschen Volkes. Die Berliner Mission arbeitete seit 1834 auf dem Boden des Oranje-Freistaates, seit 1860 auf dem der Südafrikanischen Republik; das Klima in Südafrika ist im allgemeinen so gesund, daß die Kinder der Missionare ohne erhebliche Schädigung in ihrer Konstitution in Südafrika aufgewachsen waren. Die Berliner Mission hatte immer wieder Versuche gemacht, durch Einrichtung von Kinderheimen oder wenigstens durch Hinausendung von geprüften Lehrerinnen zur Einrichtung von Familienschulen den Missionaren die Möglichkeit zu verschaffen, ihre Kinder draußen zu behalten. Bei den teuren Reisekosten konnte die Missionsleitung sich nur verpflichten, diejenigen Missionarsöhne wieder nach Südafrika hinauszusenden, welche als Missionare in ihren Dienst traten. Dagegen bot das mächtig aufstrebende Südafrika auch den Missionarsöhnen und -Töchtern Erwerbsmöglichkeiten und gute Aussichten des wirtschaftlichen Fortkommens, wenn sie die südafrikanischen Schulen besucht und die dortigen Prüfungen abgelegt hatten. So blieben viele Missionarskinder in Südafrika, besuchten die dortigen Schulen und suchten sich dort eine Lebensstellung zu schaffen. Manche Missionare und noch mehr Missionarskinder hatten im Laufe der Jahrzehnte das deutsche Bürgerrecht aufgegeben und sich in Südafrika naturalisieren lassen. Das gab während des Burenkrieges eine Fülle von Konflikten, um so mehr, als die Engländer jeden Versuch der Missionare, ihrer Sympathie für die Buren Ausdruck zu geben, als Bruch der „Neutralität“ wo nicht gar als „Hochverrat“ auszulegen geneigt waren. Es kam dazu, daß der Krieg seitens der Engländer mit barbarischer Grausamkeit geführt wurde; wir haben nicht zu untersuchen, ob und wie weit diese Art der Kriegsführung durch die südafrikanischen Verhältnisse bedingt war. Wir haben nur die Tatsachen festzustellen, daß, wo die englischen Heere in das Gebiet der alten Burenstaaten vordrangen,

das Land planmäßig in eine heulende Wüste verwandelt wurde; die Burenfarmen wurden zerstört, die Viehherden weggetrieben, die Männer, Frauen und Kinder in Konzentrationslager eingesperrt, wo sie bei höchst mangelhafter leiblicher Fürsorge bei dem Ausbruche von Epidemien in Scharen wegstarben. Diese Verwüstung des Landes betraf die Berliner Mission, deren Stationen von der Kapkolonie bis zum Sambesi über das ganze Land ausgebreitet waren, besonders hart. Nur ein Duzend Stationen, die teils im Süden der Kapkolonie, teils in Britisch-Kaffraria, teils im südlichen Natal außerhalb des Kriegsschauplatzes lagen, blieben wenigstens von diesen direkten Kriegsschäden verschont. Wir treten eine Wanderung durch die sechs Berliner Missionsynoden an, um einen Einblick in den Umfang der Kriegsschäden*) zu gewinnen.

In Natal lag nur Königsberg unmittelbar auf dem Kriegsschauplatz. Hier wirkte noch immer August Prozesky, der 1868 die Station angelegt hatte. Als nach dem Vormarsch der Buren über den Amajubapaf nach Natal hinein die Burentruppen über die Station zogen und in ihrem Gefolge hunderte von Arbeitslaffern, die von den Goldfeldern in Transvaal, zum Teil ohne ihren Lohn empfangen zu haben, entlassen waren, nun auf der Station und in ihrer Umgegend ihr Unwesen trieben, ließ sich A. Prozesky von den Buren, welche das eroberte Land in Verwaltung nahmen, unvorsichtigerweise obrigkeitliche Vollmacht geben, um die Ordnung aufrecht erhalten zu können. Er war aber englischer Untertan geworden und hatte auf Veranlassung der Kolonialverwaltung in jener Gegend als Friedensrichter gedient. Als die Engländer wieder Besitz von dem Lande genommen hatten, wurde es ihm zum „Verrat“ angerechnet, daß er zeitweise als Beamter der Burenregierung gedient hatte. Er wurde verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Sein Leben hing an einem seidenen Faden. Er wurde schließlich zu einem Jahre Gefängnis und 500 £ Buße verurteilt und hat diese Strafe auch abbüßen müssen. Ein für ihn von der Missionsgesellschaft eingereichtes Gnadengesuch wurde nicht berücksichtigt. Er kehrte nach Beendigung seiner Strafzeit vorläufig nach Deutschland zurück. Als die Armee des englischen Generals Buller in den Kämpfen bei Glencoe und Dundee auf Ladismith zurückgeschlagen und dort eingeschlossen

*) Vgl. WMZ. 1902, 113 ff. Sauerzweig-Schmidt, Die Berliner Mission und der südafrikanische Krieg.

und belagert wurde, näherte sich der Bereich der kriegerischen Bewegungen bedenklich den Stationen Emmaus, Hoffenthal, Emangweni und Stendal. Nur eine halbe Stunde von Emmaus schlug General Buller ein großes Proviantlager auf. Die auf der Hochebene jenseits der Draakenberge gelegene Außenstation Bethany, eine Musteransiedlung strebsamer christlicher Sulu, wurde ein Stützpunkt der englischen Operationen in den furchtbaren Kämpfen im Januar 1900. In Stendal dröhnte während der Schlacht von Colenso am 15. Dezember 1899 das Missionshaus von dem Donner der Geschütze, daß die Balken knarrten wie bei einem schweren Gewitter. Aber im ganzen wurde die Natalmission vor schwerem Schaden bewahrt. — In der Dranjesynode brach eine schwere Zeit gleich zu Anfang des Krieges dadurch über Kimberley herein, daß die Stadt vom 15. Oktober 1899 bis 15. Februar 1900 von den Buren belagert wurde. Da die Missionsstation außerhalb der Umwallung in der Nähe des Forts lag, mußte sie binnen einer halben Stunde von sämtlichen Bewohnern geräumt werden. Alle nicht massiven Häuser wurden abgerissen, die Bäume umgehauen. Die Belagerung war deshalb schwer, weil die Stadt darauf nicht vorbereitet war und es an Lebensmitteln bitter mangelte. Missionar Meyers Gesundheit wurde durch die Strapazen dieser Notzeit so erschüttert, daß er schwer erkrankte und in der Heimat starb. Das Städtchen Douglas am Dranjesfluß fiel bis zur Kapitulation Cronjes im Februar 1900 immer abwechselnd in die Hände der Engländer und der Buren. Die Engländer erlaubten nach der ersten Einnahme der Stadt eine allgemeine Plünderung; sämtliche Farbige erhielten den Befehl, mit den britischen Truppen abzuziehen. Die Gemeinde von Adamschoop wurde im Dezember 1899 mit ihrem ganzen Viehbesitz in das Lager von Jakobsdale und, als dies Lager aufgehoben wurde, nach Pniel überführt. Adamschoop hatte Jahr und Tag aufgehört, Berliner Missionsstation zu sein. Bethanien wurde von den durchziehenden Truppen durch wiederholte Requisitionen ausgeplündert; 15 000 Schafe wurden genommen. Nur dem kräftigen Eingreifen des deutschen Generalkonsuls war es zu danken, daß nicht auch der Missionar und die ganze Gemeinde weggeführt wurden. Gerlachsthal hatte als Eisenbahnknotenpunkt eine besondere Bedeutung. Erst richtete hier die deutsche Ambulanz ein Hospital ein; später wurden hier zwei große Flüchtlingslager geschaffen, eins mit Tausenden von Weißen, das andere mit ebensoviel Farbigen. In Pniel wurde Missionar West-

phal noch, als er eben nach Kriegsende von einem Erholungsurlaub in Deutschland heimkehrte, nachträglich verhaftet und unter Anklage wegen Hochverrats gestellt. Er wurde zwar wieder freigelassen, aber als „Rebell zweiter Klasse“ zu fünfjährigem Verluste des Wahlrechts verurteilt, wahrscheinlich ohne einen Schatten von Recht.

Weitaus am härtesten wurde begreiflicherweise Transvaal betroffen, weil es am längsten und am schwersten Kriegsschauplatz war. Hier entfalteten sich die barbarischen Methoden der englischen Kriegsführung am stärksten. Da die Engländer in jedem Bur und in jedem Freunde der Buren einen Feind sahen und obendrein durch einen von beiden Seiten mit großer Leidenschaft geführten Kleinkrieg nervös und erbittert wurden, machten sie das Land hinter sich zu einer menschenleeren Wüste, um vor Überfällen sicher zu sein. Diesen Methoden fielen die beiden Missionsstationen Wonthin und Ermelo zum Opfer. Missionar Düring und die ganze Christengemeinde wurde fortgeschleppt, das Missionsgehöft und die Hälfte der Wohnhäuser der Farbigen wurden mit allem, was noch darin war, verbrannt. Missionar Düring wurde gefangen genommen, weil er von einigen Juden verleumdet war, er hätte Sektreden gegen die Engländer gehalten und die Buren mit Proviant versehen. In Ermelo wechselte das Regiment zwischen den kriegführenden Parteien nicht weniger als zehnmal. Am 10. August 1901 erhielt die gesamte Bürgerschaft von den Engländern den Befehl, die Stadt zu räumen. Die Missionsstation wurde geplündert. Hinter den Abziehenden loderten die Flammen und der Rauch der brennenden Stadt. Die „Flüchtlinge“ wurden in sechstägiger Fahrt erst in langem Wagenzuge, dann in offenen Viehwagen der Bahn bei strömendem Regen in das Konzentrationslager von Balmoral befördert. Missionar Walter erhielt indes bald die Erlaubnis, nach der Berliner Missionsstation Christianenburg in Natal überzusiedeln, wo er das Ende des Krieges abzuwarten hatte. Der junge Missionar Daniel Heese von Matapanspoort hatte einen ihm befreundeten, schwer kranken Engländer, der Gefährlichkeit der Reise voll bewußt, mehrere Tagereisen weit in das Hospital der Schweizer Station Elim gebracht. Auf der Rückfahrt wurde er in der wüsten Gegend von Bandelierskop samt seinem schwarzen Wagenlenker von einem australischen Offizier, der durch seine Beseitigung die Spuren anderer Schandtaten verwischen wollte, am 23. August 1901 meuchlings erschossen. Auch über diese schwersten Schläge hinaus hatten fast alle Berliner Missionare in Transvaal ein mehr oder

weniger schweres Martyrium zu erdulden. In Venkenburg wurde dem Missionar Bauling zum Vorwurf gemacht, daß er die Frauen und Mädchen ernstlich vor der Verführung durch gewissenlose Soldaten gewarnt hatte. Er wurde gefangen und unter unnötig harter Behandlung nach Pretoria überführt und acht Tage in das gemeine Gefängnis geworfen. Später bekam er wenigstens Erlaubnis, in Privatquartier zu wohnen, nur mußte er sich täglich auf dem Polizeibüro melden. H. Müller, der Missionar von Heidelberg, hatte den Versuch gemacht, seinem schwer angefochtenen Schwiegervater Miss. A. Prozeshy in Natal beizustehen. Als er nach seiner Station zurückkehrte, fand er sein Haus verwüstet, die mühsam gezogenen Anpflanzungen vernichtet. Er kehrte nach Natal zurück. Da er sich aber auch dort nicht frei bewegen durfte, reiste er nach Deutschland. Missionar Kahl in Neu-Halle war gerade in Waterberg, um Lebensmittel einzukaufen, als seine Familie bei Nacht Befehl bekam, sofort nach Pretoria aufzubrechen. Die Station lag an der Heerstraße von Machadosdorp, dem zeitweiligen Sitz der Transvaal-Regierung, nach Nykstrom. Kein Wunder, daß wiederholt bei ihm durchreitende Burenpatrouillen übernachtet hatten. Das wurde Kahl nun zum Vorwurf gemacht. Er fiel später in Waterberg in die Hände der Engländer und wurde gleichfalls als Zivilgefangener in Pretoria interniert. Ohne jede Veranlassung wurde im April 1901 Missionar Jensen in Waterberg mit seiner ganzen Familie verhaftet und sehr übel behandelt. Man brachte ihn mit Frau und sechs Kindern nach dem Bahnhof Nykstrom. Mehrere Tage und Nächte mußte die Familie ohne jeden Schutz in einem Güterwagen zubringen. Speise und Trank wurden ihr nicht gereicht. Jensen und zwei seiner Kinder waren schwer krank. Halb tot kamen sie eine Woche später nach Pretoria und mußten sich in der überfüllten Stadt ein dürftiges Quartier suchen; und das alles nur, „um sein Leben zu schützen“. Das Missionshaus in Waterberg mit allem Eigentum wurde geplündert und zerstört. Botshabelo lag monatelang mitten zwischen den feindlichen Linien. Eine halbe Stunde nach Süden standen die englischen, eine halbe Stunde nach Norden die burischen Vorposten. Beide Parteien requirierten und konfiszierten abwechselnd auf der Station, jede wollte befehlen, keine konnte beschützen. In der Nacht vom 8. zum 9. Juli erhielten alle Missionarsfamilien Befehl, sich sofort als Gefangene nach dem 10 Kilometer weit entfernten Städtchen Middelburg zu begeben. Hier erregte nun allerdings die völlig un-

gerechtfertigte Verhaftung einen solchen Sturm der Entrüstung, daß in wenigen Stunden für sie eine Bürgschaftssumme von £ 10 000 gezeichnet war; sie wurden daraufhin wieder freigelassen. Aber nach Botshabelo durften sie nur auf einige Stunden zurückkehren, um ihre Familien gleichfalls nach Middelburg zu holen und die nötigsten Sachen zu packen. Botshabelo wurde derweile von den englischen Soldaten gründlich ausgeraubt. Im Bawendalande hatte General Greenfell mit seinen Truppen Befehl, das ganze Land von Weißen zu säubern. Nachdem sie in der Nähe von Tschatoma einen deutschen Farmer, der sich der Gefangennahme durch sie widersetzte, ermordet und sein Vieh weggetrieben hatten, sollte diese Missionsstation an die Reihe kommen. Der 9. Juni war als der Tag der Ermordung des Missionars Weßmann festgesetzt. Dieser wurde indessen rechtzeitig gewarnt und floh in die Bergwälder. Nach dem Abzug der Truppen konnte Weßmann unbehelligt auf seine Station zurückkehren. In Mphome wurde dem Missionar vorgeworfen, daß er die Buren begünstige. Er wurde ins Lager befohlen und überzeugte sich hier bald, daß der hinterlistige Häuptling Mamomolo gegen ihn wühle. Er wurde als Kriegsgefangener nach Pretoria geschafft. So wurden in Transvaal außer den beiden zerstörten Stationen Wonenthin und Ermelo nicht weniger als 7 Stationen im Laufe des Krieges ihrer Missionare beraubt: Makapanspoort, Leydenburg, Heidelberg, Neut-Halle, Waterberg, Botshabelo und Mphome.

Es wäre verwunderlich gewesen, wenn der Krieg der weißen Nationen in Südafrika nicht auch den alten kriegerischen Geist der schwarzen Stämme, der durch die Regierung und die Mission bislang niedergehalten und im Laufe der Zeit geschwächt worden war, von neuem entfacht hätte; und es ist nur merkwürdig, daß das nur vereinzelt vorgekommen ist. Im Berliner Missionsgebiet geschah es in Lobetal und Malotong.

Lobetal gehörte ehemals zu dem Reiche Sekukunis. Damals regierte sein Enkel Sekukuni II. Von der Burenregierung bisher unter Druck gehalten, hoffte er nach ihrer Beseitigung im Vertrauen auf die Duldsamkeit der Engländer, denen er seine Unterwerfung melden ließ, seine hochfliegenden Pläne verwirklichen zu können. Diese gingen auf nichts geringeres als die Wiederaufrichtung des alten Bapedireiches seiner Ahnen. Zunächst stürzte er sich auf seinen Oheim und Nebenbuhler Achololane, der während seiner Minderjährigkeit das Regiment geführt hatte und mit dem er sich wider seinen Willen

in das Reich hatte teilen müssen. Er besiegte und vertrieb ihn. Nun war sein mächtigster Gegner Malekut, dessen Residenz nur eine halbe Stunde vom Missionshause von Lobetal lag. Ihm galt sein nächster Angriff. Auf beiden Seiten wurden Bündnisse mit andern Häuptlingen geschlossen. So gewann die Fehde den Charakter eines Krieges. Malekut wurde von Sekufuni in seiner Felsenburg eingeschlossen und schien verloren zu sein. Er brach aber in einem todesmutigen Ausfall durch die Reihen seiner Angreifer durch und richtete in Sekufunis Heere ein Blutbad an. Sekufuni selbst entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Der Sieger, ein Stodheide, rächte sich nun grausam an dem Nachbarhäuptling Moreoane wegen seiner Verbindung mit Sekufuni. Der Alte wurde mit vier Söhnen und drei Räten ermordet und schrecklich verstümmelt. Sein Kraal samt dem danebenliegenden Christendorfe wurde eingeäschert, 200 Christen wurden gefangen weggeführt und dem vier Meilen von Lobetal wohnhaften Häuptling Motschatschi übergeben. Der junge Missionar Trümpelmann war in diesen Kriegswirren schutzlos der Feindschaft Sekufunis preisgegeben, der ihm den Tod geschworen hatte.

In Malokong kam es bald nach Ausbruch des Krieges zwischen den beiden feindlichen Brüdern Hans und Badeberg zu einem Kampfe um die Oberherrschaft. Zunächst wurden sie wieder durch ein Burenkommando zum Frieden gezwungen. Aber im Oktober 1900 entbrannte der Streit von neuem. Die Christen wurden von beiden Parteien aufgefordert mitzukämpfen. Sie lehnten es entschieden ab: „Wir sind als Christen Friedenskinder, wir vergießen kein Blut.“ Seitdem schwebten sie in steter Gefahr. Auf den Rat ihres Missionars Sonntag hielten sie sich des Nachts in den Bergen auf. Tagsüber waren sie auf der Station unter dem Schutze des Missionars. Bei einem nächtlichen Zuge stieß Häuptling Hans auf eine Schar Christen in den Bergen. Als sie bei ihrer Weigerung, mitzukämpfen, blieben, richtete er ein Blutbad unter ihnen an. Unter den Blutzugehen waren auch die treuen Gemeindeältesten Jakob Motschaki und Jesaja Ruinana. Die eingeschüchterten Gemeindeglieder verließen nun ihre Wohnstätte und flohen auf andere Missionsstationen. Auch Missionar Sonntag war seines Lebens nicht sicher, der Häuptling Hans hatte ihm gedroht: „Wundere dich nicht, wenn ich dich eines Tages hier vor deinem Hause erschießen lasse.“ Er siedelte nach der Ermordung des Missionars Heese auf dessen Station nach Makapanspoort über.

Es verdient jedoch hervorgehoben zu werden, daß sich im allge-

meinen die Häuptlinge in jenen Jahren, wo sie sich vorübergehend wieder einmal im Besitz ihrer alten Herrlichkeit wähnten, den Christen und dem Christentum nicht feindlich gegenüberstellten. Dazu waren die Christen doch schon zu sehr eine Macht im Lande. Und Leute, die lesen und schreiben konnten, wurden von ihnen geschätzt. Eher lag die Gefahr vor, daß die Christen, von den Häuptlingen wegen ihrer Bildung bevorzugt, sich ihnen entgegenkommend zeigten und manche Sache mitmachten, die sich mit dem strengen Geiste des Christentums nicht vertrug. Übrigens handelte es sich nur um eine Episode. Als die Engländer sich als Herren im Lande fühlten, untersagten sie alsbald die Stammesfehden und ließen die Häuptlinge ihre Macht fühlen.

C. Die schädlichen Einwirkungen des mit ungeheurer Erbitterung geführten Burenkrieges gingen weit über dessen Ende hinaus. Er hinterließ ein verwüstetes Land, ein innerlich zerrissenes Volk und eine bemüßtraute Mission. Es brauchte Jahre, um allein die wirtschaftlichen Schäden zu heilen. Die von den Siegern gezahlten Entschädigungen standen in keinem Verhältnis zu der ungeheuren Preissteigerung nach dem Kriege. Um große Kriegsschadigungssummen z. B. für die auf den Stationen im westlichen Dranje-Freistaat angeordneten Schäden verhandelte das Berliner Komitee noch ein Jahrzehnt lang mit allen möglichen Behörden: schließlich ergebnislos. Die Landwirtschaft lag danieder; es dauerte lange, bis die verwüsteten Farmen wieder aufgerichtet werden konnten. Es fehlte an Baumaterial und an Handwerkszeug. Die einst so großen Rinder- und Schafferden, der frühere Reichtum Südafrikas, waren verschwunden. Die von den Farbigen geforderten Steuern stiegen erheblich. Die Kopfsteuer im Dranje-Freistaate kostete vor dem Kriege 10 M., nachher 20 M., in Transvaal vor dem Kriege 12½ M., nachher 40 M. Wenn die Farbigen während des Krieges wie die Buren in die Konzentrationslager abgeführt wurden, ohne dort Zelt, Arzt oder sonst etwas zu erhalten, und ihrer viele starben, dann trösteten sie sich: Es ist der Krieg; wenn erst der Friede geschlossen sein wird, dann wird das goldene Zeitalter anbrechen. Und der Friede kam. Aber statt daß nun die Burenfarmen an die Farbigen aufgeteilt wurden, wie sie erwartet hatten, kehrten die Buren wieder und forderten die ihnen entwendeten Rinder zurück. Die Farbigen wurden entwaffnet; nicht nur die Gewehre mußten sie wieder herausgeben; nicht einmal ihre Landeswaffe, den Speer, durften sie mehr besitzen.

Diese unerfreulichen Nachkriegswirkungen wurden überwunden, und nun setzte während der 12 Jahre bis zum Ausbruch des Weltkrieges ein ungeahnter Aufschwung Südafrikas ein. Nicht, daß es jetzt an schweren Hemmungen des wirtschaftlichen Lebens gefehlt hätte. Dürren, Hungersnöte und Heuschreckenplagen wechselten einander ab. Die Rinderpest, das Ostküstenfieber und das Buschlausfieber schienen in Südafrika endemisch zu werden und fladerten bald in diesem, bald in jenem Teile des Landes verheerend auf. In Nord-Transvaal z. B. hatten die Eingeborenen wie die Missionare fast ihr ganzes Vieh verloren. Die Frage der Beförderungsmittel war in dem an Eisenbahnen noch armen Lande schwer zu lösen; neue Transportochsen anzuschaffen lohnte kaum, da sie wieder der Rinderpest zum Opfer fielen. Man mußte Eselgespanne und die dazu gehörigen leichten Wagen anschaffen und im übrigen zu Reitpferden greifen, eine starke Belastung der mit der Defizitnot ringenden Missionskasse. Aber seit dem glänzenden Aufschwung der Minenindustrie mit der Entdeckung immer neuer, reicher Diamanten- und Erzlager wie der großen Premier-Mine vor den Toren von Pretoria ruhte die wirtschaftliche Zukunft Südafrikas nicht mehr ausschließlich, ja nicht einmal mehr in erster Linie auf Ackerbau und Viehzucht, sondern auf diesen unterirdischen Schätzen, welche der spröde Boden in immer größerer Freigebigkeit spendete. Die britische Politik war verständigerweise auf eine Versöhnung der Buren und der Engländer eingestellt; beide Bevölkerungsschichten waren in Südafrika annähernd gleich zahlreich und gleich einflußreich. Eine Ausschaltung des burischen Elements war genau so aussichtslos wie eine Beiseiteschiebung des englischen; und beide Gruppen der Weißen waren eine beängstigend geringe Minderzahl gegenüber der durch natürliche Vermehrung schnell wachsenden farbigen Bevölkerung. Es war deshalb ein großzügiger Akt britischer Kolonialpolitik, als am 31. Mai 1910 die Union Südafrikas auf dem Boden völliger Gleichberechtigung von Bur und Engländer geschlossen und Südafrika als Dominion in seiner inneren Entwicklung und Politik zugleich fast von England unabhängig gemacht wurde. Die englische Partei in Südafrika erkannte damit die burische Sprache und Kultur grundsätzlich als gleichberechtigt mit der englischen an; es sollte sich in einem friedlichen Wettbewerb ergeben, welche von beiden die größeren Lebenskräfte zu entwickeln und sich dadurch durchzusetzen imstande sei. Auch das war nicht mehr die entscheidende Frage, ob die Burenstaaten auswärtige

Politik im Gegensatz zu England treiben können, sondern ob die Lebensbedingungen Südafrikas sicherer und erfolgreicher im Rahmen der britischen Weltpolitik und des britischen Weltreiches zur Entfaltung kommen oder in einem Freistaate, der sich seine internationalen Beziehungen selbst schafft.

Wichtiger vom Missionsstandpunkte aus war die Stellungnahme der weißen Bevölkerung zu den Massen der Farbigen. Auf diesem Gebiete waren von jeher die Anschauungen weit auseinandergegangen. Die Engländer hatten ihre Eingeborenenpolitik seit der Geltendmachung ihrer kolonialen Ansprüche in Südafrika im Gegensatz zu den Buren auf liberale und humanitäre Gesichtspunkte eingestellt. Sie hatten geflüssentlich sogar über Gebühr in dem Schwarzen die Anschauung großgezogen, der Engländer sei sein Freund, der Buren sein Feind; in den Augen des Engländers sei er der gleichberechtigte und zu gleicher Kultur berufene Mitmensch, in den Augen des Buren „het zwarte vee“. Sie hatten richtig spekuliert, daß sie so bei jeder kriegerischen Auseinandersetzung mit den Buren auf die tätige Sympathie, vielleicht auf die weitgehende Hilfe der Schwarzen rechnen können. Auch abgesehen von diesen politischen Erwägungen waren die Bedürfnisse der Burenwirtschaft mit ihrer weitausgedehnten Viehzucht und der Verstreuung der Burenfarmen über weite, überwiegend von den Schwarzen bewohnte Gebiete, wo sie schwer geschützt werden konnten, erheblich andere als die der Engländer, die teils in städtischen Siedelungen nahe beieinander wohnend Handel und Gewerbe treiben, teils überhaupt nach Anlage und geschichtlicher Entwicklung mehr auf Handel und Industrie, also seitens der Eingeborenen auf einen kaufkräftigen Abnehmerkreis eingestellt waren. Zudem lagen die Verhältnisse recht verschieden in der Kapkolonie und Natal auf der einen und in den Burenrepubliken auf der andern Seite. War man in Kapland geneigt, die ja ohnehin mit soviel Mischblut durchsetzten Dorlams und Bastards in der Weise in das Staatsleben einzugliedern, daß sie aktives und passives Wahlrecht bei mäßigen Ansprüchen an ihre Steuerkraft und ihren Besitz erhalten und ihr Schulwesen so angelegt wird, daß die schwarzen Schüler mit denselben Lehrmethoden den gleichen Lehrzielen nachstreben wie die weißen Kinder. In den beiden Burenfreistaaten dagegen schätzte man die Schwarzen hauptsächlich als ungelernnte Arbeitskräfte, deren Lohn und Lebensansprüche, dementprechend auch ihr Bildungsniveau, man möglichst niedrig zu halten ein Interesse

hatte. Mehr und mehr drängte sich weitsichtigen Politikern die Einsicht auf, daß das ungemein verwickelte und vielseitige Eingeborenenproblem großzügig angefaßt werden müsse. Nur gingen die Grundanschauungen, von denen aus man an diese Fragen herantrat, weit auseinander. Die einen urteilten: Weiß und Schwarz sind in Südafrika zu dauerndem Nebeneinanderwohnen bestimmt und die Weißen haben ein Interesse daran, daß ihre Kultur die unbedingt herrschende im Lande bleibt und nicht durch rohe, heidnische Unsitlichkeit in ihrer Reinheit bedroht wird. Das Ziel der Eingeborenenpolitik muß demnach sein, die Farbigen der christlich europäischen Kultur zu assimilieren und in derselben aufgehen zu lassen. Andere urteilen, offenbar sei die geistige Veranlagung der Schwarzen eine andere wie die der Weißen, sie habe ein Eigenrecht auf Entfaltung der in ihr liegenden Möglichkeiten. Dies Ziel könne nur dann erreicht werden, wenn man den Schwarzen Spielraum gebe, neben den Weißen und in einem gewissen Umfang selbständig neben ihnen eine bodenständige afrikanische Kultur aufzubauen. Insbesondere sei es zu diesem Zweck erwünscht, die bei den Negern bereits vorhandenen Kulturkeime umsichtig zu pflegen und zur Entfaltung zu bringen. Das Ziel werde dann etwa ein „Staat im Staate“ sein. Wieder andere sind der Meinung, Südafrika sei für zwei so verschieden geartete Rassen wie Weiß und Schwarz zu eng. Was irgend von dem Boden bis etwa zum Wendekreis für den Weißen von Wert sei (und das sei weitaus das meiste), werde unweigerlich von ihm in Anspruch genommen werden. Das einzig Verständige sei also eine Politik räumlicher Trennung (Segregation) zwischen „weißen Mannes“ und „schwarzen Mannes“ Land.

Fast noch wichtiger als wie sich vom Standpunkt des Weißen aus die Rassenfrage darstellt, ist für die missionarische Betrachtungsweise, wie sie dem Schwarzen erscheint bzw. welche Bestrebungen sie bei ihm auslöst. Ihn beschäftigen neuerdings hauptsächlich drei Fragen, die politische, die Land- und die Schulfrage. Politik lag schon deshalb noch bis vor wenigen Jahrzehnten so gut wie außerhalb des Gesichtskreises der Schwarzen, weil sie in zahlreiche Stämme gespalten waren, die, durch Überlieferung, Sitte und Sprache getrennt, einander verständnislos, oft feindselig gegenüberstanden. Und die Politik der Weißen vertiefte diese Risse und Klüfte eher, als daß sie sie überbrückte. Durch den schnell gewachsenen Verkehr, zumal auf den Eisenbahnen, durch das monatelange Zusammenarbeiten mit Negern aus

anderen Stämmen unter den gleich ungünstigen Arbeitsbedingungen, den gleichen Leiden und Freuden, nicht zum wenigsten auch durch den weitgehenden Gebrauch, welchen die Engländer mit der Bewaffnung der Eingeborenen und ihrer Verwendung im Kampfe gegen die Buren machten, ist ein Rassen- und Solidaritätsgefühl bei ihnen erwacht, und die modernen demokratischen Gedanken, welche in der Luft liegen, verstärken bei den Schwarzen die Erwartung, daß sie mit vereinten Kräften Großes zu leisten, vielleicht gar ihren Willen durchzusetzen in der Lage sein werden. Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts nahm die Gährung des Gegensatzes der Schwarzen gegen die Weißen hauptsächlich eine kirchliche Färbung an; sie richtete sich als Athiopismus gegen die Missionen und suchte die von ihnen begründeten kirchlichen Betriebe zu sprengen. Jetzt verlegte sich der Schwerpunkt in die politische Organisation. Erst die Native Vigilance Associations (die eingeborenen Wachvereine), dann die unter der Führung des gewandten, mohammedanischen Rechtsanwalts Dr. Abdurhaman in Kapstadt stehende African Political Organisation (Afrikanische politische Partei, die A.P.O.), übte in freimütigen politischen Zeitschriften, in Konferenzen und Kongressen, später auch in Deputationen nach Kapstadt und London einen starken politischen Einfluß aus. — Von unmittelbarer praktischer Bedeutung als die allgemeine politische Agitation um Stimm- und andere Rechte ist für die Eingeborenen die Landfrage. Die beiden so gut wie einzigen wirtschaftlichen Grundlagen der afrikanischen Stämme sind von jeher Ackerbau und Viehzucht gewesen. Für beides brauchten sie viel Land; für den Ackerbau, da sie weder eine rationelle Bodenbearbeitung durch tiefgrabende Pflüge noch planmäßige Düngung noch eine angemessene Fruchtfolge kannten. Für die Viehzucht, weil die bei ihnen üblichen Rassen von Rindern, Schafen und Ziegen minderwertig und Pferde wegen der weiten Verbreitung der Pferdekrankheit (Lungenseuche) selten und teuer waren. Auf der andern Seite schob der unersättliche Landhunger der Weißen die Schwarzen immer mehr von dem hochwertigen Kulturlande in die wilden Bergklüfte, in ungesunde Talniederungen, in Steppen und wertloses Unland. Es ist ein arges Mißverhältnis, daß zwar die Farbigen mehr als $\frac{4}{5}$ der Bevölkerung Südafrikas ausmachen, aber mehr als $\frac{4}{5}$ des Grund und Bodens in den Händen der Weißen ist. Die Unionsregierung hat wenigstens grundsätzlich die Landfrage durch eine Native Land Act (ein Eingeborenen-Land-

gesetz) zu lösen versucht, wodurch in jeder Provinz festgelegt werden sollte, welche Landstriche weißen und welche schwarzen Mannes Land seien, um so für die letzteren und ihre bestimmt zu erwartende Vermehrung einigermaßen ausreichendes Land zu beschaffen. Dieser Gesetzentwurf hat jahrelang Weiß und Schwarz gleich sehr in Atem gehalten. Er ist schließlich nicht verabschiedet worden. Es machte sich eben bei dieser Gelegenheit wieder unbequem geltend, daß die Gesetzgebung wie die ganze Staatsverwaltung ausschließlich in den Händen der Weißen liegt, und deren gewalttätige Interessenpolitik ließ eine humane Gesetzgebung zugunsten der Schwarzen nicht zu. — Daneben trat nicht nur vom Standpunkt der weißen Politiker, sondern auch von dem der schwarzen Interessenten die Schulfrage. Die Schwarzen merkten, daß Wissen Macht sei. In einem Kraal nach dem andern, besonders auf den städtischen Lokationen und bei den unter den Bauern wohnenden Dorlams regte sich der Vernhunger; allerdings wie das unter ähnlichen Verhältnissen die Regel ist, nicht in der Form des Verlangens nach einer soliden Elementarbildung, sondern nach Englisch und Holländisch, nach bestandenen Prüfungen und Zeugnissen, die zu gut bezahlten Stellungen berechtigen. Es ist eine seltsame Stufenleiter von den Wilden im Urwald, die schlechterdings kein Verständnis für den Wert von Lesen und Schreiben haben, bis zu dem stürmischen Drängen auf eine vollwertige Negeruniversität mit der Berechtigung, akademische Grade zu verleihen. Es ist wahrlich für die Missionen nicht leicht, zwischen diesen einander vielfach in schroffem Widerspruch gegenüberstehenden Wünschen und Anschauungen eine gesunde und einheitliche Schulpolitik durchzuführen.

Schon diese allgemeinen Erwägungen zeigen, in welchem Umfang sich im neuen Jahrhundert die Missionsaufgabe gegenüber der Zeit Dr. Wangemanns verschoben hat. Nicht, daß nicht auch jetzt die innerlichste Arbeit der Seelenrettung Kern und Stern geblieben wäre. Aber damals gliederte sich die Berliner Mission fast nur in einzelne, lose nebeneinanderstehende Stationen, die man jede für sich studieren mußte, und deren fast jede ihren besonderen Charakter hatte. Jetzt haben sich gewisse Formen der Stationen herausgebildet, in denen die Arbeit in bemerkenswerter Gleichartigkeit dieselben Fragen, Methoden, Gefahren und Erfolge aufweist. Die wichtigsten dieser Typen sind die Arbeit an den „freien Stämmen“. Hier leben die Eingeborenen noch im ungebrochenen Stammesverband nach väterlicher Sitte unter der Autorität der Häuptlinge und der

Zauberer; die Mission ist meist nicht Eigentümerin größeren Grundbesitzes, sondern mehr oder weniger von dem guten Willen der Häuptlinge abhängig. Letztere brauchen den Missionar zur Vermittlung ihres amtlichen und geschäftlichen Verkehrs mit den Weißen, sie sehen deshalb seine Niederlassung in der Nähe ihrer „moschate“ (Häuptlingsfraal) gern, zumal die Anwesenheit des Weißen ihr Ansehen hebt. Aber sie wünschen nicht, daß ihre Untertanen zur Religion und Kirche des Missionars übertreten, weil sie davon eine Einschränkung ihrer Häuptlingswillkür und des ihnen bisher erzeigten unbedingten Gehorsams besorgen. So kommt es zu einem langen, stillen, zähen Ringen zwischen dem Häuptling bzw. der Hauptstadt und dem Missionar bzw. der Station, von dessen hunder Mannigfaltigkeit z. B. die Geschichte der Station Medingen einen uner schöp flich reichen Anschauungsunterricht bietet. — Eine zweite Gruppe bilden die Stationen, wo die Mission Grundherrin über einen mehr oder weniger großen Landbesitz ist: Bethanien besitzt 64 629 Magd. Morgen, Pniel 88 266 Magd. Morgen, Amalienstein 27 000 Magd. Morgen, Botschabelo 55 500 Magd. Morgen (Neuß ältere Linie hatte 126 500 Magd. Morgen). Da hat der Missionar nicht nur eine große, seßhafte Gemeinde zu pastorieren, die sich vielleicht auf Außenstationen und Predigtplätzen noch weit über das „Institut“, d. h. das Missionsgut hinaus erstreckt; so zählte z. B. Bethanien 1700, Pniel 3600, Amalienstein 1450, Botschabelo 2783 Getaufte. Der Missionar ist zugleich Baas, Grundherr, und hat über alle auf dem Institut wohnenden Farbigen eine weitgehende Machtbefugnis und Verantwortung; er soll für die zweckmäßige und gewinnbringende Verwaltung des Missionsplatzes Sorge tragen. Er hat Steuern, Pächte, Kopfge lder und andere Abgaben von den Farbigen einzuziehen; er hat vielleicht noch, wenn auf dem Platz eine Mühle, ein Laden oder ein anderes wirtschaftliches Unternehmen eingerichtet ist, dasselbe zu überwachen, wo nicht gar zu leiten. Er hat womöglich, wenn auf dem Platze nach Diamanten, Edelmetallen oder Kohlen prospektiert wird — er kann das nicht hindern, sondern muß nach Lage der Gesetzgebung seine Zustimmung dazu geben — mit Erwerbsgesellschaften zu verhandeln, die nur zu gern den ehrlichen, einfältigen, mit den Tribs des Geschäftslebens nicht vertrauten Missionar übers Ohr hauen. Da obendrein noch die Bewegungsfreiheit des Schwarzen auf allen Seiten eingeschränkt ist, muß er für ihn Pässe ausstellen, wenn er auf die Goldfelder

zieht, ihm einen Kirchenpaß mitgeben, womöglich schriftlich mit ihm in Verkehr bleiben usw. Missionare, welche allen diesen Aufgaben gerecht werden, sind begreiflicherweise selten. Um so verantwortungsvoller ist die Aufgabe der Missionsleitung, ergänzend, beratend, wegweisend einzutreten und für geeignete Hilfskräfte zu sorgen. — Eine dritte Gruppe bilden die Stationen in den fast durchweg von Burenfarmen besetzten Gebieten, wo die Eingeborenen in lauter kleinen Trupps auf den Farmen zerstreut wohnen und ihnen nun mit Kirche und Schule, Seelsorge und Sakramentsverwaltung nachgegangen werden muß. Mancher Missionar hat einen Bezirk von dem Umfang eines Kreises oder gar eines Regierungsbezirks; er muß sorgfältig erwägen, wo eine Kapelle, wo eine Schule zu errichten, wo ein brauner Pastor, ein Katechist, ein Evangelist angestellt werden soll; er muß unermüdlich den Distrikt bereisen, um alle Fäden in der Hand und alle Eisen im Feuer zu behalten. Er muß auch immer wieder bei den Farmbesitzern Besuche machen, da von ihrem Wohlwollen seine farbigen Kirchenglieder und Katechumen und seine Arbeit abhängen. — Wieder eine andere Gruppe sind die städtischen Lokationen. Es ist mehr und mehr Ordnung geworden, daß die Farbigen nicht in der ganzen Stadt zerstreut oder etwa bei ihren Herrschaften wohnen; es sind für sie vor den Toren der „Dörfer“ — so nennen die Buren auch ihre Städte — Lokationen aussepariert, wo die farbigen Dienstleute beieinander wohnen. Im günstigen Falle wird die Lokation so angelegt, daß die Kirchenglieder einer Gemeinde in einem geschlossenen Block zusammenwohnen. Jedenfalls muß hier die missionarische und kirchliche Arbeit nach den Lebensbedingungen der Schwarzen eingerichtet werden. Den ganzen Wochentag über sind sie in der Regel im Dienst; aber abends und Sonntags sind sie frei. Man muß eine vielgestaltige Vereinstätigkeit für sie organisieren, um sie zusammen zu halten. Besonders die Trunksucht ist eine beständig drohende Gefahr, man muß mit Enthaltensvereinen gegen sie vorgehen, die zugleich durch Kranken-, Sterbe- und sonstige Rassen gestützt werden. Da die Kinder der unter dem Einfluß der Weißen lebenden Schwarzen fast durchweg lernen wollen, spielen hier Schulen eine große Rolle, und es werden von den Eltern auch große Opfer für sie gebracht. Nebenbei muß der Missionar „Mädchen für alles“ sein, Berater und Helfer in allen Nöten des Leibes und der Seele: Er verbindet die Wunden, zieht die Zähne, gibt Chinin gegen Fieber; er schreibt die Briefe an die Verwandten in der Ferne; er leitet die

Sparkasse und übermittelt Geldsendungen an die Frau oder an den Häuptling; er rät in schwierigen Familienkonflikten und bei Zusammenstößen mit der Obrigkeit; er muß ein unermüdlich gütiges Herz und freundliches Wort für seine oft ungezogenen Kinder haben. — Endlich eine letzte Gruppe sind die Compounds, die Arbeiterzwinger, die sich bei den bergmännischen Siedelungen immer mehr zu einer ständigen Einrichtung ausbilden. Hinter hohen Mauern, die womöglich noch von Stacheldraht überspannt sind, haufen einige Tausende, vielleicht gar Zehntausende von meist jungen Arbeitern während ihrer Kontraktzeit von drei oder höchstens sechs Monaten. Sie kommen aus allen möglichen Stämmen Südafrikas bis zum Schirehochlande hinauf; es ist ein wahres Babel von Sprachen und Dialekten, das durcheinander wirbelt. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen. Es ist selten möglich, eine Gemeinde zu gründen oder auch nur eine Schule zustande zu bringen. Aber es ist eine goldene Gelegenheit, den Samen des Wortes mit vollen Händen in die afrikanischen Volksmassen auszusäen, Säemannsarbeit im großen Stile, aber meist ohne die Freude zu ernten.

Nicht nur darin hat sich eine Gleichartigkeit der Arbeit herausgebildet, daß überall dieselben Hauptfragen im Vordergrunde stehen und sich größere Gruppen und Typen der Arbeit herausgebildet haben. Man kann auch nach Landschaften den Grad der Missionsoffenheit und der mehr oder weniger starken Widerstände einschätzen. Auf den Stationen der südwestlichen Kapkolonie gibt es längst kein geschlossenes, widerstandsfähiges Heidentum mehr. Wie die farbige Bevölkerung Sitte, Sprache und Volkstum verloren hat, so ist es für sie nur die Frage, ob sie in dem Sumpfe der Zuchtlosigkeit und des Proletariats untergehen oder im engen Anschluß an eine straff organisierte Kirchengemeinde und in der strengen Kirchenzucht einen neuen Halt und Lebensinhalt bekommen werden. Sie sind willensschwach, meist auch körperlich schwach, zu Schwindsucht und Ausfall neigend, leicht stürmisch zu erregen, aber noch schneller wieder in stumpfe Apathie zurücksinkend; fleißige Kirchgänger, die auch gern und viel an kirchlichen Beiträgen aufbringen, aber überaus arm an charakterfesten Führerpersönlichkeiten. — Ein anderes Gepräge tragen die Gemeinden in der Oranje- und Süd-Transvaal-Synode. Die Eingeborenen sind überwiegend Betschuanen oder Bassuto, zwei in ihrer inneren Struktur und Geistesart fast gleiche Völker, fleißig, bildsam, kulturoffen, lentſam. Dem Lande hat die Burensiedelung

und der Farmbetrieb den Stempel aufgedrückt. Geschlossene Stämme sind fast nirgends vorhanden, zahllose kleine Gruppen von Farbigen haben sich auf den Missionsstationen oder den Burenfarmen niedergelassen. Sie sind im großen und ganzen ein Tagelöhner- und Kleinbauerngeschlecht mit den Tugenden und Schattenseiten eines solchen. Es sind aus ihnen ziemlich viele fleißige, strebsame junge Männer hervorgegangen, die sich in Kirche und Schule bewährt haben. — Anders geartet sind die Kossa-Kaffern in dem ehemaligen Britisch-Kaffraria und die Sulu in Natal. Kossa und Sulu sind sprachlich und vollklich so nahe verwandt, daß man sie trotz der in die Augen fallenden Unterschiede zusammennehmen darf. Die Kaffern sind durch die vielen Kriege zerschlagen, verarmt, ihrer väterlichen Weidegründe und Viehherden beraubt. Sie sind ein innerlich gebrochenes Volk, aber sie haben noch immer einen harten Naden, und sie halten an den Trümmern der väterlichen Sitte fest. Die Sulu in Natal sind nicht durch kriegerische Gewalt unterworfen, und man hat sie auf ihren fetten Weiden mit ihren sich trotz aller Seuchen immer wieder vermehrenden Herden ein geiles, hochgemutes Leben führen lassen, hohe Gestalten, wie aus Ebenholz geschnitzt, die ihren Kopf hoch tragen und die väterliche Sitte pflegen. Kaum einer der jungen Männer, der nicht an der Stammesitte festhielte, auch wenn er deshalb zeitweilig aus der Gemeinde ausgeschlossen würde. Und nur zu charakteristisch ist das ungünstige Verhältnis der erwachsenen Männer und Frauen in den Gemeinden: in Kaffraria 258 Männer zu 471 Frauen, in Natal 910 Männer zu 2000 Frauen; und das ist der Ertrag einer achtzigjährigen Arbeit, knapp 1170 Männer in beiden Synoden zusammen. Aber allerdings wo der Kossa oder Sulu durchgebrochen ist, da gibt es kernige Personen, Säulen der Kirche, Männer und Frauen, die eine lebendige Geschichte ihres Christenstandes haben. — Und wieder ganz anders ist der Charakter der Arbeit im allgemeinen in Nord-Transvaal. Hier liegt der Schwerpunkt der Berliner Mission; hier handelt es sich um ein Ringen mit dem Heidentum von Angesicht zu Angesicht, hier werden Schlachten geschlagen, aber auch Siege erröchten. Hier ist eine große Anzahl von Männern, Zeugen, die sich, wenn auch nicht unter Lebensgefahren, doch unter großen Widerständen zum christlichen Bekenntnis durchgerungen haben. Und auf vielen Stationen wogt noch immer der Kampf zwischen Licht und Finsternis hin und her.

4. Die Visitationsreisen. Das Arbeitsfeld der Berliner Mission

in Südafrika hatte bis 1899 nur die beiden Visitationsreisen D. Wangemanns 1866—67 und 1884—85 erlebt. Es war deshalb eine Neuerung, daß nunmehr binnen wenig mehr als einem Jahrzehnt drei Vertreter der Missionsleitung, Direktor D. Gensichen, Inspektor Sauberzweig-Schmidt und Inspektor Martin Wilde das Arbeitsfeld besuchten. Die drei Reisen hatten einen wesentlich verschiedenen Charakter. Gensichen war am 10. Oktober 1899 in Kapstadt gelandet und verließ Südafrika wieder von Durban aus im Februar 1901, er hatte also fast $1\frac{1}{2}$ Jahre in Südafrika geweiht. Es war ein Unglück, daß gerade in den Tagen seiner Landung der südafrikanische Krieg ausbrach und bei seiner Abfahrt noch nicht zu Ende war. Gensichen war deshalb in seinen Reiseplänen durch Paßschwierigkeiten und andere Nöte mannigfach gehemmt. Er setzte es nur mit großer Mühe durch, daß er mit Ausnahme von Transvaal, also des wichtigsten Missionsfeldes, die übrigen Berliner Missionsstationen sah, allerdings die meisten in der Aufregung und Unruhe der Kriegszeit. Seine Visitationsart ist noch ganz auf die Fragen nach der religiösen Bewährung und den erkennbar werdenden Zeichen eines Lebens aus Gott bei den einzelnen Christen und Katechumenen eingestellt. Sauberzweig-Schmidt weilte 1903 nur einige Monate in Südafrika. Das Komitee sah es gern, daß zum 50jährigen Jubiläum Amaliensteins, einer der wichtigsten Stationen mit der bewegtesten Geschichte, eines seiner Mitglieder persönlich die Segenswünsche der heimatischen Missionsgemeinde überbringen konnte. Sauberzweig-Schmidt war in Amalienstein geboren, sein Vater war damals noch wie fast seit einem Menschenalter Superintendent der Kapssynode. Es schien wahrscheinlich, daß Sauberzweig-Schmidt der Nachfolger im Direktorat werden würde. Es war deshalb doppelt erwünscht, daß er sich aus eigenem Augenschein über die Missionslage in Südafrika unterrichtete; und er konnte das um so schneller, als er durch ein halbes Jahrhundert auf das engste mit der Berliner Mission und besonders ihrer südafrikanischen Arbeit verwachsen war. Und er war ein Mann voller Gedanken und von fast sich überstürzender Initiative. Auf Grund der eiligen Besuche, die er auf 45 Stationen in allen Synoden in wenigen Wochen abstattete, wurde das Komitee mit einer Fülle von Anregungen und Anträgen überschüttet. Weit aus die wichtigste Frucht seiner Reise war die Wiederaufnahme der Ordination bewährter Helfer für das Predigtamt. Von den beiden bei der Generalsynode der Transvaal-

Synoden aus Anlaß der zweiten Visitationsreise Wangemanns in Waterberg am 22. März 1885 ordinierten farbigen Geistlichen, Thimotheus Sello und Martinus Sewuschane, hatte sich leider der letztere, der begabtere und tatkräftigere von ihnen, nicht bewährt. Er war im Jahre 1890 zu der Bopedi-Sezession übergegangen und hatte seitdem den Berliner Missionaren viel Herzeleid verursacht. Der Schmerz und die Enttäuschung über ihn haben zur Folge gehabt, daß die Berliner Mission sich zwei Jahrzehnte lang von weiterer Ordination farbiger Helfer ängstlich zurückhielt. Solange Direktor Wangemann lebte, war an dergleichen nicht mehr zu denken. Das ist auf die Dauer schädlich gewesen. Es gab den neben der Berliner Mission arbeitenden Gesellschaften, den Wesleyanern, den Bopedianern, den Athiopiern, einen starken Vorsprung, daß sie mit billigeren farbigen Geistlichen ihre Wirksamkeit schnell und weit ausdehnen konnten. Die Tatsache, daß bei ihnen ein Farbiger ordiniert werden und damit zu leitender Stellung aufsteigen konnte, übte auf die Heiden, welche vor der Wahl standen, welcher Mission sie sich anschließen sollten, eine Anziehungskraft aus. Nun wurden im Burenkriege viele Berliner Missionare von ihren Stationen weggeführt, und die Gemeinden blieben verwaist. Da haben die farbigen Helfer gezeigt, daß sie etwas in wirksamer, selbständiger Arbeit zu leisten vermochten. Die Zeiten des Krieges waren versuchungsreich; die Helfer haben die Gemeinden zusammengehalten, haben auf Zucht und Ordnung gesehen und haben ihnen Gottes Wort nicht mangeln lassen. Es ist nächst Gottes Gnade ihrer Treue zu danken, daß Inspektor Saubenzweig-Schmidt bei seiner Anwesenheit in Südafrika seine Eindrücke dahin zusammenfassen konnte: „Die Christengemeinden sind nicht nur äußerlich wieder fast vollzählig vorhanden. Sie haben auch innerlich verschwindend wenig Schaden gelitten. Sie sind durch die harten Prüfungen innerlich erstarkt und gestählt. Wie die Eiche im Sturme ihre Wurzeln nur um so tiefer schlägt, so ist ihr Glaube und ihre Treue nur um so fester gewurzelt.“ Ein besonderer Anlaß gab den Anstoß zu einem neuen Ordinationsanfang. Missionar Gustav Trümpelmann sen. war nach Deutschland gekommen, um den Druck der von ihm übersehten Sepedibibel zu überwachen. Zu seiner Unterstützung hatte er seinen Sprachmeister, den Helfer Abraham Serote, mitgenommen. Im Frühjahr 1903 sollte die Rückreise nach Transvaal angetreten werden. Vorher wurde Serote am zweiten Oftertage in der Bartholomäuskirche in Berlin ordiniert. Er legte bei

dieser gewiß für ihn eindrücklichen Gelegenheit einen Beweis seiner geistigen Frische ab. Nicht nur hielt er eine durchaus angemessene, gehaltvolle und warme Ansprache an die dichtgedrängte Gemeinde, sondern, wie so häufig bei solchen Gelegenheiten, mußte ihm im letzten Augenblick sein Konzept verdorben werden; er erhielt statt der ihm für eine richtige Predigt mit Dolmetschung zugeordneten Dreiviertelstunden wegen der vorgerückten Zeit nur 10 Minuten Zeit; und er zog sich so ausgezeichnet aus der Verlegenheit, daß die Gemeinde von dieser Störung nichts merkte. Die folgenden Monate desselben Jahres benutzte Sauberzweig-Schmidt, um mit den einzelnen südafrikanischen Synoden über Vorschläge zu weiteren Ordinationen zu verhandeln. Das Eis war gebrochen. Es wurden zunächst im Jahre 1904 in Südtransvaal und in der Oranjesynode je vier Helfer ordiniert. Ihnen sind dann fort und fort andere gefolgt. Im Bereiche der Berliner Mission sind von 1903 bis zum Ausbruche des Weltkrieges 27 farbige Helfer ordiniert. Ihnen hatte sich ein Ordiniertes zugesellt, der von der Bopedi-Kirche übertrat. Von diesen 28 waren zwei verstorben, zwei oder drei ihres hohen Alters wegen in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Bei Kriegsausbruch waren es also 23 farbige Pastoren. In den verschiedenen Synoden stellte sich das Verhältnis verschieden. Die meisten Ordinationen haben in Südtransvaal stattgefunden. Hier standen 16 weißen Missionaren 13 farbige Pastoren gegenüber. In Nordtransvaal war das Verhältnis 15 zu 6, in der Oranjesynode 10 zu 6, in der Sulu-Kossasynode 11 zu 3. Nur die Rapsynode hatte noch keinen farbigen Pastor. Es hängt das mit dem Charakter der dortigen Mischlingsbevölkerung zusammen, welche anscheinend schwer im Stande ist, starke und selbständige Persönlichkeiten hervorzubringen. Kaum einer der Ordinierten gehört noch der alten Märtyrerezeit an. Die meisten haben nicht mehr ernste Kämpfe um ihr Christentum durchmachen müssen. Die Mehrzahl sind als Kinder getauft, entweder schon von christlichen Eltern geboren, oder in noch kindlichem Alter bei der Befehrung der Eltern mit diesen zusammen getauft. Doch findet sich auch eine ganze Anzahl, die mit eigenem Entschluß, meist als junge Burschen, das Christentum angenommen und dafür den Verlust ihrer Habe oder selbst schwere Mißhandlungen erduldet haben. Im ganzen haben sie sich während der Wirren des Weltkrieges bewährt. Es ist kaum abzusehen, wie die Berliner Mission diese Drangsalzeit ohne den

Stamm bewährter brauner Pfarrer, moruti ist ihr Titel, hätte überstehen sollen.*)

Schwierig war es, den braunen Pfarrern eine solche Stellung zu geben, daß sie auch im öffentlichen Leben von den Weißen und den Beamten diejenige Anerkennung genossen, ohne welche nun einmal das geistliche Amt schwer zu führen ist. Aber das war ja eine allgemeine Frage der südafrikanischen Missionare und hatte seine Parallele an der im allgemeinen sehr angesehenen Stellung der dortigen weißen Geistlichen. Man fand dadurch einen gangbaren Weg, daß die ordentlichen Ordinationszeugnisse der braunen Pfarrer der Behörde eingereicht und ihnen auf Grund derselben sogen. „letters of exemption“, Generalpässe, ausgehändigt wurden, durch welche sie weitgehende Vorrechte genossen und von vielen kleinen Schikanen der Farbigen im Verkehr, auf der Eisenbahn und sonst gesichert waren. Eine andere Aufgabe, die damals das Komitee lebhaft beschäftigte, und die in die Hände Sauberzweig-Schmidts als eines das Vertrauen des Komitees besitzenden Mannes gelegt wurde, war die Frage der Abgabe der kaffreländischen Mission an eine andere Kirche. Diese Mission, schon 1837 begründet, war nun nach 70 Jahren noch immer auf nur drei Hauptstationen und zwei gelegentlich besetzte Nebenstationen beschränkt; sie zählte nach achtzig Jahren im Weltkrieg an Getauften nur 256 Männer, 471 Frauen und 585 Kinder, also insgesamt 1312 Seelen, von denen nur $\frac{1}{5}$ Männer waren. Da inzwischen Raffraria von andern Denominationen mit einem dichten Netz von Stationen überzogen und auch seitens der anglikanischen und der wesleyanischen Kirche in Verbindung mit der das Land durchdringenden, weißen Besiedelung in Parochien eingeteilt war, konnte man auf ein größeres missionarisches Wachstum der Synode nicht mehr rechnen, und da sie obendrein unter der Führung ihres verdienten Superintendenten Kropf einen schroffen lutherischen Konfessionalismus pflegte, nahm sie auch in der Berliner südafrikanischen Missionskirche eine Sonderstellung ein. Sauberzweig-Schmidt suchte nun durch vorsichtige Verhandlungen festzustellen, ob nicht entweder die Brüdergemeinde im Anschluß an ihre Missionsprovinz Südafrika-Ost oder die Vereinigte schottische Freikirche in Verbindung mit ihrer ausgedehnten Mission in Raffraria

*) Ev. Miss. 1916, 265 ff. Gründler, Unsere braunen Pastoren in Südafrika. Endemann, Charles Matshaba.

und Transkei die kleine Berliner Arbeit zu übernehmen bereit seien. Die Verhandlungen verliefen indessen ergebnislos.

Ganz andere Aufgaben lagen vor, als Missionsinspektor Martin Wilde im Jahre 1911 zu einer ausführlichen und gründlichen Visitation aller Stationen in Südafrika weilte. Das Hauptproblem war nunmehr das der abschließenden kirchlichen Organisation. Direktor Wangemann hatte schon auf seiner ersten Reise 1866—67 einen Anfang in dieser Richtung mit der Ernennung von Superintendenten gemacht. Im Jahre 1877 war unter mancherlei Widerständen eine Superintendenten-Ordnung eingeführt. Seitdem tagten die Missionare der verschiedenen Synoden möglichst in jedem Jahre, meist eine ganze Woche, um die vorliegenden Missionsfragen gemeinsam zu beraten, um die Voranschläge und die Jahresabschlüsse aller Stationen und der Synoden aufzustellen und mit ihren sachkundigen Boten an das Komitee einzureichen. Man hatte gelegentlich bewährte Helfer und Älteste zu einzelnen Beratungen der Synode zugezogen. Seitdem es einen Stand von eingeborenen Pfarrern gab, hatte es fast als selbstverständlich gegolten, daß sie zu Synodalberatungen, wenn auch nicht zu allen, zugezogen wurden. Das war der eine Weg der Erziehung zu kirchlicher Selbständigkeit. Daneben war auch ein anderer schon seit langer Zeit beschritten, nämlich die Heranziehung der Gemeinden zu den Kosten der kirchlichen Verwaltung. Es galt bereits als selbstverständlich, daß die Gemeinden für den Bau ihrer Kirchen und Schulhäuser teils mit Hand- und Spanndiensten, teils mit baren Beiträgen beisteuerten. Sie hatten eine mäßige Kopfsteuer zu entrichten. An manchen Orten war Schulgeld eingeführt. Stolgebühren gehörten zur kirchlichen Ordnung. Immerhin alle diese Beiträge waren zumal in Anbetracht der Teuerung des südafrikanischen Lebens nicht erheblich. Daneben standen die ungleich höheren Einkünfte aus dem Grundbesitz; waren doch 28 von den 56 Stationen zum Teil mit erheblichem und wertvollem Grundbesitz ausgestattet. Da wurden Platzabgaben der Farbigen, Mieten von Häusern, Läden, Mühlen und anderen Erwerbseinrichtungen, Prospektierungsabgaben, Erlös gelegentlicher Landverkäufe u. dgl. erhoben und eingezogen. Es war berechtigt, daß diese Erträgnisse des in Südafrika angelegten Vermögens der Gesellschaft in die Hauptkasse flossen und mit ihr verrechnet wurden. Schatzmeister D. Julius Schlunz, der Wert auf durchsichtige Rechnungsführung legte, forderte, daß in gleicher Weise auch jene andern kirchlichen Abgaben der Ein-

geborenen-Gemeinden durch die Rechnung der Hauptkasse gingen. Es handelte sich bei den Aufbringungen in Südafrika insgesamt um beträchtliche Summen, 1907: 208 000 M., 1908: 227 000 M., 1909: 238 000 M., 1910: 260 000 M., 1911: 286 900 M. Das Erfreuliche war, daß diese Summen gleichmäßig stiegen. Die gesamte Geldverwaltung war also zentralisiert. Bei der Hauptkasse in Berlin flossen alle Gelder und Abrechnungen zusammen; und von hier aus wurden die Arbeitsgebiete gespeist. Kirchenbeiträge, Gebühren, Kollekten flossen ebenso wie die Einnahmen aus den Plätzen in die Stationskassen und wurden von diesen mit den Synodalkassen und von ihnen mit der Hauptkasse verrechnet. Umgekehrt wurden aus der Hauptkasse Synodal- und Stationskassen gespeist, und nicht nur die Missionarsgehälter, die Kosten der Instandhaltung der Stationen, der Gespannhaltung, der Bewirtschaftung der Plätze, sondern auch die Gehälter aller farbigen Hilfskräfte, die Kosten der Gottesdienste und des Schulbetriebes wurden von ihr bestritten. Die Voranschläge wurden vom Komitee festgestellt. Für jede außerordentliche Ausgabe bedurfte es der durch besonderen Antrag einzuholenden Genehmigung des Komitees. So lagen die Dinge bis zum Jahre 1912.

Aber schon längere Zeit hatte man empfunden, daß die Verhältnisse so nicht bleiben konnten, daß die Entwicklung des Kirchenwesens rückständig sei, und daß die Richtlinien, die in dieser Beziehung schon von D. Wangemann gegeben waren, zum Schaden des Werkes unberücksichtigt geblieben seien. Der erste Anstoß zu einer Änderung kam vom Missionsfelde. Die Missionare G. Eifelen (Botshabelo) und E. Sandrock (Springsfontein) wiesen in den Konventsverhandlungen darauf hin, daß die Verselbständigung der Missionskirchen angestrebt werden müsse. In der Heimat nahm man die Anregung auf und bereitete unter besonderer Mitwirkung von Direktor D. Gensichen und D. Julius Richter eine Kirchenverfassung vor, die zunächst vom Komitee sorgfältig vorberaten wurde. Dann reiste Inspektor Wilde mit diesem Entwurf nach Afrika hinaus und beriet ihn mit den weitblickendsten Missionaren, mit den einzelnen Synoden und dann noch mit einer abschließenden Gesamtkonferenz in Johannesburg. In dieser ausgereiften Gestalt erhielt der Entwurf durch nochmalige Komiteeberatung seine endgültige Form. Seit dem 1. Januar 1912 ist die „Kirchen- und Gemeindeordnung für die fünf südafrikanischen Synodalkirchen“ in Kraft getreten, und auch die Geldverwaltung erhielt durch einen „Haushaltungsplan“ eine neue Ordnung.

Die „Kirchen- und Gemeindeordnung“ ließ die bisherige Einteilung des Missionsgebietes bestehen. Nur die Synoden Natal und Kafferland wurden, da jede für sich zu klein gewesen wäre, um einen lebensfähigen Kirchenkörper darzustellen, und es sich zudem um nahe verwandte Völkerschaften handelte, zu einer Sulu-Kossa-Synode vereinigt. Jede Synodalkirche wird verwaltet von der Synode, zu der die weißen Missionare, die farbigen Geistlichen des Kirchenkreises und (zunächst) je ein gewählter Synodalabgeordneter jeder Gemeinde gehören. Jede Gemeinde hat einen Gemeindefkirchenrat, in dem außer dem Missionar, den etwa vorhandenen farbigen Geistlichen und den Helfern der Außenstationen eine Anzahl von gewählten Kirchenältesten Sitz und Stimme haben. Für die ganze Synodalkirche wird außerdem noch in jedem Synodalkreise ein Konvent, bestehend aus den Missionaren und den farbigen Geistlichen, mit besonderen Befugnissen gebildet.

Grundgedanke der Neuordnung ist, daß die Leitung des Kirchen- und Schulwesens (in beträchtlichem Umfange auch die Leitung der missionarischen Arbeit) und die Verwaltung der von den Gemeinden aufgebrauchten Gelder in den Händen der Organe der Synodalkirche liegen sollen. Demgemäß ist eine Teilung des Verwaltungswesens zwischen Missionsgesellschaft und Synodalkirche eingetreten, und es ist eine Reihe neuer Klassen geschaffen worden. Der Missionsgesellschaft verbleibt die Besoldung der Missionare, die Instandhaltung der Missionarsgehöfte, die in Südafrika bisher so kostspielige Gespannhaltung, die Verwaltung der Seminare und des Landbesitzes. Hierfür bleiben die bisherigen Stations- und Kreiskassen und ihr Verhältnis zur Hauptkasse bestehen. Die Verwaltung draußen liegt in den Händen der Missionare. Für die Behandlung dieser Angelegenheiten sind die Missionarskonferenzen (d. h. die Gesamtheit der Missionare jedes Kirchenkreises) zuständig.

Die Beiträge der Gemeinden aller Art fließen in neugebildete Kirchengemeinde- und Synodalkassen. Alle in den Gemeinden aufkommenden Kirchenbeiträge, Stolgebühren, Kollekten sind zunächst an die Gemeindefkirchenkasse abzuführen. Aber nur die Gebühren für Trauungen, die Kirchenkollekten und besondere Sammlungen und Geschenke bleiben in ihnen. Die Gemeinden haben dafür die Kosten der Gottesdienste zu decken und die kirchlichen Bauarbeiten auszuführen. Der Gemeindefkirchenrat verwaltet die Kirchenkasse, hat Voranschläge und Rechnung zur Genehmigung bzw. Prüfung an die

Synode einzureichen und setzt aus sich einen Rechnungsausschuß heraus, der zwei farbige Mitglieder enthalten muß. Die Einziehung der Kirchenbeiträge wird durch die Ältesten besorgt. Neben diesen Verwaltungsarbeiten verbleiben den Gemeindefkirchenräten alle geistlichen Obliegenheiten (Hilfe in der Seelsorge und in dem Missionswerk), welche früher die Ältestenkollegien hatten.

Von den Gemeindeabgaben werden durch die Gemeindefkirchenkasse in die Synodalkasse abgeführt die Kirchenbeiträge, die meisten Gebühren, die Abendmahlskollekten und die Einkünfte nicht registrierter Missionschulen. Die Synoden haben dafür die Gehälter sämtlicher farbigen Helfer und farbigen Geistlichen zu zahlen, die nicht registrierten Missionschulen zu unterhalten und bedürftigen Gemeinden Zuschüsse zu gewähren. Es liegen somit in der Hand der Synoden die Anstellung und Besoldung sämtlicher farbiger kirchlichen und Missionsarbeiter, die Verwaltung der Einkünfte und des Vermögens der Synodalkirche und die Aufsichtsführung über das Rechnungswesen und die Vermögensverwaltung der Gemeinden. Über das kirchliche Leben in den Gemeinden und über die Missionsarbeit innerhalb der Stationsbezirke wird ihnen Bericht erstattet. In schweren Kirchenzuchtsfällen steht ihnen die letzte Entscheidung zu. Die Protokolle der Synodalverhandlungen, die Synodalrechnung und der Synodalsvoranschlag werden dem Komitee der Gesellschaft eingereicht, dem die Überwachung der kirchlichen und geistlichen Entwicklung der Synodalkirche verbleibt. Die Synode hat einen Synodalausschuß, der in der Zeit zwischen den einzelnen Tagungen die Geschäfte weiterführt. Auch der Synodalausschuß bestellt aus seiner Mitte einen Rechnungsausschuß, dem mindestens ein farbiges Laienmitglied angehören muß.

Eine gründliche Durchberatung aller kirchlichen und missionarischen Einzelfragen vorzunehmen, ehe sie an die Synode kommen, und alle Personalfragen zu behandeln, ist Sache der Konvente. Sie haben zu bestimmen, ob und wo jemand als Helfer angestellt wird, ob jemand zur Ordination vorgeschlagen wird, und wo der neu Ordinierte anzustellen ist. Die Synode kann durch Verweigerung der Mittel in die Personalfragen eingreifen, aber sie kann nicht selbst ohne Vorschlag des Konvents Neuanstellungen und Versetzungen vornehmen. Es soll mit dieser Einrichtung die Personalkenntnis der Missionare und farbigen Geistlichen nutzbar gemacht werden, und die schwarzen Pastoren sollen lernen, verantwortlich in Personalfragen zu urteilen.

Da die Aufbringungen der Gemeinden noch nicht hinreichten, um alle kirchlichen und Schulbedürfnisse zu decken, sagte die Missionsgesellschaft die Gewährung jährlich sich vermindernder Zuschüsse zu. Sie zahlte für 1912 noch einmal den für 1911 geleisteten Beitrag, nahm dann aber eine jährliche Kürzung um $\frac{1}{20}$ in Aussicht, so daß man hoffte, in 20 Jahren keine Zuschüsse mehr leisten zu brauchen. Da einerseits nicht farbige Geistliche genug vorhanden waren, um die Stellen der ordinierten Missionare zu übernehmen, und andererseits die Missionare noch auf absehbare Zeit zur Förderung und Vertiefung der Missionsarbeit unentbehrlich sind, zahlt die Synodalkirche zum Gehalt jedes ordinierten Missionars einen Zuschuß von £ 60, der etwa dem Gehalte eines braunen Geistlichen entspricht. (Diese Darstellung der „Kirchen- und Gemeindeordnung“ nach den Ausführungen ihres sachkundigen Vertreters, Inspektor Wilde, Schwarz und Weiß in Südafrika, 253—257.)

Erscheint dieser organisatorische Neubau auf den ersten Blick reichlich verwickelt und undurchsichtig, so sind doch seine Grundlinien einfach: Er scheidet den als vorübergehende Einrichtung, gleichsam als Baugerüst gedachten missionarischen Betrieb von der auf die Dauer berechneten Eingeborenen-Kirche, deren Finanzen auf eine zu ihrer Verfügung stehende, gesicherte Grundlage gestellt werden. Im allgemeinen alles, was die Missionare und ihre Familien betrifft, geht die Missionsleitung an; was die Eingeborenen-Kirche; ihre Pfarrer und Lehrer, ihre Kirchen und Schulen betrifft, geht die Synode an.

Es darf dankbar bezeugt werden, daß diese Kirchenordnung gerade rechtzeitig eingeführt wurde. Auf Grund derselben fand der Weltkrieg die von der Berliner Mission in Südafrika gesammelten Gemeinden als einen leidlich gefestigten Kirchenkörper vor; nun konnte es sich wohl darum handeln, daß die Höhe der Zuschüsse seitens der Missionskasse nicht in dem ins Auge gefaßten Umfang geleistet werden konnten. Aber damit war doch nicht die Existenz des sich selbst verwaltenden und seine kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln deckenden Kirchenkörpers in Frage gestellt.

Es war ein Akt der Großmut gewesen, daß das Komitee auch den beiden Synoden Natal und Britisch Kaffraria die Eingliederung in diese kirchliche Organisation gewährte, obwohl diese beiden Synoden an Zahl ihrer Mitglieder wie an kirchlicher Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit schwach waren. Das Komitee stellte dabei die Bedingung, daß sich die Kafferlandsynode — mit nur

256 getauften Männern — mit der Natal-Synode — mit nur 912 getauften Männern — zu einer Synode (die man die Sulu-Kossa-Synode nannte) zusammenschloß. Das hatte Schwierigkeiten. Die kafferländische Zwergsynode hatte seit 1867 unter der straffen Leitung eines im Dienst ergrauten Superintendents, der vermöge seines allgemeinen Ansehens in südafrikanischen missionarischen Kreisen eine überragende Stellung einnahm, ein ausgeprägtes Sonderdasein geführt. Die Reisewege nach den anderen Synoden waren schwierig; nach der Dranje-Synode führte eine sehr weite Eisenbahnfahrt, die noch dazu in fremdes Volkstum hineinführte. Und nach Natal gab es damals nur die umständliche und ziemlich unzuverlässige Verbindung auf dem Wasserwege über East London und Durban. Es ist in der Mission nichts ungewöhnliches, daß eine Synode eine eigenartige konfessionelle Färbung gewinnt. D. A. Kropf war ein ausgesprochener und entschiedener konfessioneller Lutheraner gewesen; er war darin soweit gegangen, daß er den im Verdachte der „Union“ stehenden Missionaren der anderen Berliner Synoden zu Zeiten die Abendmahlsgemeinschaft versagt hatte. Den steifnädigen Kossa-Kaffern hatte sich diese starre konfessionelle Sonderstellung ganz wohl empfohlen; da waren sie doch etwas ganz besonderes. „Union“ erschien ihnen als eine Verkörperung antichristlicher Bestrebungen, und eine „Union“ mit der Sulu-Natal-Synode lehnten sie deshalb entschieden ab. Leider war damals die missionarische Besetzung der kafferländischen Stationen so unzureichend, daß die irregeleiteten Christen von dort aus nicht zur Vernunft gebracht wurden.

Es kam zur Spaltung in der kafferländischen Synode. Die Mehrzahl der Gemeinden separierten sich von der Berliner Mission, zum Teil unter unerfreulichen Begleiterscheinungen; und der Riß konnte noch nicht wieder geheilt werden, ehe der Weltkrieg ausbrach. Bildete diese Kirchenordnungsfrage weitaus den Hauptgegenstand der Visitationsreise Wildes, so lag naturgemäß noch eine große Anzahl wichtiger Fragen zur Erledigung vor. Mit den Bopedianern wurden von neuem Verhandlungen angeknüpft, die aber daran scheiterten, daß jene sich den ihnen angebotenen mündlichen Verhandlungen entzogen. Als ein schmerzlicher Mangel wurde das Fehlen einer ausreichenden Literatur in Gessuto empfunden. Es wurde eine Literaturkommission mit weitgehenden Vollmachten eingesetzt, um die etwa bei den Missionaren oder den Eingeborenen vorhandenen literarischen Talente zu entdecken und in Dienst zu

stellen. Da auf eine erhebliche Vermehrung des deutschen Missionspersonals angesichts der drückenden Notlage der Gesellschaft nicht zu rechnen war, war man überzeugt, daß die Gemeinden zu einem lebendigen und tätigen Anteil an den Missionsaufgaben erzogen werden müssen. Zu dem Zweck sei es nötig, die Anforderungen in der Botshabeloer Evangelistenschule zu steigern, die Absolvierung des 3. Standard vor der Aufnahme zu fordern und den englischen Sprachunterricht zu streichen; auf der anderen Seite aber nach Möglichkeit neben dieser Evangelistenschule auch auf den einzelnen Stationen geeignete Männer für den Evangelistendienst zu erziehen. Bei der immer stärker einsetzenden Freizügigkeit der eingeborenen Christen mußte die Heranziehung der in die Minenstädte Verziehenden neu geordnet werden, damit sie weder doppelt besteuert, noch während ihrer Abwesenheit von Hause ihrer Beitragspflicht ganz entzogen würden. Die braunen Pfarrer sollten keineswegs nur als bessere „Helfer“ behandelt werden, sondern durch Anstellung auf einem von der Hauptstation entfernten Platz Gelegenheit und Pflicht zu selbständigem Handeln in größerem Stil erhalten.

Übrigens lohnt es darauf hinzuweisen, wie verschieden für den kirchlichen Neubau die Verhältnisse auf den verschiedenen Arbeitsfeldern der Berliner Mission in Südafrika liegen: Ein großes, zusammenhängendes Arbeitsgebiet besteht nur in Transvaal, zumal im Norden, wo die Berliner Mission die Lage beherrscht. Nur die hauptsächlich auf die Batonga (Knopneusen) beschränkte Arbeit der Mission Romande, 2 Stationen der Kapländisch-reformierten Mission und je eine anglikanische und wesleyanische Station bestehen neben den 15 Stationen der Berliner Mission. Hier grenzt in der Regel ein Stationsbezirk an den anderen, und die einzelnen Gemeinden haben durch ihre Außenplätze Fühlung miteinander. Hier kann eine geschlossene, lebensfähige Eingeborenenkirche entstehen. In der Oranje-Synode ist nur die verhältnismäßig kleine Ede von der Bahnlinie Bloemfontein-Kimberley südlich besetzt, und die einzelnen Stationen stehen in einem losen, weitmaschigen Zusammenhang. Von der Transvaal-Mission sind sie durch das weite Gebiet zwischen Bloemfontein und der Grenze abgeschnitten. In ihm arbeiten andere Missionen. Ebenso sind im Kaplande, in Natal und in dem ehemaligen Britisch-Kafferland nur wenige Stationen mit großen Zwischenräumen errichtet worden, und zwischen ihnen arbeiten zahlreiche andere Gesellschaften. In der Kapkolonie wird es möglich

sein, die drei deutschen Missionen, außer der Berliner die Brüdergemeine und die Rheinische zu einem mehr oder weniger engen Verbande zu verschmelzen. In Natal sucht die Berliner Mission zunächst auf dem Schulgebiete den Zusammenschluß mit den konfessionsverwandten Schweden und Norwegern. So stellte die Entwicklung der kirchlichen Organisation die Berliner Mission vor verschiedene, eigenartige Aufgaben.

Der geschichtliche Rückblick und die Dankbarkeit fordern gleich sehr, daß wir abschließend auf die Bedeutung von Wildes Visitationsreise hinweisen. Nach der ersten Reise von Direktor Wangelmann 1867 hat keine Visitationsreise wieder so tiefgrabende Furchen gezogen wie diese. Der Erfolg von Axenfelds Visitation in Ostafrika wurde leider größtenteils durch den bald danach ausbrechenden Krieg zunichte gemacht. Die Reisen von Sauberzweig-Schmidt in Süd- und Ostafrika waren zu kurz, um tiefergreifende Anregungen zu geben, und die Visitation in China wurde durch seinen Tod jäh abgebrochen. Wildes geistlicher Kirchbau hatte allerdings auch Sturm und Wetter des Weltkriegs zu ertragen; aber er trotzte diesen Gefahren. Er hat sich als ein tragfähiges Fundament erwiesen, auf dem sich die Berliner Mission in und nach dem Kriege erbaut hat.

5. Schulfragen. Neben den kirchlich-organisatorischen Fragen beschäftigte die Mission in diesem Jahrzehnt kaum ein Komplex von Fragen mehr als die Schulfragen. Die Berliner Mission hatte von Anfang an eine bestimmte, bescheidene Schulpolitik verfolgt: Wo eine christliche Gemeinde mit christlichen Familien entstanden war, mußte man durch Elementarschulen Fürsorge treffen, daß das nachwachsende Geschlecht in christlichem Geiste erzogen wurde, also lesen und schreiben lernte und in den biblischen Geschichten, dem Katechismus, dem Gesangbuch und den Formen des kirchlichen Lebens heimisch war. Diese einfachen Schulen hielten zunächst die Missionare und ihre Angehörigen selbst, oder sie leiteten intelligente Gemeindeglieder dazu an. Mit der bei der dünnen Bevölkerung Südafrikas bald notwendig werdenden Einrichtung von Außenstationen und Predigtplätzen stellte sich das Bedürfnis heraus, in größerer Zahl eingeborene Gehilfen auszubilden, die zur Not Schule und Sonntags Kirche halten, den Unterricht der Taufbewerber übernehmen und ein wachsaues Auge auf die meist kleine Zahl der ihrer Obhut anvertrauten Christen haben konnten. Es waren zu

diesem Zwecke 1877 in Botshabelo und 1882 in Mphome Seminare eingerichtet worden. In den Kreisen der Missionare war man sich keineswegs einig, ob der damit beschrittene Weg einer planmäßigen, seminaristischen Bildung empfehlenswert sei, ob nicht vielmehr jeder Missionar die dafür geeigneten jungen Leute seiner Gemeinde um sich sammeln und sie ausbilden solle, ohne sie ihren gewohnten Verhältnissen zu entziehen. Jedenfalls verhielten sich alle Synoden außerhalb Transvaals den beiden Seminaren gegenüber ablehnend; das in Mphome war so sehr das Werk des für diesen Dienst besonders begabten Superintendenten Knothe, daß es mit seinem Tode einging. Es schien vorzuziehen zu sein, in Transvaal nur ein wirklich gut ausgerüstetes Seminar in Botshabelo zu haben. Aber auch dies letztere war zu Zeiten wegen Mangel an Interesse in den Kreisen der Missionare und an geeigneten Bewerbern fast am Eingehen.

Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts und noch mehr seit der Jahrhundertwende sind die Schulfragen im Bereiche der Berliner Mission auf eine neue Grundlage gestellt. Wir machten schon darauf aufmerksam, wie mächtig die europäische Kultur in das Land hineinflutete und wie in Verbindung damit in weiten Kreisen der farbigen Bevölkerung der Bildungshunger erwachte. Er machte sich nicht überall in gleicher Stärke geltend. In den abgelegenen Kraalen des Bowendalandes oder des Holzbuschgebirges merkte man wenig davon. Aber in den Städten der Kapkolonie, in Pretoria und Johannesburg wollten die Kinder der Berliner Missionsgemeinden hinter denen anderer Missionen und auch hinter den weißen Kindern nicht zurückbleiben. Auch die Regierungen nahmen nunmehr das Eingeborenen-Schulwesen weitschauender und tatkräftiger in die Hand. War es doch eines der wichtigsten Mittel, um die Eingeborenen an die weiße Herrschschaft im Lande zu assimilieren und sie mit ihrer Herrschaft auszuföhnen, die Eingeborenen für ihre politischen Zwecke und Ziele dienstbar zu machen, und eine allgemeine Hebung des niederen Bildungs- und Sittlichkeitsniveaus der Eingeborenen herbeizuführen. Früher hatten nur die Kapkolonie und Natal das aus andern englischen Kolonien bekannte System der Schulzuschüsse, der „grants-in-aid“, eingeführt, und die Schulzuschüsse hatten sich auf einer sehr mäßigen Höhe gehalten, oder was noch schlimmer war, sie waren mit den wechselnden Ideen und Idealen der englischen Gouverneure starken Schwankungen unterworfen gewesen. Jetzt

wurde dieses System der staatlichen Schulzuschüsse in allen Provinzen der südafrikanischen Union durchgeführt, zwar nicht einheitlich, da eben die Verhältnisse in den Provinzen sehr verschieden liegen, aber doch in der Hauptsache nach denselben Grundsätzen: Die Regierung belastet sich nicht mit dem vielgestaltigen Apparat des Eingeborenen-Schulwesens; sie überläßt ihn der privaten Initiative, d. h. in erster Linie den Missionsgesellschaften. Sie bestimmt aber die Art und Einrichtung der Schulhäuser, die Ausbildung der Lehrer und die Zeugnisse, welche sie für die verschiedenen Schulgrade aufzuweisen haben müssen, die Lehrpläne und die auf den verschiedenen Stufen (Standards) zu erreichenden Lehrziele. Es steht jeder Schule frei, ob sie sich unter diese verwickelten und tief eingreifenden Regierungsregulative beugen will. Aber einmal macht die Regierung davon die Gewährung der Schulzuschüsse, der grants, abhängig, die einen großen Teil der Schulausgaben, z. B. in der Kapkolonie neuerdings die ganzen Lehrergehälter, decken, und außerdem gewährt allein der Besuch der staatlich anerkannten, der „registrierten“ Schulen irgend welche Vergünstigungen für den Staats- und Kommunaldienst, also die Aussicht auf einen Beamtenposten. Die deutschen Missionen haben sich dieser Entwicklung gegenüber verschieden verhalten. Die Hermannsburgers hat sie zum großen Teil abgelehnt; weitaus die Mehrzahl ihrer Schulen sind „nicht registriert“, und als z. B. während des Weltkrieges die Natalregierung alle „registrierten“ Berliner Schulen einfach einzog und unter ihre eigene Verwaltung nahm, wurden auch in den Berliner Kreisen viele kopfschau. Es ist nicht zu verkennen, daß die Eingliederung der Schulen in das koloniale Schulsystem mit vielen Schwierigkeiten und Härten verbunden ist: Von dem offiziellen Lehrplan, der allein der Prüfung der Schulinspektoren unterliegt und nach dessen Durcharbeitung die Schulzuschüsse festgestellt werden, ist der Religionsunterricht ausgeschlossen; dieses den Missionen wichtigste Lehrfach muß außerhalb der amtlichen Schulstunden gegeben werden, und es muß den Missionaren am Herzen liegen, dafür bei den Lehrern soviel Begeisterung oder wenigstens Interesse zu erwecken, daß sie es gut geben, obgleich es staatlich nicht anerkannt wird. Während die Mission großen Wert darauf legt, daß der Volksschulunterricht in der Muttersprache erteilt wird, liegt der Regierung an der möglichst frühen und umfangreichen Einführung des Unterrichts in der englischen und holländischen Sprache. Die an den registrierten Schulen angestellten Lehrer müssen ein staatlich aner-

kanntes Lehrerseminar durchgemacht haben, das ausschließlich in englischer Sprache und nach englischen Methoden geleitet wird. Für die Mission ist es bei den eigenartigen Verhältnissen Südafrikas fast eine Lebensfrage, daß der Dienst in Kirche und Schule zumal auf den zahllosen Außenstationen und Predigtplätzen von denselben Personen versehen wird, daß also die Lehrer zugleich Helfer, Katechisten, Evangelisten sind und bleiben. Die staatlich anerkannten Lehrer haben aber dazu vielfach so wenig Neigung wie ehemals bei uns die Lehrer für die Küsterdienste. Allein trotz dieser und ähnlicher großer Schwierigkeiten hat die Berliner Mission geglaubt, ihr Schulwesen in enger Anlehnung an das anglokoloniale Schulsystem ausbauen zu sollen. Die Leistungen der Schulen sind durchschnittlich höher, wenn sie regelmäßig vom staatlichen Schulinspektor geprüft werden. Die Schulzuschüsse sind so erheblich, daß ein gehobenes Schulwesen ohne sie bei den südafrikanischen Steuerungspreisen einfach nicht durchführbar wäre. Die Mehrzahl der Gemeinden fordert die Registrierung der Schulen und den damit erlangten Zugang zu den staatlichen Berechtigungen. Würde die Berliner Mission ihnen registrierte Schulen versagen, so würden die Regierung oder andere Missionen in der Nähe solche eröffnen und dadurch der Berliner Mission ihre Kinder entziehen. Das Berliner Komitee ließ im Jahre 1906 die einschlägigen Fragen durch eine aus zehn Vertretern der Synoden Nord- und Süd-Transvaal und Oranje-Freistaat zusammengesetzte „Schulkommission“ untersuchen. Sie gelangte nach eingehenden Erwägungen alles Für und Wider zu dem Ergebnis, daß die Registrierung der Missionschulen trotz aller damit verbundenen Nachteile kaum zu umgehen sei. Im Schoße des Berliner Komitees und in den beteiligten Synoden fanden daraufhin eingehende Beratungen statt, in denen man sich immer wieder Rechenschaft gab von allen mit der Registrierung verbundenen Nachteilen. Allein da das Erziehungsdepartement in Pretoria einen im allgemeinen günstigen Bescheid gegeben hatte (Febr. 1906) und man den Eindruck bekam, daß bei dem erwachenden Bildungshunger der Afrikaner die Bewegung kaum aufzuhalten sei, entschied man sich schließlich doch für die Durchführung der Registrierung, also die Unterstellung fast des gesamten Missionschulwesens unter die Regierungsaufsicht.

Dementsprechend sind während des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts weitaus die Mehrzahl der Berliner Missionschulen

registriert. Es ist damit gegeben und ist eine unbequeme Belastung des jungen kirchlichen Neubaus, das nun auch „Schulgemeinden“ und „Schulkassen“ eingerichtet werden mußten. Die Schulkassen wurden durch die staatlichen Grants, die Schulgelder und die etwa in natura geleisteten Hand- und Spanndienste gespeist; sie hatten dagegen die Lehrergehälter, die Bauten und Reparaturen an den Schulen und Lehrerwohnungen und die Kosten für Erneuerung und Ergänzung des Schulinventars zu bezahlen. Die Mission hatte ein Interesse daran, daß das Budget der werdenden Volkskirche nicht mit diesem kostspieligen Schulbetriebe belastet wurde.

Der Schwerpunkt des Schulwesens verlegte sich in die Lehrerausbildung. Botshabelo wurde als Hauptseminarstation wieder von zentraler Bedeutung für die ganze Berliner Mission in Südafrika. Das dortige Seminar wurde nach eingehenden Beratungen 1906 in vier Stufen gegliedert: a) das eigentliche Lehrerseminar mit einem dreijährigen Kursus in englischer Sprache und Methode unter einem englischen Hauptlehrer, Mr. Searle, dem Schwiegersohne des Stationsmissionars G. Eiselen; b) der darauf aufgebaute, einjährige Helfer- und Katechisten-Kursus, hauptsächlich in Sessuto und in den religiösen Töchtern, um die Lehrer nach bestandener Staatsprüfung auch für ihren kirchlichen Dienst auszurüsten; da die Berliner Mission alle Seminaristen unentgeltlich in das Botshabeloer Seminar aufnahm und dort unterhielt, konnte sie von allen ohne Schwierigkeit verlangen, daß sie auch diesem vierten, kirchlichen Studienjahre volle Aufmerksamkeit widmeten. c) Neben dieser fachmäßigen Lehrerausbildung gingen für ältere Christen von Zeugeneifer und christlicher Erfahrung einjährige Evangelistenkurse her; es waren vielfach die tüchtigsten Männer, die Säulen der Gemeinden, welche sich so für den kirchlichen Dienst und etwa auch für die Leitung von nicht registrierten Schulen vorbilden ließen. Im Lehrerseminar waren vielfach werdende junge Männer, in den Evangelistenkursen geschlossene christliche Persönlichkeiten.*) d) Es bestand die Absicht, in Botshabelo auch noch für die zur Ordination vorzubereitenden, bewährten Helfer eine dreijährige „Theologische Schule“ einzurichten, um sie wissenschaftlich und praktisch auf die Höhe ihres Berufes zu heben. Bisher begnügte man sich damit, die Kandidaten des geist-

*) Leiter der Evangelistenschule war bis 1911 Miss. Eiselen, dann Miss. Paul Schmellnus, Mitarbeiter zeitweise G. Ruhn.

lichen Amtes einem theologisch dazu geeigneten, älteren Missionar auf drei Monate zu einem kurzen, abschließenden theologischen Lehrgang zu übergeben. Und bei dieser leichteren Weise wird es auch wohl vorläufig bleiben. Die geplante „Theologische Schule“ ist noch nicht ins Leben getreten. Diese großangelegte Schulstation diente zunächst nur dem männlichen Lehrstande. Es gab aber in Südafrika auch bereits einen nicht unbeträchtlichen Stand von farbigen Lehrerinnen. Die Anzeichen schienen darauf hinzuweisen, daß er wachsen werde. Konnte die Berliner Mission auch ein Lehrerinnen-Seminar einrichten? Einen Anfang machte Missionar Müller in Heidelberg, indem er 1912 eine Seminarklasse für Mädchen einrichtete, die schnell wuchs. Allein ein weiterer Ausbau dieser Arbeit wäre in Heidelberg mit unverhältnismäßig hohen Kosten verbunden gewesen, da die Transvaalregierung den vollen Schulgrant nur zahlte, wenn das Mädchenseminar an demselben Orte wie das Männerseminar errichtet wurde. Man erwog deshalb in Berliner Missionskreisen, ob in Botshabelo auch noch ein Lehrerinnen-Seminar eingerichtet werden solle.

Da das staatlich anerkannte Lehrerseminar einen vorschriftsmäßigen, dreijährigen Kursus in englischer Sprache und nach englischer Methode durchmachen muß, wäre es an sich möglich gewesen, daß nicht nur die beiden Transvaalsynoden, sondern auch die anderen Synoden das Botshabeloer Seminar beschied hätten. Da aber die Entfernungen und dementsprechend die Reisekosten in Südafrika so groß sind, und auch das Volkstum der Eingeborenen so verschieden ist, gingen die anderen Synoden eigene Wege. Die Natal-Synode eröffnete 1905 ein eigenes Seminar in Emmaus, das zugleich auch der kafferländischen Synode dienen sollte. Bei der geringen Zahl von getauften Männern in beiden Synoden wäre es auf die Dauer kaum möglich gewesen, dies Seminar, noch dazu in den drei wünschenswerten Zweigen, als staatlich anerkanntes Lehrerseminar, als Evangelistenschule, und als Theologische Schule zu erhalten. Es war deshalb ein dankbar zu begrüßender Fortschritt, als sich bei der Visitation des Inspektors Wilde in Natal die Gelegenheit zu gründlichen Verhandlungen mit den anderen lutherischen Missionen in Natal und im Sululande bot. Ihr Ergebnis war, daß sich 1912 die Berliner Mission mit der norwegischen Missionsgesellschaft und der schwedischen Staatskirchen-Mission in der Weise zusammenschloß, daß auf der norwegischen Station Umpomulu das Lehrerseminar,

auf der Berliner Station Emmaus das Katechisten-Institut, und auf der schwedischen Station Oskarsberg die Theologische Schule eingerichtet wurde. Diese „missionarische Arbeitsgemeinschaft“ hat sich seitdem, auch während der Stürme des Weltkriegs, ausgezeichnet bewährt.

In der Kapkolonie, zu der auch die Stationen auf den Diamantenfeldern verwaltungstechnisch gehörten, lagen die Verhältnisse insofern anders, als die Möglichkeit besteht, die Lehrerausbildung ohne weiteres mit der städtischen Volksschule zu verbinden. Diese baut sich außer zwei Elementarklassen (Substandards) in vier aufsteigenden Klassen (Standards) auf. Wer die Abschlußprüfung des vierten Standards bestanden hat, kann dann, um das Lehramtszeugnis zu erhalten, die Schule noch drei weitere Jahre besuchen, und zwar so, daß in den beiden ersten Jahrgängen der Lehrstoff des dritten und vierten Standards mit geringen Ergänzungen wiederholt wird und sich im dritten Jahre eine technische Lehrschulung (Teacher training) daran schließt. Nach dem ersten Jahre kann er ein Zeugnis ersten, nach dem zweiten und dritten Jahre ein solches zweiten und dritten Grades beanspruchen; damit ist die Lehrerausbildung für Elementarschulen in der Hauptsache erledigt. Der alte, erfahrene Lehrer Daniel Heese hatte diesen Weg schon lange vorher in Verbindung mit dem von ihm in Riversdale gegründeten und gut geleiteten Töchterpensionat eingeschlagen. Einen ähnlichen Weg beschritt man nun in Pniel für die Oranje-Synode: Man baute die Stationschule durch Hinzufügung der Klassen bis zum sechsten Standard zu einer Mittelschule aus, an die sich die mehr formale und technische „Lehrerbildungs-Klasse“ zwanglos anschloß. Um den Kindern von den andern Stationen den Besuch dieser Schule zu erleichtern, richtete man in Pniel ein kleines Internat mit 12 Freistellen ein. Um daneben eine Evangelisten- und Helferschule zu haben, wurde 1904 in Bethanien ein kleines Helferseminar eingerichtet. Man glaubte mit dieser Trennung der überwiegend anglokolonial orientierten Lehrerausbildung von der missionarisch orientierten Helferschulung einen besonders glücklichen Griff zu tun. Diese höheren Institute in Riversdale, Pniel und Bethanien haben schwer durch den Krieg gelitten. Der sittlich-religiösen Förderung der Sothogemeinden diente ein kirchliches Monatsblatt „Mogoera oa Babaso“, das von den beiden Transvaalsynoden gemeinsam herausgegeben wurde. Die Schriftleitung hatte bis 1906 Missionar G. Trümpel-

mann sen.; in diesem Jahre übernahm sie sein Sohn. Bei der aus diesem Anlaß gepflogenen Besprechung der Neuregelung der Zeitung wurde bestimmt, das Blatt fortan monatlich zweimal ausgehen zu lassen. Auch gebildete Eingeborene suchte man für die Mitarbeit zu gewinnen.

6. Einschränkung und Ausdehnung der Missionsarbeit. Das einschneidendste einzelne Ereignis war die Aufgabe der Maschona-Land-Mission auf Grund des Beschlusses der Generalversammlung 1906. Die Maschona-Mission war 1893 mit großer Begeisterung als das naturgemäße Wachstum der Nordtransvaal-Mission und als ein wichtiges Bindeglied zu der neu in Angriff genommenen Mission in Deutsch-Ostafrika begonnen. Es hatte sich bald herausgestellt, daß die Voraussetzungen dieses Beschlusses irrig gewesen waren. Maschonaland gehört zu Rhodesia; diese große Kolonialgründung von Cecil Rhodes und seiner Chartered-Company verfolgte aber gerade das Ziel, Transvaal von dem äquatorialen Afrika abzuschließen und jenseits der Burenstaaten eine breite Sphäre rein englischer Interessen zu schaffen. Es führte so gut wie keine Verbindungslinie von Nord-Transvaal über den Limpopo nach Maschonaland. Die Reisen dorthin mußten von Kimberley über Maseking nach Buluwano gemacht werden. Seit den ersten Erkundungsreisen Beusters und Knothes ist nie wieder ein Nord-Transvaal-Missionar nach Maschonaland gereist. Es stellte sich sogar als wünschenswert heraus, die Geldverwaltung und -Versorgung der Maschona-Mission nicht der Nord-Transvaal-, sondern der Oranje-Synode anzugliedern. Die volllichen Verhältnisse der Batharanga, welche nach der Niederwerfung der Matebele und der Beseitigung ihrer Herrschaft in einer schnellen Umgestaltung begriffen waren, stellten sich als erheblich anders heraus, wie man angenommen hatte. Wenn man überhaupt eine lebensfähige Mission, wenigstens einen Konferenzkreis zustande bringen wollte, mußte man zu den zwei bestehenden Stationen mindestens noch eine weitere gründen; reichten dazu aber die arg beschränkten und in jenen Jahren immer wieder von Defizitnöten bedrängten Finanzen der Berliner Mission, zumal bei den schnell und gewaltig wachsenden Ansprüchen der Missionen in Deutsch-Ostafrika und Süd-China? Maschonaland hatte seit einem Jahrzehnt eine starke Anziehungskraft auf die verschiedensten Missionsgesellschaften, englische, amerikanische, kontinentale und südafrikanische, ausgeübt. Hatte es Zweck, daneben auch noch

eine Zwergmission unserer Gesellschaft bestehen zu lassen, wo deren Kräfte mit voller Anspannung auf ihren anderen Feldern in Anspruch genommen wurden? Maschonaland hatte sich als erheblich ungesund erwiesen, als man erwartet hatte. Ja, das Klima erschien den Berliner Missionaren nach ihren schmerzlichen Anfangserfahrungen als viel gefährlicher, wie es sich seitdem auf Grund sorgfältiger Tropenhygiene erwiesen hat. Zwei begabte junge Missionare, mehrere Frauen und Kinder waren in den heißen Sand gebettet. Andere Missionare waren mit schwer erschütterter Gesundheit nach dem Süden getrieben, und die Ärzte hatten ihnen die Rückkehr in das Fieberklima versagt. Es stand auf dem gefährlichen Vorposten eine kleine Schar todesmutiger Männer unter der Führung des trefflichen Wedepohl, denen die Aufgabe des Maschonalandes wie Fahrensflucht erschien; aber durfte ihr Idealismus für die Beschlußfassung der Berliner Generalversammlung allein entscheidend sein? Die Erfolge der dreizehnjährigen Arbeit waren gering. Die Station Tschibi hatte wegen ihrer zu ungesunden Lage aufgegeben werden müssen; dafür war Zimutu in Angriff genommen, wo der Häuptling und das Volk den Missionaren vertrauensvoll entgegenkamen. Gutu und Zimutu zusammen zählten nur 100 Getaufte und 60 Abendmahlsberechtigte; und davon waren etwa die Hälfte Zugezogene aus Nord-Transvaal. Zudem war die holländisch-reformierte Mission der Kapkolonie, also die alte „südafrikanische Missionsgesellschaft“ van der Kemp, welche in derselben Gegend des Maschonalandes eine fröhlich aufblühende Arbeit hatte, bereit, die Berliner Mission gegen eine angemessene Entschädigung zu übernehmen, wenn diese sich endgiltig von dort zurückzuziehen entschlossen sei.

Auf Grund dieser und ähnlicher Erwägungen, die in einem gründlichen Referate Missionsdirektor D. Gensichens dargelegt waren, entschloß sich die Berliner Generalversammlung fast einstimmig, die Maschonamission an die „südafrikanische Missionsgesellschaft“ abzutreten. Die wenigen dort stationierten Missionare, Wedepohl, Alonus, Scheffler, Paul Schwellnus, fanden auf den südafrikanischen Stationen Arbeit.

Das südafrikanische Arbeitsfeld war so weit, als die Berliner Mission ihre Linien gezogen hatte, mit Hauptstationen einigermaßen ausreichend besetzt. Es traten aber trotzdem noch viele neue Bedürfnisse auf, welche zu Neuanlagen führten. Botshabelo blieb abgelegene Landstation, und das war sein Vorzug und Reiz; aber

nur 10 km östlich davon blühte das Städtchen Middelburg auf als Bahnstation und Ausgangspunkt für ergiebige Kohlenfelder. Es war notwendig, daß auf einem dort der Mission bereits gehörigen Grundstück 1901 ein Missionar Wohnung nahm und die zahlreichen farbigen Dienstleute der Lokation und die Farbigen auf den Farmen der Umgegend versorgte. Gerlachshoop war der Anfang der Berliner Mission in Transvaal gewesen und war von dem treuen Freundeskreise nicht vergessen. Damals waren die Reste des Bakopavolkes unter ihrem Häuptling Ramopudu nach Botshabelo ausgewandert. Jetzt kehrten 250 von ihnen in die alten Stammsitze bei den Ruinen von Maleos Stadt zurück, und die Berliner Mission benutzte 1904 um so lieber die Gelegenheit, Gerlachshoop wieder aufzunehmen, weil die Außenarbeit von Botshabelo sich so weit ausgedehnt hatte, daß eine Abzweigung erwünscht war. Übrigens wurde Gerlachshoop nur einige Jahre mit einem deutschen Missionar besetzt; schon 1909 wurde es dem Moruti Jan Sekoto, einem bewährten Sotho-Pfarrer, übertragen. Als Carl Nauhaus 1903 gestorben war und H. Schloemann zu seinem Nachfolger in der Superintendentur der Süd-Transvaal-Synode ernannt wurde, hielt er es bei den veränderten Verkehrsverhältnissen für untunlich, Botshabelo als Sitz der Superintendentur beizubehalten. Nun besaß die Berliner Mission etwa 4 Meilen östlich von Pretoria einen schönen Platz Edendale mit einer lebendigen Gemeinde. Mit Zustimmung des Komitees siedelte Schloemann 1905 dorthin über und machte so Edendale zu einer Hauptstation. Es entwickelte sich dann aber in Verbindung mit Edendale bald eine große Arbeit, zumal da in der dortigen Gegend die Premiermine, eine der größten und reichsten Diamantengruben der Welt, mit mehr als 20 000 farbigen Arbeitern aufgeschlossen wurde. Das nahm also die volle Kraft eines rüstigen Missionars in Anspruch, der zu diesem Zwecke in Edendale angestellt wurde. Schloemann siedelte deshalb 1912 lieber mit der Superintendentur nach Pretoria-Dst über, wo der Berliner Mission in günstiger Lage zwei Erben gehörten. Obgleich sich so Schloemann hauptsächlich auf die Superintendentur-Verwaltung konzentrierte, hielt er es doch für nützlich, den allzu großen und verwickelten Ephoralbezirk dadurch zu teilen, daß er dem Missionar Ruschke in Johannesburg einen Teil der Stationen zur Beaufsichtigung übergab; Ruschke wurde zum Vize-superintendenten ernannt. Als Schloemann mit schwer erschütterter

Gesundheit 1899 von Malokong nach dem Witwatersrande versetzt wurde, ließ er sich in dem mächtig aufstrebenden Krügesdorp westlich von Johannesburg nieder. Es stellte sich aber heraus, daß sich dort fast ausschließlich Christen der Hermannsburgers Mission zusammenfanden, die in Berliner Gemeinden nur gastweise eintraten. Als deshalb nach der Berufung Schloemanns in die Superintendentur eine Neubesehung nötig war, faßte man nicht wieder die westlichen Schwesterstädte und Minenbezirke von Johannesburg ins Auge, sondern den Osten. Im Jahre 1911 ließ sich Missionar Gottschling in Volksburg-North nieder und entwidelte dort bald eine blühende Arbeit. Im Bawendalande bestanden seit der Zeit der Pfadfinder Beuster und Schwellnus sen. die Stationen Tschewasse und Tschakoma; dazu war seit 1899 Gertrudsburg bei dem Burendorfe Louis Trichardt gekommen. Georgenholz war zwar schon 1877 gegründet worden, es war aber wiederholt (1883—87, 1899—1903) unbesezt gewesen, und das Komitee erwog ernstlich, die Station aufzugeben, weil sie zu ungesund für eine dauernde Besezung zu sein schien. Allein dagegen wehrten sich die Bowenda-Missionare und der Superintendent von Nord-Transvaal so energisch, daß sich das Komitee trotz der Finanznot 1906 entschloß, die Station neu zu besezen und sie an einen höher und gesünder gelegenen Platz, Lovimbi, zu verlegen. Allein auch mit diesen vier Stationen war man in das Herz des Landes noch nicht recht hineingekommen. Es war erwünscht, wenn man das ganze Wendavolk unter den Einfluß des Evangeliums bringen wollte, im Mittelpunkt des Landes, in M a n d a l a eine fünfte Station anzulegen. Es wurde eine eigene Sammlung für diesen Zweck eröffnet, sie hatte zur Folge, daß ein Missionsfreund die ganzen erbetenen 24 000 M. darreichte. Gar zu gern hätte man die Arbeit auch in Sekufunisland weiter ausgedehnt. Dort hatten sich zwar bei dem unfruchtbaren, steinigen Ar k o n a unter den unabhängigen Massemola des Häuptlings Tule und in dem zu Sekufunis altem Reich gehörigen, aber unter verschiedenen Häuptlingen aufgeteilten Gebiete von Lobetal Gemeinden von 1054, und 906 Seelen gesammelt. Es waren auch einige Außenstationen in das Herz des alten Vapedi-Reiches vorgeschoben, und der treue, alte Rentner Rathsburg hatte das erforderliche Geld für den Aufbau einer Station jenseits des Volu-gebirges geschenkt. Aber noch immer wurde die Berliner Mission an der Peripherie festgehalten. Seit dem Abfall der Bopedianer

1890 und infolge des vielfach zuchtlosen Lebens, das in den abgetrennten Gemeinden eingerissen war, war die ehemals fröhlich aufblühende christliche Bewegung im Beilande zum Stillstand gekommen, und die harten, heidnischen Häuptlinge suchten ihr Wiederaufleben zu verhindern. Wiederholt waren Versuche zur Wiedervereinigung mit den Bopedianern gemacht. D. Merensky hatte sich darum bei seiner Rückreise aus Deutsch-Ostafrika 1893 ernstlich bemüht; auch Sauberzweig-Schmidt nahm die Verhandlungen bei seiner Anwesenheit im Lande 1903 wieder auf. Aber es war alles vergeblich. Wohl kamen einzelne, besonders Frauen und Kinder; aber die Mehrzahl der Männer wollte ihre Freiheit und Ungebundenheit nicht wieder aufgeben. — Die im Burenkriege zerstörten Stationen Woyenthin und Ermelo wurden wieder aufgebaut; von Ermelo konnte die Außenarbeit sogar vielversprechend in das Swasiland hinein ausgedehnt werden. — Eine wertvolle Leistung war es, daß Missionar G. Trümpelmann 1905 auf Grund der Vorarbeiten des Superintendenten Knothe und der Mitarbeit anderer Missionare die Übersetzung der ganzen Bibel in Sessuto vollenden und durch den Druck führen konnte. Das Urteil über diese Leistung war geteilt; die afrikanischen Missionare und die Bassutochristen urteilten, das Buch rede in hervorragendem Maße ein volkstümliches Sessuto. Jedenfalls bürgerte sich die Übersetzung gut ein. In Natal bot sich günstige Gelegenheit, zwei Farmen anzukaufen; man hatte dabei ebensowohl eine günstige und sichere Kapitalanlage wie eine Ausdehnung der Arbeit im Auge. Der eine Platz, Rosenstein bei der Station Hoffenthal, hat nur eigentlich einem Aushilfsmissionar zum Wohnort gedient, als dem gealterten Glöckner der aus dem aufgegebenen Maschonaland zurückgekehrte Pauli zur Seite gestellt wurde (1906), er siedelte nach Glöckners Emeritierung 1912 nach Hoffenthal über. Der andere Platz, von der Gesellschaft zu Ehren ihres verdienten Inspektors *K r a z e n s t e i n* genannt, lag bereits jenseits der Draakensberge auf der sturmgepeitschten, im Winter schneebedeckten Hochebene des östlichen Oranjesfreistaates. Hier in der Gegend von Nelsonskop hatten sich von Emmaus und Hoffenthal aus kleine Gruppen von Suluchristen angekauft und hatten besonders die blühende Siedlung Bethany angelegt. Um sie zu pflegen, kaufte man bei Nelsonskop einen Burenplatz von 280 Morgen und legte darauf 1905 eine Hauptstation an, die zu Ehren des Inspektors *K r a z e n s t e i n* hieß.

Allein es gelang nicht, von dem Oranje-Freistaate für den Platz die Anerkennung als Missionsstation zu erlangen; vielmehr wurde auf ihn 1906 die Plakkerwet in dem Umfang angewandt, daß nur 12 Familien auf dem Missionsplatz wohnen bleiben durften. Die eingeborenen Christen und Taufbewerber zerstreuten sich infolge davon, und die Aussicht schwand, dort oben auf der Höhe eine lebensfähige Missionsarbeit in Gang zu bringen. Krakenstein wurde aufgegeben und der Platz verkauft. Der Name Krakenstein wurde auf die bekannte Station Mphome im Holzbuschgebirge übertragen.

Die Berliner Mission hatte meist mit ländlichen Stationen begonnen; nur in Beaconsfield und Johannesburg und — in Verbindung mit der Sammlung von deutschen Kirchengemeinden — in Pretoria und Bloemfontein war sie rechtzeitig in die großen Städte gegangen. Nun übten zumal die Hafenstädte Kapstadt und East-London, aber auch Ringwilliamstown, Pietermaritzburg und Weenen auf die vom flachen Lande nach den Städten verziehenden Gemeindeglieder eine so große Anziehungskraft aus, daß es immer mehr als Pflicht empfunden wurde, ihnen in die versuchungsreiche Großstadt nachzugehen. Zudem auf den kleinen ländlichen Stationen erreichte man vielleicht nur mehr einige Duzende oder Hunderte von Heiden, in diesen großen Städten dagegen Tausende. Die erste Hafenstadt, welche unter diesen Gesichtspunkten der inneren Mission besetzt wurde, war Kapstadt 1907. Die andern erwähnten Großstädte, East-London, Ringwilliamstown, Pietermaritzburg und Weenen wurden vorläufig von den benachbarten Hauptstationen als Außenstationen bedient, wiewohl besonders betr. Pietermaritzburg und Weenen in Natal die Synode auf Errichtung von Hauptstationen drängte.

7. Einzelzüge aus der südafrikanischen Arbeit. Unter Wangemanns Direktorat war es die Regel gewesen, daß die Missionare möglichst ununterbrochen auf denselben Stationen verweilten; man hatte mit dem Namen einer Station in der Regel den eines oder einiger Missionare im Gedächtnis als die eigentlichen Träger der Arbeit: in Bethanien Wuras 1835—84, Grünher 1878 bis 1908, in Pniel Kallenberg 1865—82, Westphal 1882—1922, in Adamschoop Trümpelmann 1872—80, Brune 1879—1902, in Blumfontein Großkopf 1878—1907, in Amalienstein August Schmidt 1857—94, in Riversdale Daniel Heese 1868—1905, in Anhalt Schmidt Howe 1876—1902, in Bethel D. A. Kropf 1848—1910, in Königsberg Aug. Prozesky 1868—1900, in Stendal Schumann

1865—97, in Emangweni Neizel 1863—96, in Christianenburg Posselt 1854—84, in Emmaus Zundel 1850—96 usw. Das war für die Einwurzelung der Mission und die Bildung einer dauerhaften Überlieferung von außerordentlichem Werte; diese ungewöhnliche Bodenständigkeit war eine der Hauptursachen des patriarchalischen Charakters der Berliner Mission unter Wangemanns Direktorat. Wie in der ganzen Welt und sonst in Südafrika ist auch in der Berliner Mission eine neue Zeit angebrochen. Die Missionare haben auf allen Stationen gewechselt, vielleicht manchmal öfter, als es für die stetige Entwicklung der Arbeit heilsam war. In der Kapssynode ist Amalienstein die Mutterstation, der Schwerpunkt der Arbeit hat sich aber nach Riversdale verlegt. Amalienstein hat mit seinem großen Grundbesitz von 27 000 Magd. Morgen, dessen Wert auf 1 Million Mark geschätzt wurde, dem Komitee immer wieder die Frage zur Erwägung gegeben, ob es zulässig sei, daß die dort ansässige Gemeinde von 1450 Seelen insgesamt an Kirchen- und Schulabgaben nur etwa 13 500 M. als Rente des großen Platzes einbringe. Aber die beiden Missionare, welche in zwei Menschenaltern dort gestanden haben, August Schmidt (1857—94) und Carl Prozesky (1894—1915) waren und wollten durchaus Gemeindemissionare und Seelsorger sein, und die weit ausschauenden Pläne zur wirtschaftlichen Verwertung, die besonders der Missionar Eder und der Missionskaufmann Elias Schmidt dem Komitee wiederholt vorgelegt haben, waren so risikant oder erforderten ein so bedeutendes Anlagekapital, daß die Missionsleitung Bedenken trug, darauf einzugehen. Man übertrug 1895 die Ökonomie-Verwaltung an Elias Schmidt, hatte aber auch damit keinen rechten Erfolg. Das einmal überraschend auftauchende Gerücht, es sei in den Bergen von Amalienstein viel Gold gefunden, erwies sich als trügerisch. Man trat deshalb wiederholt ernstlich in die Erwägung ein, ob man Amalienstein nicht lieber verkaufen solle. Der Wert wurde sehr verschieden zwischen £ 20 000 und £ 50 000 angegeben. Es schien möglich, in dem nicht zu fern gelegenen Robertsonbezirke eine ausreichend große Burenfarm für 10 000 £ zu kaufen und die Amaliensteiner Gemeinde dorthin überzusiedeln. Man erwog auch, die gesamten Stationsländereien im ganzen zu verpachten, etwa um darauf eine Straußenfarm anzulegen. Besonders der dortige Missionar Carl Prozesky, der 1899 widerstrebend die Ökonomie hatte übernehmen müssen, betrieb diese Pläne. Allein sie

lamen nicht zur Reise. In Herbertsdale hatte man rechte Not mit dem wohl in den letzten Jahren nicht mehr geistig normalen Atikillus; er hatte die Gemeinde so verhezt, daß sie von Parteiungen zerrissen war. Herbertsdale war immerhin ein so kleines Kolonialdorf, daß es dem Komitee je länger desto zweifelhafter wurde, ob es berechtigt sei, dort eine Hauptstation mit einer kleinen Gemeinde von 383 Seelen zu unterhalten. Solche kleinen Dorlamgemeinden werden vielleicht den Anschluß an die am gleichen Orte bestehenden Burengemeinden suchen müssen. Die Frage wurde nur nicht brennend, weil es dann dem Komitee willkommen war, die Station als Erholungsplatz für den mit angegriffener Gesundheit aus dem Maschonalande zurückgekehrten Scheffler und dann für den erschöpften Walter zu haben. Die Superintendentur der Kapssynode hat A. Schmidt bis zu seinem Tode am 26. Okt. 1904 verwaltet. Er war aber von Amalienstein 1894 nach Worcester übergesiedelt, teils um in seinem hohen Alter der schwierigen Platzverwaltung überhoben zu sein, teils um von einer Stadt mit Bahnverbindungen und Banken aus die Superintendentur-Geschäfte besser erledigen zu können. Das war ein Notbehelf gewesen. Als Großkopf als sein Nachfolger berufen wurde, siedelte er mit der Superintendentur nach Riversdale über (1907). Mehrere der Kapländischen Gemeinden waren zu Zeiten stark von äthiopischen Unruhen belästigt, die aber bei dem festen Gefüge der Gemeinden glücklicherweise zwar viel Verdruß verursachten, aber doch den Bestand der Gemeinden nicht bedrohten. Um die holländisch sprechenden Gemeinden besser zu pflegen, wurde seit 1906 ein Kirchen- und Sonntagsblatt, „De Pilgrim“ herausgegeben, dessen Schriftleitung Missionar Müller übernahm. Wohl die ernsteste Frage, welche die Kapssynode in diesem Jahre beschäftigte, war die Errichtung einer neuen Hauptstation in der Kapstadt. Bei den geringen Verdienstgelegenheiten auf den Landstationen zogen immer mehr Christen von dort nach den Städten, besonders nach der Kapstadt. Entweder verwahrlosten sie dort und waren dann nach ihrer Heimkehr geradezu eine Gefahr für Leib und Seele ihrer Muttergemeinde. Umgekehrt wenn sie in der Stadt sittlich und religiös ausreichend gepflegt waren, wurden sie mit ihrem erweiterten Horizont und ihrem wachsenden Wohlstande Säulen der Eingeborenen-Kirche. Nach einer vorläufigen Prüfung befanden sich 1906 535 Berliner Christen in der Kapstadt und ihren Vorstädten. Man vermutete aber, daß es sich sogar noch um einige hundert

mehr handle. Die Brüdergemeinde, welche man um Übernahme der Pastoration dieser Christen im Anschluß an ihre Station Moravianhill gebeten hatte, lehnte ab, weil der dortige Missionar bereits mit Arbeit überlastet war. Die Versorgung der Kapstadt als Filial von Riversdale aus erwies sich als ungenügend. So entschloß sich das Komitee 1907, Kapstadt zu einer selbständigen Station zu erheben und mit Missionar Müller zu besetzen.

Natal war im Jahre 1905 von einer fieberhaften Aufregung durchzückt, da die freiheitsstolzen Sulu auf Empörung wider die englische Herrschaft sann. Es ist nicht ganz sicher, ob oder wie weit der angestammte Sulufürst Dinisulu in die Aufstandsbe-
wegung verstrickt war. Jedenfalls verlief diese in den typischen Formen. Vorher liefen wilde Gerüchte durch das Land. Alle Schweine sollten geschlachtet werden. Heimliche Botschafter zogen von Häuptlingskraal zu Häuptlingskraal. Dann brach der Aufstand an der Tugela mit wilder Wut los, und diesseits und jenseits der Tugela gab es Blutvergießen und Scharmügel. Die Kolonialverwaltung war aber Herrin der Lage. Die einzelnen Aufstände waren zusammenhangs- und führerlos und wurden schnell niedergeschlagen. Die Berliner Mission wurde außer der allgemeinen, nervösen Aufgeregtheit kaum davon betroffen.

Dagegen war es für die Arbeit bedeutsam, daß 1896 nach 46½-jähriger Arbeit Zundel auf der Station Emmaus in den Ruhestand trat und ihm der zielbewußte und organisatorisch begabte Minkner nachfolgte (1896—1907). Damit kam ein frischer Zug in die seit Jahrzehnten auf den engen Umkreis der Station, der Gemeinde und der von Mitgliedern der Familien Zundel, Posselt und Guldenspennig in der Umgegend besiedelten Farmen beschränkte Arbeit. Minkner dehnte alsbald seine Kreise weiter aus, in die großen Heidenmassen der Amangwane-Vokation des großen Häuptlings Unkwadi, jenseits der Drakensberge nach Bethanien, Nelsonskop, Richardsrust und Harri-smith und tief und weit in die Talschluchten des Gebirges hinein. Zudem wurde das Seminar gegründet und brachte neben der Gemeinde und der Superintendentur eine Fülle von Arbeit. Es brach nach dem Stillleben der Zundelschen Zeit eine Periode rastloser Arbeit an.

Ein schwerer Verlust für die Dranje-Synode war das Ausscheiden des verdienten Superintendenten Heinrich Grühner. Er gehört zu den Säulen der Berliner Mission. Am 20. März 1834

in Strehlen (Schlesien) als Sohn eines frommen Seilermeisters geboren, führte ihn sein Weg über das Schlosserhandwerk 1856 in das Missionsseminar, wo er an Wallmann einen gesegneten Lehrmeister hatte. Im Jahre 1859 nach Südafrika abgeordnet, war er einer der erfolgreichsten Pioniere der Berliner Mission in Transvaal, erst in Gerlachshoop, dann in Matlale. Im Jahre 1878 zur Unterstützung des alternden Wuras nach Bethanien gerufen, wurde er 1888 zum Superintendenten der Dranje-Synode ernannt, d. h. bei dieser Gelegenheit wurde auf Antrag der Missionare die Dranje-Konferenz zur Synode erhoben und die Wangemannsche Superintendentur-Verfassung eingeführt. 28 Jahre lang hat Grünzer mit sicherer und starker Hand das Schifflein der Mission geleitet, auch durch die stürmischen Zeiten des Burenkrieges hindurch. Durch die Weisheit, Besonnenheit und Ruhe seines Urteils und die brüderlich-seelsorgerliche Art seines Umgangs mit seinen Mitarbeitern genoß er allgemeines Vertrauen. Als er 1908 auf seinen Wunsch emeritiert wurde und nach Deutschland zurückkehrte, wurde er zum Komiteemitgliede ernannt, — eine verhältnismäßig seltene Auszeichnung. Am 7. April 1910 starb er in Berlin im Alter von 76 Jahren. In seiner ehrenfesten Frömmigkeit und seiner ruhigen Sachlichkeit war er geradezu der Typus eines Berliner Missionars.

In Pniel gab es fortgesetzt unerfreuliche Verhandlungen mit Minengesellschaften, die auf Diamanten gruben. Es war aber für den braven Missionar Westphal, der glücklicherweise durch ein Menschenalter die Station leitete (1882—1922) ebenso wie für das Komitee weder möglich, hinter alle Trias der unkontrollierbaren Gesellschaften zu kommen, zumal da diese im entscheidenden Fall aus sich Tochtergesellschaften heraussetzten, noch sich ein zuverlässiges Bild von den etwa wirklich vorhandenen Diamantenwerten zu machen. Das war überhaupt zu Zeiten eine wahre Not, welche dem Komitee viel Unruhe bereitete, daß auf einem Platze nach dem anderen auf Gold oder Diamanten oder Kohlen, auch in Transvaal, prospektiert wurde. Es sind bisher kaum irgendwo abbauwürdige Minerallager nachgewiesen, — ob die Prospekture ihre bessere Kenntnis unterschlagen haben? Das Komitee hat einige Jahre einen eigenen Prospektur, einen bergmännisch gebildeten Sohn des Missionsinspektors D. A. Merensky, damit beauftragt, einige ihrer Plätze auf Edelmetalle zu prüfen. Das Ergebnis war negativ. Erfreulich war, daß teils durch Gelegenheitskäufe, teils durch Beer-

lung früher aus dem Dienst der Berliner Mission ausgeschiedener Missionare wie Kallenberg und Schubert mehrere Plätze in den Besitz der Gesellschaft übergingen, eine Sparkasse für Notzeiten, die nur zu bald kommen sollten.

In Beaconsfield war in den Jahren 1912—13 eine völlige Verlegung der Station mit Kirche, Schule und Missionsgehöft notwendig. Die Farbigen-Besiedelung hatte sich völlig anders gestaltet, als man bei der Anlegung der Station 1885 angenommen hatte. Das Berliner Missionsgehöft und einige wenige Häuschen von Farbigen lagen zuletzt einsam an der äußersten Grenze der Stadt, während die Gemeindeglieder in anderen Stadtteilen wohnten. Nachdem von der Verwaltung der Debeers-Minen ein zweckmäßiger Platz zur Verfügung gestellt war und das Komitee ein größeres Darlehen gewährt hatte, wurde erst die Schule, dann die Kirche und dann auch das Missionsgehöft an die andere Seite der Stadt verlegt. — Auf der Station Bethanien ging es in den Jahren 1911—14 durch viel Kampf und Not. Einige Koranna beanspruchten das Mitbesitzrecht des Platzes. Die dadurch entstehende Unzufriedenheit und der Ungehorsam griffen von den Koranna auch auf einen Teil der Betschuanen über. Der Stationsleiter mußte eine Reihe von Leuten vom Platze verweisen. Als schließlich zu Anfang 1914 endlich wieder Ruhe eingelehrt zu sein schien, wurde unerwartet am 28. April 1914 der Stationsmissionar Alonius von einem eben von den Goldfeldern heimgekehrten Bethanier meuchlings erschossen.

Zwei neue Stationen wurden in diesem Synodalkreise angelegt. Am unteren Baalfluß liegt abgelegen von den Verkehrsstraßen das „Dorf“ Douglas. Hier hatten schon seit 1841 Missionare der Londoner Missions-Gesellschaft gearbeitet. Auch Berliner Missionare hatten hier von Adamschoop aus eine Außenstation angelegt. Im Jahre 1894 wurde das Städtchen mit dem aus Südchina wegen schwer erschütterter Gesundheit nach Südafrika übergesiedelten Missionar Petrid besetzt. Die Station blühte einige Jahre hoffnungsvoll auf, gewann auch in der Umgegend mehrere Außenstationen und Predigtplätze. Als aber bei der wachsenden Defizitnot eine straffere Zusammenfassung der Arbeit und Beschränkung auf das Notwendige erforderlich war, die Christenzahl sich durch Wegzug auffällig verminderte und auch die Umgegend keine befriedigende Arbeit bot, wurde die abgelegene Station nur noch mit

Unterbrechungen besetzt gehalten, zumal Athenstädt sie 1905 verlassen hatte. Südöstlich von Bethanien, an einem bedeutenden Eisenbahnknotenpunkt mit großen Werkstätten, gelang es der Berliner Mission, einige nahe beieinanderliegende Bauernplätze zu kaufen; es wurde dort 1897 eine Station Springsfontein-Gerlachstal angelegt. Der dort stationierte Missionar Sandroß war besonders landwirtschaftlich erfahren und wußte die Farmwirtschaft in Gang zu bringen. Die Gemeinde entwickelte sich aber nicht, wie man erwartet hatte, da in den Eisenbahnwerkstätten immer mehr die farbigen Arbeiter durch Weiße ersetzt und erstere dadurch beschäftigungslos wurden.

Auf Botschabelo gab es aufgeregte Zeiten: Der Häuptling Seth Achalema erhob unerwartet, offenbar durch äthiopische Umrtriebe verleitet, Besitzansprüche auf den großen und wertvollen Stammpplatz der Station, Rustplaats oder Toevloegt, auf dem Kirche, Schule, Missionshäuser und Christendorf lagen. Der Streit hat jahrelang die Gemüter erregt und das Gemeindeleben gestört. Die Gemeinde war in zwei Parteien zerfallen. Auf der einen Seite standen die ruhigen, besonnenen Elemente, welche die Autorität des Missionars als ihres geistlichen Führers und als des Platzherren willig anerkannten. Auf der andern Seite stand der Pedi-Häuptling Seth, der seinen ganzen Einfluß auf seine Stammesgenossen aufbot, um die Leute gegen die Mission aufzuwiegeln und sie zur Unbotmäßigkeit zu reizen. Es kam zu einem sich lange hinziehenden Prozeß. Das Schlußurteil bestätigte das gute Recht der Mission auf den Grundbesitz von Botschabelo in vollem Umfang. Anfangs wollten die Seth'schen versuchen, mit Troß und Gewalt dem Urteil Gehorsam zu verweigern. Sie meinten, daß sie wenigstens den Platz Doornkop für sich beanspruchen könnten. Sie suchten ihn mit Gewalt zu besetzen. Da griff die Polizei ein und machte dem wilden Treiben ein Ende. Nicht weniger als 130 Familien verließen den Platz — und zogen ins Elend. Sie kauften sich eine Farm mit mäßigem Ackerland. Die Seth'sche Agitation war ein letzter Versuch der so ungemein an ihren Häuptlingen hängenden Farbigen gewesen, auf der Missionsstation einen „Nosi“ (Häuptling) aufzurichten. Man war sich in den Kreisen der besonnenen Christen klar darüber, daß das auf Botschabelo nie wieder geduldet werden dürfe.

Die Station Blaenberg hatte 1897 Missionar Franz von Sonntag übernommen. Er und seine als Johanniterin in der

Krankenpflege sorgfältig ausgebildete Frau, die Diakonisse Helene geb. Schulze, überzeugten sich bald, daß in jener abgelegenen Gegend und leider darüber hinaus in weiten Gebieten von Nordtransvaal die Ques (Syphilis) in erschrecklichem Maße verbreitet sei und geradezu als Epidemie auftrete. Frau Franz wandte ihre Heilkenntnis an, verabreichte Medikamente, und in kurzer Zeit strömten von nah und fern die Kranken zu ihr. Viele bedurften längerer Behandlung; so bauten sie sich Hütten. Ein einfaches Rondabel ist bald errichtet, und neben der Missionsstation wuchs ein ganzes Dörflein heran, in dem die Kranken Herberge fanden. Hatte die Frau die ärztliche Arbeit getan, so wanderten der Mann und sein Helfer unter den Kranken umher und brachten ihnen das Wort Gottes. Die ärztliche Tätigkeit der Frau Franz wuchs in dem Maße, daß die Transvaal-Regierung sich bereit erklärte, sie finanziell zu unterstützen, zumal sie meinte, sie könne ein so ausgedehntes Werk nicht mehr ohne Aufsicht lassen. Die ärztliche Arbeit wurde auf den einige Meilen südöstlich von Blaauwburg gelegenen Platz Bochum verlegt, und Frau Franz trat in den Dienst der Regierung, während ihr Mann volle Freiheit behielt, missionarisch unter den Kranken zu wirken. Die Zahl der behandelten Queskranken betrug im Jahre 1911 778 chronisch Kranke bei 22 892 Pflegetagen; außerdem 3564, die nur poliklinisch behandelt wurden und 3549 Fälle von Malaria, Lungenentzündung, Schlangenbissen, Verletzungen usw. Hier ist also in der Stille ein großes ärztliches Hilfswerk entstanden. Leider erlag Missionar Franz am 11. April 1919 einem langwierigen Halsleiden.

Auf den Goldfeldern des Witwaterrandes war eine andersartige Frauenarbeit erwünscht. An sich war in allen Minenbezirken das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Arbeiten ein sehr ungünstiges; selbst für die häuslichen Arbeiten in der Küche und der Wohnung bedienten sich die Weißen vielfach der Boys oder Bambusen. Um so größer waren die sittlichen Gefahren, denen die in die zuchtlosen Minenstädte verschlagenen farbigen Frauen und Mädchen ausgesetzt waren. Sie mußten besonders in Frauen- und Mädchenvereinen aller Art gesammelt, es mußten für sie Heime errichtet werden. Es wurden für sie Tages-, Abend- und Sonntagsschulen, Vorbereitungsclassen und Frauenbibelstunden eingerichtet. Frau Superintendent D. Kropf, die sich nach dem Tode ihres ehrwürdigen Gatten 1910 noch körperlich und geistig frisch genug fühlte, siedelte zu diesem Zwecke nach Johannesburg über.

Zwei Stationen von Nord-Transvaal, auf denen das Auge der Berliner Missionsfreunde in wachsendem Maße mit Freuden geruht hat, sind M p h o m e und M e d i n g e n. Mphome hatte die Krise, in welche es die traurigen Begleitumstände des Todes des Superintendenten Knothe gestürzt hatten, dank der Ruhe und Umsicht seiner Nachfolger Superint. Krause (1893—96) und Herbst (1896—1904) glücklich überwunden. Als der in rüstigem Mannesalter stehende Missionar Herbst unglücklicherweise durch ein zusammenstürzendes Trockengestell erschlagen wurde, übernahm Missionar Hoffmann die Station und nahm bald die sich nach Osten wie nach Westen, in das ferne Unterfeld mit seinen Fiebern und in das Buschfeld erstreckende Arbeit wieder auf. Hier sind an 60 000 Heiden in den Bereich der Verkündigung des Wortes gekommen. Man muß schon einmal einen Stationsbericht mit allen den fremdartigen Orts- und Personen-namen lesen, um eine Vorstellung von dem weiten Umfang dieses Werkes mit 14 Außenstationen und 9 Predigtplätzen, davon 12 im „Unterfelde“, zu bekommen:

„Die Wintermonate Juni bis September waren den Stationen des fernen Unterfeldes im Osten gewidmet. In jedem Monat wurde eine längere Reise zu Pferde unternommen, von Station zu Station gezogen, um die Nationalhelfer und ihre Christen zu stärken und zu neuer eifriger Missionsarbeit unter ihren heidnischen Volksgenossen anzuspornen. Insonderheit haben einige Talbinder Gehilfen ihre Arbeit erheblich ausgedehnt. Josef Mahoro in Tlabine-Bechasche hat etwa 30 Kilometer weiter nach Osten (112 Kilometer von der Hauptstation entfernt) im Draßensgebirge neue Predigtplätze eröffnet, von denen der eine, P o t e n g, unter dem freiwilligen Helfer David Makila zur Außenstation erhoben wurde. Weiter hat Petrus Makwale unter Mithilfe freiwilliger Evangelisten zwei neue Predigtplätze aufgenommen: M a k u t s c h e im Gebiet des Häuptlings Sefororo, etwa 187 Kilometer Süd-Süd-Ost von der Hauptstation, und M a l e p e, etwa 240 Kilometer Süd-Süd-Ost von der Hauptstation, in der Nähe des Olifantflusses. Bei Makutsche hat er bereits eine Kapelle errichtet. Der Predigtplatz M a m p a, etwa 120 Kilometer Südost, jenseits der Wolkenberge, ist durch den Gehilfen Jakobus Maponja besetzt und so zur Außenstation erhoben worden. Das durch seine Versetzung frei gewordene P u s s ä l a übernahm der nicht ausgebildete Helfer Elias Maponja. Außenstation Tlabine Malete ist Predigtplatz geworden und dem Gehilfen Josef Mahoro zugeteilt worden, der denselben von Bechasche aus bedienen soll. Der dadurch freigewordene Gehilfe Theophilus Tschwäu besetzte M a k h o b a und sammelte dort eine kleine Schule. Die Außenstation L e t l a k a n e n g erhielt Ende des Jahres in Paulus Makwäla wieder einen ausgebildeten Missionsgehilfen, dem es hoffentlich bald gelingen wird, die Christen- und viele Heidentinder in einer Schule zu sammeln.

Die w e s t l i c h e n Stationen wurden vornehmlich in den afrikanischen

Sommermonaten besucht, wenn die vollen Gebirgsflüsse die langen Reisen nach dem fernen Unterfeld im Osten nicht gestatten. Auch hier haben die Missionsgehilfen treu ihre Pflicht getan. An zwei Orten mußte je ein junger, eben vom Seminar gekommener Lehrer allerdings ermahnt werden, eifriger Religionsunterricht zu treiben."

Es war nicht verwunderlich, daß die Synode Nord-Transvaal immer wieder darauf drängte, im „Unterfelde“, etwa bei Tlabine, eine neue Hauptstation anzulegen. Die Missionsleitung konnte es bei ihrer gedrückten Finanzlage nicht ermöglichen. Man mußte sich mit der Anstellung des treuen braunen Pfarrers Philipp Bopape begnügen.

Missionar C. Hoffmann hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er seine bemerkenswerte Erzählergabe in den Dienst seiner Arbeit genommen und der heimatlichen Missionsgemeinde in Wort und Bild echt afrikanisches Leben mit allem ihren grotesken Zauber dargestellt hat. Kleinere Schriften waren: Mphome, Sieh das Heer der Nebel flieht (1909, Neue Miss. Schriften Nr. 17), eine Darstellung der von Mphome aus betriebenen Missionsarbeit; Maria Lobai, Lebensgeschichte einer Heidenchristin (Neue Miss. Schr. Nr. 26); Afrikanische Heidengötter und ihre Knechte, Schilderungen von Hoffmanns früheren Arbeitsplätzen in Maschona und in Sekukunis Land; Nicht vergeblich gearbeitet, auch aus Hoffmanns früheren Arbeitstagen; Lebenswasser in dürrer Lande, 1912, ungemein anschauliche Schilderungen der Arbeit auf dem steinigten Boden der Station Arlona; Aus Afrikas verträumten Bergen, 1912; Fabeln und Märchen, wie sie sich die Afrikaner am Herdfeuer erzählen, sinnvolle und sinnlose; Am Hofe der Büffel, 1909, Schilderungen aus dem Leben einer Bassuto-Häuptlingsfamilie; Der Sohn der Wüste, 1908, der Lebensgang eines Mossutho von der Geburt bis zum Tode, ganz in ungeschminktes afrikanisches Kolorit eingetaucht; Was der afrikanische Großvater seinen Enkeln erzählt, 1906, Sotho-Fabeln und -Märchen, die einen Einblick in die Denk- und Anschauungsweise der heidnischen Eingeborenen gewähren; Afrikanisches „Es war einmal“, auf Reisen und am Herdfeuer erlaushete Geschichten, 1921. Vom Kraal zur Kanzel 1914, Lebensgang des braunen Pfarrers Timotheus Sello; Auch eine Negerseele, Lebensgeschichte des Eingeborenenchristen Stefanus Mothipudiam, Pretoria.

Zu einer Kulturoase in der Wüste des afrikanischen Heidentums hat Fritz Reuter seine Station Medingen in Bolubedu, dem Lande

der Regenmacherin Motjatji, ausgebaut. In der Geschichte dieser Station, von der leider nur erst die romantischen Anfänge mit dem Martyrium des Häuptlings Rhaschane wiederholt eingehender erzählt sind (am anmutigsten und ausführlichsten von M. Beyer, Medingen, Feuer- und Todestaupe, 1913) spiegeln sich in lebensvoller Weise die Nöte und Gefahren, die Erfolge und Siege, die ein ebenso evangelistisch wie volkserzieherisch hochbegabter Missionar unter einem trotz aller äußerlich zur Schau getragenen Abwehr für das Evangelium empfänglichen Volke erringt. Fritz Reuter ist noch einmal ein lebendiger Typus des alten, patriarchalischen Berliner Missionars, der wie ein Vater unter seinen geistlichen Kindern straffes Regiment führt, in vorbildlicher Weise zur Arbeit und zu andern bürgerlichen Tugenden erzieht und in der Gemeinde das Bewußtsein lebendig erhält, daß sie durch eine unparteiische und unnachsichtige Kirchenzucht über ihrer Reinheit wachen, zugleich aber auch sich den Massen der umwohnenden Heiden verantwortlich fühlen müssen. Hier kann man an einem Musterbeispiel studieren, wie deutsche Missionsarbeit in Afrika beschaffen ist, und mit welchem inneren und äußeren Segen sie gekrönt wird.

Eine eigenartige Episode in der Geschichte Medingens war es, als zur peinlichen Überraschung des Komitees im Jahre 1896 Missionar Reuter mit einer Kolonne von Medinger Christen und Heiden, nach Berlin kam, damit diese Braunen ein Hauptanziehungsstück der damaligen Gewerbeausstellung bildeten. Dank der umsichtigen Fürsorge Reuters und der Mithilfe treuer Missionsfreunde war der Aufenthalt der Bolubedu-Leute im Ganzen nicht nur kein Nachteil, sondern sogar eine erhebliche Förderung der Mission. Die Eingeborenen kehrten mit einem gewaltigen Eindruck von der Größe der deutschen Kultur und von der Macht des Christentums heim. In den folgenden Jahren fand sogar etwas wie eine Bewegung zum Christentum statt.

Auch in Nord-Transvaal stellte es sich als wünschenswert heraus, den Superintendenten von einem Teile seiner Aufsichts- und Verwaltungsbefugnisse zu entlasten. Als Missionar Sonntag 1905 unter sehr erschwerenden Umständen — sein Vorgänger hatte wegen arger sittlicher Verfehlungen entlassen werden müssen und die Gemeinde war dadurch innerlich schwer gestört — die Station Tschakoma übernahm, wurde ihm Bawendaland als Vizesuperintendentur übertragen.

Zu der Synode Süd-Transvaal gehörte einige Jahre (seit

1913) in loser Angliederung die Hermannsburger Station Be-
thaniën. Deren Missionar, der Sohn des bekannten Missionars
W. Behrens, der in der Anfangsgeschichte der Hermannsburger
Mission eine Rolle spielt, war mit seiner Missionsleitung über ver-
widelte Fragen der Missionspolitik in tiefgreifende Differenzen ge-
raten. Das Berliner Komitee urteilte, daß Gefahr im Verzuge sei,
Behrens werde sich mit seiner Gemeinde der Bopedi-Sezession in
Sefutunis Land anschließen und dadurch dieser absterbenden Be-
wegung zu neuem Leben und einer für die Berliner Mission
verhängnisvollen Bedeutung verhelfen. Sie gewährte deshalb
gegen den Wunsch der Hermannsburger Mission dem Missionar
Behrens und seiner Gemeinde den Anschluß an die Synode Süd-
Transvaal, zumal die von seiner Station kommenden Berichte wohl-
geordnete Verhältnisse und ein gutes kirchliches Leben zeigten. Die
Arbeitsgemeinschaft ist aber nach wenigen Jahren von W. Behrens
wieder aufgelöst worden.

Eine liebliche Arbeit entwickelte sich von Malokong aus jenseits
des Mohalakoëna- oder Nylflusses in der Landschaft Bobibidi.
Dort wohnte ein kleiner Sothostamm, die Massele, die von den
Häuptlingen Mantopane und Massebe öfters ausgeplündert worden
waren. Letztere hatten auch die Predigt des Evangeliums geflissentlich
von ihnen ferngehalten. Die beiden trefflichen Helfer von Malokong,
Salomo Roata und James Setlare, hatten trotzdem den Weg zu
ihnen gefunden. Im Jahre 1891 hatte die Transvaal-Regierung
die Massele als nicht mehr unter der Herrschaft der Matebele von
Malokong stehend erklärt. Daraufhin hatte sie Missionar Schloemann
besucht und war mit Freuden aufgenommen. James Setlare wurde
als Helfer dorthin gesandt und arbeitete mit großer Treue auch als
ordinierter Pfarrer auf dem einsamen Posten, bis ihn eine fast
völlige Erblindung und hohes Alter 1913 zur Emeritierung zwangen.
James Setlare war von so großer Selbstlosigkeit, daß sich seine sonst
treffliche Frau Karoline gelegentlich beim Missionar beschwerte, ihr
Mann gebe unterwegs auch das letzte bißchen Kost weg an alle
Hungernden, die des Weges kamen. „Und so macht er es immer“,
schloß sie betrübt. Die Arbeit in jener menschenarmen Gegend gewann
unerwartet dadurch einen wertvollen Zuwachs, daß Trupps von
Hererochristen, die sich nach dem Zusammenbruch des Hereroaufstandes
in Deutsch-Südwestafrika unter unsäglichen Mühsalen durch die Kala-
hariwüste durchgeschlagen hatten, dort ansiedelten und nun von den

Berliner Missionaren geistliche Pflege erbat. Die Arbeit unter ihnen war mühsam, nicht nur weil die Herero in der langen, harten Kriegezeit verwildert waren, sondern auch, weil sie sich weit zerstreut an verschiedenen Plätzen niederließen, so daß ihnen an drei verschiedenen Stellen Gottesdienst gehalten werden mußte. Es konnten allmählich in dem dortigen Gebiete, dem sogen. Phusompe, vier Außenstationen angelegt werden.

Eine stille Arbeit, die nebenher betrieben wurde, war die Pastoration kleiner deutscher evangelischer Gemeinden. Die Entwicklung verlief in der Regel in der Weise, daß zunächst die Berliner Missionare diesen Dienst im Nebenamte übernahmen. Wenn sich dann die Gemeinden konsolidierten und an finanzieller Kraft und Opferwilligkeit wuchsen, wählten sie sich einen eigenen Geistlichen, entweder einen Missionar oder einen akademischen deutschen Theologen, und suchten dann meist auch den Anschluß an eine der großen deutschen Landeskirchen, entweder die preussische oder die hannoversche. Der Dienst der Berliner Missionare beschränkte sich deshalb in der Regel teils auf die Anfänge der Gemeindebildung in den Städten oder in geschlossenen Siedelungen deutscher Einwohner, teils auf die zerstreuten kleinen Gruppen von Deutschen. Derartige kleine Gemeinden, denen sie dienten, bestanden in Kimberley, Emmaus, Bergville, Ladismith und an anderen Orten.

Für die kafferaländische Synode hatten sich dadurch die Verhältnisse verschoben, daß, nachdem sich D. Wangemann auf seiner zweiten Visitationsreise 1884—85 unendliche, aber ergebnislose Mühe gegeben hatte, die deutschen Siedlergemeinden sich zu einem synodalen Kirchenverbände zusammengeschlossen, und den Anschluß an die hannoversche Landeskirche gefunden hatten. Es bestand ja in der Regel ein gutes, freundnachbarliches Verhalten zwischen den lutherischen Pfarrern und den Berliner Missionaren. D. A. Kropf hatte große Verdienste um die erste Sammlung der angesichts der ungeheuren Schwierigkeiten verzagenden Einwanderer gehabt; mehrere Berliner Missionare waren in den Dienst dieser deutschen Siedlergemeinden übergetreten. Aber der schöne Plan Wangemanns, die deutschen und die kaffrischen Gemeinden auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses zu einer Synodalkirche zusammenzuschließen, war nun natürlich gescheitert; es mag in der That auch fraglich gewesen sein, ob er sich bewährt hätte, zumal bei dem ausgesprochenen Eigensinn der Kossakaffern. — Die Superinten-

dentur Rafferlands wurde nach dem Tode Kropfs nicht wieder besetzt, da der Zusammenschluß mit der Natalsynode im Werke war.

Angeichts der finanziellen Not wurden verschiedene Versuche zu sparsamer Wirtschaft gemacht. Es wurde (1911) eine Baukommission eingesetzt, um bei allen Neu- und Umbauten sachverständigen Rat zu erteilen, und eine Landkommission, um den beträchtlichen Grundbesitz der Mission rationell zu verwerten. Auf Botschabelo wurde unter günstigen Bedingungen ein Landwirt (Wedemeyer) angestellt; hier wie auch auf Boyenthin und anderen Stationen wurden Versuche mit Aufforstungen gemacht und dafür vom Komitee Summen zur Verfügung gestellt. Das waren Anfänge, die zwar zunächst durch den Weltkrieg aufgehalten, aber dennoch unter den neuen Verhältnissen um so eifriger wieder aufgenommen wurden.

Ein Vergleich der Berliner Mission in Südafrika beim Tode Wangemanns und im Jahre 1914 beim Ausbruche des Weltkrieges zeigt, welche außerordentlichen Fortschritte sie in Südafrika in diesen beiden Jahrzehnten gemacht hatte. Sie zählte

	zu Anfang 1894	zu Anfang 1914
Hauptstationen	45	58
Außenstationen	102	333
Predigtplätze	195	673
ordinierte Missionare	58	65
nichtordinierte weiße Mitarbeiter	24	26
braune Pastoren	—	24
besoldete Helfer, Lehrer usw.	523	477
unbesoldete farbige Mitarbeiter	396	407
Aufbringungen in Afrika	173 800 M.	201 800 M.
Getaufte	25 589	60 131
Taufbewerber	1 486	2 017

Ein Fortschritt war es auch, daß die deutschen Missionen in Südafrika, d. h. außer der Berliner die Brüdergemeine, die Rheinische und die Hermannsburgers Mission zu einer Konferenz zur Beratung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zusammentraten, zum ersten Male im Juli 1905, und dann noch wiederholt in Zwischenräumen von je 2 Jahren. Man einigte sich auf eine gemeinsame Kirchenzucht, man beriet über eine gemeinsame Stellung zum anglo-kolonialen Schulwesen, über die Grundsätze der Helfer- und Lehrer-ausbildung, den Katechumenen-Unterricht, die Taufordnung u. dgl.

mehr und stellte mit Freuden fest, daß die beteiligten Missionen sich einer unerwartet großen Gleichartigkeit der Arbeit und der Grundsätze erfreuten.

Auch an den großen intergesellschaftlichen Vertretungen beteiligten sich die Berliner Missionare gern. In der „Transvaal Missionary Association“ (dem 1905 gegründeten, loseren Verein der in Transvaal arbeitenden evangelischen Missionare) hatte Vizesuperintendent Kusche sogar in den ersten Jahren den Vorsitz, ein Zeichen, daß man der Berliner Mission in Transvaal eine Art Führerstellung zuerkannte. Wichtiger war die allgemeine „südafrikanische Missionskonferenz“, die zum ersten Male 1904 und seitdem bis zum Kriege in der Regel in jedem dritten Jahre tagte. An ihr nahmen Berliner Missionare lebhaften Anteil.

Die Berliner Mission daheim seit dem Ausbruche des Weltkrieges.

Die durch die „Notwehr“-Bewegung eingeleiteten Bestrebungen waren eben in voller und vielseitiger Auswirkung. Da brach der Weltkrieg aus und stellte dies ganze, tausende Räderwerk mit einem Schlage still. Und doch gerade jetzt erwies es sich doppelt als eine große Wohltat, daß die Leitung der Geschicke der Gesellschaft bei dem neuen Direktor D. Karl Axenfeld in festen und zielsicheren Händen lag. Denn nun galt es, das Schifflein der Mission durch wechselnde, oft entgegengesetzte Strömungen vorwärts zu bringen. Die dadurch gestellten Aufgaben waren erheblich verschieden in den vier Jahren während des Krieges und seit dem Zusammenbruch und der Besiegung Deutschlands. Sie waren sich aber darin gleich, daß eben trotz Krieg und Niederlage die Berliner Missionsarbeit übersee weiter ging; die Missionsgemeinde glich einem in tiefen Nebel geratenen Wanderer, der bestrebt sein muß, sein Ziel zu erreichen, obgleich er seinen Weg nicht einen Schritt weit übersehen kann.

a) Während des Krieges galt es, den Missionsinn und die Opferwilligkeit lebendig zu erhalten, obgleich alles Sinnen, Denken und Opfern durch die ungeheuren Anforderungen für den Dienst des Vaterlandes in Anspruch genommen wurden. Das Berliner Missionshaus hörte den lauten Ruf der vaterländischen Pflicht gleich in den ersten Wochen und handelte nach ihm. Wer irgend konnte, stellte sich in den Dienst des Vaterlandes und war zu jedem Dienst bereit, den die Stunde erforderte. Missionsinspektor Wilde vertrat erst einen Pfarrer in Frankfurt a. O. und zog 1916 als Feldprediger an die Front; auch Knaf ging als Feldprediger an die Front. Beyer vertrat von 1914 bis März 1916 den Vereinsgeistlichen des schlesischen Provinzialvereins für innere Mission in Liegnitz, kehrte aber 1916 in die Missionsarbeit zurück. Schoene hatte erst einen Berliner Geistlichen vertreten und übernahm dann die Stelle eines Geistlichen am Diakonissenhause in Mannheim. Weichert bereiste erst die Ostfront als Felddiakon und diente dann mit der Waffe. Die Missionsseminaristen traten fast ausnahmslos in das Heer. Im Herbst 1915 konnte vorübergehend mit vier Schülern das Seminar

wieder eröffnet werden, von denen drei im März 1916 die Prüfung bestanden, so daß nur einer im Seminar verblieb. Seit Ostern 1917 war es wieder geschlossen. Die in der Heimat weilenden Missionare übernahmen Pfarrämter, deren Inhaber als Offiziere, als Feldprediger oder als Sanitäter in den Krieg gezogen waren. Schon wenige Wochen nach dem Ausbruche des Krieges befanden sich im Heeres- und Sanitätsdienst 31 Glieder des Seminars, 24 Missionare, Missionskatecheten und Missionars söhne, 11 Missionsmediziner und Aspiranten, 29 Komiteemitglieder oder nähere Angehörige von solchen und 7 Beamte des Missionshauses. Im Herbst 1914 diente das Missionshaus für einige Monate als Herberge für mehr als 100 ostpreußische Flüchtlinge. So ist es in der Hauptsache während des ganzen Krieges geblieben. Das Missionshaus beschränkte sich in seinem Personale auf die möglichst kleine Zahl: dem zu Zeiten durch ein schweres Halsleiden behinderten Direktor, drei Inspektoren, zwei auf Urlaub in der Heimat weilenden Missionaren und zwei Missionschwwestern.

Zunächst schien es freilich, als solle die heimatliche Missionsarbeit in Predigten und Vorträgen ganz zum Stillstand kommen. Die meisten durch das Missionshaus zu bedienenden und bereits verabredeten Missionsfeste fielen aus. Der vorbereitete Evangelistenkursus, der Oberlehrerkursus, der Missionsstudienkursus für Lehrer, ein ebensolcher Kursus für Sonntagschulhelfer wurden abgesagt; auch der Pastorenlehrgang für Ostern 1915 fiel aus. Abgesagt wurde das 25. Jahresfest des Brandenburger Provinzialverbandes, für dessen Feier in Berlin bereits viel Vorarbeit getan war, und das Posener Provinzialmissionsfest in Birnbaum, mit dem eine Missions-Wanderausstellung verbunden werden sollte. Von den Missionsblättern wurden vorerst nur die ganz unerläßlichen weiter herausgegeben. „Lagerstube“, „Mitteilungen des Vereins für ärztliche Mission“, „Drache und Kreuz“, und „Lehrermissionsbund“ stellten ihr Erscheinen ganz oder fast ganz ein, um nur bei besonderer Veranlassung in beschränktem Umfang ausgegeben zu werden.

Allein dieser Stillstand währte nicht lange. Wenn auch Verkehrs- und Verpflegungsschwierigkeiten in vielen Orten die gewohnten Veranstaltungen ernstlich gefährdeten, erstarkte doch trotz des Krieges die heimatliche Arbeit bald wieder. Man besann sich wieder darauf, daß die Missionsgesellschaft jetzt der Hilfe ganz besonders bedürfe, und daß man auch die Gemeinden um einen Segen brächte, wenn man

ihnen die Erfahrungen der Mission im Kriege vorenthielte. Zeitweise liefen so viele Anfragen wegen Missionsberichterstattungen ein, daß sie trotz der eifrigen Mitarbeit der Provinzialmissionssekretäre und der in Pfarrämtern vertretenden Missionare kaum alle befriedigt werden konnten. Die Anteilnahme der Gemeinden in Stadt und Land war überaus erfreulich. Oft schienen sie geradezu darauf gewartet zu haben, vom Ergehen der Mission im Kriege zu hören. Selbst an Wochentagen überraschte die zahlreich erschienene Zuhörerschaft durch ihre lebendige innere Anteilnahme. So nahm man die gewohnte Heimatarbeit wieder in Angriff; Missionsfeste und Familienabende wurden besucht, die großen Provinzialmissionsfeste wieder veranstaltet; auch Missionspredigtreisen wurden hin und her in den Provinzen veranstaltet. Es bildete sich ein neuer Typus aus, die Missionsevangelifation. Fühlte man auch die große Verantwortung, die Gleichgültigkeit weiter Kreise gegenüber der Mission überwinden zu helfen, so war man doch überzeugt, daß der Mangel an Missionsliebe letztlich sehr oft an innerer Scheidung von dem Herrn selbst liege, also nicht überwunden werden könne, bis diese Verbindung hergestellt und vertieft werde. Dazu mitzuhelfen, erschien immer mehr als die köstlichste und wichtigste Aufgabe der heimatlichen Missionsarbeit. Männer wie Beyer, Rnaß und Weichert sahen das Zeugnis von den Lebenskräften des Evangeliums auf dem Missionsfelde als ein wertvolles Mittel für die Evangelisation am eigenen Volke an und wünschten von Herzen, daß bei den Missionsveranstaltungen der evangelistische Ton je länger je deutlicher vernehmbar werde. Die Losung war: „Wir brauchen Volksmission, um ein Missionsvolk zu werden, und wir wollen an unserm Teile nach Kräften dazu mit-helfen.“ „Volksmission ist die Vorschule zur Völkermision.“ Und zwar gingen dabei die Missionsevangelifisten verschiedene Wege. Inspektor Beyer hielt eigentliche „Missionsevangelifationen“ oder „Missionswochen“, d. h. er hielt vier bis acht Tage hintereinander an demselben Orte in einem innerlichen Zusammenhang stehende Vorträge, in welchen der Bericht vom Missionsfelde in den Dienst der Evangelisation gestellt wurde. Diese Vorträge erfreuten sich in der Regel eines steigenden Zuspruchs. In den Städten waren an den letzten Tagen solcher „Missionswochen“ bis gegen 1000 Menschen in den Versammlungen. Viele Zuhörer kamen zu persönlicher Aussprache in die Sprechstunde. Oft führte die Missionswoche zur Bildung einer Bibelbesprechstunde, eines Gebetskreises oder eines Missionsstudien-

freies. Inspektor Weichert hielt ähnlich wie Samuel Keller und Elias Schrenk reine Evangelisationsvorträge mit gelegentlicher Illustration vom Missionsfelde und eingebautem Missionsfest und erreichte viele der Kirche Fernerstehende, wie er denn auch weit über die Grenzen des Berliner Hinterlandes, ja über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus berufen wurde. Inspektor Knaf ging wie Beyer von Missionsvorträgen aus, betonte aber dabei gern apologetische und vaterländische Gedanken, wobei er besonders die Gebildeten berücksichtigte. Missionar Heil wandte sich in ähnlicher Weise, aber unter besonderer Hervorhebung sozialistischer Ideen an Arbeiterkreise, unter denen er überraschend viel Eingang fand. Diese Mannigfaltigkeit der Art und Arbeit war ein Zeichen davon, mit welchem Ernst und Eifer die Berliner Mission die geistlichen Kraftwurzeln des Missionslebens zu pflegen bestrebt war.

Trotz der ungeheuren Ansprüche, welche immer von neuem die Bedürfnisse des Vaterlandes stellten, trotz Entbehrung, Mangel und steigender Teuerung war es erstaunlich und dankenswert, daß sich die Missionsgaben im Durchschnitt auf der Höhe der heimatischen Leistung des Jahres 1913 (ohne die Kaiserpende) hielten:

1914: 876 060 M.

1915: 796 530 M.

1916: 802 892 M.

1917: 922 078 M.

Und in diesen Gaben steckte oft ein Grad von Liebe zum Werke und von Opferwilligkeit, der die Empfänger erquickte und beschämte. Die Begleitworte, mit welchen sie übersandt wurden, werden als Zeugnisse des Glaubens, der Dankbarkeit und der Treue, wie sie unter dem kämpfenden und zu Hause wartenden Volke herrschten, einen unvergänglichen Wert behalten. Ein besonders liebliches, oft ergreifendes und erschütterndes Kapitel unter den Missionsgaben bildeten die „Heldenopfer“, teils die letzte Barschaft junger Krieger, die auf dem Schlachtfelde für das Vaterland gefallen waren, teils Stiftungen der Hinterbliebenen zu ihrem Gedächtnis. Die Stiftung betrug Ende 1918: 34 576 M.

Aber allerdings durfte man sich keiner Täuschung hingeben, daß die finanzielle Lage der Missions-Gesellschaft ungemein ernst war. Wenn der Gabeneingang ungefähr dem entsprach, was der Gesellschaft in den letzten Jahren vor der Notwehrbewegung gereicht wurde, so hatte das bekanntlich schon damals nicht genügt, um das Werk

in seinem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten. Inzwischen war der Wert des Geldes gesunken und das Leben in erschreckendem Maße verteuert. In China hatte die deutsche Mark noch etwa ein Viertel ihres früheren Wertes. Nach Südafrika konnte kein Geld gesandt werden; es war nicht abzusehen, eine wie hohe Schuldenlast für die Ausgaben des Krieges dort nach Kriegsende bezahlt werden mußte. Und wie groß würde der Gesamtschaden durch Plünderung, Verwüstung und Verfall der Missionsstationen in Ostafrika, wie groß die Kosten der Heimreise, des Heimataufenthaltes und der Wiederausreise der Missionsgeschwister werden, deren Gesundheit durch überlangen Aufenthalt in den Tropen erschüttert war?

Furchtbar waren die Verluste des engen Kreises der Missionshausgemeinde. Schon zu Ende 1915 hatte die Gesellschaft zwei junge Missionare, acht Missionarsseminaristen, drei Missionars söhne, zehn Söhne oder Schwiegersöhne von Komiteemitgliedern und einen Beamten, dazu noch den größeren Teil der jungen Theologen und Mediziner, die sich zum Eintritt in den Dienst der Gesellschaft vorbereiteten, durch den Tod auf dem Schlachtfelde verloren. Und Missionar G. Endemann war seit einer Flandernschlacht am 9. Dezember 1914 vermißt. Nach einer statistischen Übersicht über den Stand im Herbst 1917 waren von der Berliner Mission gefallen 14, gefangen 30, verwundet 4; unter den Waffen standen 20, in der Sanität 2. Der missionarische Nachwuchs aus dem Seminare wurde bis auf geringe Reste vernichtet. Denn die nicht gefallen waren, hatten so schweren Schaden an ihrer Gesundheit erlitten, daß an ihre Aussendung in die Tropen nicht mehr zu denken war. Und von 17 Akademikern, die sich zum Dienst der Berliner Mission rüsteten, ist keiner aus dem Krieg heimgekehrt.

Während so die Mission um Sein und Nichtsein rang, war es charakteristisch und ganz deutsch, daß gerade in diesen aufgeregten Zeiten eine Fülle von schweren Fragen und Problemen die Missionsgemeinde beschäftigten: Wie stellten sich die englischen Missionsfreunde zum Krieg? Man konnte es sich nicht vorstellen, daß mit derselben Selbstverständlichkeit und ehrlichen Überzeugung, wie die deutsche Missionsgemeinde fast restlos davon überzeugt war, daß dem deutschen Volke der Krieg wider seinen Willen von Feinden, die auf seine Vernichtung bedacht seien, aufgezwungen war, ebenso das englische Volk wie ein Mann überzeugt war. von der absoluten Friedfertigkeit seiner Politiker und von der Ehrenpflicht seines Vater-

landes, um Belgiens willen gegen den Verleher von dessen beschworener Neutralität das Schwert zu ziehen. Man meinte zum mindestens, daß das „christliche“ England flammenden Protest erheben müsse gegen die brutale Mißhandlung und Austreibung der deutschen Missionare z. B. aus Kamerun und gegen die die Lebensnotwendigkeiten der deutschen Greise, Frauen und Kinder durchschneidende Hungerblockade; und man war furchtbar enttäuscht, nur ganz vereinzelte derartige Stimmen zu hören. Wie urteilte die deutsche Mission angesichts des Weltkrieges über die „Edinburger Arbeitsgemeinschaft“ und den Gedanken der „Weltmission“? Hatte sich nicht die in Edinburg so hoch gefeierte Solidarität der sendenden evangelischen Christenheit als eitel Schein und Trügerei erwiesen? War die Idee der Übernationalität der Mission angesichts dieser Katastrophe noch haltbar? Und war ihr Zusammenbruch nicht eine furchtbare Enttäuschung für die deutsche evangelische Mission, nachdem sie sich zweihundert Jahre lang vertrauensvoll unter dem Schatten der britischen Flagge angesiedelt hatte? Hatte man sich geirrt, wenn man sich mit den angelsächsischen Missionsführern auf dem Boden des Reichsgottesgedankens gefunden zu haben glaubte, zu dessen Bau in friedlichem Wettbewerb alle wahren Jünger Christi mit ihren Gaben und Kräften beitragen sollen? Wie würden sich angesichts dieser furchtbaren Krise des Christentums die eingeborenen Christen verhalten? War es noch weiter zu rechtfertigen, daß deutsche Missionsarbeit in britischen Kolonien betrieben wurde? Sollte die deutsche Mission den nationalen Einschlag verstärken oder ausschalten? Wie urteilten die deutschen Missionsfreunde über die Waffenbrüderschaft mit der Türkei? Welche Bedeutung hatte die ostasiatische Krisis für die Mission? Es handelte sich bei diesen Fragen nicht nur um akademische Erörterungen, bei denen man am grünen Tisch verschiedener Ansicht sein kann. Sie griffen tief in das praktische Handeln und in das religiöse Leben ein. Direktor Axenfeld erwies gerade dadurch der Berliner Missionsgemeinde einen großen Dienst, daß er in den an Bedeutung und Umfang wachsenden „erbaulichen“ Eingangsartikeln der Berliner Berichte die sie im Grunde der Seele beschäftigenden Fragen in das Licht des Wortes Gottes stellte und mit der Schärfe seiner Dialektik und der Klarheit seines Geistes Richtlinien herausstellte, welche von weitaus der Mehrzahl der Berliner Missionsfreunde als Antworten auf Gewissensfragen, als Trost, Aufrichtung und Wegweisung dankbar hingenommen wurden.

Gerade diesen treuen Seelsorgerdienst in Zeiten der Verwirrung und des Kampfes der Geister danken ihm viele sonderlich. Er begnügte sich nicht damit. Er wollte den Kampf um die Übernationalität und Wegfreiheit der Mission in der gesamten sendenden Christenheit zu einer positiven Entscheidung führen. Die Grundsätze, welche in § 6 der Kongoakte von 1885 als magna charta der Wegfreiheit der christlichen Mission durch internationales Abkommen der Herrenvölker festgestellt waren, sollten nun auch in der Probe des Weltkrieges wenigstens für die Christen aller Völker und wenn möglich, auch für die Regierungen Norm und Richtschnur sein. Der deutsche Kolonialstaatssekretär Dr. Solz und der Reichsanzler von Bethmann-Hollweg gaben in der Tat auf Anregung D. Axenfelds unzweideutige Erklärungen ab, daß auch trotz dieses Krieges nach ihm in der gesamten deutschen Interessensphäre in allen Erdteilen die Missionen aller christlichen Völker uneingeschränkte Wegfreiheit genießen sollten, soweit sie sich loyal auf ihren christlichen Missionsdienst beschränken würden. Aber schon bei den Neutralen ließ — außer bei den wadern und treuen Schweden — das Echo auf Axenfelds Aufrufe an Deutlichkeit und Kraft zu wünschen übrig; und in der angelsächsischen Welt verhallten sie unverstanden in dem Wirrwarr des Kriegslärms.

Dem Kreise der engeren Mitarbeiter wurde durch den Tod am 13. Oktober 1917 der Schatzmeister D. Julius Schlunk entzissen. Mit ihm sank, man möchte fast sagen, ein halbes Jahrhundert Geschichte der Berliner Mission in das Grab. Seine ungewöhnliche Vertrautheit mit allen Zweigen des Werkes und die Geradheit und Festigkeit seines Charakters gaben seinem Wort ein besonderes Gewicht. Er war eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten des Komitees, in dessen Beratungen er wenn irgend möglich nie fehlte. Am 6. April 1918 starb unerwartet, nachdem er eben erst von schwerer Krankheit genesen schien, der Nataler Missionssuperintendent Minner. Er begann gerade aus der Ferne die Früchte seiner Arbeit in Natal reifen zu sehen, freute sich, darüber vor der Heimatgemeinde berichten zu können, und wartete sehnlichst der Zeit, wo er die ihm so liebe Arbeit in Südafrika wieder aufnehmen würde.

Unter den neuen Schriften, welche die Missionsbuchhandlung — allerdings in sehr beschränkter Zahl — auf den Büchertisch legte, fand Bostamps „Aus dem belagerten Tsingtau“ eine ungemein weite Verbreitung. Es konnten in wenigen Jahren acht Auflagen davon herausgebracht werden. Seitdem hat uns die fleißige Feder

Vostamps noch ein weiteres Buch besichert, „Der chinesische Prediger“ (Berlin 1919), Erläuterungen an der Hand der beiden ersten Hauptstücke, wie man den Christen die christliche Botschaft nahe bringt und ihnen innerlich das Verständnis dafür aufschließt.

b) Der katastrophale Zusammenbruch, die Revolution der radikalen und kommunistischen Kreise und das Gewaltdiktat von Versailles stellten das deutsche Volk, die evangelische Kirche und die Berliner Missionsgesellschaft vor eine ganz neue, unendlich schwierige und verwickelte Lage. Jetzt waren ja die Grundlagen erschüttert oder umgestürzt, auf denen bisher Staat und Kirche, deutsche Kultur und Gesellschaftsordnung geruht hatten. Es drohte ein allgemeines Chaos hereinzubrechen, und allem voran ergab sich die unmittelbar drängende Aufgabe, zu retten, was noch zu retten war, und am Wiederaufbau mitzuarbeiten. So wurde niemandem im Missionshause gewehrt, sich an der Lösung der nationalen Tagesaufgaben auch mit einem beträchtlichen Aufwand von Zeit und Kraft zu beteiligen, soviel sein Gewissen und seine Vaterlandsliebe ihn drängten. Manche beteiligten sich mit Wort und Tat an den Vorbereitungen zu den Wahlen für die Nationalversammlung und die preußische Landesversammlung. Den Seminaristen wurde der Eintritt in die Schar der sog. „Zeitfreiwilligen“ während der Bedrohung Berlins durch die Spartakisten freigestellt, und da die meisten davon Gebrauch machten, wurde, dem Beispiele der Universität folgend, der Seminarunterricht für diese Zeit eingestellt. Trafen bei den Reisen der Hausgeistlichen größere vaterländische Rundgebungen unvermutet mit geplanten Missionsveranstaltungen zusammen, so wurde etwa an Stelle des Missionsabends eine vaterländische Versammlung gehalten. Direktor Arenfeld leistete bereitwilligst die von ihm geforderten Dienste als sachverständiger Beirat des Kolonialstaatssekretärs in kolonialen und Missionsfragen und stellte dem Vaterlande ein reiches Maß von Zeit und Kraft als sachverständiger Beirat der Friedensdelegation in den Fragen der Kolonien, der Missionen und der kirchlichen Interessen in den besetzten und abgetretenen Gebieten zur Verfügung.

Erst recht mochte sich das Missionshaus den auf der Tagesordnung stehenden kirchlichen Fragen nicht entziehen. Hatten seine Vertreter doch schon in Friedenszeiten die Zusammengehörigkeit von Kirche und Mission immer mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. Jetzt galt es zu zeigen, wie weit die Mission davon entfernt sei, der Kirche die ihr so notwendigen Kräfte zu entziehen; daß sie dagegen bereit

und imstande ist, gerade in der Stunde der Not an einer gesunden Neugestaltung der Kirche mitzuarbeiten. So gehörten Direktor Axenfeld dem „Deutschen Volkskirchendienst 1918“ als Mitglied des Ausschusses für Kirchenverfassungsfragen und als Vorsitzender des Ausschusses für interkonfessionelle, internationale und politische Beziehungen an, Inspektor Beyer als Mitglied der Abteilung für volkstümliche Verkündigung des Evangeliums in Wort und Schrift und der Kommission für Volksmission des Centralausschusses der inneren Mission.

Ein noch größeres Opfer heischte die Kirche von der Berliner Mission, als sie 1921 Direktor D. Axenfeld für das verantwortungsvolle Amt eines Generalsuperintendenten der Kurmark ausersehen hatte. Es war nicht leicht für das Komitee, seinen wirksamsten Vertreter für die gewaltigen Aufgaben der Kirche im Augenblick ihrer Umgestaltung freizugeben. Aber es blieb nur seiner eigenen Geschichte und seinen oft betonten Grundsätzen treu, wenn es sich auf den Standpunkt stellte, daß die Interessen der Kirche auch den wichtigsten Lebensinteressen einer einzelnen kirchlichen Gesellschaft vorgehen. Das Komitee glaubte auch seinen Weg betreffs des zu erwählenden Nachfolgers klar vor sich zu sehen. Zwar Inspektor Wilde war seit seiner Rückkehr aus dem Dienste eines Divisionspfarrers an der Front nur noch vorübergehend im Missionshause; er nahm ein Pfarramt in Kirche Wang-Brüdenberg im Riesengebirge an. Der Verlust von drei blühenden Söhnen im Weltkrieg und die übermäßige körperliche und seelische Anspannung der Kriegsjahre bewogen ihn zum lebhaften Bedauern des Komitees, das den geraden und fernigen Charakter ungern mißte, zu diesem Schritte. Es darf übrigens bei dieser Gelegenheit nun nachträglich wohl mitgeteilt werden, daß bei der Wahl eines Nachfolgers für D. Gensichen eine nicht geringe Minorität von Komiteestimmen sich auf Wilde vereinigten. Trotzdem er an Jahren D. Axenfeld beträchtlich voraus war und eine ungewöhnlich ausgeprägte, kraftvolle Eigenart besaß, die nach selbständiger Entfaltung drängte, arbeitete er willig unter dem neuen Direktorat mit. Unter den gänzlich veränderten Verhältnissen der Nachkriegszeit aber hatte er das Gefühl, für Kirche und Vaterland an anderer Stelle wirksamer zu dienen, dagegen in der Mission bei der Notwendigkeit, sich einzuschränken, entbehrlich zu sein. Aber sein Schwiegersohn, Inspektor S. Rnaß, hatte sich als ein so einsichtiger und um- und weitsichtiger Missionsleiter bewährt, daß ihm das Komitee mit vollem Vertrauen die Missions-

leitung übertrug. Er übernahm damit zugleich das Dezernat der chinesischen Mission als derjenigen, welche in der nächsten Zeit die schwerwiegendsten Entscheidungen forderte; D. Glüer behielt das Codezernat. Das Dezernat für Südafrika wurde dem Missionsinspektor Gründler neben der Leitung des Missionsseminars übertragen; neben ihm führte seit 1914 Inspektor Schoene das Codezernat. Auf Antrag Gründler übernahm Schoene im Sommer 1922 das südafrikanische Dezernat und verblieb daneben zweiter theologischer Lehrer am Seminar. Die Arbeit der Heimatdezernate blieb in den Händen von Beyer und Weichert.

Das Missionsseminar war nach dem Kriege in bescheidenem Umfange wieder aufgenommen; es zählte auch Ende 1921 erst wieder 15 Seminaristen in den vier unteren Jahrgängen. Und doch konnte man nun endlich auch wieder mit Aussendungen auf das Missionsfeld vorgehen.

Beim Jahresfest 1920 wurden nach 6jähriger Pause die ersten sieben Missionsgeschwister, der im Frühjahr aus japanischer Gefangenschaft zurückgekehrte Missionskandidat Schwarm, die lange sehnlichst auf ihre Aussendung wartenden Kandidaten Reihig und Wahl, Schwester Rätke Boget und 3 Bräute nach China abgeordnet. Im Herbst wurden der Missionsveteran J. Walter und der junge Pastor Siegfried Großkopf nach Südafrika ausgesandt, während im Frühjahr 1921 die Brüder Joh. Schwellnus, Zimmermann und Heese nebst Familie nach Südafrika und Missionar Alfred Olke (früher Deutsch-Ostafrika) nebst Frau, Missionskandidat Krause und die Schwestern Elisabeth Neumann (vom morgenländischen Frauenverein) und Rätke Schoeniger (vom Njassabund) nach China ausreisten. Ihnen folgten wenige Wochen später Dr. Rummel und Frau für Südchina, Mahat und Frau für Nordchina, Sup. Schumann und Familie, C. Nauhaus und Papke für Südafrika. Es ist nur zu begreiflich, daß diese Neuaussendungen ein Aufatmen in der Berliner Missionsgemeinde hervorriefen. Allerdings standen den neu Ausreisenden viele zur Kräftigung ihrer Gesundheit, manche auch für immer nach Deutschland zurückkehrende Missionare gegenüber, so aus China die Missionare Huhn, Gramatte und Rohls und Schwester India Borbein, und zwei Säulen der Berliner Missionsarbeit in Süd- und Nordchina, Superintendent Leuschner in Schaudschufu und Missionar Runze in Kiautschou wurden im Sommer 1922 kurz nacheinander durch den Tod weggerissen. Mit

der Aussendung von Herrn und Frau Dr. Rummel sollte der Versuch gemacht werden, einen lange gehegten Wunsch der südchinesischen Mission zu erfüllen und eine eigene missionsärztliche Arbeit zu beginnen. Der Versuch ist allerdings vorläufig gescheitert, da Herr und Frau Dr. Rummel wenige Monate nach ihrer Ankunft in China wieder aus dem Verbande der Berliner Mission ausgetreten sind. Dagegen konnte trotz aller finanziellen Schwierigkeiten im Frühjahr 1923 wieder eine große Aussendung von 11 Erwachsenen und einigen Kindern ausgeführt werden: außer mehreren in ihre Arbeit zurückkehrenden Missionaren wurden Dr. Weise für die Arbeit an der Mittelschule und am Predigerseminar und Frl. Meinhof für die schnell wachsende Frauenarbeit in Schaudschufu abgeordnet. Auch die Aussendung von Schwester Käthe Schoeniger bedeutete einen neuen Anfang. Wie dem Berliner Verein für ärztliche Mission, so war auch dem Njassabunde mit Deutsch-Ostafrika sein altes, liebes Arbeitsfeld entzogen. Indem der Bund sich nach einem neuen Arbeitsfelde umsah, konnte dafür ernstlich nur die Berliner Mission in China in Betracht kommen; denn es hat sich durch lange Erfahrung erwiesen, daß die Missionschwesterarbeit ohne die Anlehnung an eine starke, leistungsfähige Missionsgesellschaft nur schwer gedeiht. Wenn nun aber der Njassabund in Südchina einsetzen wollte, lag es für ihn nahe, eine Arbeitsgemeinschaft mit den beiden anderen Missionsfrauenvereinen zu suchen, die auch schon in enger Anlehnung an die Berliner Mission Frauenarbeit in der Kwangtung-Provinz trieben, dem Berliner Frauenverein für China und dem Morgenländischen Frauenverein. Der Njassabund erwägt, sich mit dem Berliner Frauenverein für China zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen und ist in ein organisches, aber freies Verhältnis zu der Berliner Missionsgesellschaft getreten. Es lag auf derselben Linie, wenn nun endlich einmal wieder die von den Kreisen der Berliner Mission schon so oft, aber immer vergeblich angeregten Bestrebungen in Fluß kamen, eine engere Arbeitsgemeinschaft zwischen der Berliner und der Gohnerschen Missionsgesellschaft herbeizuführen. Die Gohnersche Mission hatte ihr großes, reichsegnetes Arbeitsfeld in Indien verloren; ihr Missionsseminar war auf einen bescheidenen Rest von 2 oder 3 Zöglingen zusammengeschrumpft. Hatte es Zweck, daß neben dem kleinen Seminar der Berliner Gesellschaft in derselben Stadt auf der gleichen lutherischen Grundlage ein Zwergseminar der Gohnerschen Mission mit einem

lostspieligen Lehrpersonale unterhalten wurde? Und wenn die Gohner'sche Mission daran dachte, wieder eine selbständige Missionsarbeit zu übernehmen, konnte das anderswo als in Anlehnung an die Berliner Missionsarbeit in der Kwangtung-Provinz geschehen? Diese Verhandlungen sind zu einem vorläufigen Abschlusse gekommen. Die beiden Missionsseminare sind vorläufig erst einmal für einen Turnus von 5 oder 6 Jahren zusammengelegt, dessen erste fünf Jahrgänge im Berliner Missionshause unterrichtet, der letzte im Gohner'schen Missionshause in Friedenau gefördert werden soll. (Jetzt sind alle Jahrgänge ins Berliner Haus übernommen.) Die beiden Gohner'schen Geistlichen, Missionsdirektor D. Kausch und Missionsinspektor Zernick, übernehmen einen Teil des gemeinsamen Unterrichts. Allerdings war damit dem größeren Teil der Tätigkeit des Missionsinspektors D. Glüer der Boden entzogen. Er zog daraus die Folgerung und übernahm ein Pfarramt in Sandow (Neumark). An seiner Stelle übernahm Inspektor Beyer das Codezernat für China.

Aber wie stand es überhaupt mit der Missionsarbeit übersee? Das kaum erwartete Ergebnis am Ende des furchtbaren vierjährigen Weltkrieges war, daß die Berliner Mission immerhin nur eines von ihren großen Missionsfeldern zum größten Teile verloren, dagegen die ganze Arbeit in Südafrika und China behalten hatte. Sie war also von den großen deutschen Gesellschaften außer der Rheinischen und der Hermannsburger am glimpflichsten weggekommen und hatte diese gnädige Bewahrung als ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit zu preisen. Freilich legte sich ihr wie der Rheinischen Mission damit eine drückende Sorge auf das Herz: wie sollten die beträchtlichen Geldmittel beschafft werden, um die während des Krieges aufgelaufenen Schulden in Südafrika und China zu bezahlen, und wie sollten bei dem verzweifelten Stande der deutschen Valuta die laufenden Mittel für beide Missionsfelder beschafft werden. Glücklicherweise brach das Valutaelend erst allmählich in seiner trostlosen Größe herein. Im Jahre 1919 schien es im Bereiche beider Gesellschaften noch möglich, die Lage durch ein besonderes „Missionsnotopfer“ der heimatischen Freundeskreise zu retten. Das Ziel sollte sein, die Jahreseinnahmen auf etwa das zwei- oder dreifache der bisherigen Einnahmen zu erhöhen. Es setzte eine rastlose Werbetätigkeit ein, die Zahl der Missionsfeste erhöhte sich außerordentlich. Es wurde auch eine Reihe von Gottesdiensten und Versammlungen gehalten, in denen die Lage der Gesellschaft besprochen wurde. In

Berlin sind besonders die Gottesdienste im Dom und in der Dreifaltigkeitskirche hervorzuheben. Unter der Leitung des Vorsitzenden des Verbandes Groß-Berlin, Geheimrat Vic. Dr. Dibelius, wurde mit Unterstützung des Generalsuperintendenten D. Haendler in der Zeit von Himmelfahrt bis Pfingsten 1919 eine Notopferwoche gehalten, die einen Ertrag von rund 75 000 M. erbrachte. Insgesamt belief sich die Einnahme des Jahres 1919 auf 1 290 229 M., 1920 auf 1 992 970 M., 1921 auf 2 440 668 M. Allein diese heroische Steigerung der Opferwilligkeit hielt nicht Schritt mit der fortschreitenden Entwertung des deutschen Geldes. Sie trat zuerst erschreckend bei einer Geldüberweisung nach Kanton in die Erscheinung; um 5000 Dollar in die Hände des Superintendenten Kolleder zu bringen, hätten vor dem Kriege in Berlin etwa 8500 M. eingezahlt werden müssen. Jetzt waren 145 000 M. erforderlich; d. h. der Kursverlust auf diese bescheidene Summe betrug beinahe 135 000 M. Und diese Not wurde unüberwindlich, als nach der ungerechten Abtrennung von Oberschlesien der Sturz der deutschen Mark auf den Wert von 1 Goldpfennig und weniger eintrat. In dieser Lage war es wirklich Hilfe in der Not, als die lutherischen Freunde in Amerika willig wurden, die Berliner Mission nicht nur vor dem augenblicklichen Zusammenbruch zu retten, sondern auch den gesamten chinesischen Jahresbedarf für einige Jahre vorzustrecken. Ihr Darlehn 1921 48 000, 1922 = 36 000 amer. Gold-dollar wurde zinsfrei gegeben. Ein Termin für die Rückzahlung wurde nicht gestellt. Es war nur die dem doppelten Friedenskurs (also 1 Dollar = 8,40 M.) entsprechende Summe zu hinterlegen und nur diese Rücklage eventuell zu einer später zu vereinbarenden Zeit zu zahlen. Dabei gaben die amerikanischen Freunde ausdrücklich die Versicherung, daß sie dem Komitee volle Freiheit in der Gestaltung der Arbeit lassen; es sei ihnen genug, daß diese im Sinne und Geiste der deutschen Reformation weitergeführt werde.

Eine besondere Aufgabe lag dem Freundeskreise der Berliner Mission ob, als erst (1918) die Frauen und Kinder und dann (gerade zum Jahresfest 1919) auch die Männer der ostafrikanischen Missionarsfamilien aus der langjährigen Gefangenschaft heimkehrten. Hatten sie doch bei der plötzlichen und rücksichtslosen Wegführung von ihren Stationen alles verloren und mußten von Kopf bis zu Fuß und für ihren gesamten Hausstand neu ausgestattet werden. Das war bei den inzwischen ins Märchenhafte gestiegenen Preisen

für Kleider und Möbel eine schier unlösbare Aufgabe; handelte es sich doch um etwa 70 Erwachsene und 45 Kinder. Hier bewährte sich der von Frau Gräfin Adolf Keller geleitete Kreis der „Freundinnen der Berliner Mission“ glänzend. Er hatte sich mit großer Umsicht und Opferwilligkeit darauf gerüstet und aus den Beständen zahlreicher befreundeter Familien Kleider, Wäsche, Möbel, Betten und sonstiges Zubehör für etwa 20—30 bescheidene Haushalte zusammengebracht. Daß sie im Missionshause mit so viel Liebe empfangen und umgeben wurden, tat nach allen jahrelangen Leiden und angesichts der furchtbaren Enttäuschung über die Zustände im deutschen Vaterlande den Heimgekehrten von Herzen wohl.

Die heimatliche Werbearbeit stand auch in der Nachkriegszeit unter dem Zeichen der Volksmission. Wir teilen einen Abschnitt aus dem Jahresberichte 1919 mit, um einen Einblick in den Umfang und die Art dieser Arbeit zu gewähren:

„Es sind begreiflicherweise in erster Linie die Städte, und zwar die größeren, in denen unsere Mitarbeit angefordert wird. Indessen mehren sich auch die Fälle, in denen man es wagt, Volksmissionswochen in ländlichen Gemeinden zu veranstalten. Es ist nicht zu verkennen, daß die Hindernisse auf dem Lande größer sind als in der Stadt. Eine vom Pfarrer veranstaltete Evangelisation findet in den Kreisen der Männer, die im Kriege waren, vor allem der Arbeiter, häufig Ablehnung. Durch den Krieg ist dem Landvolk zwar die Kirchenfeindschaft der großstädtischen Arbeiter, nicht aber die neuen religiösen Antriebe der Großstadt und ihre Reaktion gegen den Materialismus vermittelt worden. Und doch sind die Erfahrungen der Volksmission auch auf dem Lande durchaus ermutigend. Die größere Zuversicht zu den Grundlagen unseres Glaubens, die die Gemeinde gewinnt, ist neben dem besonderen Segen, den Einzelne davontragen, sicher sehr hoch einzuschätzen. Im Unterschied vom Lande haben wir es in der Stadt in der Regel mit Massenversammlungen zu tun. Das religiöse Suchen weiter, meist außerkirchlicher Kreise, die Nöte der Zeit und der Hunger nach gesundem Brot für die Seele treibt viele in die Evangelisationsversammlungen hinein, und wenn Kirchenschriften durch sie Heilsgewißheit finden, so ist einem brennenden Bedürfnis Rechnung getragen. Wir sehen gerade hierin die erste Vorbedingung, wenn das Evangelium wieder eine Macht in unserm Volk werden soll. Es haben im Berichtsjahre Evangelisationen durchgeführt: Inspektor Weichert in Ikehoe,

Frankfurt-Main, Hamburg, Berlin-Emmaus, Friedenau, Berlin-Dreifaltigkeit, Magdeburg, Berlin-Paul Gerhardt, Barmen, Stuttgart, Pforzheim; Inspektor Beyer: Bad Schönlitz, Berlin-Klubs für junge Mädchen, Berlin-Lichtenberg, Osterburg, Mansfeld, Lützen, Schweidnitz, Posen-Stadt und Posener-Landgemeinden, Freiburg, Greifswald. Inspektor Rnaß: Daber, Berlin-Elisabeth, Altmalchow (Kreis Schlawa), Ohlau, Wilmersdorf (Kreis Lebus), Allenstein. Einige andere verabredete Volksmissionswochen mußten teils wegen der Verkehrsstreiks, teils wegen Erkrankung der Redner aufgegeben oder verschoben werden. Schon im vergangenen Jahre haben einige der uns befreundeten Amtsbrüder Volksmissionswochen übernommen, die wir aus Mangel an Zeit ablehnen mußten.

Die starke Nachfrage nach Evangelisationen verstärkte in uns den lange gehegten Wunsch, uns mit evangelistisch begabten Pastoren aus dem Kreise unserer Freunde über die Einarbeitung von Missionsgedanken und -erfahrungen in die Aufgaben der Volksmission auszusprechen. Wir durften vom 16.—19. April mit etwa 20 Amtsbrüdern einen kurzen, aber reich gesegneten Volksmissionskursus abhalten und sind durch die Unterstützung einer großen Zahl von Teilnehmern, die uns zugesagt worden ist, nun in der Lage, den Bitten um Evangelisationen besser zu entsprechen als früher. Wir sind der Überzeugung, daß für unsere Kirche die Stunde der Evangelisation geschlagen hat, und daß die Zeit nach Kräften ausgekauft werden sollte. Es gibt sicher noch viele in unserer Kirche, denen der Apostel heute zurufen würde: „Erwecke die Gabe, die in dir ist!“ Unsern Dienst auf den Wegen der Volksmission tun wir in freundschaftlicher Fühlung mit dem Zentralauschuß für innere Mission, der ja in erster Linie zur Lösung dieser Aufgabe berufen ist und sie mit so großer Tatkraft in Angriff genommen hat. Seit 1920 erscheint im Auftrag der drei Vereinigungen: Zentralauschuß für Innere Mission (Volksmission), Wichernvereinigung und Berliner Missionsgesellschaft als Organ für die Volksmissionsbewegung die Zeitschrift: „Die Volksmission“. Als Herausgeber zeichneten Direktor D. Füllkrug und Missionsinspektor L. Weichert.“

Im übrigen nahm eine von den während der Kriegsjahre teilweise stillgelegten Hilfsorganisationen nach der andern ihre Arbeit wieder auf. Der Berliner Verein für ärztliche Mission begründete, allerdings stark unterstützt von der Berliner Gesellschaft, eine neue ärztliche Arbeit in China. Der Lehrermissionsbund hatte durch seinen

rührigen Schriftleiter, Lehrer Patuschka, wertvolle Beziehungen in den Lehrerkreisen Schwedens und Hollands angeknüpft und von dort erhebliche Unterstützung erhalten. Der Sonntagschulhelfer-Missionsbund nahm mit größeren Werbeversammlungen in Berlin und Missionsstudientkursen in Hoffental bei Bernau seine geschichte und rührige Werbung wieder in Angriff.

Daneben bemühte man sich mit Fleiß, die Verbindung mit den Brüdern in den Abtretungsgebieten aufrecht zu erhalten. Inspektor Beyer machte 1920 eine Reise durch das von Franzosen besetzte litauische Gebiet im Nordmemelland, drei Wochen weilte er in Polen (Bromberg, Hohenhausen, Graudenz, Dirschau, Thorn und Posen) und vier Wochen in Ober- und Niederösterreich, Steiermark und Kärnten. Es heißt darüber im Jahresbericht: „Ist auch gegenwärtig der Wert der polnischen Mark und der österreichischen Krone so gering, daß solche Reise keinen großen finanziellen Ertrag bringen kann, so ist doch der Glaube und die Liebe der dortigen Freunde trotzdem bei Gott wertgeachtet. Außerdem bedürfen die dortigen Freunde jetzt unseres Dienstes besonders. Seelsorgerlichen Dienst zu tun, muß uns aber überall die oberste Aufgabe in unserem heimatlichen Werbedienst bleiben. Das ist die Voraussetzung zu einem inneren Erstarken der Heimatgemeinde.“

Die neue Grenze im Osten unseres Vaterlandes erforderte auch eine Neuordnung unserer dortigen Hilfsvereine. Diejenigen in unserer früheren Provinz Posen und in Pomerellen haben sich zu einem polnischen Landesverband für Mission zusammengetan, dessen Vorsitzender unser früherer Provinzialsekretär Pfarrer Diestelkamp-Inowraczlaw ist. Der Polnische Landesverband hielt in Inowraczlaw sein erstes Landesmissionsfest.

Die deutsch gebliebenen Teile Westpreußens (Marienburg, Marienwerder, Rosenberg und Elbing) haben sich zum Westpreußischen Verband für die Berliner Mission zusammengeschlossen, dessen Vorsitzender Domprediger Ridlas-Marienwerder geworden ist.

Für die Kreise Schlochau, Schneidemühl, Deutschkrone und den deutschgebliebenen Teil von Posen bis an die schlesische Grenze heran hat sich unter Vorsitz von Pastor Blieske-Pieske der Provinzialverband der Grenzmark Posen-Westpreußen gebildet, der in Deutschkrone seine erste Tagung hielt.“

Viel einschneidender sind die Sorgen und Nöte, welche der Berliner Mission wie jeder anderen deutschen Mission die kata-

strophale Entwertung des deutschen Geldes brachte. Die Berliner Missionsgemeinde kämpfte heldenhaft gegen diese steigende Flut der wirtschaftlichen Not an; sie vermehrte ihre Gaben gegen die Vorkriegszeit 1922 um das Zwanzigfache, auf mehr als 16 Millionen Mark. Allein da die Preise durchschnittlich um das 250—300fache gestiegen waren und anscheinend hoffnungslos weiterstiegen, bereitete es trotz dieser bewundernswürdigen Opferwilligkeit der Missionsleitung viele ernste Stunden, um nur die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Gewiß, der heimatliche Missionsbetrieb war noch auf die großen und schnell wachsenden Bedürfnisse der Vorkriegszeit eingestellt; ließ er sich nicht an vielen Stellen einschränken? Allein hatte nicht gerade die Berliner Mission weitaus den größten Teil ihrer Arbeit durch den Krieg hindurch gerettet? Und war nicht gerade ihr Charisma und ihr Verdienst die unablässig treue Pflege des Missionsgedankens, die geistliche Bereicherung des nicht übermäßig fruchtbaren heimatlichen Kirchenadlers mit den großen geistlichen Antrieben und Erfahrungen einer weitausgedehnten Missionsarbeit gewesen? Wenn nun z. B. eine Nummer des „Chinaboten“, der Fortsetzung des „Njassaboten“ unerwarteterweise durch die plötzlich gestiegenen Papier- und Druckpreise erheblich mehr als die ganze Jahreseinnahme des „Njassabundes“ kostete, oder die billige Propagandaliteratur des Sammelvereins 1922 die ganze Einnahme des Vereins zu verschlingen drohte, — wenn infolge der Verteuerung der Bahnfahrten die Reisen der Berichterstatter zu den Missionsfesten nicht mehr durch die Kollekten gedeckt wurden, so steht damit die Pflege des heimatlichen Missionslebens in der Tat vor sehr schweren Fragen. Ein Lichtblick in dem trüben Bilde war die von der heimatlichen Missionsgemeinde mit Freude und Betriebsamkeit aufgenommene Sammlung von Naturalgaben für das Missionshaus, wodurch die Familien der Hausgeistlichen und aller Angestellten, deren Gehälter in den letzten Jahren weit hinter den sonstigen Sätzen zurückgeblieben waren, wenigstens vor der drückendsten Not um das tägliche Brot bewahrt blieben, und deren Erlös zeitweise auch noch erfreuliche Erträge für das Missionswerk erzielte. Nur durch diese Sammlungen und die immer zahlreicheren Spenden aus Übersee, besonders von unsern mit selbstlosestem Opfersinn helfenden Missionaren und Missionsgemeinden in Südafrika konnten die laufenden Bedürfnisse des Heimatwerkes in den letzten Zeiten zur Not befriedigt werden.

Aber man wollte der treuen Hilfe der Heimat auch würdig bleiben. Daher wurde immer wieder betont: Missionsgaben sammeln ohne zuvor Missionsliebe und Missionsverständnis vermittelt zu haben, ist unwürdige Bettelei. Man wollte nicht nur Früchte einheimisen, man wollte den Fruchtbaum pflegen, so daß die Früchte von innen heraus von selbst wachsen und reifen möchten. Darum wurde die Weckung und Stärkung des Glaubenslebens und die planmäßige Verbreitung von Missionskenntnis unter dem Druck der Not mit um so größerem Ernst und Eifer angestrebt. Während Inspektor Weichert sich fast ausschließlich und unter sichtbarem Segen der Evangelisation widmete und insolgedessen Wochen und Monate hindurch auf Reisen war, die ihn auch nach Dänemark und mehrfach nach der Schweiz führten, sah Inspektor Beyer seine Aufgabe vor allem darin, die Vorbereitung auf die Hundertjahrfeier der Gesellschaft von langer Hand her in die Wege zu leiten. Schon 1922 stand diese Frage auf der Tagesordnung der Provinzialsekretärkonferenz. Sie wurde seitdem in unzähligen Sitzungen und Konferenzen durchberaten und spornte die Freunde in allen Provinzen zu reger Arbeit an. Fast im gesamten Hilfsgebiet wurden infolgedessen neben den eindrucksvollen Provinzialmissionsfesten sogenannte Bezirksfeste veranstaltet, an denen die Pfarochien mehrerer Synoden so viel als möglich beteiligt wurden. Die bei solcher Veranstaltung zu Gottesdiensten und Familienabenden herangezogenen Pfarrer wurden im Anschluß an die Bezirksfeste vielfach zu Bezirkskonferenzen versammelt, in denen die Provinzialsekretäre mit den Vertrauensmännern der Synoden ihres Bezirkes grundsätzliche und praktische Fragen der Heimarbeit eingehend erörterten. Da sich das Bedürfnis nach gründlicherer Einführung in die Missionsfragen, namentlich für jüngere Geistliche, herausstellte, wurden fast in allen Provinzen 2½tägige Missionskurse für Pfarrer eingerichtet, bei denen von früh bis spät ein reicher Stundenplan durchgearbeitet wurde. Daneben wurden mehrere Freizeiten und Kurse für Sonntagschulhelfer und Studenten veranstaltet, auch Vorlesungen in der Schleiermacher- und Martin-Lutherhochschule gehalten. Inspektor Beyer wirkte auch auf einem theologischen Ferienkursus für österreichische Pfarrer in Klagenfurt in Kärnten mit. Neben der reichen Vortragstätigkeit aller Hausgeistlichen und besonders des Direktors, der nach der Rückkehr von seiner Chinareise unermüdlich durch die Lande eilte, um von seinen Eindrücken in China und Amerika zu

berichten, darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich auch die in der Heimat befindlichen Missionare und eine Reihe heimatlicher Pfarrer auf Predigtreisen mit eindrucksvollen Schlußkonferenzen an der heimatlichen Werbearbeit eifrig beteiligten.

Es war eine Frucht aller dieser Arbeit, daß sich an vielen Orten die Missionsgemeinde auf das Jubiläum der Gesellschaft rüstete, um dankerfüllten Herzens aus dem Rückblick auf den Segen eines Jahrhunderts den Antrieb zu weiterer treuer Missionsarbeit zu empfangen.

Die Berliner Mission in Südafrika. 1914 – 1922.

Die Geschichte der Berliner Mission in Südafrika während des Krieges ist eine erstaunliche Erweisung göttlicher Durchhilfe und ist wie ein Wunder vor unseren Augen. Von der Heimat und ihrer Hilfe abgeschnitten, von der englisch redenden Bevölkerung verleumdet, auf Schritt und Tritt belauert, behördlich eingeengt und beharrlich bedroht, hat sie doch nicht nur von ihrem äußeren Bestand so gut wie nichts eingebüßt, sondern, soweit sich erkennen läßt, auch wenig von ihrer Kraft und Wirkung. Die deutsche Christenheit darf Südafrika zu den ihr erhalten gebliebenen Missionsfeldern rechnen. Diese wunderbare Errettung aus schwerster Anfechtung heraus ist eins der großen Kapitel gnädiger Durchhilfe unseres Gottes.

Die Lage der Berliner Mission in den letzten Jahren vor dem Kriege schien fast nach allen Seiten hin für eine ruhige und stetige Entwicklung gute Aussichten zu bieten. Missionsinspektor Wilde hatte das ganze Missionsfeld sorgfältig visitiert und hatte in eingehender Besprechung mit den Missionaren und den Synoden die Neuordnung des kirchlichen Verfassungslebens durchberaten, die hernach vom Komitee im wesentlichen entsprechend den aus Südafrika gemachten Vorschlägen angenommen wurde. Damit waren die Grundlagen für eine lutherische Volkskirche als das Ergebnis eines Jahrhunderts Berliner Missionsarbeit gelegt. Die ersten Synoden hatten getagt und hatten mit ihren eindringenden und maßvollen Beratungen und Beschlüßfassungen die erste Probe ihrer Regierungsfähigkeit gegeben. Finanziell waren der missionarische Betrieb, die werdende Eingeborenenkirche und das Schulwesen reinlich getrennt und damit eine durchsichtige Rassenführung ermöglicht. Nur in der Raffraria-Mission hatten sich erhebliche Schwierigkeiten ergeben, weil die dortigen Gemeinden sich nicht an die Natal-Synode anschließen lassen wollten. Da brach das furchtbare Unwetter des Krieges herein.

Um die Entwicklung zu verstehen, müssen wir einen Blick auf den politischen Hintergrund werfen.

Im Jahre 1910 hatten die Engländer mit einer anerkennenswerten Großherzigkeit Südafrika zu einer Union mit vier Provinzen — Kapland, Natal, Oranje-Freistaat und Transvaal — zusammengeschlossen und dieser Union fast volle Selbständigkeit wie den anderen Dominions des Reiches — Kanada und Australien — eingeräumt. Dem Buchstaben der Verfassung nach hat die englische Regierung oder das Parlament in südafrikanischen Angelegenheiten überhaupt nichts mehr zu sagen, sondern nur der König persönlich hat das Recht, einen Vertreter zu senden und gegen Beschlüsse des südafrikanischen Gesamtparlamentes ein Veto einzulegen, ein Recht, von dem er aber nie Gebrauch gemacht hat. Nur die auswärtige Politik, Heer und Marine sind der Gesamtpolitik und -Macht des britischen Reiches eingegliedert. Es gibt aber so gut wie kein Heer und keine Marine in Südafrika. Drei Parteien rangen miteinander um den Vorrang: die englische, die sog. Unionisten, die alten und neuen Einwanderer britischer Abstammung, die zum großen Teil in den Städten und in den Minenzentren lebten, die große Kapitalien in das Land gebracht hatten und die bergmännischen Unternehmungen beherrschten. Ihnen war es selbstverständlich, daß Südafrika ein integrierender Teil des britischen Weltreiches sei und deswegen schlechterdings nur britische Politik machen dürfe. So gingen sie im Kriege mit der Londoner Zentralregierung durch dick und dünn. Als von dort im Frühjahr 1916 die Losung ausgegeben wurde, daß die Unterdrückung des Deutschtums bis zu den unschuldigen Missionarsfamilien hinunter eines der Kriegsziele der britischen Weltpolitik sei, setzten sie das auch auf ihr südafrikanisches Programm. Sie glaubten blindlings all den Verleumdungen, die eine feile Presse in den Kolonien fast noch mehr als im englischen Mutterlande verbreitete, und ließen sich dadurch in eine immer stärkere Voreingenommenheit und Verbitterung gegen alles Deutsche hineintreiben. Unglücklicherweise gehörte zu diesen englisch Gesinnten weitaus die Mehrzahl der englischen und amerikanischen Missionare. Sie dachten und empfanden eben englisch. Den Unionisten stand die große Botschaftige Partei gegenüber, die sog. Südafrikaner, abgekürzt: Sapper. Sie glaubten sich von dem unglücklichen Ausgang des Burenkrieges her hinlänglich davon überzeugt zu haben, daß eine Zukunft der Burenstaaten nur im Rahmen der britischen Weltherrschaft möglich sei. Ihr Streben ging darauf, unter britischer Souveränität so viel politische, wirtschaftliche und nationale Selbständigkeit zu erringen

wie irgend möglich. Südafrika sollte ein Doppelstaat werden, in dem Engländer und Bur gleichberechtigt nebeneinander standen und die Burenstaaten eben als Provinzen der britisch-südafrikanischen Union gedeihen sollten. Im Jahre 1913 hatte General Herzog eine dritte burisch-nationalistische Partei, die sog. Natter gegründet, die ein von der englischen Herrschaft befreites, autonomes, republikanisches Südafrika unter Vorherrschaft der niederländischen Elemente anstrebte. Sie hatten keine kriegerischen, revolutionären Pläne; sie wollten auf dem gesetzlichen parlamentarischen Wege die nationale Autonomie erringen und wollten zunächst eine bodenständige burische Kultur schaffen. Burentaal sollte als selbständige Ausprägung des Holländischen Kultursprache werden; es sollten burische Zeitungen, burische Literatur, eine burische Kunst geschaffen, burische Universitäten gegründet werden. Man wachte eifrig darüber, daß alle Länder-, Städte- und Straßennamen, alle amtlichen oder halbamtlichen Veröffentlichungen zweisprachig stattfanden — kurz, man pflegte burisches Nationalbewußtsein. Beim Ausbruch des Krieges hatte die Bothapartei in Verbindung mit den englischen Unionisten entschieden das Übergewicht. Botha machte die Politik von Südafrika.

Es war aussichtslos, daß ein kleiner Teil der Nationalisten im Herbst 1914 die Fahne der Empörung erhob. Der Rechtsanwalt Beyers in Pretoria trat mit Dewet, Maritz und anderen zusammen, um die Regierung Botha zu stürzen und die alten politischen Burenideale durchzusetzen. Beyers war der Oberstkommandierende der Miliz der Union, nahm aber nach Ausbruch des Weltkrieges seinen Abschied. Er galt als ein hervorragend kluger, tüchtiger und charaktervoller Mann. Man konnte einen Augenblick glauben, ihm werde gelingen, was den Burenführern 1899 bis 1902 nicht gelungen war. Aber die Aufständischen erlagen Louis Botha, den Engländern und — der wieder hervortretenden inneren Haltlosigkeit und Schwäche des Burentums. Der Aufstand ergriff bei weitem nicht alle von Buren besiedelten Gegenden. Vereinzelt und, wie es schien, planlos kämpfend, wurde ein Kommando nach dem andern abgetan. Beyers selbst ertrank bei einem Flußübergang. Sein Tod beraubte die Aufständischen ihres Hauptführers. Dewet wurde gefangen; die Bewegung erlosch und die Teilnehmer an ihr wurden bestraft. Herzog, der politische Gegner Bothas, hatte sich der Bewegung überhaupt nicht angeschlossen; vielleicht kannte er sein Volk zu gut, um von dem Aufstand etwas zu hoffen, und wollte

seine Person und seine Politik für die Zukunft möglich erhalten. Allein nun sorgten die Engländer selbst dafür, daß diese günstige Lage, die ihnen die Niederwerfung der mißlungenen nationalistischen Empörung verschaffte, nicht erhalten blieb, sondern die Nationalisten wieder wachsenden Einfluß gewannen. Schon der der Union aufgetragene Krieg gegen Deutsch-Südwestafrika war bei den Buren nicht vollstündlich. Man wußte sich in ihren Kreisen den Deutschen von den Jahren des Burenkrieges her zu großem Danke verpflichtet, und man sah schlechterdings nicht ein, was die Deutschen gegen die Buren Böses unternommen hätten oder im Schilde führen sollten. Immerhin, dieser Krieg verlief verhältnismäßig unblutig und gefahrlos und brachte der Union kriegerische Vorbeeren und eine für ihre Abgrenzung außerordentlich wertvolle, um nicht zu sagen, unentbehrliche Provinz. Nun hatte aber die indische Armee bei dem ihr aufgetragenen ostafrikanischen Feldzuge gänzlich versagt. Und Louis Botha übernahm ganz gern den ihm von der Zentralregierung gewordenen Auftrag, auch Deutsch-Ostafrika zu erobern, und übertrug diese weitreichende Aufgabe seinem bedeutendsten Freunde und Mitarbeiter General Smuts. Dafür rüstete und warb man nun in Südafrika mit rastloser Vielgeschäftigkeit. Da galt es, die politischen Leidenschaften gegen das Deutschtum in ganz anderem Maße aufzuregen, als bei dem harmlosen südwestafrikanischen Feldzug. Jetzt galt es, möglichst alle dienstfähigen Männer zum freiwilligen Eintritt in die Armee zu bewegen und auch Zehntausende von Eingeborenen als Träger und Arbeiter anzuwerben. Dazu verschlangen die Kosten für eine moderne militärische Ausrüstung mit Kanonen, Autos, Luftfahrzeugen usw. ungeheure Summen. Wäre dieser Krieg so, wie man versprochen hatte, als ein gefahrloser und interessanter Spaziergang verlaufen, so würde er Botha und Smuts auf die Höhe des Ruhmes gehoben haben — es kam aber ganz anders. Der Feldzug erwies sich als unsäglich schwierig. Die Kriegsführung der Deutschen in Ostafrika war glänzend. Das Klima des Landes erwies sich als tödlich. Überanstrengung und tropische Krankheiten rafften Weiße und Farbige in Scharen hinweg; Trauer und Trübsal kehrten in zahllosen südafrikanischen Häusern ein. Es mußte immer neuer Nachschub gesandt werden. Als man ihn in Südafrika schlechterdings nicht mehr aufreiben konnte, mußte man zu farbigen Westafrikanern seine Zuflucht nehmen. Dabei hielt man es in Südafrika für unbegreiflich, daß das buriß-englische Heer mit mehr als

50 000 Soldaten der dreitausend Deutschen, die noch dazu höchst mangelhaft ausgerüstet waren, nicht Herr werden konnte. Man scheute sich nicht, im Parlament zu erklären, es sei eine Armee von Helden, geführt von Eseln. In demselben Maße, wie die Enttäuschung über den Verlauf des ostafrikanischen Krieges wuchs, stiegen die Aktien der Nationalisten und fiel das Ansehen der Unionisten und Südafrikaner. Bei der Parlamentswahl 1920 gewannen die Nationalisten statt früher 27 nun 44 Plätze, die südafrikanische Partei statt früher 52 nur 39 und die Unionisten statt früher 36 nur 25 Plätze, d. h. von den 134 Stimmen des Parlaments hatten die Nationalisten und die Südafrikaner bei weitem die Mehrheit, wenn Smuts mit den Nationalisten zusammen regieren wollte. Er schwankte wohl eine Zeitlang, ob er es tun solle. Es wurde auffällig bemerkt, daß man ihn mehrfach mit General Herzog in öffentlichen Lokalen im vertrauten Gespräch traf. Allein wenn er auch ein wandlungsfähiger Opportunist war, davon war er wohl doch zu tief überzeugt, daß ein vom britischen Reiche losgerissenes Südafrika als sprachlich und volklich zweiseelige Republik, wirtschaftlich auf englisches Kapital angewiesen, und mit der wachsenden schwarzen Gefahr im Hintergrunde, nicht lebensfähig war. Er ließ es zum Bruche kommen, löste das Parlament auf und schrieb Neuwahlen aus, die im Februar 1921 stattfanden. Nun hatte er wiederholt seinen britischen Anhängern feierlich versprochen, daß sich nie die südafrikanische Partei mit den Unionisten verschmelzen werde. Um diese Zusage umgehen zu können, löste er die südafrikanische Partei auf und gründete eine neue Partei die „Konstitutionellen“, die sich nun frei hielt, mit den Unionisten weitgehende Gemeinschaft gegen die Nationalisten zu machen. Allerdings kostete ihm diese Schwenkung viele seiner ehemaligen Freunde, aber sie gab ihm eine regierungsfähige, parlamentarische Mehrheit.

Es war günstig, vielleicht war es sogar die Rettung für die deutschen Missionare wie überhaupt für die Deutschen in Südafrika, daß die britische Nationalisten-, wie auch die südafrikanische Partei einen so großen Einfluß hatte; denn diese hielten teils aus Dankbarkeit für die Hilfe im Burenkriege, teils wegen des Gefühls der Blutsverwandtschaft und der Kulturgemeinschaft ihren starken Arm über den Deutschen und verhinderten ihre Internierung oder gar Austreibung. An Versuchen in beiden Richtungen hat es nicht gefehlt. Die Verleumdungen, mit denen der

deutsche Name in der ganzen Welt überschüttet wurde, haben auch in Südafrika nicht gefehlt. Alle Mittel wurden angewandt, um den deutschen Missionaren die Herzen ihrer Gemeindeglieder zu entfremden. Eins der ersten Mittel war, die Leute zu beeinflussen, keine kirchlichen Beiträge mehr zu zahlen, da durch ihre Beisteuer nur das deutsche Volk stark gemacht würde; diese Gelder würden von den Missionaren zu Kriegszwecken verwendet. Begreiflicherweise fanden solche Äußerungen bei manchen Anklang; sie erklärten gleich, sie würden während des Kriegs keine Kirchensteuer zahlen. Man ermunterte die Christen, um englische Missionare zu bitten, sonst würde ihnen alles abgenommen werden; für die deutsche Mission sei kein Platz mehr in diesem Lande. (B. B. 1920, 128.) Die Sache wurde schlimmer, als die Kriegspartei es für notwendig fand, die Eingeborenen in größerem Umfang für den Kriegsdienst heranzuziehen; denn nun mußten so stark aufregende Beweggründe in Bewegung gesetzt werden, daß auch die Schwarzen sich freiwillig zum Kriegsdienste meldeten. Begreiflicherweise wehrten das die Buren nach Kräften ab; sie wünschten nicht, daß in den Krieg der Weißen die Farbigen an entscheidender Stelle hineingezogen würden. Aber bei den Engländern überwog die Kriegsleidenschaft oder die auf den Fingern brennende Not solche nüchternen Erwägungen. Unglücklicherweise war der Lovedale-Christian-Express, also das führende Blatt der britischen Missionare, der Rufer im Streite. Unter der Überschrift „Die Kaffern an die Front“ rühmte sie deren kriegerische Fähigkeiten und empfahl, 50, 100 000 von ihnen in den Krieg zu schicken. „Hält unsere Regierung die Farbigen aus dem Kriege heraus, so tut sie unrecht.“ (Dov. Christ. Expr. Febr. 1916.) Eine Sturmwelle der leidenschaftlichen Erregung ging auch über Südafrika, als im Mai 1915 die Lusitania versenkt war. Damals schwebten zumal in den großen Städten die deutschen Missionsstationen in Gefahr. Damals wälzte sich der Strom der aufgeregten Menschenmassen durch die Straßen von Johannesburg mit der Losung „Schlagt die Deutschen tot“. Merkwürdigerweise plünderten und zerstörten sie gerade der Berliner Missionsstation gegenüber ein englisches Warenhaus, aber das deutsche Missionshaus fanden sie nicht (B. B. 1920, 130). In Natal richtete sich gerade gegen die Berliner Mission die Volkswut, weil sie „in der Kaiserstadt mit dem Kaiser durch Telephon verhandle“. Nur die Furcht vor den Fäusten in dem nahen Neu-Deutschland hielt den Pöbel von Durban ab, über die Missions-

station Christienaburg herzufallen (B. B. 21, 35). Im Parlament erhob der Abgeordnete General Crewe in längerer Rede die in menschenfreundliche Phrasen gehüllte Forderung, alles deutsche Eigentum im Lande zu beschlagnahmen, und nannte unter den Gesellschaften, deren Vermögen zu konfiszieren sei, ausdrücklich die Berliner Mission, diese sei für die jüngsten Unruhen im Ost-Briqualande verantwortlich, wo niemals ein Berliner Missionar gearbeitet hat (B. B. 1917, 85). Der Antrag auf Beschlagnahme und Liquidierung alles Eigentums feindlicher Untertanen hat schließlich mit Ablehnung geendet, und der Forderung der Internierung aller deutschen Missionare wurde keine Folge gegeben. Allein gesichert war damit die Lage der deutschen Missionare oder überhaupt der Deutschen in Südafrika keineswegs. Sie lebten wie auf einem Vulkan. Sie mußten äußerst vorsichtig sein, um nicht sich und ihr ganzes Werk in Gefahr zu bringen. Auf die einfältigsten und unbegründetsten Besorgnisse oder Anschuldigungen hin wurden einzelne Missionare ebenso von der Berliner wie von anderen deutschen Gesellschaften gefangen gesetzt. Als der deutsche Kreuzer Wolf an der südafrikanischen Küste einige Schiffe versenkte, wurden fast alle deutschen Missionare, die in einer Entfernung von weniger als 40 englischen Meilen an der Küste wohnten, interniert, damit sie dem Kreuzer nicht durch Signale Botschaft zukommen lassen könnten. Gegen den Berliner Missionar Manzke in Kapstadt genügte es, daß er eines Abends sein Hündchen mit einer Pfeife ins Haus rief, um ihn nach Natal hinter den Stacheldraht zu bringen. Der Berliner Missionar Jaedel auf der abgelegenen Station Blauberg in Nord-Transvaal wurde angeschuldigt, von einem hohen Berge aus den Deutschen rote und grüne Signallichter gegeben zu haben. Es stellte sich heraus, daß es sich um einen Stern handelte, der hinter einem schier unersteiglichen Berge aufgegangen war! (B. B. 1920, 1307.) In Nord-Transvaaler Zeitungen wurde die Verleumdung verbreitet, die Berliner Missionare seien schuld an der Zunahme der Trunksucht unter den Eingeborenen, obgleich doch gerade sie mit aller Energie jahrelang den Kampf gegen das Raffenbier geführt hatten. Ein angelsächsischer Missionar trat dann auch öffentlich diesem Gerede entgegen: „Die deutschen Missionare sind durchweg Gentlemen, und sie haben unter ungeheurer Selbstaufopferung eine großartige Aufgabe in diesem Lande geleistet.“ (B. B. 21, 39.) Es gehörte viel innere Ruhe und Gelassenheit dazu, um in dieser nervösen Span-

nung und dieser Atmosphäre des Mißtrauens die Freude zum Missionsdienste zu behalten.

Es steigerte diese Unruhe, daß durch die Welt der Farbigen die Aufregung über das 1913 sehr eilig durch das Parlament gepeitschte Landgesetz für die Eingeborenen ging. Das Gesetz erregte böses Blut. Die Hauptpunkte waren a) räumliche Scheidung von Weiß und Schwarz nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande; b) Verbot des Landerwerbs durch Kauf seitens der Farbigen in den den Weißen zugesprochenen Bezirken; c) Verbot des Wohnens der Schwarzen auf den Farmen der Weißen gegen Pachtzahlung in bar oder Abgabe eines Teiles der Ernte; Wohnrecht ist nur gegen Arbeitsleistung zu gestatten, und zwar gegen Arbeit an mindestens 90 Tagen im Jahre. Nicht nur die Eingeborenen empfanden dies Gesetz als eine ungerechte Härte, sondern auch viele Weiße. Als Landbesitz, der den Schwarzen gehört, wurden nur angenommen die bereits bestehenden Reservate bzw. Lokationen auf dem Lande und in der Nähe der Städte; die bestehenden und anerkannten Missionsstationen mit eigenem Landbesitz und die christlichen Eingeborenenndörfer, wo die Leute käuflich Land erworben hatten. Eine Kommission wurde eingesetzt, die im einzelnen untersuchen sollte, wo eine neue Trennung bzw. Enteignung der Weißen oder der Schwarzen zu empfehlen sei. Begreiflicherweise gab es eine leidenschaftliche Agitation zumal auf seiten der Farbigen. Auch die Missionskonferenz von Natal erklärte sich gegen das Gesetz; sie betrachtete es mit Schmerz, daß es in vielen Fällen die Rechte von loyalen und dem Gesetz sich unterwerfenden eingeborenen Bürgern auf Erbgut und Besitz von festem Eigentum in ihrem Vaterlande aufhob. Die Eingeborenen sandten 1914 eine Deputation von fünf einflußreichen Männern aus ihrer Mitte nach London, um bei der Zentralregierung Einspruch zu erheben. Im Juli 1916 erstattete die erwähnte Kommission ihren Bericht, welcher die Errichtung größerer Eingeborenen-Reservate in den verschiedenen Provinzen forderte. Die Eingeborenen sollten allmählich von ihren gegenwärtigen Wohnplätzen in diese Reservate überführt werden. Allein diese Vorschläge befriedigten keine Partei; den Weißen wie den Eingeborenen gaben sie nicht Land genug. Die letzteren empfanden es empörend, daß man ihnen zum Teil ihr Land nehmen wollte in einer Zeit, in welcher das britische Weltreich auf ihre Hilfe und ihre Kriegsdienste angewiesen war. Man fürchtete im Lande ernste Unruhen; die Buren

forderten eine allgemeine Bewaffnung der Weißen, um gegen einen Aufstand der Farbigen geschützt zu sein. Die Regierung aber wünschte gerade die Buren nicht auszurüsten, weil schwer im voraus zu sagen war, gegen wen im entscheidenden Falle die Flinten losgehen würden. (B. B. 18, 15. 37.) Es sei nur bemerkt, daß schließlich der ganze Gesetzentwurf der „Eingeborenen Land Akt“ zu den Akten gelegt wurde.

Es war ein Unglück, daß die klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Kriegsjahre meist ungünstig waren. Drückende Dürren wechselten mit anzu ergiebigen Regenperioden, die viel Fieber im Gefolge hatten und die Ernten verderben. Vor allem hielt Ende 1918 die spanische Grippe geradezu einen Todeszug durch das Land; sie trat in Kapstadt wie im übrigen Südafrika mit unerhörter Virulenz auf. In der Kapstadt erlagen ihr 10 000 Menschen, in ganz Südafrika 11 734 Europäer und 127 745 Eingeborene; das Elend war grenzenlos. Man fuhr die Leichen auf Wagen, Autos, Motorkarren, Schubkarren zu den Kirchhöfen. In den Straßen von Beaconsfield sah man tagelang außer den Wagen der Ambulanz fast keinen Menschen. Alles schien wie ausgestorben, und drinnen in den Häusern rangen die Menschen mit dem Tode. Eine Zeitlang war es so schlimm, daß kein Fuhrwerk zu bekommen war, um die Leichen hinauszuschaffen; es gab auch nicht genug Bretter zu Särgen, man mußte die Leichen einfach in Decken wickeln und so auf den Kirchhof befördern. Gefangene mußten Massengräber ausheben. Die Menschen fielen oft tot in den Straßen um. Auf einer Wegstrecke von 2 bis 300 Metern fand man 4 tote und 3 sterbende Weiße. Oft blieben die Leichen stundenlang liegen, ehe sie abgeholt werden konnten. Die Schulen, Versammlungslokale und Theater waren geschlossen, die Gottesdienste fielen aus, da die Kirchen von der Behörde geschlossen waren. In den Compounds zählten die Toten nach Tausenden. (B. B. 19, 150.) Glücklicherweise fiel von den deutschen Missionaren niemand der Seuche zum Opfer; aber in den Reihen der Gemeinden und der Helfer riß sie große Lücken und raffte vielfach gerade die tüchtigsten und bewährtesten Männer dahin.

Der Eingeborenen bemächtigte sich ein Geist der Unbotmäßigkeit, des Aufbegehrens. Die Scharen, die auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen in Deutsch-Südwest, Deutsch-Ost oder in Frankreich jahrelang in naher Berührung mit den Weißen gestanden hatten, brachten auch diesen neuen Geist mit heim. Wohl hatten Einzelne Disziplin, Gehorsam, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Ordnungssinn gelernt, alles

Dinge, die den Rassen von Natur fremd sind. Aber auch ihr Nationalbewußtsein war mächtig gestärkt; sie fühlten sich als die Retter des britischen Weltreiches, bestanden nun aber auch auf der Forderung aller der Rechte, von denen man ihnen so oft geredet hatte. Wie laut war doch in Südafrika das Selbstbestimmungsrecht der Völker und das Evangelium der Freiheit der Nationen verkündigt worden! Vor allem hatten die Farbigen die Macht und Bedeutung dessen gelernt, was man Organisation nennt. Sie schlossen sich zusammen zu organisierten Streiks, die Hafenarbeiter, die Goldminenarbeiter von Johannesburg, die Eingeborenen auf den Diamantfeldern usw. Und ihr Ziel ist dort wie bei uns Lohnerhöhung. Bei solchen Gelegenheiten wurde die rote Fahne vorangetragen, deren Bedeutung die Farbigen auch kennen gelernt hatten. (Ev. Miss. 1921, 20.) Zuerst kam es in Johannesburg zu ernstest Unruhen. Erst hörte man von zunehmender Aufregung unter den Eingeborenen, Dienstverweigerung kleinerer Gruppen, öffentlichen Kundgebungen. Bolschewistische Heher gingen nach europäischem Muster und mit denselben Forderungen unter den Leuten um, stachelten sie aber besonders gegen die außerordentlichen Bestimmungen auf, die nur gegen die Eingeborenen bestanden: Paßzwang, Verbot, nach 9 Uhr abends auf der Straße zu sein, Verkauf berauschender Getränke. Nebenher gingen Selbstüberhebung, verminderte Ehrfurcht vor der Obrigkeit, vor den Gebildeten und Weißen. Dann kam es zu großen Massenstreiks, an denen 40—50 000 farbige Minenarbeiter teilnahmen. Und zwar beobachtete man nun mit Sorge, daß bei den Eingeborenen die ehemals bei ihnen so lebendigen Rassen- und Stammesgegensätze gegenüber dem Solidaritätsgefühl der wirtschaftlichen Interessen zurücktraten. Bisher hatte man in der Regel mit ihren Animositäten gerechnet und die Politik nach dem Grundsatz „divide et impera“ eingestellt. Was soll werden, wenn die $5\frac{3}{4}$ Million Farbigen mit ihren geschlossenen Massen die kaum $1\frac{1}{2}$ Million Weißen erdrücken? Ernstest waren die Unruhen in Port Elisabeth. Hier hatten sich die Farbigen zu einer Art Gewerkschaft zusammengeschlossen, und ihre Führer forderten für die farbigen Arbeiter erheblich erhöhte Löhne. Es kam zu großen Aufläufen, die Weißen schossen und richteten ein großes Blutbad unter den wehrlosen Schwarzen an, auch ein paar weiße Frauen kamen in dem Tumult um. Dabei kam es heraus, daß man schon am Tage vor den Unruhen in der Kapstadt gewußt hatte, daß es in Port Elisabeth zu dem Auflauf kommen werde, es handelte

sich also um eine abgekartete Sache. Vielleicht noch bedenklicher stimmte die Weißen und die Missionsfreunde der große Schülerstreik in den berühmten schottischen Erziehungsanstalten von Lovedale. Aus einem geringfügigen Anlaß — weil dem Weizenbrot aus Sparsamkeit etwas Maismehl beigemischt war — kam es zu ernstem Unruhen. Der wilde Mob der Schüler zerstörte für etwa 60 000 M. Türen, Fenster und Schulutensilien, denn sie meinten, daß solches planlose Zerschlagen zu einem ordentlichen Streik gehöre. (B. B. 1920, 787; 167 f.) Jabavu, ein Sohn des bekannten Tongo Jabavu, des Herausgebers der Kaffernzeitung Imvo, schrieb in seinem Buche „Die schwarze Frage“: „Bolschewismus und andere nihilistische Lehren finden viele Anhänger. Ein Sozialismus radikalster Art bemächtigt sich unseres Volkes. Sie sagen, man müsse dem Christentum entgegentreten, man müsse sich eine eigene Religion zurechtzimmern. Das Christentum sei des weißen Mannes Religion und müsse deshalb ausgerottet werden; wir müssen unsere Freiheit eringen, auch wenn wir den Weißen mit Händen und Füßen entgegentreten müssen.“ Da war es denn naiv, aber charakteristisch, wenn Missionar Arndt in Bloemfontein eines Sonntags zu einem „Bußtag der Eingeborenen Südafrikas“ eingeladen wurde, die „den allmächtigen Gott bitten wollten, sie von der Herrschaft der Weißen zu erlösen“. Als Zusammenfassung dieser radikalen, gegen die Weißen gerichteten Bestrebungen konstituierte sich 1921 in Pretoria ein Eingeborenen-Kongreß, um die „Los—von—den—Weißen—Bewegung“ planvoll über das ganze Land zu organisieren.

Aber auch wo es zu derartigen Ausbrüchen nicht kam, machte sich sogar bis in abgelegene Landgemeinden der Geist der Verwilderung, der Zucht- und Autoritätslosigkeit geltend. Man kann sich aber die Lage, in welche die eingeborenen Christen gerieten, kaum verworren und versuchlich genug vorstellen. Der Berliner Jahresbericht 1919 entwirft davon folgendes anschauliche Bild (S. 7):

„Die Kriegsjahre brachten manche außerordentliche Not. Wegen des Zusammenhangs mit unsern Missionaren standen unsere Leute von vornherein unter Verdacht und hatten mit ihnen ihre Schmach zu tragen; manche verloren, weil sie sich von der deutschen Mission nicht lossagen wollten, ihre Arbeitsstelle oder wurden sonst geschädigt und drangsaliert. Dazu der Einfluß der Tagespresse, die allgemeine tägliche Hrße gegen alles, was deutsch ist, Verlockungen und Aufstachelungen. Daß dies alles Gemeinden, in denen ein Geist der Trägheit und Unlust Platz gegriffen hatte, oder, zumal unter dem jungen Geschlecht, Leichtfertigkeit und Vergnügungssucht überhand nahm und die straffe Zucht, wie

sie in unserer Mission geliebt wird, hart empfunden wurde, so mußten gefährliche Spannungen eintreten. Zum mindesten wurde den Missionaren die Zuchtübung erschwert. Die Ehrfurcht vor den Weißen hat bei den Eingeborenen allgemein gelitten. Wohl halten sie jene noch immer für klüger als sich selbst, aber nicht für besser. Die Eindrücke, die die von den europäischen Schlachtfeldern Heimgekehrten mitgebracht haben, mußten verheerend wirken. Daß von den Versprechungen, die man den Eingeborenen gemacht hat, nichts gehalten ist und auch für sie die Gegenwart nur Verteuerung und härteren Druck gebracht hat, enttäuscht und verstimmt. Edler empfindende zwar hat die Kriegshege mit ihren maßlosen Lügen abstoßen müssen. Aber ein Geist des Anspruchs und Aufbegehrens, der Genußsucht und Selbstherrlichkeit hat in den Kriegsjahren mehr und mehr auch die Farbigen, zumal die Jugend ergriffen und erschwert den Missionaren, Helfern und Ältesten ihren Dienst. Unter dem Nachwuchs der Gemeinden nimmt, zumal wo es sich um junges Volk handelt, das zeitweilig zu Verdienst und Vergnügen in die Städte strömt, die Zahl derer zu, die sich auch grober Beisündigungen nicht mehr schämen, und das Elternhaus versagt nur zu oft. Die Zahl derer, die sich reuig beugen und um Wiederaufnahme bitten, wird verhältnismäßig kleiner. Unter den Lehrern, die nach den Regierungsvorschriften ausgebildet sind und in Schulen, die unter Regierungsaufsicht stehen, beschäftigt werden, bestand schon immer, und keineswegs nur bei unserer Mission, die Versuchung, sich mehr als Regierungsbeamte wie als Missionsarbeiter zu fühlen, und der Gegensatz der Lebens- und Berufsauffassung zwischen ihnen und den alten, bewährten, aber nur dürftig ausgebildeten Helfern, deren Dienst auf ihrer Heilserfahrung ruhte, machte schon vor dem Kriege mancher Gemeinde zu schaffen. Wo nun gar die Schulaufsicht den deutschen Missionaren genommen wurde, steigerte sich diese Versuchung, und der farbige Lehrer konnte, wenn er innerlich nicht recht stand, zu einem Führer werden, der die Befreiung von der Vormundschaft des weißen Missionars als Lösung ausgibt. Den äthiopischen Strömungen ist die Zeit günstig gewesen. Stellenweise nehmen sie einen ausgesprochen anti-christlichen, anti-biblichen Charakter an: Die Bibel und die Verkündigung der weißen Missionare, ja das Christentum passe nicht für Afrika!"

Die Lage wird besonders charakterisiert durch eine Schilderung des ehrwürdigen Reuter in Medingen. Er schreibt unter anderem:

„Früher brachten unsere eingeborenen Christen ihre heidnischen Verwandten, die durch sie selbst angeregt wurden, zum Missionar in die Taufflasse: „Sprich nun selbst zu dem Lehrer, was du hier willst!“ sagten sie gewöhnlich zu ihrem Schützling, und dieser sagte dann: „Ich suche Frieden“, oder: „Ich bin müde geworden im Heidentum“, oder „Ich suche Jesum“. Wurde er dann weiter gefragt, was ihn dazu veranlasse, die Weise seiner Väter aufzugeben, so mußte er in der Regel Gründe anzugeben, die den Missionar überzeugen konnten, daß hier wirklich aufrichtiges Verlangen nach einem besseren Leben sich rege. Das alles ist jetzt nur in einzelnen Fällen so vorhanden. Der Zug nach Ungebundenheit, wie ihn Ps. 2 schildert, beherrscht auch hier jetzt die Massen. Man muß diese armen, noch so wenig gefestigten Schwarzen tief bemitleiden. Was haben sie nicht in den letztvergangenen Jahren alles von den sog. weißen Christen

sehen und hören müssen! Sie mühten jetzt wieder Menschen zu sehen bekommen, die ihnen wie Paulus sagen und vorleben können: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“. Es fehlen solche tiefen Eindrücke. Die Taufbewerber rekrutieren sich jetzt zum großen Teil aus Leuten, die christlichen Familienanschluß suchen, weil sie zu arm sind, sich nach heidnischer Weise eine Frau zu kaufen, oder aus Mädchen, die man zwingen will, sich mit alten Männern zu verbinden, die sie nicht mögen. Aber es gibt doch auch noch rühmliche Ausnahmen. Infolge des Gesagten sind die jetzigen Taufbewerber auch meist völlig leer von christlichem oder auch nur religiösem Wissen. Früher brachten christliche Verwandte oder größere Schulkinder ihnen das Lesen bei und halfen ihnen die biblischen Geschichten und den Katechismus sich einzuprägen. Das geschieht jetzt nur noch in vereinzelter Fällen.

Sehr anschaulich erzählt er von einem Streik der jugendlichen Medinger Arbeiter auf den Johannesburger Minen:

Eines Tages stellte sich ein solcher Junge auf der Johannesburger Parkstation hin und rief einer Anzahl Medinger Leute, die nach Hause fuhren, zu: „Sagt auf Medingen, wir werden mit den „baruti“ (Missionaren) streiken!“ Ich hatte nämlich schon vor dem Kriege eingeführt, daß auch jeder unversehrte Mann und Jüngling 15 Schilling Platzabgabe zu zahlen habe, wodurch er sich das Wohnrecht auf der Station sichert, und sie hatten auch eingewilligt. Auf den anderen Stationen aber ist das, soviel ich weiß, nicht. Auch mußten sie sich an der Wegearbeit und dem Bau der Lehrerhäuser beteiligen, bzw. dafür bezahlen, wenn sie auswärts auf Arbeit waren. Jetzt, in der Kriegszeit, saßen all die losen Elemente von den verschiedenen Stationen in Johannesburg zusammen und tauschten ihre vermeintlichen Schwierigkeiten aus und fanden dabei auch die Ungleichheiten ihrer Leistungen heraus. Dr. Krause, der das Rassenwesen hat, schickte jedem der jungen Staatsbürger seine Schuldbrechnung zu und bat sie, da sie an der Geldquelle saßen, sie bald zu begleichen. Da kam die Antwort von einem „Komitee“, das sich unter ihnen gebildet hatte. Sie würden weder Platzabgabe zahlen noch an Wegearbeit oder am Bau der Lehrerhäuser sich beteiligen. In ungeziemender Weise verlangten sie schleunige Antwort. „Nun“, sagte ich Dr. Krause, „gib folgende Antwort: „Meine lieben Kinder, jeder von Euch kann ja wählen, was ihm beliebt; niemand ist gebunden. Wir haben aber festgesetzt, daß alle Bewohner Medingens bis zum 1. Oktober ihre Schulden bezahlt haben, damit die Fortsetzung des Missionswerkes keinen Schaden leide.“ Darauf antworteten sie ganz im Dummejüngensstil und beschuldigten Dr. Krause, er wolle nur von diesem Gelde leben usw. Der uns wohlgesinnte Kommissar kam gerade her, um die Landabgabe einzutreiben; so trugen wir ihm die Sache vor, damit er Bescheid wisse, wenn etwa die Jungen einen dummen Streich machen sollten. Er gab mir den Rat, sie, falls sie ihre Schuld, die eine gesetzliche Schuld sei, nicht rechtzeitig zahlten, vom Platz zu verweisen; dann werde er sie zur Strafe auf Bauernplätze verteilen; da würden sie schon zahm werden. Die ganze Gemeinde aber war auf das höchste über dies Betragen der dummen Jungen entrüstet. Sie brachten Geld zusammen und sandten zwei alte Helfer und einen Lehrer nach Johannesburg, um ihnen den Kopf zu waschen. Auch hielten die Ältesten eine Gemeindeversammlung

und setzten im Namen der Gemeinde ein Schreiben an Hr. Krause auf, in dem sie ihm ihren Unwillen über das Betragen der Jungen ausdrückten und ihn ihrer Liebe und Verehrung versicherten. Bis auf wenige haben die Burschen alle demütig und fußfällig bei Hr. Krause Abbitte geleistet. Ob die Räubelführer oder einige Unwissende sich noch in dem weiten Johannesburg verkrümelten haben, wird sich ja zeigen. Jedenfalls hat dieser mißglückte Streif die ganze Gemeinde ordentlich aufgerüttelt."

Missionar Leue in Edendale bei Pretoria urteilte: „Wir fühlen die Folgen des Krieges in sittlicher Laxheit und Unbotmäßigkeit. Der Farbige nach dem Kriege ist ein anderer Mensch wie der vor dem Kriege. Die Zahl der Heidentaufen hat eher zu- als abgenommen. Doch müssen Jahr für Jahr etwa 27 der Gemeindeglieder als völlig verwildert aus den Gemeindelisten gestrichen werden. Gegen solche scharfe Kirchenzucht wird ja mancher dies und jenes einzuwenden haben. Aber so lange unsere Gemeinden noch von Heiden umgeben sind, müssen sie ein Minimum von Licht und Salz in sich tragen.“

Das war eine um so stärkere Belastungsprobe für das Gefüge der Berliner Mission während des letzten Jahrzehnts ab. Da Bewegungs- und Handlungsfreiheit meist stark eingeschränkt waren. Die Missionare waren an die Stationen bzw. die Ortschaften, wo sie lagen, gebunden und hatten sich bald alle drei oder vier Tage, bald alle Woche, im günstigen Falle alle Monate zweimal auf der Polizei zu melden. Das sonst allen Ordinierten, weißen wie farbigen, eingeräumte Vorrecht der Fahrpreisermäßigung auf der Bahn wurde den deutschen Missionaren und ihren braunen Pfarrern schon bald nach Kriegsausbruch entzogen. Synoden konnten infolge dieser Erschwerungen während der Kriegsjahre nicht stattfinden, nur daß die Synodalausschüsse bei dringenden Anlässen zusammentraten, um die laufenden Geschäfte zu erledigen.

Nun hätte man meinen und hoffen dürfen, daß in einer so unheilvoll aufgeregten Zeit die durch die 1910 vorangegangene große Edinburger Weltmissionskonferenz mächtig gestärkte Solidarität unter den protestantischen Missionen den deutschen Missionen wertvoll zu Hilfe kommen würden. An Ansätzen zu solchen Hilfsaktionen hat es auch nicht gefehlt. Im November 1914 haben die Vertreter der „Transvaal Missionary Association“ unter der Führung des Sekretärs der „Allgemeinen Missionskonferenz Südafrikas“ D. Lennox von Lovedale bei den Behörden Fürsprache für die deutschen Missionare eingelegt. Aber dann machte es sich doch eben bald

geltend, daß die Missionstreife überwiegend englisch orientiert waren und fühlten. Sie zogen sich von den deutschen Missionaren zurück. Manche beteiligten sich in Zeitungen und Versammlungen, ja sogar auf der Kanzel in bedauerlicher Weise an der Heße gegen sie. Vielleicht ebenso beklagenswert war, daß sich manche Denominationen nicht scheuten, die Notlage und Einengung der deutschen Missionen zu mißbrauchen, um sich in ihr Arbeitsgebiet einzudrängen oder ihre Gemeindeglieder abspenstig zu machen; und zwar taten das nicht nur wilde äthiopische Sekten, sondern auch die Wesleyaner und die Anglikaner. Das gab Anlaß zu mancher unerquidlichen Reibung. Um so dankenswerter war es, daß die huriſch=reformierten Kreiſe mannhaft und treu für die deutschen Missionen eintraten. Sie stellten sich in öffentlichen Erklärungen ihrer kirchlichen Generalversammlung auf den Standpunkt der Übernationalität der Missionen, gemäß der den Deutschen die entrissenen Missionsfelder zurückgegeben und speziell in Südafrika ihre wertvolle und bewährte Arbeit erhalten werden müsse; sie erhoben Einspruch gegen ihre Internierungen und sonstigen Rechtsverkürzungen.

Die Synode der „Nederl. Herformden Kerk“ (reformierte holländische Kirche) in Kapstadt nahm bei Besprechung der Supranationalität von Missionaren einstimmig folgenden Antrag an:

„Die Synode spricht ihre starke Überzeugung aus, daß die Supranationalität der Mission von allen Regierungen anzuerkennen sei, so daß die Untertanen irgend einer Nation in dem Gebiete einer andern Nation die Missionsarbeit ungehindert treiben dürfen, solange sie sich nicht in Gegensatz zu den Gesetzen des Landes stellen.“

Die allgemeine Missionskommission der Synode wurde gleichzeitig beauftragt, sich mit einer Petition entweder an den 1. Minister oder an den Fortsetzungsausschuß der Weltmissionskonferenz mit dem Ersuchen zu wenden, ernstlich danach zu trachten, die alliierten Mächte oder andere befugte Autoritäten zu bewegen, „die deutschen und anderen Missionare, die infolge des Krieges aus ihren Arbeitsgebieten verjagt sind, ohne unnötige Versäumnis in ihre betreffenden Arbeitsgebiete zurückkehren zu lassen und sofort alle hindernden Einschränkungen, unter denen die Missionare für des Herrn Reich zu arbeiten haben, aufzuheben.“

Und nebenbei sammelten sie in ihrer Weise fleißig große und kleine Gaben für einen „Südafrikadank“ der Burenkreiſe an die notleidenden Deutschen, um an ihrem Teile die Dankeschuld für die

Hilfeleistungen Deutschlands während des Burenkrieges abzustatten. Es gingen große Summen teils durch die Hände des Missionsdirektors D. Axenfeld, teils an den Gustav-Adolf-Verein, teils an Private und Anstalten. Diese Hilfsbereitschaft und die darin sich aussprechende christliche Brudertreue gab der lutherischen Berliner Missionsgesellschaft die Freude, diese reformierte Kirche um Hilfe zur zeitweiligen Fortführung ihrer verwaisten Missionsstationen in Ostafrika zu bitten.

Durch das vorige Jahrhundert war die britische Politik in Südafrika zu einem nicht geringen Teil aufgebaut auf der Zuversicht, daß das „liberale England“ auf die Sympathien der Farbigen gegenüber den „brutalen Buren“ zuversichtlich rechnen könne. Das hatte immer die Buren in eine verhängnisvolle Lage versetzt, daß sie im entscheidenden Falle gegen zwei Fronten, gegen die Engländer und gegen die Farbigen zu kämpfen hatten. Die Engländer hatten durch Zugeständnisse im kleinen und eine planmäßige Anschwärzung der Buren im großen diese unterschiedliche Stellungnahme markiert und gepflegt. Geht diese Voreingenommenheit doch soweit, daß man nur mit großem Vorbehalt englische Darstellungen südafrikanischer Verhältnisse, selbst in Missionsfragen benutzen kann. Neuerdings schließen sich die Farbigen gegen alle Weißen zusammen; ihre Losung lautet: „Hört nicht auf die Weißen; sie sprechen nur zu ihrem Vorteil! Arbeitet nicht für die Weißen; sie bereichern sich nur durch euren Schweiß! Zahlt nicht an die Weißen; sie gebrauchen unser Geld als Waffe gegen uns!“ Und die farbige Bevölkerung vermehrt sich in beängstigendem Maße, die weiße nur langsam. Damit gewinnt die Farbigen-Frage von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr ein drohendes Gesicht.

Ist es unter diesen Umständen nicht vielleicht zu spät, wenn nun endlich im Jahre 1920 das erste umfassende Eingeborenen-Gesetz, die „Native Affairs Act 1920“ erlassen ist? Man sucht den berechtigten Wünschen der Farbigen entgegenzukommen. Es soll eine „Kommission für Eingeborenenfragen“ eingesetzt werden, die sich zu einem ständigen Rat für alle Eingeborenen-Fragen in der Union weiter entwickeln und nicht nur beratende Stimme, sondern erhebliche Macht haben soll. Es sind ferner für gewisse Gebiete „Eingeborenen-Räte“ vorgesehen, welche sich mit den öffentlichen Angelegenheiten, wie Ackerbau und Schulwesen, befassen sollen. Unter gewissen Umständen soll der Generalgouverneur Konferenzen der eingeborenen Häuptlinge und anderer angesehenen Farbiger berufen, um sich über die Stimmungen und Wünsche der Farbigen zu unterrichten. Werden derartige

Zugeständnisse dem erwachten Selbstständigkeits- und Macht hunger der Farbigen genügen?

Schulfragen drängen sich immer wieder in den Vordergrund. Die Eingeborenen werden dauernd als eine zahlenmäßig erdrückende Majorität unter einer sie politisch und kulturell in jeder Hinsicht beherrschenden weißen Bevölkerung leben. Letztere muß Wert darauf legen, daß die Eingeborenen sich an ihr Milieu und ihre Kulturwelt anpassen, und die Schulen sind das wichtigste Mittel, um die Einführung der Eingeborenen in die Kulturwelt der Weißen planvoll vorzunehmen. Das ist ein öffentliches Interesse. Ein anderes, wenn auch nicht ganz so tiefgreifendes, liegt daneben. Die Eingeborenen stellen ein ungeheures Kapital ungelernter Arbeit dar, das zum eigenen Besten der Kolonie zu erschließen, eine dringende Aufgabe ist. In der Kapprovinz hat eine „Kommission für Eingeborenen-Erziehung“ diesen ganzen Fragenkomplex gründlich untersucht, ist aber nicht zu entscheidenden Neuerungen gekommen. Noch ist nach ihrem Urteil im allgemeinen das Eingeborenen-Schulwesen bei den Missionaren und Missionsgesellschaften in guten Händen; radikale Vorschläge einzelner „Eingeborenen-Lehrer-Vereine“, das „Missionsschulsystem müsse bald der Vergessenheit anheimfallen“, werden nicht ernst genommen. Aber auf Grund der Vorschläge der Kommission ist durch eine „Farbigen- und Eingeborenen-Schulordnung 1920“ verfügt, daß die eingeborenen Lehrer gleiches Gehalt und gleichen Rang wie die europäischen Lehrer gleichen Grades erhalten. Auch ist im Rahmen der Universität Kapstadt eine „Schule des afrikanischen Lebens und der afrikanischen Sprachen“ eingerichtet, die den Weißen Gelegenheit zu gründlichen Studien der Sprachen und Sitten der Farbigen geben soll.

2.

Von diesem verworrenen Hintergrunde hebt sich die Geschichte der Berliner Mission während des letzten Jahrzehnts ab. Da fällt uns zunächst die Arbeiternot in die Augen. Mit dem Kriegeausbruche war gleichsam Schluß mit dem regelmäßigen Lebensaustausch von daheim und Südafrika. Die gerade in der Heimat weilenden Missionare mußten bis weit über das Kriegsende hinaus in Deutschland bleiben. Dazu wurden die beiden jungen Missionare Zimmermann und Jurkat, nachdem sie eine Zeit lang in Südafrika interniert waren, nach Deutschland abgeschoben. Neuausfendungen waren erst 1920 und 1921 in sehr beschränkter Zahl möglich. Die Zahl der

Missionskräfte, die in Südafrika weilten, schrumpfte im Laufe des Krieges immer bedrohlicher zusammen. Zehn Missionare wurden für kürzere oder längere Zeit interniert: aus der Kapssynode Großkopf und Manzke; aus Sulu-Kossa Pakendorf und G. Krause; aus Dranje Jurkat, aus Süd-Transvaal G. Schwellnus und Sander, aus Nord-Transvaal Zimmermann und Endemann. Am längsten schmach- teten hinter dem Stacheldraht Manzke und Sander, letzterer wurde erst im November 1918 mit Rücksicht auf die Erkrankung seiner Frau in Freiheit gesetzt. Die Gemeinden verwandten sich kräftig und manch- mal mit Erfolg für ihre Lehrer. Als Pakendorf 1914 interniert wurde, zog der Kirchenrat von Emmaus unter der Führung des alten Pfarrers Gumede zum Magistrat und fragte ihn: „Wo ist unser Umfundi?“ „Der ist in Mariëburg.“ „Wer hat ihn hingeführt und was macht er da?“ „Er ist gefangen.“ „Was hat er getan?“ „Er hat nichts getan, aber er ist ein Deutscher!“ Darauf die treffende Antwort: „Wir haben noch nie gehört, daß ein Mensch, der nichts getan hat, gefangen gesetzt wird. Außerdem ist es doch kein Ver- brechen, ein Deutscher zu sein. Er kann doch nichts dafür, daß er als Deutscher geboren ist. Wir müssen dringend bitten, daß er sobald wie möglich wiederkommt; denn er ist unser Vater und unser Hirte.“ Und er wurde nach Emmaus zurückgelassen. (B. B. 1920, 129.)

Dazu wurden die Missionare von viel Krankheit heimgesucht. G. Krause, der zu seinem sterbenden Vater nach Pietersburg in Nord-Transvaal geeilt war, erkrankte, als er nach langen Monaten endlich nach Natal heimkehren durfte, auf der Rückreise an Blinddarment- zündung, und dann wurde er durch die Polizei lange in Christianen- burg zurückgehalten, ehe er auf seine Station Emmaus ziehen konnte. Chr. Prozestky, dessen Gesundheit ohnehin nicht fest war, mußte sich einer gefährlichen Gallen- und Nierenoperation unterziehen und brauchte dann viele Monate, um sich zu erholen. Mariëtters Frau erkrankte so schwer, daß er in seiner Missionsarbeit empfindlich be- hindert wurde; er suchte zunächst von Bethel aus in dem benachbarten Stutterheim Zuflucht, dann verzog er mit seiner schwer leidenden Frau auf eine kapländische Station. Schließlich schied er ganz aus. Auch Scheffler in Anhalt Schmidt war durch die lange anhaltende Kränklichkeit seiner Frau behindert und tauschte schließlich mit Eder in Mosselbay in der Hoffnung, daß ihr das Seeklima Heilung bringen werde. Superintendent Großkopf in Riversdale war schon kränklich; da wurde er als Gefangener nach Pietermaritzburg überführt und da

kam sein Leiden bald so schwer zum Ausbruch, daß er in ein Sanatorium überführt und später nach Potschefstrom entlassen wurde. Auch Superintendent Schloemann in Pretoria war oft und viel leidend; ein dreimonatlicher Erholungsaufenthalt an der See brachte nur teilweise neue Kräfte. Ein Herzleiden nötigte ihn 1923, unter der Pflege deutscher Ärzte Heilung in der Heimat zu suchen.

Dazu riß der Tod eine schmerzliche Lücke nach der andern. Der junge, frische Missionar Ferd. Kottich jun., der nach Nord-Transvaal bestimmt war, weilte kurze Zeit bei seinem Vater in Anhalt Schmidt zu Besuch. Da ergriff ihn eine tödliche Krankheit und raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Nach wenigen Monaten folgte ihm am 11. Januar 1917 sein alter, durch viel Kränklichkeit geprüfter Vater Richard Kottich. Im Jahre 1852 in Stettin geboren, war er 1879 nach Südafrika ausgesandt und 1882 in Amalienstein ordiniert; von da an hatte er 35 Jahre lang nur in der Kapkolonie gearbeitet, nacheinander auf den Stationen Riversdale, Mosselbay, Amalienstein, Ladysmith und Anhalt Schmidt. Und nun raffte der Tod nacheinander vier der Superintendenten, also die Säulen unserer Arbeit in drei Synoden, hinweg. Am 23. Dezember 1915 starb in Pietersburg Superintendent P. R. Oswald Krause. Im Jahre 1846 in Polkwitz in Schlesien geboren, wurde er 1873 nach Südafrika ausgesandt und arbeitete zunächst bis 1880 in Britisch Kaffraria, zumeist auf Etembeni. Dann nach Transvaal versetzt, ging er nach kurzem Aufenthalt in Botischabelo nach Waterberg-Modimulle, wo er 13 Jahre unter der aus Dorlams und Bassuto eigenartig zusammengesetzten Gemeinde gewirkt hat. Im Jahre 1893 unter schwierigen Verhältnissen zum Superintendenten der Nord-Transvaal-Synode ernannt, zog er es 1896 vor, nicht auf dem abgelegenen und für diese Zwecke minder geeigneten Mphome, sondern in Pietersburg seinen Sitz zu nehmen. Dort hat er bis 1913 der Superintendentur gewaltet, bis er sich von dem verantwortungsvollen Amte wegen der Beschwerden des Alters entbinden ließ. Sein Leben war nicht durch in die Augen fallende Ereignisse oder Erfolge gekennzeichnet; er hat sich in stillen, treuen Dienst verzehrt. In der Vorsicht seines Urteils, seiner zarten Gewissenhaftigkeit und seiner ungefälschten Bruderliebe wurde er als Superintendent der Mann des allgemeinen Vertrauens, ein Ratgeber und Führer, den auch die Missionsleitung in wichtigen Fragen um seine Meinung anging. Am 6. April 1918 starb in Berlin der Superintendent der Natalsynode E. Minkner (vgl. S. 425). In

Breslau 1859 geboren, war er früh nach Berlin gekommen. Unter viel Krankheit, auch in seiner Familie, geprüft und gereift, wurde er Missionar und wurde in die harte Geduldsarbeit unter den Kaffern, 1892 zu den Sulu in Natal ausgesandt, und er nahm sie mit klarem, scharfem Blick und mit eisernem, festem Willen auf. Den deutschen Gemeinden, die er bedienen durfte, ist er ein ernster Seelsorger und treuer Freund gewesen; die Sulu aber haben ihn recht verstanden, wenn sie ihm den Namen „der Türöffner“ gaben. Seine Kraft und Gabe kam erst voll zur Geltung, als er zur Leitung der Natalsynode berufen wurde. Er hatte die Sulu lieb; er glaubte an ihre Zukunft. Er vertrat unerschrocken ihr Recht auch gegenüber den Weißen. Er hatte bestimmte Ansichten und Pläne für die Weiterentwicklung dieser schwierigen Arbeit, und ihr Aufblühen während der letzten Jahre ist wohl nicht zum geringen Teile sein Verdienst. Am 9. September 1918 starb der Superintendent der Dranjesynode Richard Brune. Im Jahre 1852 in Berlin geboren, verlebte er seine Jugend in dem märkischen Dorfe Friedersdorf, wo er einem frommen Lehrer die Gewöhnung zum Gebet verdankte. Im Jahre 1877 nach Südafrika ausgesandt, führte ihn sein Weg nach der Dranjesynode, und er hat ein volles Menschenalter hindurch mit ihr Freude und Leid geteilt. Seine erste Station war Saron, wo er unter den zerfahrenen Koranna sich vergeblich bemühte, ihre Rechte auf die Weideplätze und eine besonders wichtige Salzpflanze gegen die Buren zu verteidigen. Später war er zwei Jahrzehnte hindurch der Missionar Adam Oppermanns auf Adamschoop. Bei Ausbruch des Burenkrieges war er in Deutschland auf Urlaub. Zwar durfte er zurückkehren, aber die Gemeinde von Adamschoop war vertrieben und zog ruhelos im Lande umher. Eine Zeitlang nahm er an diesem beschwerlichen Wanderleben teil. Dann fand er in Kimberley eine neue Stätte seiner Wirksamkeit. Dort wurde ihm auch die Leitung der Synode übertragen. In den letzten Jahren litt er mehrfach unter Schlaganfällen, die seine Kraft aufzehrten. Er hatte auch theologische Interessen; besonders in die Missionsart des Apostel Paulus vertiefte er sich mit liebevollem Verständnis. Am 19. Januar 1919 starb in Transvaal der Vizesuperintendent von Nord-Transvaal, Christ. Sonntag, der Leiter der unter den Bawenda getriebenen Arbeit. Im März 1862 in Fürstenau in Ostpreußen geboren, trat er aus dem Lehrerseminar in das Berliner Missionsseminar ein und wurde 1885 nach Südafrika abgeordnet. Nachdem er glückliche,

reiche Lehrjahre in Botshabelo verlebt hatte, wurde er 1892 nach dem landschaftlich schönen, aber ungesunden und überaus schwierigen Blauberg versetzt, wo er unter viel innerer und äußerer Not ein halbes Jahrzehnt wirkte. Nicht minder hart war die Arbeit unter den Matebele auf der Station Malofong, wo er von 1899—1905 auf Vorposten gegenüber einem unbändigen Heidentum stand. Von dort wurde er nach Tshatoma im Bawendalande versetzt, wo durch die Zuchtlosigkeit eines innerlich gescheiterten Missionars verworrene Zustände eingetreten waren. Es gelang ihm in hervorragendem Maße, nicht nur Zucht und Ordnung und das Ansehen der Mission wieder herzustellen, sondern auch die Arbeit in Bowenda mit ruhiger, sicherer Hand zu leiten, bis schwere Malariafieber seine Kraft brachen und ihn dahinrafften. Stille, unermüdliche Tätigkeit, in der auch recht erhebliche Leistungen als völlig selbstverständlich angesehen wurden, ein allseitiges Erfassen der Missionarspflichten, wobei das Kleine und Kleinste mit der gleichen Aufmerksamkeit und ebenso sorgfältig und gewissenhaft bearbeitet wurde wie das Große, ein volles Überschauen der Zusammenhänge, eine durchaus stetige, ohne jede Hast, aber auch ohne jedes Stillstehen getriebene Arbeit bezeichneten den Mann, der innerlich völlig an sein Werk gebunden war und in ihm aufging. (Ev. Miss. 1920, 17.)

Eine weitere Lücke in dem dezimierten Arbeiterkreise war es, daß Robert Franz in Bochum-Blauberg am 11. April 1919 starb. Im Jahre 1864 in Nieder-Adelsdorf geboren, ist er in der Luft eines innig frommen Elternhauses aufgewachsen, der Zug nach oben war von früh in seiner Seele wirksam. Nachdem er im Seminar seine Ausbildung abgeschlossen hatte, verlobte er sich mit der Diaconisse Helene Schulz. Diese Verbindung ist für die Ausgestaltung seiner missionarischen Tätigkeit von entscheidender Bedeutung geworden. Im Jahre 1892 nach Südafrika gesandt, ging er zunächst einige Jahre nach Adamschoop, Mphome und Leschoane. Im Jahre 1897 wurde er der Nachfolger Sonntags in Blauberg; und hier wurde seine Tätigkeit, wie uns bereits bekannt, in eine besondere Bahn gelenkt. Der Nordwesten Transvaals, in dem die Lues schon immer zu Hause gewesen, aber durch den Burenkrieg außerordentlich gesteigert war, war in furchtbarem Maße von dieser Krankheit durchseucht. Schwester Franz begann ein großes Hilfswerk unter ihnen, und ihr Mann lebte sich mehr und mehr in diesen Dienst unter den Siechen und Kranken ein und fand unter ihnen eine weit ausgreifende Tätigkeit. Im

Jahre 1914 hatte sich Franz, weil sich bei ihm eine ernste Kehlkopf-erkrankung geltend machte, von der Stationsarbeit entbinden lassen. Er widmete sich bis zu seinem Tode dem Dienste der Siechen und Elenden.

Nimmt man noch hinzu, daß aus dem einen oder andern Grunde in diesem halben Jahrzehnte weiter der Missionar Streit und der von Deutsch-Ostafrika nach Südafrika versetzte, emeritierte Superintendent Schüler in Natal, die jungen Missionare Jonas in Süd-Transvaal und Joh. Schwellnus in Natal, und der in das Pfarramt der deutschen Gemeinde in Kingwilliamstown übergetretene Missionar Hoppe in Britisch Kaffernland aus dem Missionsdienste ausschieden, so verstärkt sich der Eindruck, in welchem Maße die ohnehin dünn besetzten Reihen der Missionare gelichtet wurden. Dankbar gedenken wir der Veteranen, die hochbetagt in der Heimat dahingeschieden sind: des am 14. April 1919 in Kiel im Alter von 83 Jahren verstorbenen Professors Karl Endemann und des am 22. Mai 1918 in Berlin heimgegangenen Missionsinspektors D. Alexander Merensky.

Am 22. Mai ist in Berlin in dem Patriarchenalter von 80 Jahren der emer. Missionsinspektor D. Alexander Merensky gestorben. Mit ihm ist eine der bekanntesten und eindrucklichsten Persönlichkeiten im Missionsleben des nordöstlichen Deutschland aus unserer Mitte geschieden, neben D. Theodor Wangemann wohl die bedeutendste Persönlichkeit aus der Geschichte der Berliner Mission. Am 8. Juni 1837 als Sohn eines Oberförsters in Panten bei Biegnitz geboren, wurde er nach dem frühen Tode seines Vaters in Berlin im Schindlerschen Waisenhaus erzogen, kam als Jüngling unter den Einfluß des Ermedungspredigers Gustav Knack an der Bethlehemskirche und trat infolgedessen 1855 als Missionszögling im Berliner Missionshaus ein. Im Jahre 1858 nach Südafrika abgeordnet, war er zunächst kurze Zeit in Natal, bekam dann aber mit seinem gleichaltrigen Kollegen Grünner den ehren- und verantwortungsvollen Auftrag, jenseits der Draakenberge in Transvaal die neue Mission zu beginnen. Schon im Spätherbst 1864 fanden diese beiden Missionsanfänge ein jähes Ende: Gerlachshoop durch einen vernichtenden Überfall der Swasi, die Vapedi-Stationen durch eine blutige Christenverfolgung, die Sekukuni in kurzfristiger Verbannung veranlaßte. Die Christen fanden eine Zuflucht in Botshabelo im Bezirk Middelburg, wo im Frühling 1865 Merensky eine neue Missionsstation anlegte. Diese romantische Anfangsgeschichte der Berliner Mission in Transvaal ist oft erzählt worden und gehörte wohl einige Jahrzehnte hindurch zu den in Deutschland bekanntesten Episoden der südafrikanischen Missionsgeschichte. Merensky leitete die Station Botshabelo bis zum Jahre 1882, während der letzten Jahre auch als Superintendent der Südtransvaalsynode. Leider war durch die verschiedenen Kriege zwischen den Buren und Engländern 1877 und 1881, in denen Merensky wiederholt eine hervorragende Rolle gespielt hatte, seine Stellung in

Transvaal so unhaltbar geworden bzw. wurde ihm seitens der Buren so viel Mißtrauen entgegengebracht, daß er es für geraten hielt, seine Missionsarbeit in Südafrika abzubringen und nach Deutschland zurückzukehren. Nun folgte von 1882 bis in die letzten Jahre seines Greisenalters noch eine zweite, 30 jährige Periode einer rastlosen, heimatlichen Missionsarbeit. Zuerst fand er vorübergehend bis 1886 Beschäftigung als Inspektor in der Berliner Stadtmission. Dann übernahm ihn die Berliner Mission zur Fortführung und zum Ausbau des von Pastor Nicht begründeten „Kleinen Sammlers“, dem sich Merensky mit großer Treue gewidmet hat. Im Jahre 1891 führte ihn das Vertrauen seines Komitees noch einmal nach Afrika hinaus zur Begründung der Berliner Mission im Randelaland. Von dort im Jahre 1892 zurückgekehrt, wurde er Missionsinspektor und speziell Dezernent und Leiter der neuen ostafrikanischen Mission. Erst die Beschwerden des hohen Alters nötigten ihn, ein Amt nach dem anderen in jüngere Hände zu übergeben. Aber bis in die letzten Wochen seines Lebens nahm er mit vorbildlicher Treue an allen Sitzungen und Veranstaltungen der Berliner Mission teil.

Dieser äußere Rahmen gibt nur unzureichend eine Vorstellung von der Bedeutung Merenskys speziell für die Berliner Mission, aber auch für das deutsche Missionsleben überhaupt. Er war Jahrzehnte hindurch auf Missionsfesten einer der gesuchtesten und volkstümlichsten Redner. Und neben einer glänzenden Erzählergabe beherrschte er das südafrikanische und später ostafrikanische Gebiet sowohl in bezug auf Land, Leute, Geschichte und Geographie wie in bezug auf die missionarischen und kolonialen Fragen mit solcher Sicherheit und Besonnenheit, daß seine Berichte für die Gebildeten ebenso anziehend und belehrend waren wie für die kleinen Leute, eine seltene Gabe der Missionsberichterstattung. Dazu fiel gleich in die ersten Jahre nach Merenskys Rückkehr die koloniale Sturm- und Drangperiode, und es war für unsere werdende koloniale Bewegung ein Gewinn, daß ein Mann von der überragenden Sachkunde und Erfahrung Merenskys in ihre vordersten Reihen trat. Durch eine preisgekrönte Schrift über die Frage: „Wie erzieht man am besten die Neger zur Plantagenarbeit?“ hatte er im Jahre 1886 die Aufmerksamkeit jener Kreise auf sich gezogen, und seitdem war er zwei Jahrzehnte hindurch für viele kolonialen Kreise geradezu die Verkörperung des Missionsgedankens, zugleich in ihren Augen eine Empfehlung derselben, da sie vor der Gesundheit seines Urteils auch in kolonialen Fragen Respekt hatten.

Merensky hatte eine glückliche Feder. Sein Buch „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südafrika 1859—1882“, das zweimal aufgelegt wurde, gehört wegen der großen Erzählergabe und vortrefflichen Einführung in die Fragen des Missionslebens zu unseren besten Missionsbüchern. Das nach der Rückkehr aus Deutsch-Ostafrika erschienene Buch „Deutsche Arbeit am Njassa 1894“ reicht an Bedeutung an jenes erste Werk bei weitem nicht heran, ist aber auch eine viel beachtete und gelesene Empfehlung für die Berliner Njassamission geworden. Merensky hat auch sonst eine Reihe kleinerer und größerer Schriften und Broschüren abgefaßt und zwei Jahrzehnte hindurch den „Berliner Missionsfreund“ redigiert. Und auch dieser bescheidenen, anspruchslosen Arbeit kam seine Sachkunde und seine große Erzählergabe zustatten.

Merensky's rastloser Fleiß und seine Treue stellten ihn auch noch in den Dienst anderer Missionsbestrebungen. Dem Vorstand der Brandenburgischen Missionskonferenz hat er fast von Anfang an angehört, und wenn er es irgend ermöglichen konnte, nahm er an allen ihren Sitzungen und Jahrestagungen teil, oft mit seinem beredten Wort in die Besprechung eingreifend oder selbst Vorträge übernehmend. Nach dem Tode D. Wangemannus trat er auch in den Deutschen Evangelischen Missionsauschuß ein und war mehrere Jahre hindurch dessen gewissenhafter und zuverlässiger Sekretär.

Das deutsche Missionsleben, zumal in den nordöstlichen Provinzen, wird ihm als einem der beredtesten und treuesten Mitarbeiter ein dankbares Andenken bewahren.

Angeichts des arg beschränkten Arbeiterstabes war es doppelt wichtig, daß die Berliner Mission im Zusammenhang mit ihren Bemühungen zur kirchlichen Verselbständigung auch mit der Berufung von bewährten Eingeborenen zum Predigtamte frisch vorangegangen war. Sie zählte bei Kriegsausbruch 22 ordinierte Pfarrer, und die Mehrzahl von ihnen bewährte sich in schlichtem, treuem Dienste. Einige weitere konnten während des Krieges ordiniert werden; unter ihnen Katisa, dem Pafendorf folgendes ausgezeichnete Zeugnis gibt:

„Er war stets meine rechte Hand. Unverzagt und ohne auch nur je unzufrieden zu sein, war er stets bereit zu jeglicher Arbeit, die ihm aufgetragen wurde. Er ist vor allem Lehrer am Seminar, daneben hat er sich als ein treuer Seelsorger und eifriger Prediger während all der schweren Jahre erwiesen. Wenn ich manchmal amtlich verreisen mußte, so hat er des Morgens von 7—8 Taufunterricht erteilt, ist dann ins Seminar geeilt, hat von 8—12 meine Exegese diktirt, von 12—1 Handarbeitsstunde beaufsichtigt, von 2—4½ wieder Stunden im Seminar gegeben und endlich wieder bis 6½ Uhr Handarbeit beaufsichtigt. Dazu noch stets das tägliche „Angelaufenwerden“ von Christen und Heiden. Ich habe manchmal Mitleid mit ihm gehabt, konnte ihm aber leider keine Erleichterung bieten. In normalen Zeiten, wenn ich daheim war, hatte er es ja leichter, aber immerhin mußte ihm allezeit ein für seine Kräfte fast zu großes Maß von Arbeit aufgebürdet werden. Er hat es getragen und seinen Platz ausgefüllt.

Als 1918 die Grippe über die ganze Welt ging und es auch bei uns kaum ein Haus gab, in dem nicht ein Kranker lag, so daß es Tag und Nacht galt, auf den Beinen zu sein, zu raten, mit den Leuten zu beten und Medicinen zu geben, war auch Katisa allezeit unterwegs, bis ich einst etliche Tage nichts mehr von ihm hörte. Bei meinem Besuche fand ich ihn und seine ganze Familie im Bette, alle krank, ohne Essen, ohne Feuer usw. Nun, meine Frau und ich haben bald Rat geschafft.

Unter diesen bedrängten Verhältnissen war es fast wehmütig, daß während der Kriegsjahre eine Station das 75 jährige und eine große Anzahl das 50 jährige Jubiläum feiern konnten. Solche Tage sind ja der beschaulichen Einteilung gewidmet, in diesem Falle wurden

sie zugleich laute Zeugnisse für den vielfältigen Dienst, den die Berliner Mission in so vielen Jahrzehnten den Eingeborenen Südafrikas geleistet hat, und für die Mannigfaltigkeit der Arbeitsart und des Erfolges dieser meist mühsamen und selbstverleugnenden Arbeit. Das 75 jährige Jubiläum feierte Pniel im Juli 1920. Auf was für eine bewegte Geschichte schaute diese öde, abgelegene Station zurück! Ursprünglich war sie für verschiedene Korannasippen bestimmt gewesen; unter diesen innerlich haltlosen und äußerlich verarmenden, unsteten Nomaden hatte sich trotz aller Geduld eine gedeihliche Arbeit nicht zustande bringen lassen. Sie zerstreuten sich; an ihrer Stelle zogen die fleißigeren, kulturfähigeren Betschuanen ein. Da kam 1869 unerwartet der Diamantensturm über die einsam in der Wildnis gelegene Station. Die Wüste von Pniel verwandelte sich einige Jahre in ein lärmendes Getöse. Aber auch dieser Sturm ging schnell vorüber; seit der Zeit hat Pniel wieder ein Stilleben geführt. Nur war hier wegen des Vorhandenseins ausgedehnter Flächen des diamantenführenden Blaugrundes immer die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß irgendwo große Diamantenschätze gefunden würden; es gab deshalb immer wieder aufreibende Verhandlungen mit Prospektierungsgesellschaften. Pniel scheint so etwas wie eine Sparbüchse der Berliner Gesellschaft zu sein. Nur ist der Schlüssel dazu noch nicht gefunden. Pniel schien eine besondere Bedeutung zu bekommen, als im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts auch die Dranjesynode daran ging, für das schnell wachsende Werk eigene Helferinstitute einzurichten (1905). Die Station gehört zur Kapkolonie (Griqua-Land West), dort sind die Voraussetzungen für die Einrichtung von Lehrerseminaren insofern günstig, als nur an eine Mittelschule eine Training-Jahresklasse angefügt zu werden braucht. Allein in Pniel hatte man zwischen einem Entweder-oder zu wählen. Entweder beschränkte man die Anstalt auf das Bedürfnis der Berliner Dranjesynode, dann blieb es ein Zwerginstitut; oder man baute es zu einem auch den anderen Denominationen offenstehenden Lehrerseminar aus. Das erforderte große Mittel, Pniel lag dafür ungünstig. So ging das Pnieler Seminar 1921 wieder ein. — Adamshoop feierte 1917 sein fünfzigjähriges Jubiläum, nicht gerade in sehr hoffnungsvoller Lage. Das Geschick der Station war eng mit dem der Familie Oppermann verknüpft. Die Tüchtigkeit und der Fleiß Adam Oppermanns und seines Vaters hatten die Familie und die Missionsstation hoch gebracht. Nun war aber der gute Geist christlicher

Zucht und Ordnung aus der Familie gewichen; es hatten Buren, Dänen und Deutsche in sie hineingeheiratet, aber meist nicht die besten Elemente. Durch Erbteilungen war das riesige Fideikommiß zersplittert. Die außerordentlich ungünstige Wirtschaftslage während und noch mehr nach dem Kriege verschärfte die Not. Die wirtschaftliche Depression brachte die Oppermanns an den Rand des Untergangs. Sie mußten ihren Viehbestand zum größten Teil um ein geringes verschleudern. So zog in die dortige Gemeinde bittere Armut, leider auch Krankheit und Trägheit ein.

Gleichfalls in die erste Visitationsreise Wangemanns, 1867, reichen die Anfänge von Waterberg-Modimulle in Nord-Transvaal zurück. In dem sonst ziemlich öden und wasserarmen westlichen Transvaal gibt es eine Gegend, in der die Wasserquellen, auch warme und heilkräftige, sprudeln. Von den Waterbergen umschlossen, durchfließt hier der Nilstrom üppige, fruchtbare Täler, in denen anmutige Wiesen mit ihrem Grün und Obstbäumen mit lachenden Früchten das Auge erquicken. Das reiche Land hat früh zahlreiche Burensiedelungen angezogen, so daß es mit Bauernplätzen dicht besetzt ist. Sogar ein Badeort, Warmbad genannt, mit modernen Hotels und Kantinen hat sich aufgetan. Leidende aus ganz Südafrika strömen bei dieser heilbringenden Quelle von Jahr zu Jahr in größerer Zahl zusammen. Die dort gegründete Missionsstation war von Anfang an nicht auf die Arbeit unter den freien Stämmen, sondern auf die Dienstkassen der Buren in der Umgegend angewiesen. Damit hat auch die geschichtliche Entwicklung Waterbergs ihren besonderen Charakter erhalten. Sie hat wenig Anteil an der Romantik, die der Pionierarbeit zu eignen pflegt. Es ist viel hingebende Treue erforderlich, um den Gemeindegliedern, Dorlams, Betschuanen und Bassuto, die auf verschiedene Plätze zerstreut und in ihrer Bewegungsfreiheit durch ihr Arbeitsverhältnis vielfach behindert sind, mit Gottes Wort nachzugehen und sie aufzusuchen, oft in späten Abendstunden, wenn sie selbst keine Zeit haben, zum Missionar zu kommen. (B. B. 1918, 47.) Dabei steigert sich die Versuchlichkeit durch den äußeren, oft hohlen Glanz des modernen Lebens. Die Eingeborenen, deren Raum immer mehr beengt wird, bekommen zu spüren, daß das Leben unter den alten Bauern doch im allgemeinen immer noch erträglicher war, als unter vielen dieser neuen Herren. In Nord-Transvaal waren im Jahre 1867 zwei Stationen gegründet, Malotong und Blaauwberg, beide

an Plätzen, wo es auch heute noch einem halben Jahrhundert noch große Geduld erfordert, um in die noch immer verschlossenen und harten Stämme, die Matebele in Malokong und die Bagananoa in Blaueberg, hineinzukommen. Damals in der Gründungszeit hatte man auf Malokong und das benachbarte, längst eingegangene Tutloane große Hoffnungen gesetzt; der trotzige Häuptling Mapela oder Mantopane gehörte zu den mächtigsten in Transvaal. Gewann man ihn und sein Volk, so durfte man hoffen, weithin unter den Eingeborenen Boden zu gewinnen. Aber gerade hier gestaltete sich die Missionsarbeit zu einem stets neu anhebenden geistigen Ringen mit den sich folgenden, wetterwendigen, widerspenstigen Häuptlingen, mit Mapela und Massebe, Hans und Baderberg, die trotz vorübergehender guter Anwandlungen das Christentum in ihrem Lande nicht aufkommen ließen. Blaueberg wurde im Norden von Transvaal in einem Landstück schon überwiegend tropischen Charakters unter den Bagananoa angelegt, und diese haben ihrem Namen „die nicht Wollenden“ nur zu viel Ehre gemacht. Ihr finsterner Häuptling Maleboho hat die wenigen, die sich taufen ließen, mehr als einmal an ihrem Leben bedroht. Da war es ein Glück, daß sich dem Missionar Franz und seiner Frau auf dieser Station die erwähnte große Arbeit unter den zahlreichen Lueskranken des Landes auftrat. — Am 11. Juni 1917 feierten Königsberg, am 22. Juni 1918 Hoffental in Natal ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Königsberg schien vor einem halben Jahrhundert in dem noch wenig aufgeschlossenen Lande unentbehrlich als Unterwegstation auf dem Wege von der Küstenstation Christianenburg bei Durban nach den tief im Innern liegenden Transvaalstationen. Sein Stempel wurde ihm aufgedrückt durch die Eigenart seines Erbauers August Prozesky, der hier ein volles Dritteljahrhundert (1868—1900) in ausdauernder Tatkraft gearbeitet und die Station auch äußerlich in ihren Anlagen zu einer der schönsten im Lande umgestaltet hat. Während des Burenkrieges durch den Argwohn der Engländer vertrieben, durfte er erst an seinem Lebensabend in seine Schöpfung zurückkehren, wo sein Sohn Christian in seinem Geiste die Arbeit fortführte. Hier ist er als betagter Emeritus am 9. Mai 1915 gestorben, und seine Lebensgefährtin ist ihm wenige Monate danach in die Ewigkeit gefolgt. Hoffental am Fuße der Draakenberge hat, wie die meisten anderen Luststationen, infolge des Widerstandes der Häuptlinge eine langsame Entwicklung gehabt. Selbst durch die Fesseln der Vielweiberei

gebunden, fürchteten die Häuptlinge, über christliche Untertanen nicht mehr so uneingeschränkt wie über Heiden gebieten zu können. Andererseits war in Natal die Macht der englischen Herrschaft bereits so groß, daß der Kampf gegen das Christentum nicht mehr so gewaltsam wie in Malosong und Blauberg geführt werden konnte. Erst in neuester Zeit scheint dieser Widerstand sich zu mindern. Der Häuptling Bambasi hat die Stationierung eines braunen Pfarrers bei seiner Hauptstadt Engkoba gestattet. Die Missionsarbeit hat sich dadurch ausgedehnt, daß einmal die Berliner Mission in jener Gegend den Bauernplatz Rosenstein erworben hat, der jetzt auch in der Regel der Wohnsitz des Missionars ist; zum anderen werden von hier aus die Christenhäuflein pastoriert, die jenseits der Drakenberge auf der Hochebene in der Gegend des aufgegebenen alten „Krazenstein“, in Nelsonskop und Richardsrust wohnen, ihrer mehr als 500. Zudem sind in jener Gegend Kohlenlager und Petroleumquellen gefunden, deren großzügige Ausbeutung wahrscheinlich in wenigen Jahren das wirtschaftliche Bild umgestalten wird. Hoffental liegt in der zweitgrößten Eingeborenen-Reserve von Natal, kein Wunder, daß auch andere Missionen und Kirchen sich dort in unbequemer Weise einbringen.

Wieder eine Missionsarbeit ganz anderer Art hat Riversdale in der Kapkolonie, das 1918 sein 50 jähriges Jubiläum feierte; ein freundliches, aufblühendes Burenstädtchen mit stattlichen, modernen Gebäuden, und eine der nationalen Eigenart längst beraubte, halb verholländerte, halb verengländerte Dorlammgemeinde, die es sich etwas kosten ließ, Missionar, Kirche und Schule in ihrer Mitte zu haben. Nicht gegen ein wildes, ungebrochenes Heidentum, sondern gegen innere Schlassheit und Charakterlosigkeit ging hier der Kampf, und Daniel Heese, der von 1868 bis zu seinem Tode 1905 die Station verwaltete, war ganz der Pädagoge, der die schwachen, rüdgratlosen Mischlinge zu immer neuen Leistungen anfeuerte. Die Station ist im Laufe der Jahre schön und reich ausgebaut worden; eine große, stattliche Kirche konnte 1908 geweiht werden. Jährlich große Bazare brachten reiche Erträge. Blühend ist das Schulwesen entwickelt. Riversdaler Schüler und Schülerinnen werden mit Erfolg zu den staatlichen Lehrerprüfungen zugelassen und sind dann als Lehrkräfte auf andern Stationen des Kaplandes willkommen. Neuerdings (seit 1907) ist Riversdale auch Sitz der Superintendentur und dadurch Mittelpunkt der Arbeit im Kaplande ge-

worden. Die Verschiedenartigkeit der Stationsjubiläen läßt einen Blick in die Mannigfaltigkeit der Berliner Arbeit in Südafrika tun; sie beleuchtet zugleich die ja auch sonst aus der südafrikanischen Missionsgeschichte bekannte Tatsache, daß es sich dort selten um die Zuwendung ganzer Völker oder Stämme zum Christentum, sondern meist um Geduldsarbeit und Treue im Kleinen, um ein mühsames Ringen mit Widerständen aller Art handelte. In der Zähigkeit der Ausdauer in den Tagen geringer Dinge, nicht getäuscht durch in die Augen fallende, aber nicht vollwertige Erfolge, nicht entmutigt durch jahrzehntelange, anscheinende Erfolglosigkeit hat sich die Berliner Missionsarbeit in Südafrika bewährt.

Aber ließ sich denn unter den starken Hemmungen der Kriegszeit und mit dem beschränkten, immer mehr zusammenschrumpfenden Arbeiterstabe die Arbeit überhaupt fortsetzen? Da war eine erste, sehr ernste Frage die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Die südafrikanische Mission hatte bis zum Kriegsausbruch im Durchschnitt aus Berlin einen Zufluß von $\frac{1}{2}$ Million Mark im Jahr erhalten. Diese große Summe fiel nun weg; ließ sich ohne sie der Betrieb aufrecht erhalten? Und das angesichts der sich auch in Südafrika wie in aller Welt geltend machenden Steigerung der Preise; zumal die aus dem Auslande eingeführten Waren erreichten eine Preishöhe, daß die vor dem Kriege bräuchlichen Gehaltsätze entfernt nicht mehr ausreichten. In allen Lebenskreisen mußten Gehalts- oder Teuerungszulagen gewährt werden. Konnte die Berliner Mission auch nur das Existenzminimum beschaffen? Die Neuordnung des Jahres 1911 hatte den missionarischen Haushalt in drei Kapitel zerlegt, die Bedürfnisse der Missionarsfamilien, die kirchlichen Bedürfnisse der werdenden afrikanischen Volkskirche und den Schuletat. Am schwersten ins Gewicht fiel das erste Kapitel, weil es die selbstverständliche Last der sendenden Heimat ist, und diese war durch die Unterbindung des Post- und Bankverkehrs gänzlich außerstande, für die Jhren in Afrika zu sorgen.

Sup. Schloemann erbat und erhielt, um dies für alle Synoden zu sichern, schon am 22. August 1914 eine Audienz bei dem damaligen General und Finanzminister Smuts. Dieser erklärte, nachdem ihm die Lage deutlich gemacht war, schließlich, er kenne Schloemann und vertraue ihm und wolle dafür sorgen, daß Geldaufnahmen gestattet würden, unter der bestimmten Voraussetzung politisch völlig korrekten Verhaltens der deutschen Missionare. Auf das am 24. 8.

eingereichte schriftliche Gesuch folgte schon am folgenden Tage die schriftliche Erlaubnis der Gelddaufnahme. Als jedoch nun die erste Hypothek aufgenommen werden sollte, weigerte sich das Grundbuchamt, und das Finanzministerium trat ihm bei. Ein erneutes Gesuch an Smuts führte, nachdem Schloemann erklärt hatte, daß er für das gute Verhalten der Missionsangehörigen sich verbürgen und versichern könne, daß das Geld wirklich nur Missionszwecken dienen solle, zur Bestätigung der Erlaubnis, auf die hin dann während der ganzen Kriegezeit die Bemühung der Berliner Mission, Darlehen zur Fristung ihres Lebens aufzunehmen, wenigstens nicht mehr auf behördlichen Widerstand stieß. Doch verzichtete die südafrikanische Regierung nicht auf weitere tiefgreifende Zwangsmaßregeln. Von 1916 ab mußte das ganze Rechnungswesen dem Finanzminister dargelegt und Abschrift aller Rechnungen eingereicht werden. Dann wurde infolge des „Trading with the enemy act“ ein „Custodian for enemy property“ ernannt, der das Finanzwesen der Mission zu überwachen hatte. Mitte 1916 war eine Aufstellung des gesamten Missionsbesitzes, beweglichen und unbeweglichen, einzureichen. Schlimmer noch wurde der Eingriff 1917. Der Custodian teilte Schloemann im Mai mit, der Finanzminister habe beim obersten Gerichtshof beantragt, das Berliner Missionseigentum innerhalb der Union dem Custodian zur Bewahrung zu übergeben. Das konnte schwere Folgen haben, der Anfang der Liquidation sein. Zur Verhütung solchen Unglücks geschah, was nur geschehen konnte. Smuts war außer Landes. So wurde eine Vorstellung bei Botha versucht. In der Verhandlung des Obersten Gerichtshofes am 12. Juli 1917 verlas der Advokat Tillmann Roos, der Führer der Nationalisten, eine Erklärung, die gegen die Behauptung, die Missionare stachelten die Eingeborenen auf, und gegen die Liquidation des Missionseigentums Verwahrung einlegte und dasselbe zur Fortsetzung der Missionsarbeit in Anspruch nahm. Darauf erklärte der Vertreter der Regierung, daß der legalen Missionsarbeit unserer Gesellschaft kein Hindernis in den Weg gelegt werden solle, und der Richter gab im Urteilspruch ihr das Recht, nach Bedürfnis von Zeit zu Zeit Geld aufzunehmen. Auch hier hing der günstige Ausgang mit der freundlichen Fügung Gottes zusammen, daß Männer als Vertreter der Regierung beteiligt waren, die ein Herz für unser Werk hatten. Erst wenige Tage vor der Verhandlung hatte — der Richter selbst ihr eine größere Summe geliehen. So waren auch als „Kontroller“ für das Eigentum unserer

Synoden Männer eingesetzt, die ihre weitgehende Machtbefugnis nicht zum Schaden, sondern zum Schutz des Werkes benutzten und sich durch die immer wildere Hege in der Presse und im Parlament und leider auch auf vielen Kanzeln nicht beirren ließen. (J. B. 1919, 51.) Allerdings der „Controller“ wurde auf unsere Kosten angestellt. Er wieder ließ sich alle „Instruktionen“ vom Custodian erteilen und von ihm alles bestätigen. Dem Controller hatten wir vierteljährlich Rechnung zu legen und Voranschläge für neue Anleihen einzureichen. Im großen und ganzen müssen wir diese Art der Verwaltung als eine Wohltat erkennen, wir wurden dadurch von Regierungsseite rechtlich gewissermaßen anerkannt und geschützt. (B. B. 1920, 18.)

Controller in Natal war ein Herr O'Brien in Pietermaritzburg; er tat, was er konnte, um die Lage der Missionare zu erleichtern, Kosten zu ersparen, Einnahmen zu erlangen und zu erhöhen, die Autorität der Missionare zu befestigen, da wo etwa durch Sekereien die Leute auf den Gedanken gekommen waren, der Missionar habe als Deutscher nichts mehr zu sagen. Er tat vieles für die Mission, was er nicht nötig hatte; und was ihm amtlich oblag, führte er in der schonendsten, rücksichtsvollsten Weise aus. Mit seiner Hilfe war es Patendurf stets möglich, den Missionarsfamilien das tägliche Brot zu verschaffen. Konnte das Gehalt auch nicht auf den Tag gezahlt werden, so hat doch jeder erhalten, was ihm zustand. (J. B. 19, 11.) — Controller in Nord-Transvaal war der ehrwürdige, 70jährige Herr Dougall, ein aufrichtiger Christ, Mitglied der Presbyterianischen Kirche und warmer Missionsfreund, dem es Gewissenssache war, das Berliner Missionswerk nicht ohne Grund zu stören. Dazu nahm er in der Frage des Verhältnisses von Schwarz und Weiß eine gesunde, eingeborenenfreundliche Stellung ein. Die Missionare wußten dies, kamen ihm auch ihrerseits mit Vertrauen entgegen und bemühten sich, ihm in alles den richtigen Einblick tun zu lassen. (B. B. 20, 19.) So war diese Kriegsordnung wohl drückend, aber immerhin erträglich. Immerhin gewährte sie nur die Möglichkeit, gegen hohe Zinsen die unumgänglich notwendigen Mittel für den Lebensunterhalt der Missionare aufzunehmen. Für die eingeborenen Arbeiter durfte aus diesen Anleihen grundsätzlich nichts verwandt werden. Die üblichen Zuschüsse der Missionskasse an die eingeborene Kirche haben seit 1914 aufgehört. Aber die damit den Gemeinden aufgebürdete Last ging schier über ihre Kräfte; wenigstens in der Natalsynode. (B. B. 1919, 78.)

Hatte man gehofft, der Waffenstillstand oder wenigstens die

Unterzeichnung des Friedens würden der Gefahr und Hemmung der Missionsarbeit ein Ende machen, so wurde man bitter enttäuscht. Im Gegenteil, jetzt erst stieg die Bedrängnis auf die Höhe. Gestützt auf § 438 des Versailler Vertrags forderte eine leidenschaftlich in Presse und Parlament betriebene Agitation zur Durchführung der britischen Missionspolitik die Austreibung aller deutschen Missionare auch aus Südafrika, und es sah eine Zeitlang so aus, als solle sie ihr Ziel erreichen. Man scheint sich mit dem Plan getragen zu haben, den deutschen Missionen unerschwingliche Kriegskontributionen aufzulegen. Die Brüdergemeine in Südafrika wurde einige Monate geängstigt mit der Forderung von £ 51 000 = 1 180 000 M. Goldwert, einer Summe, die über den Gesamtwert ihres Besitzes in Südafrika hinausging und, wäre sie beigetrieben worden, den Untergang dieser Mission herbeigeführt hätte. Man ließ die Forderung ebenso unvermittelt wieder fallen, wie sie aufgetaucht war. Es scheint ein Zugeständnis an die aufgeregte Volksleidenschaft der britischen und unionistischen Kreise gewesen zu sein, daß man für alle deutschen Missionen, auch für die Berliner, die in dem Paragraphen 438 vorgesehenen Treuhänderräte (Boards of trustees) einsetzte. Nicht, daß man das im Grunde wegen des Friedensvertrages für unumgänglich notwendig hielt. In dem doch eroberten und nur als Völkerbundsmandat der Union übertragenen Deutsch-Südwestafrika hat man ihre Einsetzung nicht für notwendig erachtet. Smuts erließ für die Treuhänderräte folgende Satzung:

„Da es nun an der Zeit ist, den Artikel 438 des Friedensvertrages zwischen den verbündeten Mächten und Deutschland, der am 28. Juni 1919 in Versailles geschlossen und am 10. Januar 1920 in Paris ratifiziert worden ist, auszuführen, und da durch meine Bekanntmachung Nr. 7 vom 14. Januar 1920 der Verwalter des feindlichen Vermögens für die Union in Südafrika ermächtigt worden ist, das Vermögen aller deutschen Missionen in der Union Treuhänderräten (Boards of trustees) zu übergeben; und da solche Behörden von Treuhändern errichtet und von der zuständigen Behörde genehmigt sind, so erkläre ich, verkündige und mache bekannt kraft der Vollmacht, die mir durch den genannten Friedensvertrag und durch den Beschluß von 1919 betreffs des Mandates über Südwestafrika übertragen ist, daß die Aufsicht und Kontrolle über alles vorhin genannte Missionseigentum, das in irgend einer Registratur innerhalb der Union registriert ist und gegenwärtig

dem genannten Verwalter untersteht, als den Behörden von Treuhändern, welche dazu bestimmt sind, übergeben und übertragen zu betrachten ist, und zwar von dem Tage an, der durch den oben erwähnten Verwalter dem Registrator der Registratur, wo solches Vermögen registriert ist, schriftlich mitgeteilt werden wird.“

Dazu erging folgende Spezialanweisung an die Missionare: „Seine Exzellenz (der Generalgouverneur) haben geruht zu erklären, daß die Rechte und Pflichten jeder dieser Treuhänderbehörden folgende sind:

1. Jede dieser Treuhänderbehörden soll das Vermögen der betreffenden Missionsgesellschaft haben und besitzen, was ihr gesetzlich übergeben und übertragen werden mag, und soll fernerhin dies Vermögen für missionarische Zwecke verwenden, und soll in bezug darauf und in allen darauf bezüglichen Sachen und im allgemeinen für die betreffende Missionsgesellschaft die eigentliche Behörde sein, die gerichtlich vorgehen oder belangt werden kann, die kaufen und anderweitig erwerben, verkaufen oder verpachten, Hypotheken aufnehmen oder in irgend einer Weise über das feste und bewegliche Vermögen zu ihrem Nutzen verfügen kann.

2. Keine der genannten Gesellschaften darf irgend etwas von ihrem festen Eigentum verkaufen, mit Hypotheken belasten, verpachten oder auf andere Weise darüber verfügen, oder Gelder und Einkommen aus demselben aus Südafrika verschiden oder erlauben, daß irgendwelche Gelder, welche aus dem genannten Vermögen stammen, für irgendwelche andere Missionszwecke in der Union abgeführt werden ohne schriftliche Erlaubnis der Treuhänderbehörde, die zur Kontrolle ernannt ist.

3. Alle Schuldscheine, Urkunden, Kontrakte, Verträge und andere Dokumente sollen als durch oder für die genannte Treuhänderbehörde gültig ausgestellt gelten, wenn sie von drei Gliedern derselben unterzeichnet sind.

Alle Abgaben, Schulden, Kosten und Ausgaben, welche gegenwärtig auf dem besagten Missionsvermögen ruhen, sollen ferner als darauf lastend und verbindlich sein wie bisher, und sollen demgemäß von der Behörde gedeckt und behandelt werden.

4. Der General-Gouverneur kann von Zeit zu Zeit die Zahl der Mitglieder vermehren, die irgend eine solche Behörde bilden oder irgend eine gemachte Ernennung widerrufen, oder von Zeit zu Zeit eine erledigte Stelle ausfüllen; er kann Regeln machen zur Anleitung und Anweisung der Behörde und zur Regelung ihrer Tätigkeit.

5. Es soll die Pflicht jeder Treuhänderbehörde sein, von der Gesellschaft, die unter ihrer Kontrolle ist, zu verlangen, ihr jährliche Rechnungsberichte vorzulegen, nachdem sie durch ihr von der Behörde empfohlene Rechnungsrevisoren geprüft sind. Und alle Beamten und Angestellten solcher Gesellschaften sollen jede weitere und andere Auskunft und Statistiken in betreff des Besitzstandes ihrer Mission, wie solche die Behörde von Zeit zu Zeit fordern mag, einschicken. Genannte Behörde soll von Zeit zu Zeit alle solche Berichte dem ersten Minister zustellen, wie es von Zeit zu Zeit von ihm gefordert werden mag.“ (B. B. 20, 78.)

Das klang sehr bedenklich; nach dem Wortlaute dieser Verfügungen war die ganze Vermögensverwaltung der Berliner Mission an den Treuhänderrat ausgeliefert, und es war unabsehbar, welche Folgerungen er aus seinen Vollmachten zog. Aus den wohlgesinnten bursch-reformierten Kreisen fehlte es deshalb nicht an kräftigem Widerspruch gegen derartige drückende Maßnahmen. Am 21. April 1920 suchte eine Kommission, bestehend aus Professor du Plessis, P. Gerdener und dem Missionssekretär A. C. Murren den Premierminister Smuts auf, um ihm Vorstellungen zu machen: Es sei, so führten sie unter anderem aus, unbillig, daß das Eigentum deutscher Missionare in der Union unter Treuhänder gestellt werde, während das Eigentum und die Geschäfte deutscher Firmen gerade jetzt von der Verwaltung der während des Krieges angestellten Kuratoren befreit würden. Hierin möge, wenn irgend möglich, bald eine Änderung eintreten. (B. B. 20, 114.) In der Tat wird die Berliner Mission nicht aufhören, es als eine empfindliche Rechtsverkürzung zu empfinden und zu beklagen, daß ihr das freie Verfügungsrecht über ihr Vermögen entzogen ist. Im übrigen hat sie keinen Grund, sich über die Zusammensetzung ihres Treuhänderrates zu beklagen. Es war ihr erst der Vorschlag gemacht, daß in ihn eine Anzahl der Berliner Missionare mit südafrikanischem Bürgerrecht berufen würden; sie erhob dagegen das Bedenken, daß dann aus ihren Kreisen heraus neben den geordneten Instanzen, dem Komitee und den Superintendenten, eine unbequeme Nebenleitung geschaffen werde. Man ging auf diesen Einwurf ein; so wurden für die Berliner Mission berufen die beiden Superintendenten Schloemann in Pretoria und Großkopf in Riversdale, dazu der frühere Kontroller und warme Missionsfreund John Dougall, der Notar Ph. A. M. Cloete, Rechtsanwalt L. Jacobsz und Notar J. J. Michau. Dieser Treuhänderrat

hält sich nur verpflichtet darüber zu wachen, daß das Missionseigentum nur für südafrikanische Missionszwecke verwandt wird. In das Innere der Missionsarbeit hat er nicht einzugreifen. Die Zusammensetzung dieser Körperschaft läßt zuversichtlich erwarten, daß Störung der Arbeit erspart bleibt. (B. B. 1920, 46.)

Im übrigen benutzten die Missionare eine nach dem Kriege mögliche Tagung der Süd-Transvaalsynode (April 1920), um eine Zusammenfassung der Bewirtschaftung aller der Berliner Mission in Südafrika gehörigen Liegenschaften nach einem einheitlichen Plane und einer einheitlichen Kontrolle anzuregen. Gemäß den Vorschlägen der Konferenz wurde vom Komitee zunächst für drei Jahre gutgeheißen, daß in jedem Synodalkreis sich ein „Synodal-Wirtschaftsausschuß“ bildet und für das ganze südafrikanische Arbeitsfeld ein „Gesamtwirtschaftsausschuß“. Letzterer soll aus drei Mitgliedern bestehen, nämlich Superintendent Schloemann als Vorsitzendem, Missionar Müller-Heidelberg, jetzt Superintendent in Bethanien, als Schriftführer und einem Beisitzer, den jährlich abwechselnd die vier anderen Synodalkreise in Gestalt ihres Superintendenten stellen, damit in jedem vierten Jahr jede Synode durch ihren Superintendenten einen vollen Einblick auch in die Arbeit der leitenden Stelle erhalte. Müller ist berechtigt, an den Sitzungen auch der Synodal-Wirtschaftsausschüsse teilzunehmen, um dafür zu sorgen, daß überall nach einheitlichen Grundsätzen und mit gleichem Ziel gearbeitet wird. Im Bedarfsfall soll der Gesamtwirtschaftsausschuß mit den Vorsitzenden der Synodal-Wirtschaftsausschüsse und den übrigen Superintendenten als „Wirtschaftsrat“ zusammentreten. Die Aufgabe dieser Körperschaften ist es, durch planvolle Steigerung der Erträge unseres südafrikanischen Grundbesitzes, im Notfall auch durch Veräußerung, dazu mitzuhelfen, daß sich unsere südafrikanische Mission aus dortigen Mitteln durchhelfen kann, bis die Heimat wieder in der Lage ist, ihr Hilfe zu leisten. (B. B. 1920, 170.) Der Träger dieser Bestrebungen zur umsichtigen Erschließung der wirtschaftlichen Hilfsquellen der Mission in Südafrika war neben dem erfahrenen und umsichtigen Superintendenten Schloemann der landeskundige, gewandte und tatkräftige Missionar H. Müller. Er wurde nach Brunes Tode zum Superintendenten der Oranjesynode ernannt und siedelte als solcher nach Bethanien über. Als ein einzelner Weg zur Schaffung neuer Einnahmen wurden ausgedehnte Aufforstungen der Stationslän-

dereren in Angriff genommen, wie sie schon 1½ Jahrzehnte vorher Inspektor Saubertzweig-Schmidt angeregt hatte.

Ist somit die missionarische Wirtschaft wenigstens soweit geordnet, daß die Berliner Mission in Südafrika durch eine umsichtige, planvolle Erschließung aller verfügbaren Erwerbsquellen, durch Aufnahme von Hypotheken und durch Verkauf entbehrlicher Stücke ihres Grundbesitzes sich ohne Zuschuß aus der Heimat wenigstens für einige Jahre über Wasser halten kann, so war es freilich auch nötig, daß die Eingeborenen-Kirche das Ihre zur Aufbringung der für ihre Selbstverwaltung erforderlichen Mittel tat. Und das war bei den wirtschaftlichen Mißständen, bei der Steigerung aller Preise und dem Wechsel großer Dürren und endloser Regen schwierig. Besonders 1915 war die Lage infolge einer ungewöhnlichen Dürre zum Verzagen. Im Oranje-Freistaat kamen den Zeitungen zufolge auf sieben Farmen allein 10 000 Stück Kleinvieh um. Über die Not in der Kapkolonie klagte auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Rosebank der Landwirtschaftsminister, nach Berichten, die er erhalten habe, hätten die inneren Distrikte der Provinz 2½ Millionen Stück Kleinvieh verloren. Unter den Farmern, die sich bislang selbst helfen konnten, sei nun allgemeine Not. Viele der sogenannten ärmeren Farmer hätten sich in das Heer einreihen lassen, damit ihre Angehörigen von den damit verbundenen Unterstützungen leben könnten. Wie viel schlimmer mußte da erst die Lage der Eingeborenen sein! (B. B. 16, 92.)

Da schmolzen die regelmäßigen Kirchenabgaben zusammen, und den Pächtern auf den Missionsgrundstücken mußten einmal über das andere Nachlässe bewilligt werden. Immerhin sahen die Gemeinden ein, daß sie in so schwerer Zeit große Opfer für ihre Kirche bringen mußten. Vielleicht war das ganz nützlich, um ihnen den Wert ihrer Kirche zum Bewußtsein zu bringen. Jedenfalls erklärten sie, da sie im Gegensatz zu den schmachvollen Verleumdungen ihrer Missionare um so stolzer auf ihre Kirche wurden: „Die lutherische Kirche ist unsere Kirche, und da bleiben wir.“ Und wenn sie böswillig aufgezo-gen wurden, daß ihnen ungewöhnlich große Opfer zugemutet wurden, konnten sie mit einer Mischung von Stolz und Trotz erklären: „Aber die deutschen lutherischen Missionare machen uns zu Männern.“ (B. B. 20, 132.) Sogar unter den zerfahrenen Verhältnissen der Goldfelder durfte Ruskie von einer „unverwüßlichen Anhänglichkeit unserer Glieder an unserer Lutherkerk“ reden. Christen, die seit

Jahren ohne Verbindung mit der Gemeinde standen, kamen und verlangten ihre Zulassung zum heiligen Abendmahl, indem sie zugleich rückständige Gemeindebeiträge in beträchtlicher Höhe, bis zu £ 7 bezahlten. (J. B. 19, 15.) In all den Verhegungen und Abwendigmachungen von 1914—18, schreibt Petrid von Middelburg, und während allerlei Stürme von 1919 wollte nicht ein Gemeindeglied seine Mutterkirche verlassen. „Die lutherische Kirche ist unsere Kirche, und da bleiben wir“, sagten sie immer wieder. Und der verstorbene Häuptling Manof in Nydenburg antwortete auf eine an ihn gerichtete Frage: „Wenn hier eine Raffernseele selig geworden ist, so haben wir das nur den deutschen Christen und den Missionaren zu danken, die die Wildnis und die Gefahr nicht gescheut haben, sondern zu uns gekommen sind, als noch kein Weißer sich ins Land wagte.“ (J. B. 1920, 88.) Schloemann kann dann sein Urteil über die Treue der Gemeinden in folgendes schöne Zeugnis zusammenfassen:

„Unsere ordinierten farbigen Mitarbeiter taten, mit ein oder zwei Ausnahmen, voll ihre Pflicht. Die Nationalhelfer der alten Schule bewährten sich fast ausnahmslos. Sie alle hatten unsere Schmach zu tragen und trugen sie willig. Manch Gemeindeglied wurde hart angefochten oder verlor seine Arbeit, weil es nicht von der „deutschen Mission lassen wollte“. Eines Morgens, als die Trübsal am höchsten ging, kam eine mir unbekannte Oetebele-Christin in unser Haus und sagte, als ich nach ihrem Begehren fragte: „Du sollst wissen, Vater, wenn Euch jezt auch viele Menschen hassen und schmähen, es gibt noch viele, die Euch lieb haben. Wir werden nie vergessen, was Ihr Gutes an uns Schwarzen getan habt.“ Solche Gesinnung dankbarer Treue stand nicht vereinzelt da.“

In die Kriegsjahre fiel 1917 das vierhundertjährige Jubiläum der lutherischen Reformation. Kein Wunder, daß es wohl auf allen Stationen würdig und mit lebhafter Teilnahme von Weiß und Schwarz gefeiert wurde. Gerade die Erfahrungen des Krieges haben auch draußen unsere Mission sich stärker als zuvor auf ihren lutherischen Charakter besinnen lassen.

Schwieriger lag es mit den Schulen und der Aufbringung der für die Lehrergehälter und die Schulunterhaltung notwendigen Mittel. In Kapland, Raffraria und Dranje ging alles seinen ruhigen Gang; die Regierung zahlte ohne Unterbrechung die erheblichen Schulgrants, nahm die üblichen Prüfungen ab, beauftragte wohl gar wie in Riversdale die Berliner Missionare selbst mit deren Ab-

haltung. Aber in Transvaal und Natal nahm im Frühjahr 1916, also in der Zeit, als es in England Kriegsziel wurde, das Deutschtum überall und gänzlich auszurotten, die Regierung die Schulen in eigene Verwaltung. Die Missionare sollten die Schulhäuser überhaupt nicht mehr betreten und sich jeder Schulaufsicht enthalten. Der damalige Superintendentur-Vertreter Pafendorf in Emmaus wurde genötigt, sein Mandat als Vertreter der Berliner Mission in dem Schulrate niederzulegen. In Transvaal wurde das Lehrerseminar in Botshabelo, das Herzstück der dortigen Gehilfenausbildung, geschlossen. Das war eine ernste Lage, welche die Missionsleitung daheim mit Sorge erfüllte. Wenn die Regierung beabsichtigen sollte, die Berliner Mission dauernd aus der Volksschule zu verdrängen und ihr das Recht der selbständigen Vorbildung ihrer Lehrer zu nehmen, so war damit die gesunde zukünftige Entwicklung des Werkes bedroht. Allein die Sache erwies sich als nicht so schlimm. Zunächst bestanden in Transvaal doch noch eine ganze Anzahl kleiner, nicht registrierter Schulen, die der Regierungsschulaufsicht nicht unterlagen. In Natal war das Lehrerseminar auf der norwegischen Station Umpumulu, also von dem Boykott nicht betroffen, und für Transvaal mochte vielleicht für einige Jahre das weiterbestehende kleine Lehrerseminar in Pniel aushelfen, und die in der Ausbildung begriffenen Seminaristen wurden in das große wesleyanische Seminar nach Kilnerton bei Pretoria überführt. Vor allem aber aus Natal lief die beruhigende Nachricht ein, daß für unsere sämtlichen Schulen mit Ausnahme von Christianenburg, zum „Grantee“, d. h. zum staatlichen Aufsichtskommissar, ein Mr. Malcolm bestellt wurde, ein warmer und verständiger Missionsfreund, wohlwollend gegen unser Werk gesinnt. Auch in Christianenburg wurde die Personalfrage in günstigster Weise gelöst. In den verschiedenen Bezirken von Transvaal wurden die betreffenden Eingeborenenkommisare als „Grantees“ ernannt. Sowohl in Natal wie in Transvaal war die Leitung und Beaufsichtigung des Religionsunterrichts, um den sich der weltliche Schulinspektor nicht kümmerte, in der Hand der Missionare geblieben. Bei der Ausübung dieses Rechtes ergaben sich um so weniger Schwierigkeiten, als die meisten Lehrer an unsern Schulen ihre Ausbildung auf den Missionsseminaren in Botshabelo und Umpumulo erhalten hatten. (B. B. 18, 68.) Und der Pafendorf schrieb:

„In der Arbeit ist durch diese Maßnahmen der Regierung praktisch wenig geändert worden. Die Lehrer erbitten jetzt mehr denn zuvor unseren Rat. Der

Religionsunterricht wird nach unseren Vorschriften erteilt. Die Inspektoren, denen natürlich an der ruhigen Entwicklung der Schulen gelegen ist, und die wohl einsehen, daß sie bei ihren ein- bis zweimaligen Besuchen jährlich nicht imstande sind, genügend Aufsicht zu führen, haben wiederholt, wir möchten uns doch der Schule annehmen. Natürlich wissen sie, daß sie damit gegen die Wünsche ihrer vorgesetzten Behörde verstoßen, doch liegt ihnen die Entwicklung der Schulen mehr am Herzen als papierne Verordnungen. Unsere Brüder haben sich je nach der Eigenart der Einzelnen verschieden zu jenem Erlaß gestellt. Etliche haben ihn wörtlich genommen und gewissenhaft ausgeführt, andere wieder haben sich überhaupt nicht darum gekümmert und weitergearbeitet wie in alten Zeiten. Soviel ist sicher, daß unseren Schulen durch diese Maßnahmen keine Einbuße geschehen ist. Die Lehrer haben oft mehr Vertrauen gezeigt als zuvor, andererseits haben wir die Kinder, da sie auch unsere Gemeindeglieder sind, zum regelmäßigen Besuch der Schule angehalten. Von einer lästigen Arbeit wurden wir allerdings durch die Neuordnung der Dinge befreit, vom Eintreiben des Schulgeldes. Dafür hat der Inspektor, als Leiter der Schule, zu sorgen. Er hat zu dem Zweck die Schulgelber erhöht und Komitees mit der Eintreibung beauftragt. In etlichen Schulen ist infolgedessen die Schülerzahl anfangs gesunken; sie hat sich aber, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, bald wieder gehoben. Unsere Evangelistenschule in Emmaus erhält keine staatliche Unterstützung, infolgedessen hatte die Regierungsverfügung für sie natürlich keine Bedeutung. Da die Zeiten zu unruhig waren, schlossen wir sie während des ersten Kriegsjahres. Seitdem aber hat unser Seminar seine Arbeit getan und eine stattliche Zahl von Evangelisten, auch etliche eingeborene Pastoren, geliefert."

Im Laufe des Jahres 1920 sind sowohl in Transvaal wie in Natal die Schulen der Berliner Mission bedingungslos zurückgegeben. Freilich der Wiederaufbau des Schulwesens war angesichts der bedrängten finanziellen Lage der Mission mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Das Pnieler Seminar ließ sich nicht aufrecht erhalten. Die Schulverwaltung wünschte solche Zwergseminare begreiflicherweise nicht. Die Zahl der Seminaristen war auf ein halbes Duzend und weniger zusammengeschrumpft. Da war es doch praktischer, sich an das gut geleitete, staatliche Perseverance-Seminar in Kimberley anzuschließen, für die aus unserer Mission gekommenen männlichen und weiblichen Seminaristen ein Pensionat oder Kosthaus nach englischem Muster (ein Hostel) zu errichten und ihnen den (im religionslosen Seminar nicht erteilten) Religionsunterricht nach der lutherischen Glaubenslehre und Kirchenordnung durch den Stationsmissionar erteilen zu lassen. Diese Neuordnung wurde 1921 durchgeführt. In Botshabelo hätten die Missionare gern den Seminarbetrieb in vollem Umfang wieder aufgenommen. Aber auch hier galt es, da deutsches Geld für kostspielige Schulunternehmungen leider nicht

hinausgesandt werden konnte, sich nach der Dede zu strecken. Der Evangelisten-Kursus ist wieder eröffnet. Die Seminarklassen mußten doch von unten her wieder aufgebaut werden. Und die braunen Predigtamtskandidaten konnten noch wieder wie vor dem Kriege von einem Missionar auf seiner Station in Sonderkursen vorbereitet werden.

An den Gemeinden ging es natürlich nicht ohne Spuren vorüber, daß sie vielfach so lange Zeit verwaist waren, entweder weil ihre Missionare auf längere oder kürzere Zeit interniert, weil sie abgerufen oder gestorben waren. Die Zahl der so vereinsamten Stationen war zu Zeiten beängstigend groß: in der Kaplynode Kapstadt, Herbertsdale, Ladismith, Amalienstein und Baingsburg; in Raffraria war, seitdem Markötter wegen seiner unheilbar leidenden Frau ausgeschieden war, überhaupt kein Berliner Missionar mehr; der in den Dienst einer deutschen Gemeinde übergetretene Hoppe und ein anderer lutherischer Pfarrer mußten nach Möglichkeit nach dem Rechten sehen. In Oranje waren unbesezt Douglas, meist auch Gerlachstal-Springfontein, wenn man es nicht aus dem Grunde besezt hielt, um nicht des Rechts einer anerkannten Missionsstation verlustig zu gehen; in Natal seit dem Ausscheiden von Superintendent Schüler Emangweni; in Transvaal Matlale, Mandala, Pietersburg, Gerlachshoop, Woyentin, Leydenburg. Kein Wunder, wenn Manzke von seiner leider nur sehr vorübergehenden Anwesenheit in Kapstadt zwischen zwei Internierungen schreibt:

„Obgleich während meiner Abwesenheit alles in Gang geblieben ist, so war es dennoch hohe Zeit, daß ich zurückkehren durfte. Die Leute haben sich sehr darüber gefreut und sahen dies als eine besondere Gebetserhörung an. Die Deutschen fühlen ja selbst, wo sie der Schuh noch am meisten drückt; wenn sie selbst jeden Sonntag predigen müssen, dann geraten sie bald an eine unüberwindbare Sandbank. Ohne Leitung können sie noch nicht fertig werden, sie lassen sich zu leicht kopfscheu machen. Anlaß wird ihnen leider genug dazu gegeben. Sehen sie aber, daß unsereiner in aller Ruhe weiter seine Arbeit tut, so übt dies einen beruhigenden Einfluß auch auf sie aus, und verkehrte Gedanken können dann keinen Eingang finden.“ (B. B. 16, 59.)

Bei alledem scheint ein erheblicher Rückschritt nur in der Arbeit im Bawendalande eingetreten zu sein. Hier hatte endlich im März 1916 die lange geplante Station Mandala besezt werden können. Die Arbeit ließ sich gut an. Es hatte eine befriedigende Abgrenzung

der Bezirke gegenüber den andern Stationen, zumal Tschewasse, stattgefunden; da der neuen Station drei Außenplätze mit bereits bestehenden Gemeinden zugewiesen waren, hatte sich mit dem Umbruch im Heidenlande auch gleich eine schöne Gemeindegemeinschaft verknüpft. Zu Weihnachten fand die erste Taufe von 3 Erwachsenen und 2 Kindern statt; am 31. Oktober 1917 wurde feierlich das neuerbaute Kirchlein geweiht und in Verbindung damit ein Missionsfest abgehalten. Aber nun mußte Westphal Mandala verlassen und nach Georgenholz übersiedeln. Das erste war, daß der schöne Schulanfang dort in die Brüche ging, indem alle Heidenkinder wegblichen. Die zähen Kronbawenda, die „Whatarhatjindi“, die in den Bergen wohnen, hatten es gerade eingesehen, daß es ihnen nicht gelingen würde, den Missionar durch allerhand Quälereien und passiven Widerstand wegzugraulen. Da war die Unterbrechung doppelt unerfreulich. Aber auch sonst machte sich in Bowenda bei seiner Abgelegenheit die wieder überhand nehmende Zuchtlosigkeit infolge der Voderung der politischen und moralischen Bande störend geltend. Heidenische Beschneidungsfeste wurden wieder gehalten, und die Trunksucht nahm überhand. Die Missionare versuchten eine energische Gegenwirkung durch einen großen Evangelisationszug, den sie 1921 unternahmen. Dessen wirkungsvoller Höhepunkt war ein feierlicher und allgemeiner Bruch der Christengemeinde mit dem tiefeingewurzelten Laster des Biertrinkens und die Vernichtung der Biertöpfe in einem feierlichen Autodase auf der Station Tschafoma. Eine weitere Folge war, daß vielfach Bitten um die Anlegung von Schulen und Außenstationen an die Missionare herantraten. Die Bawenda-Mission sah 1922 auf ein halbes Jahrhundert mühevoller Arbeit zurück. Hatte es auch einige Zeiten hoffnungsfroher Ausblicke auf bessere Zeiten und größere Ernten gegeben, so war es doch im ganzen ein heißes Geduldssingen um die Seele eines Volkes gewesen, das wie kaum ein anderes in Südafrika in Zauberei und Aberglauben gefesselt, von seinen übermütigen Häuptlingen und seinen listigen Zauberern heimlich und gewaltsam zurückgehalten wird. Es ist im Bawendalande nicht zu so blutigen Ausbrüchen des Christenhasses gekommen, wie in Sekukunis Land und auf Medingen. Aber der im Finstern fortwährend fortschleichende Kampf gegen das Evangelium, das fortwährende Abhängigsein von den Launen der Häuptlinge hat den Missionaren oft das Leben verbittert. Langsam sind einzelne Seelen und Gemeinden als Splitter

von dem Felsblod des Heidentums abgelöst. Unter den wenigen, die sich gewinnen ließen, finden sich treue Bekenner und mutige Zeugen, die den Missionaren zur Seite gestanden haben. Leider ist auch der Eingang in das zweite halbe Jahrhundert nicht gerade hoffnungsvoll: Eine Führerpersönlichkeit, wie es 1872—1911 Karl Beuster, 1905—1918 Vizesuperintendent Sonntag war, fehlt zurzeit, und ist doch gerade in dieser schwierigen Arbeit kaum zu entbehren. Der sprachbegabteste Missionar Th. Schwellnus erkrankte vorübergehend an einem Nierenleiden, das ihn längere Zeit von seiner Arbeit fernhielt. Mandala steht verwaist. Die drückende finanzielle Not, welche auf der ganzen Berliner Mission in Südafrika lastet, trifft Nord-Transvaal am schwersten, und hier vielleicht am härtesten das Bawendaland mit seinen kleinen, armen Gemeindlein, welche die Mittel für Gehilfen- und Lehrergehälter, Bau von Kapellen und Schulen nicht aufbringen können.

Dagegen standen aber unter aller Not und Drud der Kriegszeit drei andere Bezirke, in denen die Arbeit schön voranging. Sekutunis Land war seit den Anfängen der Berliner Mission in Transvaal einer der wichtigsten Orientierungspunkte gewesen. Seit 1880 hatte man die zerstörte Arbeit neu in Angriff genommen und zunächst einmal in den Grenzbezirken nahe beieinander die beiden Stationen Arlona und Lobetal angelegt. Gerade vor dem Kriege war die Anlegung einer dritten Station jenseits des Volugebirges im Herzen des Landes beschlossen, die mit Rücksicht auf eine größere, zu diesem Zweck gemachte Stiftung den Namen Rathsburg erhalten sollte. Es legten sich aber Schwierigkeiten in den Weg, da der ins Auge gefaßte Platz schließlich nicht zu haben war. Dagegen hier war die Hochburg der Bopedikirche, die sich vielfach geradezu als ein Pfahl im Fleisch der Berliner Mission erwiesen hatte; und zumal die Anglikaner hatten die Kriegszeit weidlich ausgenutzt, um mit aller Wucht einzusetzen und der Berliner Mission die Gemeinden abgespenstig zu machen. Ihr staatliches Ansehen, ihr weitreichender politischer Einfluß und ihr äußeres Gepränge verfehlten des Eindrucks nicht; sie gewannen in vielen Dörfern, welche die Berliner Mission zurzeit nicht mit Helfern besetzen konnte, Eingang. Die alten Christen freilich erklärten: „Dieber wollen wir, wenn unsere Missionare weggeführt werden, eine eigene unabhängige Kirche gründen, als daß wir dieser Kirche beitreten.“ Und ein heidnischer Häuptling sagte zu Missionar Trümpelmann: „Ich will, daß meine Leute von euch

gelehrt werden; wenn du uns keinen Lehrer schicken kannst, dann warten wir und halten dir die Stelle offen.“ So haben die Missionare trotz allem den Eindruck, daß ihnen viele Türen offen stehen; an einer ganzen Anzahl von Plätzen sollten bald Außenstationen errichtet werden.

Im Swasilande waren seit dem ersten mißglückten Missionsversuche Merensky's und Grünert's die Türen jahrzehntelang verschlossen gewesen. Der Oberhäuptling Umswazi wollte von den Missionaren nichts wissen. Aber Umswazis Thronfolger Umbandine und Bunu haben ihr Land gegen die stetig vordringenden weißen Ansiedler auf die Dauer nicht verschließen können. Die Gold-, Eisen- und Kohlenschätze im Lande selbst und an seiner nordöstlichen Grenze zogen seit Anfang der achtziger Jahre das Gebiet des stolzen Raffernvolkes immer mehr in den aufblühenden Handelsverkehr hinein. Andererseits lockten die neuentdeckten Diamantenfelder in Dranje und die Goldlager Transvaals auch manchen Swasimann in die Ferne. Hier hat gewiß mancher von ihnen köstlicheren Besitz als nur das vergängliche Gut gefunden und dann mit seinem geistlichen Pfunde daheim ein neues gewonnen. Hatte Swasiland bis 1894 seine politische Unabhängigkeit bewahren können, so nahm in jenem Jahre Transvaal das Gebiet unter seine Schutzherrschaft. Nach der Annexion der südafrikanischen Republik ist es in englischen Besitz übergegangen. Doch verblieben einige Rechte, z. B. die niedere Gerichtsbarkeit, der eigenen Landesregierung vorbehalten, die einem Oberhäuptling mit einem Rat von 40 Häuptlingen übertragen wurde. Die weißen Gebieter Südafrikas erkannten damit das durch manchen gemeinsamen Kriegszug verfestigte Freundschaftsverhältnis an, das die Swasi dem weißen Manne stets bewährt hatten zufolge einer Weisung ihres alten Oberhäuptlings Kapusa (gest. 1843), dessen letztes Wort gewesen sein soll: „Solange ihr mit den Weißen in Frieden und Freundschaft lebt, wird euer Reich in Frieden bestehen.“ Diese Stellung der Swasi zur weißen Bevölkerung hat schließlich auch der Mission stille Duldung im Lande verschafft. Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen konnten die Anglikaner (seit 1879), die Wesleyaner (seit 1882) und die Südafrikanische Allgemeine Mission (seit 1889) mehrere Missionsstationen anlegen.

Auch die Berliner Mission hatte das Swasiland nicht ganz aus den Augen verloren. Seit 1889 Ermelo dauernd besetzt war, dehnte der dortige Missionar Walter seine Predigtreisen bis in das abge-

legene, schwer zugängliche Bergland hinein aus. Bei dem Dorfe Ngwenia (Mooilooop) hatte er ein Gemeindlein von 250 Swasichristen, die er wenigstens alle Vierteljahr einmal auf beschwerlichen Wagenfahrten besuchte. Auch von Königsberg in Natal aus drang Missionar D. Prozesky vor. Eine ganze Bapedianische Gemeinde von 347 Seelen mit ihrem trefflichen Pfarrer Joh. Mdinisso schloß sich ihm an. Neuerdings scheint unter dem Swasivolke die Vernbegierde zu erwachen; und sie sind der Berliner Mission zugetan, wie sie sagen, „weil diese ihre gute Sitte respektiert; sie richtet die Gottesdienste so ein, daß die Frauen und Mädchen bei Sonnenuntergang zu Hause sein können, und sie schickt die Frauen und Mädchen nicht auf Evangelisationsreisen, während zu Hause alles verkommt“. Pfarrer Mdinisso ist von der Königin aufgefordert, auf einer der Königsstädte, Enbafelweni bei Bremersdorp, zu wohnen und das Evangelium zu predigen, und es sind eine Reihe anderer Plätze besetzt.

In Natal hatte es sich schon länger als erwünscht herausgestellt, daß die Berliner Mission nicht nur auf abgelegenen Landstationen, sondern auch in den großen Städten sich ansiedele. Endlich 1920 hat sich bei der Ernennung Pakendorfs zum Superintendenten der Sulu-Kossa-Synode in Verbindung mit einer größeren Schenkung des Evangelisten Samuel Keller die Gelegenheit gefunden, den Superintendenten in der Landeshauptstadt Pietermaritzburg zu postieren.

3.

a) Was nun die weitausgedehnte Arbeit in den fünf Synoden im einzelnen angeht, so ist sie meist in aller Stille und ohne sonderlich auffallende Ereignisse weitergegangen. Es galt Treue unter viel Druck und Hemmung. Und ebenso von den Räten im einzelnen, wie von der stillen, treuen Arbeit lassen sich viele ergreifende Bilder zeichnen. Wir lassen dabei möglichst, wenn auch mit starken Kürzungen, die Missionare selbst zum Worte kommen. Im Kaplande entwirft ein besonders anschauliches Bild von der Art der Arbeit, von ihren Räten und Erfolgen Eder in Mosselbay. Er hatte außer seiner Station auch noch das verwaiste Herbertsdale zu bedienen; er schreibt:

Meine Gemeinde hatte es sehr schwer, denn alle sind Arbeiter, und ihre Herren sind meist Engländer, die jede Gelegenheit wahrnahmen, um sie über alle möglichen Dinge auszufragen und sie zu ängstigen. Die Mehrzahl hat sich tapfer gehalten und ist ihrer Kirche treu geblieben, ja, manche haben

um meinetwillen Tränen genug vergossen, z. B. Dienstmädchen, denen von ihren Herrinnen mitgeteilt wurde, daß ich unter allen Umständen fortmüsse.

Ich wurde auf Schritt und Tritt verfolgt. Ich konnte in kein Haus gehen, ohne daß man hinterherkam und jedes Wort erfragte, das ich gesagt hatte. Zu meinen heftigsten Verfolgern gehörten einige Behörden und Großkaufleute. Öffentlich und heimlich haben sie und ihre Helfer jedes Mittel ergriffen, um mich aus dem Wege zu räumen. Es ist ihnen nicht gelungen, und ich bin schließlich der einzige Reichsdeutsche in Mosselbay gewesen. Alle andern wurden nach und nach interniert. Auch ich sollte weg. Da kam Regierungsbefehl, daß Geistliche und Männer über 55 Jahre unangetastet bleiben sollten. Doch es dauerte nicht lange, und die hiesigen Engländer hatten es bewirkt, daß diese Ordre in Mosselbay unberücksichtigt blieb, und ich bekam wieder Befehl, mich binnen 36 Stunden für die Reise nach Natal (d. h. ins Lager), bereitzuhalten. Sofort schickte ich ein Telegramm an einen Verwandten in einflußreicher Stellung. Am Abend hielt ich in unserer Kirche einen Abschiedsgottesdienst. Sie war überfüllt und die Gemeinde sehr gerührt. Am nächsten Tage kam Antwort, daß ich bleiben könne. Der 70jährige, franke deutsche Konsul aber mußte fort.

Im ganzen habe ich fünfmal Befehl bekommen, nach Natal zu gehen, und fünfmal bin ich durch jenen Verwandten frei gekommen. Freilich, die Telegramme haben viel Geld gekostet. Endlich sagte man, alle Schreiben seien vergeblich; ich habe zu viel Einfluß bei der Regierung. Dem Haß hat dies freilich keinen Einhalt getan. In Johannesburg, Kapstadt und Durban waren die Verheerungen von deutschem Eigentum fürchterlich. Auch in Mosselbay wollte man dasselbe tun. In Matares Warenlager hatte man Dynamit gelegt. Der Übeltäter hatte es aber nicht recht verstanden; insolgedessen war die Lunte wohl abgebrannt, hatte aber das Dynamit nicht entzündet. Mein Wohnhaus, Kirche und die Schule sollten ebenfalls in die Luft gehen. Die Übeltäter, wohl von Weißen gedungene Farbige, fingen die Geschichte ungeschickt an. Ich schickte sofort meine Leute zur Polizei und gab ihnen die Anweisung: „Erwähnt nicht mein Wohnhaus, sondern nur Kirche und Schule; die sind *Euer* Eigentum und da muß die Polizei helfen.“ In wenigen Minuten war die Polizei zur Stelle und nahm den Anführer gefangen. Nach einigen Tagen kam dieser zu mir und bat mich, die Anklage zurückzuziehen. Ich sagte ihm: „Ja, das will ich tun, aber den angerichteten Schaden mußt du bezahlen.“ Das geschah. Am nächsten Tage kam er wieder und sagte, der Polizeihauptmann bestche darauf, er müsse ein Schriftstück von mir bringen, worin ich bezeuge, daß der Schaden bezahlt sei und ich die Klage zurückzüge. Darüber wunderte ich mich sehr. Erst später erfuhr ich, daß mein Verwandter dahinterstecke. Der hatte nämlich als Vorsitzender einer durch die Regierung bestimmten Kommission an den Magistrat von Mosselbay einen geharnischten Brief geschrieben, in dem er sagte: „Ich mache Sie verantwortlich für jeden Stein und Stof von deutschem Eigentum!“ Nun konnte ich mir die Angstlichkeit des Polizeihauptmanns erklären. Wenn das nicht gewesen wäre, hätten die Engländer nicht gerührt, sondern alles vernichtet.

Der Haß aber wurde so groß, daß ich Mosselbay für einige Zeit verlassen

mußte. Nur mein Kirchenrat wußte, wo ich war. Er kam zu mir, und ich gab meine Anweisungen. Die Mosselbayer dachten und sagten, ich wäre interniert. Nach etwa 2 Monaten ging ich, aber nur im Dunkeln, nach Mosselbay, verrichtete die nötigsten Arbeiten und verschwand dann wieder im Dunkeln. Ausgehalten habe ich viel, aber ich war, Gott sei Dank, trotz des rauhen Lebens in guter Gesundheit. Mein Freund, bei dem ich wohnte, hat mir in allen Nöten hilfreich beigestanden.

Die Haltung der Gemeinde war im ganzen gut. Nur einige leicht erregbare Leute, die sich einschüchtern ließen, haben mir dadurch Mühe gemacht, daß sie den Engländern glaubten, sie würden Kirche und Schule verlieren. Es hat, weil die Engländer immer wieder neue Gegengründe beibrachten, schwer gehalten, ihnen deutlich zu machen, daß ihnen niemand Kirche und Schule wegnehmen könne.

Schwierig war meine Stellung, als die Regierung anfang, Farbige zum Militärdienst in Deutsch-Südwest und in Ostafrika anzuwerben. Ich durfte es nicht wagen, ein Wort dagegen zu sagen. Dazu kam Arbeitsmangel. Mosselbay ist Hafenstadt. Da die Schiffe ausblieben, gab es sehr wenig Verdienst, und so zogen viele in den Krieg, und viele fanden ihr Grab. Andere gingen nach Frankreich als Arbeiter und Wagentreiber, manche, die die Welt sehen wollten, manche aus Kauflust, manche wurden auch durch Hunger dazu getrieben. Jetzt sind alle wieder zurückgekehrt — mit neuen Ideen — ob zu ihrem Wohle oder Wehe, muß die Zeit lehren.

Die Entfernung nach Herbertsdale ist etwa 70 Kilometer. Bei gutem Wetter und mit guten Pferden ist der Ort in 6 Stunden erreichbar. Ich machte zunächst die Reisen mit dem Fahrrad, sah aber sehr bald ein, daß dies auf die Dauer nicht ging. Sommerhitze und Regen sprachen stark dagegen. Dazu kamen die steilen Höhen, fortwährend geht es auf und abwärts. Sind die Lehmswege durch Regen aufgeweicht, dann sind sie für Fahrräder unpassierbar. Ebenso hinderlich sind die oft sehr starken Gegenwinde. Könnte ich auf gutes Wetter warten, dann würde es gehen, aber das kann ich nicht. Nachdem ich einige Male halb ohnmächtig am Wege liegen blieb, mußte ich auf Abänderung finnen. Ich fuhr zunächst, soweit wie möglich, mit der Eisenbahn und den Rest des Weges mit gemietetem Fuhrwerk. Dies war aber teuer, und ich mußte den Weg oft in stockfinsterner Nacht fahren. Zudem mußte ich jedesmal bar bezahlen, und die Einrichtungen in Herbertsdale waren so, daß die Schule alles Geld verschlang, für meine Reisen also nichts vorhanden war, und — der Krieg schien kein Ende zu nehmen. So mußte ich also wieder andere Pläne machen. Ich kaufte ein Pferd und eine kleine Karre. Der so teuren Lehrerin in Herbertsdale mußte ich kündigen. Sie war fürchtbar häßlich — für mich persönlich eine große Gefahr, da ich vogelfrei war und der Magistrat schon lange auf irgend eine Klage wartete. Dann verkaufte Dr. Großkopf, um Geld für die zu zahlenden Gehälter zu bekommen, die von Farbigen bewohnten Erben in Herbertsdale. Obgleich er dafür gesorgt hatte, daß die Leute in keiner Weise Schäden litten, war doch die Aufregung und Unzufriedenheit groß. Genährt wurde sie noch durch Glieder der englischen Kirche, die in die Häuser unserer Gemeindeglieder gingen, um sie zu überreden, daß

sie zur englischen Kirche übertreten möchten. Auch unsere Sterbekasse sprengten sie. Es war ihnen einst in guter Meinung das Mitgliedsrecht in Sterbekasse und Schulkomitee eingeräumt. Dies benutzten sie jetzt, um womöglich unsere ganze Mission in Herbertsdale zu vernichten. Der englische Geistliche war die treibende Kraft. Ich hatte einen sehr schweren Stand. Der kleinste Fehltritt konnte in den Abgrund führen. Gott aber hat das Ärgste abgewendet. Freilich habe ich eine Anzahl Gemeindeglieder verloren. Der holländisch-reformierte Geistliche in Herbertsdale ist mir in allen Nöten ein treuer Freund und Helfer gewesen. Er hat auch unserm Evangelisten Jacobus Mei stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden, wenn ich wegen Kürze der Zeit schriftlich nicht erreichbar war.

Rückblickend zieht Eder einen hoffnungsvollen Schluß aus der Haltung seiner Gemeinde: „Die Umstände zwangen mich, fast die ganze Verwaltung von Schule und Gemeinde in die Hände des Kirchenrates zu übergeben. Ich behielt nur die Oberleitung in der Hand und trat ein, wenn Dinge schief gingen. Jetzt hat der Kirchenrat Erfahrung gesammelt und arbeitet zu meiner Befriedigung. Ich könnte fast sagen: Jetzt ist nur ein Prediger nötig, der auch die schriftlichen Arbeiten besorgt, die mit Schule und Gemeinde zusammenhängen. Also haben wir dem Krieg auch eine Wohltat zu danken. Dem Ziel aller Missionsarbeit, der „Selbständigmachung“ der Kaptschen Gemeinden sind wir näher gekommen. Missionare und Missionsleitung müssen die Gemeinden nicht zu sehr am Gängelbände führen. Die Gefahren unserer Bastards liegen nicht im Mangel an Begabung, sondern hauptsächlich auf sittlichem Gebiet. Die Heranbildung von farbigen Gehilfen wird dadurch schwierig; aber wir müssen es wagen und uns durch einzelne Sündenfälle nicht entmutigen lassen.“

Riversdale ist eine wohlgepflegte Gemeinde, die mit ihrer stattlichen Kirche, ihrem blühenden Gemeinde- und Vereinsleben und ihren guten Schulen geradezu ein Lichtbild in dem eintönigen Grau der lapländischen Missionsarbeit ist. Hier trägt die jahrzehntelange sachkundige und straffe Erziehung des Missionars Heese noch immer reiche Frucht. Superintendent Großkopf setzte mit seinen hochbegabten Kindern diese planvolle Volkserziehung fort. Besonders legte er Wert darauf, aus seinen Schulen einen Nachwuchs von Lehrern und Lehrerinnen heranzubilden, die auch die andern Missionschulen der Kolonie versorgen; und er hatte gute Erfolge damit. Seit Ende 1914 half ihm treulich Missionar C. Prozesky.

Kapstadt war besonders schwer dadurch betroffen, daß sein Missionar Manzke von Oktober 1914 an bis Juli 1919 mit Aus-

nahme weniger Monate interniert oder ausgewiesen fern bleiben mußte; seine Frau und der Brüdermissionar Lemmerz von Moravian Hill taten wohl, was sie konnten. Aber das war doch nur eine unzureichende Vertretung. Das war besonders bedauerlich auf den beiden Nebenstationen in den Vororten Wynberg und Eureka; hier waren besonders die Schulen mit 226 und 90 Schülern schön aufgeblüht. Dabei waren zumal in der Wynberger Schule auffallend viel Mohamedaner-Kinder. Nur ist auf diese ein nachhaltiger Einfluß kaum zu gewinnen, da ihre Familien starke islamische Gegenwirkungen ausüben und selbst eine eifrige Werbetätigkeit im Lande entfalten. Der schwere, wirtschaftliche Druck, der auf dem ganzen Lande ruht, hat neben der Armut viel Verbitterung und Verwirrung angerichtet. Von den Instituten Amalienstein und Anhalt Schmidt sind zahlreiche Gemeindeglieder nach den Städten mit leichteren Erwerbsmöglichkeiten verzogen. Von Laingsburg aus trieb Missionar Göldner bis zu seinem Tode am 29. Januar 1923 unverdrossen seine mühsame Reisepredigt an den zerstreuten Bahnarbeitern von Hexriver bis de Nar in der öden Karroo.

Auf das Ganze gesehen stellt die Erziehung der christianisierten Bastardbevölkerung zu tüchtigen Gemeinden unsre Missionare vor eine schwere Aufgabe, nicht nur infolge der körperlichen und geistigen Degeneration der Mischlingsrasse. Aus der alten, festen Stammesordnung herausgerissen, durch die jahrhundertelange, enge Berührung mit den Weißen diesen kulturell und sozial nahe gerückt, sind die Bastards doch niemals von der weißen Obrigkeit ihres Landes planmäßig zur Arbeit und straffen Lebensordnung erzogen worden. Dazu kommt ihre schwere Schädigung durch Zulassung der geistigen Getränke des Europäers, die dann Trunksucht in erschreckendem Umfang mit körperlicher, geistiger und moralischer Zerrüttung zur Folge hatte.

Die farbigen Kirchenräte haben sich gut bewährt, z. B. in Mosselbay und Kapstadt. Auch fehlt es hin und her in den Gemeinden nicht an innerlich gefestigten Persönlichkeiten. Die Schulen, deren Leistungen nach dem Urteil von Missionsinspektor Wilde bei dessen Visitationsreise an der Spitze unserer südafrikanischen Missionschulen standen, erwecken gute Hoffnungen und sind vielfach das Rückgrat der Gemeindegarbeit, in der die missionarische Wirksamkeit hinter der kirchlichen Pflege fast gänzlich zurücktritt. So pflegen andere Missionare in der Synode teilweise blühende Jünglings-

und Jungfrauenvereine, Kirchchöre, Enthaltſamkeits- und Mäßigkeitsvereine. Solche innere Miſſionsarbeit nimmt in der Kapſynode neben der geordneten Verkündigung des Wortes und der Einzeſeelſorge einen weiten Raum ein. Dazu tritt auch Hilfeleiſtung in viel äußerer Not, Krankheit und gegenüber der vielfach drückenden Armut unſerer Gemeindeglieder.

b) Über die Suſu-Koſſa-Synode kann zuſammenfaſſend Paſendorf erfreulicherweiſe berichten:

„Unſeren Gemeinden iſt während der langen Kriegsjahre kein Schaden geſchehen. Sie ſind ſtetig und ſtändig gewachſen; ſind doch in der hieſigen Synode während der Kriegsjahre rund 1500 erwachſene Heiden und 2500 Kinder getauft worden. Überall haben unſere Leute ihre Treue gegen uns bewieſen, trotz Anfeindungen und Aufregungen ſeitens der englischen Nachbarn, ja, durch die Magiſtrate ſelbſt. In Emmaus iſt es gelungen, eine kleine Schar von etwa 40 abfällig zu machen. Sie ſind zur Church of England übergegangen. Die anderen ſind dafür um ſo treuer, und etliche der Abgefallenen ſind bereits wieder zurückgekehrt. Der Bergviller Magiſtrat forderte den Evangeliſten Miſa von Miſſ. Paulis Station auf, auszutreten, da er keinem Deutſchen mehr dienen dürfe. Miſa verlangte darauf einen englischen Miſſionar, der aber — Lutheraner ſein müſſe! Den gab es natürlich nicht. Dann wurde der Häuptling vorgenommen, er ſolle eine neue Schule bauen, in der kein Deutſcher etwas zu ſagen habe. Die Regierung hatte noch 20 £, die die Eingeborenen einſt der Königin Viktoria zum Jubiläum geſchenkt hatten, die dieſe ihnen aber wiedergab, mit der Bemerkung, ſie ſollten ſie für eine Schule oder dergl. gebrauchen. Über zwanzig Jahre hat das Geld gelegen, jezt ſollte es zur Zerstörung unſerer Arbeit dienen. Nach langen Verhandlungen entſchied der Häuptling: „Behalte Du Dein Geld, ich behalte meine alte Schule!“ Damit war die Sache erledigt. Ähnlich ging es bei dem Häuptling Bambasi. Dort ſollten die Weſleyaner uns herausdrängen; es hat alles nichts genügt; heute noch ſiſt unſer Evangeliſt Albert Hlongwane dort, d. h. wir ſiſen jezt auf der Hauptſtadt, nachdem wir 70 Jahre darauf gewartet haben; und das zu einer Zeit, da wir meinten, es wäre alles aus! Gottes Wege ſind wunderbar. Er baut zu anderen Zeiten und auf andere Weiſe als wir. Von den Brennereien und Zerstörungen, die durch die hochgehenden Wogen der englischen Begeiſterung veranlaßt wurden, ſind wir durch Gottes Güte verſchont

geblieben. Keins unserer Gebäude ist angetastet worden. Die Statistik der Sulu-Kossa-Synode weist ein erhebliches Wachstum auf. Sie zählte am 31. Dezember 1921 (siehe Tabelle S. 488):

Die Zahl der Getauften ist also von 5563 in 1913 auf 9554 in 1921, die der Schulen und Schüler von 30 mit 986 Schülern in 1913 auf 42 mit 1585 Schülern in 1921 gestiegen. Geht es dennoch auch heute noch bei dem harten und zähen Sinn der Sulu langsam und unter vielen Widerwärtigkeiten vorwärts, so hat es doch trotz aller Hemmnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit an Fortschritten nicht gefehlt.

Die 1912 eingegangene Arbeitsgemeinschaft mit der norwegischen und schwedischen kirchlichen Mission (Cooperation Work of the Lutheran Missions in Natal and Zululand) hat in den schweren Kriegsjahren die Probe der Bewährung bestanden. Das große Lehrerseminar in Umpomulu, das Evangelisten- und Helferseminar auf unserer Station Emmaus und das Predigerseminar in Oskarsberg haben sich trefflich in die Hände gearbeitet, um dem in allen drei Missionen lebhaft gefühlten Mangel an einem auf lutherischer Grundlage gründlich durchgebildeten Helferstabe abzuhelpen. Auch an guter lutherischer Literatur in Sulu ist eifrig gearbeitet worden, und besonders das gemeinsam herausgegebene lutherische Kirchen- und Gemeindeblatt „Izwe la Kiti“ hat weit über den Kreis der lutherischen Gemeinden hinaus einen festen Leserkreis gefunden.

Ein Lichtblick war es, daß sich im Arbeitsgebiet der Station Soffental endlich 1918 nach 60jähriger Wartezeit die Hauptstadt Engkoba des Oberhäuptlings Bambasi öffnete; er lud seinen Vetter, den bald darauf ordinierten Helfer Albert Hlongwane ein, dort eine Schule zu eröffnen und des Häuptlings Kinder zusammen mit denen seiner Großen zu unterrichten. Auch seiner Predigtstätigkeit legte er keine Hindernisse mehr in den Weg. Auch auf dem lange so unfruchtbaren Stendal blühte wenigstens zu Zeiten die Arbeit auf. Im Jahre 1918 konnten 80 Erwachsene getauft werden, und es blieb noch eine stattliche Anzahl im Taufunterricht. Die große Kirche war damals stets gedrängt voll. Die Schule zählte 140 Kinder. Das waren für Stendal erstaunliche Zahlen. Wichtiger war, daß sich von Königsberg aus die Arbeit bis in weite Fernen ausdehnte. Bei dem Häuptling Gamalafe in Etigweni fand man offene Türen und noch offenere Herzen. Von Neu-Schottland aus fand man (über Dundee und Piet Retief) vielversprechenden Eingang im Swasilande. Überall vollzog

Station	Gründungs-jahr	Außenstationen	Predigt-plätze	Arbeiter				Gemeinden				Schulen																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																															
				europäisch	eingeborene	getaufte Gemeindeglieder	Erwachsene	Davon im letzten Jahr getauft	Kinder	Abendmahlsberechtigte	Teilnehmer an den Abendmahlsfeiern	Erwachsene Taufbewerber	Elementarschulen	Schüler und Schülerinnen	Nebentklassen, Abendschule und Nähsschule	Schüler	Seminar	Schüler																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																									
Sulu-Aossa-Synode																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																											

sich ein Umschwung im Leben der Eingeborenen und in der Missionsarbeit. Die Schranken der Lokationen fielen; die Eingeborenen drängten mit Macht in die Städte. Die Mission hatte sich vielleicht zu lange auf die beschränkte Gemeindegarbeit auf den Stationen konzentriert. Sie mußte in die Weiten des Landes hinausstreben und in den Städten Fuß fassen. Der Wohnsitz des Missionars von Stendal sollte nach dem nahen Landstädtchen Weenen verlegt werden, sobald es möglich ist, den wenig ergiebigen Bauernplatz der Station vorteilhaft zu verkaufen, was allerdings bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Depression im Lande schwierig genug ist. In Pietermaritzburg ist dadurch eine neue Station angelegt, daß der neu eingesetzte Superintendent Patendorf seinen Wohnsitz dorthin verlegt und die Arbeit in der Stadt und Umgegend kräftig in Angriff genommen hat. Allerdings fehlen noch die erforderlichen Baulichkeiten für eine Missionsstation, wie Kirche, Schule und Missionarswohnung.

Die Hoffnung, aus den wertvollen Baumanlagen August Prozeskys in Königsberg einen erheblichen Gewinn durch Verkauf von Grubenholz zu erzielen, erfüllte sich nicht. Allerlei Intrigen wußten den Kaufkontrakt nach den ersten Lieferungen rückgängig zu machen.

In den seit 1911 mit der Natalsynode vereinigten Kafferngemeinden befanden sich Wartburg und Petersberg bei Ausbruch des Krieges in Renitenz. Sie setzten dies kindische Spiel noch jahrelang fort. Die Wartburger prozessierten gegen die Mission auf Herausgabe der Kirche und erlangten durch ein ihnen günstiges Gerichtserkenntnis vorübergehend deren Besitz. Als einziger Missionar leitete sie gemeinsam mit dem farbigen Geistlichen S. Magina Missionar Markötter-Bethel, der daneben vier Jahre lang auch die deutsche Gemeinde in Keiskamahoe und in Stutterheim versehen mußte, weil deren Pastoren in der Gefangenschaft waren. Er stellte rückblickend dankbar fest, daß er die ihm anvertrauten Herden habe zusammenhalten können. Die Arbeit war hier durch den Krieg weniger beeinträchtigt als in Natal; die Schulen blieben unbehelligt in unseren Händen. Die mit der „Neuordnung“ zusammenhängenden Unruhen, die unsere Weiterarbeit in Kafferland oder doch wenigstens in Wartburg und Petersberg ernstlich in Frage stellten, haben zwar noch langwierige Kämpfe nachgezogen, sind doch aber, aufs Ganze gesehen, günstiger verlaufen, als wir befürchtet hatten.

In Bethel ist die Gemeinde ein wenig gewachsen; sie hält sich

tren, der Helfer Mbunge tat seine Pflicht. Heidentum ist nicht mehr viel vorhanden; zuwandernde Heiden bleiben es meist nicht lange. Zu den Schulen in Genju und Kubusi hat Markötter eine in Bethel selbst eröffnet; er möchte die drei auf den Hauptstationen zu einer fünfklassigen zusammenfassen. Bedroht wird der Bestand der Gemeinden durch Grundstücksverkauf von Weißen und wohlhabenden Farbigen anderer Kirchen. Von den Außenstationen hat sich East London, obschon es im Kriege ein Hezplatz wie kaum ein anderer war, die Kirche auf städtischem Grunde steht und es leicht gewesen wäre, die deutsche Mission aus der Lokation zu vertreiben, unter dem trefflichen Helfer Jos. Gotywa gut gehalten; in Berlin hat Hez. Mami an den zerstreut wohnenden Leuten mühsame Arbeit getan; Ringwilliamstown ist, obschon auch Maqina nach der kleinen Gemeinde regelmäßig sah, zurückgegangen.

Der Gemeinde Wartburg war von uns, weil sie in ihrer Mehrheit hartnädig den Gehorsam verweigerte, 1914 die missionarische Bedienung aufgesagt worden. Missionar Hoppe trat als Pastor in den Dienst der deutschen Gemeinde Ringwilliamstown über. Die Jahre der Vereinsamung scheinen die Mehrzahl der Leute zur Besinnung gebracht zu haben. Bereits sind etwa 60 aus der widerspenstigen Mehrheit zu der gehorsamen Minderheit zurückgekehrt, und andere wollen kommen. Die Kirche hatte sich Markötter wieder erkämpft; auch die Schule war wieder in seiner Hand und hatte mehr Schüler als früher. Die Gemeinde hat, ihr wieder einen Missionar zu senden. Traurig dagegen stand es in Petersberg: Die Station verfiel; die Mehrheit hielt sich zu den Äthiopiern, ein kleines Häuflein, das noch im Besitz der Kirche war, ließ sich von Hoppe bedienen. Emdizeni und Etembeni hatten sich unter dem würdigen und wohlgeachteten Maqina besser gehalten. In Emdizeni war der Helfer Ntswahlana an seinem Platz. Etembeni hatte besondere Schwierigkeiten durch die Mischung der kleinen Gemeinde aus Kossa und Tingu; auch fehlte es ihr an sittlicher Widerstandskraft und an Eifer in der Werbearbeit unter den Heiden. (J. B. 19, 12.)

Ende 1921 ist den Gemeinden in dem in Deutsch-Ostafrika bewährten Rauhaus, einem Sohne der Petersberger Gemeinde, ein neuer Missionar gegeben, der die fünf Stationen mit Hilfe einiger ordinierten Geistlichen, besonders des trefflichen Salomo Maqina, von Bethel aus verwaltet. Auch die verwitwete Frau

D. Kropf, die zwölf Jahre lang unter den Frauen und Mädchen in Johannesburg gearbeitet hatte, kehrte auf einige Zeit nach Bethel zurück. Es scheint, daß sowohl der durch die Zusammenlegung mit der Sulusynode entstandene Riß, wie auch die zu Zeiten peinvolle Spannung zwischen den Kossa und Fingu in den Gemeinden überbrückt ist.

c) In der Dranje-Synode ist die Arbeit ruhig, zäh und ausdauernd weitergegangen. Auf den Diamantenfeldern waren die Betriebe lange Zeit geschlossen; das gab viel Arbeitslosigkeit und Unruhe. Auch als sie die Arbeit wieder aufgenommen hatten, wurden die Berliner Missionare in den Compounds nicht zugelassen. Die Schularbeit wurde dadurch erschwert, daß in Kimberley gerade gegenüber der Berliner Missionschule die Regierung einen anspruchsvollen Schulpalast für 120 000 Goldmark errichtete. Bei alledem ging die Arbeit ununterbrochen fort, und besonders die Außenstationen wie Windsorton, Klipdam, Bedberg, später nach Internierung des dortigen Missionars auch Douglas wurden fleißig besucht, und zwar da die Züge unbequem lagen, mit der Motorkarre. Missionar Windisch schreibt davon anschaulich: „Der Sonntagmorgenzug fiel aus, da Kohle knapp wurde, aber auch die Lokomotiven ausgedient hatten. Ich fuhr deshalb Sonntags mit einer Motorkarre nach Klipdam und Windsorton, war in 2¼ Stunden dort, hielt in Windsorton Gottesdienst und Abendmahl, ging am Nachmittag entweder nach Bedberg oder Klipdam, hielt ebenfalls Gottesdienst und Abendmahl und fuhr dann wieder nach Beaconsfield zurück, um hier noch am Abend um 8 Uhr den Abendgottesdienst zu halten. Freilich litt ich im Sommer viel Durst, denn unterwegs gibt es nichts zu trinken, außer auf Pniel, und im Winter ist es eiskalt. Trotzdem ist es eine Lust so schnell vorwärts zu kommen, und ich mache es nun möglich, auch während der Woche hinüber nach Klipdam zu eilen, um die Schule zu inspizieren.“ (B. B. 19, 149.)

Missionar Arndt in Bloemfontein hatte neben seiner weitausgedehnten und wohlgepflegten Gemeindegarbeit in der Hauptstadt und in dem Umkreis seiner Außenstationen und der Verwaltung der Superintendenturgeschäfte nach dem Tode Richard Brunes obendrein die viel Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Fürsorge für die große Schar der Berliner Missionarsfrauen und Kinder, die aus Deutsch-Ostafrika entfernt werden. Am 4. Februar 1917 waren sie

nach langer, sehr beschwerlicher Reise in einem herzbeweglichen Zustande in Pretoria angekommen. Dort wurden sie in großen, unbegablichen, zugigen Ausstellungshallen untergebracht. Eine derselben mußte mehr als 100 von den 136 Personen, großen und kleinen, des Nachts zum Aufenthalt dienen. Glücklicherweise war Lagerkommandant der menschenfreundliche Mr. Cowlen, welcher bereits früher bei der Versorgung der in Pretoria internierten Südwestler mit Schloemann freundschaftlich zusammengearbeitet hatte. Die bürische Frau dieses Beamten hatte selbst während des Burenkrieges die Not der Internierung reichlich gekostet. Nun bemühten sich beide, den gefangenen deutschen Missionsleuten ihr schweres Los zu erleichtern. Die Frauen des regen deutschen Hilfsvereins zu Pretoria gingen unter Leitung von Frau Schloemann sofort daran, die Gefangenen neu einzukleiden. Auch der deutsche Hilfsverein in Johannesburg griff mit ein, sowie der von Burenfrauen gebildete vreemdelinge hulpbetoon (Fremdenhilfe), unter Führung der Frau des angesehenen Schriftleiters der „Volksstem“, Gustav Preller, und alle Missionsfamilien ganz Südafrikas waren eifrig in Hilfeleistung und Liebesbeweisung. Am 26. April 1917 wurden alle Internierten nach Pretoria überführt und hier in der Vorstadt Tempe in behaglicheren Quartieren untergebracht. Leider mußte die Missionsleitung den Wunsch der Missionsfamilien, baldmöglichst nach Deutschland zurückzukehren, wegen der Gefahren des U-Bootkrieges widerraten; die britische Regierung konnte ohnehin wegen des Schiffsraum mangels für eine so große Anzahl von Familien die Überfahrt nicht ermöglichen. So mußten sie noch zwei Jahre hinter dem Stacheldraht aushalten. Später wurde wenigstens den Frauen gestattet, in der Woche zweimal zu Besuchen in die Stadt zu gehen. Diejenigen, welche Verwandte in Südafrika hatten, durften auch zu diesen übersiedeln, allerdings verloren sie damit den Anspruch auf die Regierungsunterstützung. Gerade am Jahresfest im Juni 1919 trafen die Vertriebenen in Berlin ein.

Im Herbst 1921 übernahm der langjährige Missionar von Heidelberg, H. Müller (1897—1921), die Superintendentur der Oranje-Synode. Es war in dieser schwierigen Zeit, wo die Finanzen der südafrikanischen Mission ohne Zuschüsse aus der deutschen Heimat auf eine neue Grundlage gestellt werden mußten, wo auch durch den Tod des Missionars Westphal in Pniel (11. Januar 1922) die schwierige Verwaltung dieser Station unterbrochen wurde, von be-

sonderer Wichtigkeit, daß ein so tatkräftiger und zumal in wirtschaftlichen Angelegenheiten so weitblickender Mann die Leitung übernahm. Der Bestand der Oranje-Synode betrug am 21. Dezember 1921 (siehe Tabelle S. 494):

d) Auch in Süd-Transvaal ist die Arbeit in der Hauptsache ungehemmt weitergegangen; die überwiegend buriſche Bevölkerung schützte die deutschen Missionare vor ungeschickten Ein- und Übergriffen. Freilich war es auf der Hauptstation Botſchabelo stiller geworden, ſeitdem die zentralen Gehilfeninstitute geſchloſſen waren. Aber es fehlte trotzdem nicht an reichlicher Arbeit. Die Kirche ſah böſe aus; man hielt beinahe Reparaturen für weggeworfenes Geld. Nur ein Neubau könnte helfen. Mindestens müſſe das ganze Dach neu gedeckt werden, aber ſelbſt dann ſei zweifelhaft, wie lange die ſchon auseinanderfallenden Mauern das neue Dach tragen können. Man ſchob alle Bedenken beiseite und griff die Ausbesserungen an und hatte dann doch die Freude, die Kirche wenigstens für einige Jahre ohne zu große Koſten freundlich wieder herzurichten.

Die Haltung aller Gemeinden des Botſchabeloer Bezirks zu ihrer Mutterkirche war durchaus gut. Was das heißt für Gemeinden, die umringt ſind von Bopedigemeinden, durchſetzt von Gliedern derſelben, mit ihnen durch Verwandtschaft und Verſchwägerung aufs innigſte verbunden, ohne Ende wühleriſcher Tätigkeit ausgeſetzt, dazu umſchmeichelt und falſch berichtet von anderen Kirchengemeinſchaften, ganz beſonders unter den jeztigen politiſchen Verhältniſſen, das bedarf nicht erſt einer beſonderen Zeichnung. Noch ſind wir aber nicht am Ende der Prüfungszeit. Unter ſolchen Umſtänden war für Leute auf Miſſionsgrundbeſitz der Gedanke verführeriſch genug, keine Landpacht mehr an die Deutſchen zu entrichten, von denen es immer wieder hieß, ſie ſollten enteignet und heimgeſchickt werden.

Gewann dieſer verheißungsvolle Gedanke, ohne Zahlung von Landpacht alle Annehmlichkeiten einer Miſſionsſtation zu genießen und ſo weit günſtiger geſtellt zu ſein als auf Bopedi-Doornkop, auch nur ganz langſam Boden, ſo wurde man doch immer träger in der Erfüllung der Pflichten dem Grundbeſitzer gegenüber. Die von Doornkop taten ihr Beſtes, den Botſchabeloern das Recht zu dieſer falſchen Freiheit zu predigen. Es bedurfte daher ſtärker Bemühungen des Miſſionars im Verein mit der dauernden, freundlichen Unterſtützung

Station	Gründungsjahr	Außenstationen	Predigtplätze	Mitarbeiter				Gemeinden				Schulen																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																
				europäisch	eingeborene	getaufte Gemeindeglieder		Erwachsene	Davon im letzten Jahr getauft	Abendmahlsberechtigte	Teilnehmer an den Abendmahlsfeiern	Erwachsene Taufbewerber	Elementarschulen	Schüler und Schülerinnen	Nebentklassen, Abendschule und Nähsschule	Schüler	Seminar	Schüler																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																										
Orange-Synode																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																																												

Bedemeyers, um eine Besserung herbeizuführen. Nach der Einleitung der Friedensverhandlungen war es möglich, energischer aufzutreten. Ein starker Appell an die Männer der Gemeinde selbst war auch von guter Wirkung und wirkt noch fort. Aber eins war klar: Manchem alten Bewohner Botšabelos mußte wohl die Tür gewiesen werden. So betrug die Landpacht ungerechnet Winterlandabgabe und andere kleinere Einnahmen, im Jahre 1919 £ 829 gegen £ 406 im Vorjahre und £ 315 im Jahre 1917. Diese Summen finden erst ihre rechte Erklärung, wenn die stark anwachsende Besiedlung Botšabelos in Betracht gezogen wird. Infolge des neuen Landgesetzes war der Zuzug von Eingeborenen, die tatsächlich ihre Wohnstätten verloren oder andere Bedingungen des Wohnens suchten, auf Missionsgrund nicht gering. Daneben mehrte sich die Pächterzahl nicht unerheblich durch Heirat der jungen Leute. Da zog dann auch meist die einheimische Frau den auswärtigen Mann nach Botšabelo, erst recht der einheimische Mann die auswärtige Frau. Die Station stieg von rund 200 Aderpächtern auf 290, Hartebeesthoek mit seinen 45 Pächtern nicht eingerechnet. Da war die Zunahme noch bedeutender.

Die auswärtigen Gemeinden, besonders Rmitše, Lebung, Hartebeesthoek, Wonderhoek, Welgevonden, neuerdings auch das nicht mehr mit einem Missionar besetzte Gerlachshoop wurden regelmäßig vier, fünf oder sechsmal besucht, und es sind zum Teil liebliche Bilder, die von ihrer Arbeit gezeichnet werden. Von Hartebeesthoek erzählt Eiselen: Dort habe ich Haus für Haus besucht vom Morgen bis zum spätesten Abend, drei Hausgottesdienste, Sonntagdienst und Wochengottesdienst gehalten, und mich an der Freude der Leute, besucht zu werden, herzlich freuen dürfen. Es war in der vortrefflich geordneten Gemeinde alles so wohl eingerichtet, daß ich kaum auf ein Haus traf, wo man nicht des Besuches gern wartete, trotzdem auch weite Strecken zurückzulegen waren. Meist ging es zu Fuß, im Geleit des Helfers, eines oder mehrerer Ältester. Auch der Heidenbesuch fehlte nicht. Und die kürzlich getauften Christen, die wir nicht erreichen konnten, kamen zu einem Hausgottesdienste mit ihren heidnischen Verwandten. Die Helfer wurden fleißig für diese Außenarbeit mit herangezogen. Der treffliche Helfer Mathumetse wurde ordiniert und mit der Pastoration von Gerlachshoop beauftragt. In jener Gegend starb 1920 der in der Missionsgeschichte bekannte Baſopa-Häuptling Josua Ramopudu. Nach der Begrün-

ding Botschabelos hatte ihn Merensky zum Plahzhauptling der christlichen Basopa gemacht. Er war dann aber doch nach dem Abzuge Dinkonjanes auch mit seinen Leuten nach den alten Schwarzenbergen, der geliebten Heimat, zurückgekehrt. Dort war er 1903 Bopedianer geworden und ist es bis zu seinem Tode geblieben. Unter allem Druck blieb noch Freude, die literarischen Arbeiten fortzusetzen. Eiselen schreibt darüber:

„Die Literatur-Kommission steht in voller Arbeit; eben ist eine starke, verbesserte und vermehrte Neuauflage des Sotho-Gesangbuches in der Vollendung bei Schulz in Middelburg. Die Arbeit, die unzähligen Fehler und Fehlerchen in Grammatik und Syntax und Unverständbares herauszuschaffen, war sehr groß und ist leider noch nicht vollständig geschehen, weil so oft der Anfang des Liedes fehlerhaft war und wir uns scheuten, zuerst wenigstens, daran zu rühren. Serote war dabei ein unschätzbare Helfer. Das Geld wurde durch kleine unverzinsliche Anleihen aufgebracht. Schon ist der Katechismus ausverkauft. Auch hier heißt es, nicht nur Rechtschreibung erneuern, sondern Undeutliches, Unklares, Unverständliches, unglücklich Ausgedrücktes zu entfernen. Vorarbeiten liegen wohl vor, aber sie weichen sehr voneinander ab. Und nicht überall wird das neue Gesangbuch und der durchgesehene Katechismus mit freundlichen Augen aufgenommen werden . . .“

In die Arbeit auf den Bauernplätzen des Hoogefeldes gibt Sander von Woyentin einen guten Einblick. Er ist aus Sekufunis-Land dorthin versetzt und vergleicht deshalb jene Arbeit im wilden Lande mit dieser unter einer in der Christianisierung begriffenen Bevölkerung:

„Die Arbeit hier ist eine ganz andere als in Sekufunis-Land. Ich habe hier keine eigentliche Außenstation mit fest angestellten Helfern, aber Predigtplätze, wo die Leute von andern Plätzen zusammenkommen. Im Jahr 1915 waren es sieben. Es ist nur schade, daß die Leute so oft wechseln müssen. Sonst ist die Arbeit auf den Außenplätzen schön, denn die Leute sind dankbar für Gottes Wort, was ihnen gebracht wird. Sehr schade ist es, daß sie keine Schulen halten dürfen auf den Bauernplätzen. Gottesdienst gestatten die Bauern, aber Schulen nicht, weil ihnen, wenn die Kinder zur Schule gehen, die Viehhüter fehlen. Wo es möglich ist, schicken sie die Kinder auf zwei Jahre hier nach Woyentin; sonst müssen sie die Kinder am Abend beim Herdfeuer, so gut oder schlecht es geht,

selbst unterrichten. Eins muß ich von diesen Leuten rühmen, sie lehren die Kinder den Katechismus. Betreffend die Schule haben es die Außengemeinden in Sekutunis-Land viel besser, aber da geben sie noch nicht viel auf die Schule. Hier auf Woyentin sind im Durchschnitt 180 Kinder in der Schule. Der Kirchenbesuch ist gut, aber eine Not ist es mit den jungen Mädchen, welche nach den Minengebieten gehen.“

Es war begreiflich, daß diese Synode besonders schwer unter der allgemeinen wirtschaftlichen Not litt, sind doch hier die meisten Arbeitsposten auf Burenfarmen zerstreut. Und diese Farmen gingen im Zusammenhang mit der Depression aus einer Hand in die andere. Bei jedem Wechsel war der Bestand der Arbeit in Kirche und Schule bedroht. Der neue Herr wollte etwa überhaupt nichts mit der Kirche zu tun haben und mochte deshalb keine Kapelle auf seinem Grunde dulden; oder ihm war wenigstens die Berliner Mission ein Dorn im Auge. Er strafte als Engländer nicht nur ihre Missionare, sondern auch ihre braunen Helfer und die sich zu ihnen haltenden Eingeborenen mit Verachtung. Oder er wollte wenigstens keine Schule für die schwarzen Kinder dulden und begriff nicht, daß seine Regierung dazu obendrein noch Zuschüsse gab.

Nebenbei regte sich oft in sonderbarer Weise der Unabhängigkeitsgeist der Eingeborenen, und zwar merkwürdigerweise mehr bei den Bassuto als bei den Swasi und Knopneuzen. Es ist fast humoristisch, was da alles für kirchliche Sonderbildungen wie Pilze über Nacht hervorstach, aber auch schnell wieder vergehen. Die Gebiete mehrerer Stationen wie Middelburg und Ermelo wurden durch eine „United Bantu Luther Church“ heunruhigt, die von einigen ausgeschlossenen Helfern in Szene gesetzt war, allerdings bald wieder verging. Gefährlicher war, daß sich unter der nachsichtigeren englischen Herrschaft das ungebärdige Heidentum wieder mit Macht regte. In dem weiten Bapedilande wurden fast überall die Beschneidungsfeiern wieder auf den Häuptlingskraalen gefeiert und setzten 1922 drei Monate lang das ganze Land in Aufregung. Wilber und stürmischer war die bolschewistische Streikwelle, die von Januar bis März 1922 über die Goldfelder des Witwatersrandes, besonders über Johannesburg ging. Es handelte sich um weitverzweigte Streiks der weißen Bergleute, die durch den üblichen anarchistischen Terror die Gewalt an sich reißen wollten. In drei blutigen Kampftagen vom 12. bis 14. März 1921 wurden die Unruhen in Strömen von Blut erstickt.

Es war gewiß gut, daß Südafrika nicht noch zu allem sonstigen Unheil mit dem Sowjet=Radikalismus beglückt wurde, zumal die weißen Arbeiterführer auch den Farbigen gegenüber eine schroff feindselige verständnislose Haltung eingenommen hatten.

Die statistische Übersicht über den Bestand der Arbeit geben wir gleich über Süd= und Nord=Transvaal zusammen (siehe Tabelle S. 500 und 501):

e) Wenn die Zahl der Gemeindeglieder der Nord=Transvaalsynode während der Kriegszeit von 13 727 auf 16 434 gestiegen ist, so wird daran deutlich, daß auch die so außerordentlich ungünstigen Zeitverhältnisse die Anziehungskraft der christlichen Gemeinden nicht haben aufheben und die Missionsarbeit nicht haben lähmen können. Immerhin zeigen diese Zahlen auch, wie sie gehemmt wurde. Sechs Jahre vor dem Kriege, d. h. 1907, betrug die Gesamtzahl der Christen in Nord=Transvaal schon 10 096. Gesunde Missionskirchen pflegen, wenn nicht außerordentliche Verhältnisse mitwirken, je länger desto stärker zu wachsen. Hier ist offenbar durch die Kriegszeit das natürliche Wachstum verlangsamt worden. Dies wird noch deutlicher erkennbar an dem Rückgang der Taufbewerberzahl: Jetzt 290, vor dem Kriege 642! Die Gemeinden haben Treue gehalten, aber auf den weiteren Kreis, der sie umgibt, hat die Zeit doch, was ja mehr als begreiflich ist, einschüchternd gewirkt. Die Schülerzahl dagegen, die 1907 schon 2259, 1913 erst 2949 betrug, ist auf 4650 angewachsen. Da zeigt sich das stärkere Eindringen der europäischen Kultur und das gesteigerte Bildungsverlangen der Eingeborenen.

Immerhin ist es erstaunlich, daß die ausgedehnte Heidenarbeit, die von den zum Teil noch so jungen Nord=Transvaalgemeinden aus getan wird, in solchem Umfang ohne jede Unterstützung aus der Heimat und ohne Nachschub neuer missionarischer Kräfte hat fortgesetzt werden können. Gerade auch hier hat verständlicherweise die Beschaffung der Geldmittel große Sorgen bereitet, und die Zahlung der Gehälter blieb oft im Rückstand. Als dann 1919 der Friede noch immer keine Erleichterung durch Wiedereinsetzen der Heimathilfe brachte und, wie Th. Schwellnus es ausdrückt, „es für Helfer und Missionare galt, umzulernen und sich in den Zustand geringer Dinge hineinzufinden“, da war ein Nachlassen der Kräfte fast unvermeidlich.

Auf Medingen steht noch immer der greise Reuter in alter Frische. Sein Lebenswerk ist auch unter den Kriegsstürmen gnädig

behütet. Er erhielt sich bei Kriegsausbruch das Vertrauen der örtlichen Behörden und wußte eine schonende Behandlung der Missionsarbeit zu sichern. Allerdings bemühte er sich wie sein Mitarbeiter und Schwiegersohn W. Krause peinlich, der Obrigkeit nicht den geringsten Anstoß zu geben. Leider erschwerten ihnen gerade „Halbseidene“ (d. h. unlautere Christen) das Leben. Unbotmäßigkeiten unter dem jungen Volk und Regungen des Heidentums konnten überwunden werden, und die geistliche Arbeit ging in vollem Segen fort. Ein Höhepunkt, nicht nur in seinem persönlichen Leben, sondern auch für die Gemeinde und für die ganze Synode, war am 22. August 1918 sein 70. Geburtstag. Die Bitte des Komitees, er möge noch nicht in den Ruhestand treten, die gerade zu diesem Tage eintraf, war seine schönste Freude. Die Schularbeit ist im Medinger Bezirk noch nicht merklich geschädigt worden. Infolge der neuen Platzgesetze aber wechseln oft Eingeborene den Wohnort, und die Folge kann sein, daß Schulen eingehen. Der Fortschritt der Zivilisation ist schnell; das Land wird überall mit weißen Siedlern besetzt. Eine neue Bahnstrecke hat auch Medingen in Duivelskloof eine Bahnstation gebracht.

Missionar Hoffmann in Mhome-Krakenstein ist in der großen Arbeit, die er mit zwei Ordinierten, mit 17 besoldeten, 13 unbesoldeten Evangelisten und mit einer großen Schar freiwilliger Helfer von Krakenstein aus treibt, gut vorwärts gekommen. Endlich konnte er auch wieder die fernen Unterfeldstationen bereisen; die Freude war bei den Eingeborenen groß, nicht nur bei den Christen. Die Missionsarbeit ist im Tieflande, wie er urteilt, im Ganzen noch so, wie sie vor dem Kriege war. Der Ordinierte Moses Rakoma und die anderen Gehilfen „haben treulich ihren Mann gestanden, die Gemeinden gepflegt und den Heiden gepredigt“. Hoffmann konnte die Verbindung mit ihnen während der ganzen Kriegszeit aufrechterhalten. Die Bolopo aber, eine Zaubertänzeri zur Beschwörung der Krankheiten, hat, zumal während der Grippe, viel Verbreitung im Volke gefunden. Auch Beschneidungsschulen haben die Missionsarbeit erschwert. „Das Christentum muß nach allen Fronten hin kämpfen. Da aber die Missionsgehilfen des Unterfeldes ernste Männer sind, werden sie dennoch Vielen eine Leuchte auf dem Wege zur Seligkeit.“ Auch die Schulen, deren Besuch auch durch Heidentinder gerade hier stark gewachsen ist, sieht Hoffmann nach wie vor als ein wirksames Missionsmittel an. Daß die Zahl der getauften Gemeinde-

Bestand am 31. Dezember 1921:

Nr.	Station	Gründungs-jahr	Außenstation	Berechtigtlage	Arbeiter							Gemeinden				Schulen									
					europäisch							eingeborene				Männer	Frauen	Kinder	Zusammen	Erwerbsthätige davon im letzten Jahre	Erwerbsthätige	Zeilnehmer an den Wohnmachsfestern	Erwerbsthätige	Schüler u. Schülermimen	Schüler
					Missionare	andere Missionare	Zusammen	Ordnung	Nicht ordn. Helfer	Bekehrte	Witwen	Männer	Frauen	Kinder	Zusammen										
1	Süd-Transvaal	1866	5	6	2	—	—	2	1	10	10	—	21	409	425	1058	1892	9	72	58					
2	Pretoria	1865	11	31	1	1	—	46	826	901	1526	3253	35	143	1727	1470	25	12	655	1					
3	Wolfsburg (mit Werlachschoop)	1866	15	20	1	—	—	44	789	1198	2138	4125	77	80	1901	1331	25	11	924	2					
4	Seidenburg	1869	5	11	1	—	—	37	515	619	1025	2159	15	75	1134	327	22	5	402	2					
5	Wassmansdal	1872	5	31	1	—	—	18	245	352	667	1264	5	56	311	574	20	1	48	3					
6	Wolfsburg	1873	5	6	1	—	—	15	361	521	869	1751	5	51	882	276	7	1	289	1					
7	Neu-Galle	1875	9	35	1	—	—	42	383	492	1313	2188	5	61	875	1281	35	7	401	—					
8	Seidenburg	1877	8	7	1	—	—	7	28	344	362	624	1330	7	32	893	725	10	7	372	—				
9	Wolfsburg	1877	5	18	2	—	—	2	17	9	3	30	275	362	406	1043	9	50	637	—					
10	Wolfsburg	1884	1	7	1	—	—	17	251	274	459	984	4	46	525	616	14	2	281	—					
11	Wolfsburg	1887	9	7	1	1	—	11	233	238	445	916	28	60	471	597	10	1	55	4					
12	Wolfsburg	1899	9	20	1	—	—	48	448	535	1204	2187	32	87	983	992	25	7	219	2					
13	Wolfsburg	1901	3	6	1	—	—	13	401	336	687	1424	6	30	737	550	23	2	110	—					
14	Wolfsburg	1905	10	10	1	—	—	17	320	412	716	1448	21	54	732	795	41	4	215	1					
15	Wolfsburg North	1911	11	282	1	—	—	78	418	267	294	979	33	81	496	883	32	3	94	5					
Summe:		111	497	17	2	19	12	281	136	36	465	6218	7294	13431	26943	291	978	13138	11372	315	74	4939	27	647	

Nord-Transvaal																										Σumme :		
1	Pietersburg	1896	1	2	1	—	1	—	6	4	—	10	178	189	480	747	5	14	317	274	—	1	100	1	40			
	Matlale	1865	10	6	—	—	—	—	13	7	—	20	155	185	262	602	9	24	840	320	22	7	233	3	44			
2	Maifapanspoort	1865	7	16	1	1	2	—	8	14	—	22	138	194	331	663	—	12	332	434	7	7	327	7	82			
3	Malofong	1867	10	20	1	—	1	1	13	5	—	19	118	177	325	620	3	13	295	171	2	9	159	—	—			
4	Waterberg	1867	6	5	1	1	2	—	14	11	—	25	540	657	1097	2294	15	66	810	437	11	5	334	1	50			
5	Wauberg (Wodum)	1868	13	20	1	—	1	—	13	8	—	21	172	153	341	666	6	30	325	801	16	5	138	1	18			
6	Sta Thewas	1872	7	6	1	—	1	1	8	3	4	16	169	47	110	326	3	26	206	280	16	2	122	1	40			
7	Tjatomia	1874	6	6	1	—	1	—	6	5	—	11	154	107	263	524	2	23	261	257	2	2	143	1	46			
8	Witthoffstreu	1877	6	9	1	—	1	—	20	8	—	28	194	193	378	765	6	34	387	485	17	7	262	3	57			
9	Georgenholz	1877	11	14	1	—	1	—	13	8	2	23	136	47	81	264	14	8	183	156	33	6	209	2	23			
10	Frauenstein	1878	30	60	1	—	1	—	2	90	40	60	192	904	1198	2434	4536	34	98	2102	2013	62	19	1158	9	217		
11	Wedingen	1881	20	12	2	1	3	—	26	21	—	47	702	664	1001	2367	14	71	1358	1431	7	13	558	4	179			
12	Gerrubdsburg	1899	5	19	1	1	2	—	6	6	—	12	87	82	188	357	4	23	166	620	28	5	212	2	72			
13	Kreuzburg	1899	10	8	1	—	1	—	11	24	—	35	421	469	719	1609	45	57	890	2033	45	10	641	4	266			
	Mandala	1913	5	8	—	—	—	—	6	1	—	7	47	20	27	94	4	2	61	60	11	1	4	—	—			
Σumme :			147	211	14	4	18	4	253	165	66	488	4115	4332	7987	6434	164	501	8038	9772	279	99	4650	39	1134			

Wir fügen zum Vergleich die entsprechenden Zahlen von 1913 hinzu, um das Wachstum trotz aller Nöte und Kriegswirren vor Augen zu stellen:

1913	133	109	19	4	23	6	179	85	10	280	3590	8679	6458	13727	264	605	7457	10479	642	97	2949	9	260
------	-----	-----	----	---	----	---	-----	----	----	-----	------	------	------	-------	-----	-----	------	-------	-----	----	------	---	-----

glieder, die zu Krazenstein gehören, während der Kriegezeit trotz aller ihrer Hemmungen von 3633 auf 4536 gewachsen ist, zeigt, wie tiefe Wurzeln die Missionsarbeit hier geschlagen hat.

Im Unterfelde mehren sich die Klagen der Gehilfen über die Gleichgültigkeit von Christen und Heiden. Es sind eben kleine Gemeindlein vielfach noch junger Christen, die mitten unter den Heiden wohnen. Sie bedürfen der Aufmunterung und Stärkung, des Ansporns von seiten des weißen Missionars, und zwar durch dessen persönliche Gegenwart. Aber nicht die Gemeinden allein, nein, ganz besonders auch die Missionsgehilfen selbst haben solchen Besuch dringend nötig. Diese treuen Männer müßten Gelegenheit empfangen, an Ort und Stelle ihr Herz vor dem Missionar auszuschütten. An Ort und Stelle müssen sie neue Fingerzeige und Weisungen erhalten, wie man der Lauheit der Christen und der ablehnenden Haltung der Heiden auf den Leib gehen kann.

In Blaumberg hat der junge Bruder Jädel einmal wieder mit frischem Mut einen Versuch unter den stumpfen, widerwilligen Bagananoa gemacht. Er schreibt darüber: „Es ist noch unendlich viel zu tun hier. Auf dem Grundbesitz der Mission allein hier in Blaumberg wohnen 620 Eingeborene, von denen nur 92 Christen sind. Das Verhältnis stellt sich noch viel ungünstiger, wenn ich die Gegenüberstellung auf das ganze Volk von Malebocho ausdehne; denn dann kommen etwa 5 Christen auf 1000 Heiden. Die Arbeit geht sehr langsam voran, aber sie geht voran. Stillstand und Rückschritt sind trotz der bösen Jahre des Krieges nicht zu verzeichnen. Die Taufklasse ist mehr gefüllt, als in anderen Jahren. Während in anderen Gemeinden ein Zug zum Abfall und zum Anschluß an andere Kirchen in die Erscheinung tritt, ist hier gerade das Umgekehrte der Fall. Ich habe in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Konvertiten in meine Gemeinde aufnehmen müssen. Wesleyaner, Hochkirchler, Bopedianer, Baptisten und Apostelbrüder suchen den Anschluß an unsere Kirche, die verspricht, die Volkskirche der Bagananoa werden zu wollen. Wenn die Mittel da wären, um diesen Organismus auszubauen, so könnte ein einheitlicher, großartiger Bau entstehen, dessen Sinnen bald das Heidentum überragen sollten.“

Auch in Nord-Transvaal wird vielerorts über ein starkes Wiederaufleben des Heidentums geklagt. Die Beschneidungsfeierlichkeiten mit allen ihren Schrecken, die zuchtlosen Molombo-Tänze, die zügel-

lose Trunksucht nehmen wieder überhand. Merkwürdigerweise klingen mehr aus Nord- wie aus Süd-Transvaal die Klagen herüber, daß die Sendlinge des 1921 in Pretoria eröffneten (dauernden) Eingeborenen-Kongresses Mißtrauen und Unfrieden stiften, Argwohn gegen die Missionare, Widerwilligkeit gegen das Zahlen der Platzgebühren und sonstige Gebühren pflanzen. Auch die sonderbare Schwärmerei der „Israeliten“, die im Gebiete der Brüdergemeine-Station Silo zu einem so tragischen Zusammenbruch führte, hat nicht in der Kaffernmission und nicht in Süd-Transvaal, wohl aber auf mehreren Stationen in Nord-Transvaal Verwirrung gestiftet. Man hofft diesen Gegenwirkungen durch eifrig gepflegte Evangelisationen und Volksmissionen begegnen zu können.

Die Berliner Mission in China.

I.

Im Jahre 1882 übernahm die Berliner Missionsgesellschaft von dem Berliner und Stettiner Hauptverein für China deren während des letzten Jahrzehnts (1872—82) von der Rheinischen Missionsgesellschaft betriebene Missionsarbeit in der südchinesischen Provinz Kwangtung.*) Diese hatte eine längere Vorgeschichte.***) Sie knüpft an den Namen Karl Gützlaffs an. Dieser zunächst von der Niederländischen Missionsgesellschaft ausgesandte, begabte und eifrige Missionar hatte sich dann von dieser Gesellschaft gelöst und auf eigene Hand unter den Chinesen in Siam, Singapur und Macao evangelisiert; er war dann als Dolmetscher in den Dienst der ostindischen Kompanie getreten, wo er ein beträchtliches Gehalt bezog und reichlich freie Zeit behielt. China war damals nur erst auf dem 1842 abgetretenen Felseninseln Hongkong und in den im Friedensvertrage von Nanjing 1842 erzwungenen fünf Vertragshäfen eröffnet. Trotzdem unternahm Gützlaff in chinesischer Tracht abenteuerliche Predigtreisen längs den Küsten Süd- und Mittelchinas. Hauptsächlich aber glaubte er die Evangelisation des Riesenreichs durch zwei Methoden fördern zu können: er schrieb und druckte Traktate und Flugschriften im Bücherstile in Riesenauflagen zur Massen-

*) Die Berliner Mission wurde zum ersten Male 1844 auf eigentümliche Weise mit der chinesischen Mission befaßt. Karl Gützlaff hatte sich von dem König Friedrich Wilhelm IV. zwei Knaben im Alter von 14—16 Jahren ausgeben, um sie zur chinesischen Mission zu erziehen! Der König hatte den abenteuerlichen Plan aufgegriffen. An das Berliner Komitee erging der Auftrag, Gützlaffs Wunsch auf Kosten des Königs zu erfüllen. Zwei Knaben wurden auch gefunden, allerdings der eine ein verwahrlostes Waisenkind. Die Berliner Mission wollte eventuell später den unerfahrenen Kindern einen Missionar mit auf den Weg geben. Allein der König ließ verständiger Weise den törichten Plan wieder fallen, und das Berliner Komitee hatte nur die Sorge, den bereits in ihr Missionsseminar aufgenommenen Waisenknaben anderweit unterzubringen.

**) Sauerbrunn = Schmidt, Drei Jahrzehnte deutscher Pionierarbeit in Süd-China 1852—1882. Berlin 1908.

verbreitung im chinesischen Volke; und er zog sich einen Stab von chinesischen Mitarbeitern und Kolporteurs heran, die er, reichlich mit christlichen Schriften ausgestattet, bis in die entlegeneren Provinzen Chinas sandte. Speziell um diese chinesische Mitarbeit zu organisieren, gründete er 1844 in Hongkong den „chinesischen Verein“, in dessen Dienst im Laufe der nächsten Jahre bis zu 40 Chinesen traten. Allerdings Gützlaff hatte neben seinem Amte nicht die Zeit, sich mit der wünschenswerten Sorgfalt um diese chinesischen Angestellten zu kümmern, die vielfach dem Heidentum innerlich und selbst äußerlich noch nicht entwachsen waren; und er war viel zu optimistisch und leichtgläubig veranlagt, um nicht von den geriebenen Chinesen gründlich betrogen zu werden. Bei alledem war Gützlaff von glühender Begeisterung für die Befehrung Chinas beseelt, und das Verdienst bleibt ihm ungeschmälert, daß er zum ersten Male dem deutschen Christenvolke und den deutschen evangelischen Missionsgesellschaften China als dringliches Missionsfeld mit hinreißender Beredsamkeit an das Herz gelegt hat. Schon von China aus hatte er jene früher geschilderten Versuche des kurhessischen Missionsvereins zur Begründung eines gemeinsamen deutschen Missionsunternehmens in China angeregt, war die treibende Kraft bei der Begründung der „chinesischen Stiftung“ 1847 gewesen und hatte die Basler und die Barmer Mission 1846 bewogen, selbständige Missionen in China zu beginnen. Im Jahre 1850 weilte er in Europa und durchzog England, Holland, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Rußland, Norwegen, Schweden und Dänemark und rief in zündender Rede allenthalben die Christen zur Mitarbeit an dem Riesenwerk der Befehrung Chinas auf. Vor Hudson Taylor war vielleicht noch nie mit so hinreißender Beredsamkeit und soviel Sachkenntnis für China geworben. Der Erfolg in Deutschland war, daß sich 1850 in Berlin und Stettin zwei Hauptvereine für China bildeten, an welche sich unter dem überall anregenden Einflusse Gützlaffs in vielen Städten der östlichen preussischen Provinzen zahlreiche Zweigvereine anschlossen. Außerdem wurde 1850 in Berlin ein „Frauenmissionsverein für China“ unter dem Protektorate der preussischen Königin Elisabeth gegründet, um sich der chinesischen Frauen und Mädchen anzunehmen. Es war schade, daß sich damals die junge Berliner Missionsgesellschaft der vielversprechenden Bewegung, in welche vielfach ihre opferwilligsten Freunde eintraten, nicht bemächtigte. Es wäre wohl für beide Teile besser gewesen; eine verpaßte Gelegenheit. Daß sich die beiden Hauptver-

eine 1852 mit der chinesischen Stiftung zu einem „evangelischen Gesamtverein für China“ zusammenschlossen, war für diese fehlende Anlehnung an eine erfahrene und leistungsfähige Gesellschaft kein Ersatz.

Das Arbeitsfeld, auf welches Gützlaffs Begeisterung die deutsche Mission hinausführte, war die Kantonprovinz (Kwangtung) in Südchina. Gützlaff selbst freilich faßte in überschäumendem Optimismus das ganze gewaltige chinesische Reich ins Auge. Aber die Arbeit beschränkte sich naturgemäß vorläufig auf diese Provinz. 249 725 qm groß, also etwa so groß wie das heutige Preußen, wird die Kwangtung-Provinz von 37 167 701 Einwohnern bevölkert; die Bevölkerung wohnt also sogar dichter als in den preußischen Provinzen. Während in diesen im Durchschnitt 120 Personen auf den Quadratkilometer wohnen, sind es in der Kwangtung-Provinz 145. Drei Fünftel der Provinz sind gebirgig, und das bestimmt das Klima des Landes, insofern es einem gewaltigen Amphitheater gleicht, das nach dem Innern zu aufsteigt und die Provinz im Norden in der langhingezogenen Kette des Nanschan gegen die Nachbarprovinzen Kiangsi und Hunan abschließt, im Süden aber sich zumal in dem ausgedehnten und verschwenderisch fruchtbaren Deltagebiet der drei in die Bocca Tigris mündenden Ströme, des West-, Nord- und Ostflusses weithin öffnet. Da die Provinz sich zwischen dem 25. und 20. nördlichen Breitengrade erstreckt, liegt sie fast noch ganz in den Tropen. Die durchschnittliche Jahrestemperatur der Hauptstadt Kanton ist $20\frac{1}{2}^{\circ}$ C. Das Klima ist aber stärkeren Schwankungen unterworfen als in andern tropischen Ländern. Während des regnerischen Sommermonsuns ist es so heiß wie in den indischen Städten unter gleicher Breite. Aber im Winter fällt die Temperatur rasch, wenn die nordöstlichen Polarwinde zwischen den parallelen, meist von Nordwest nach Südost streichenden Tälern herniederfegen. Im Januar regnet es selten; dann sind die Nächte klar und manchmal sogar frostig. Auch in der Flora spiegeln sich die klimatischen Verhältnisse. Im Winter sind die Felder kahl wie in nördlicheren Gegenden. Sobald aber die feuchtwarmen Sommermonsune auftreten, sproßt eine reiche Vegetation in tropischer Üppigkeit auf. Da blühen Palmen und Kamelien neben der Eiche, Kastanien und der echten Pinie; Bananen, Ditschi, Orangen und Zitronen verschiedener Art mischen sich mit den Fruchtbäumen der gemäßigten Zone. Viele Blattgewächse, die man in Europa nur in Gewächshäusern kennt, gedeihen hier im Freien und schmücken die Landschaft

mit ihrer Blütenpracht und erfüllen die Luft mit ihrem durchdringenden Dufte.

Die Kantonprovinz gliedert sich in drei Hauptteile: in den Osten mit dem Delta des Moiflusses, den Westen mit seiner langen Küstenebene, und dem großen Herzstück, dem Stromgebiet der drei Flüsse, West-, Nord- und Ostfluß. Nur mit diesem wichtigsten Mittelstück haben wir es im Folgenden zu tun. Wohl etwa vor 2000 Jahren wanderten in dies fruchtbare Gebiet von Norden her chinesische Stämme ein, die sich später die Punti, die Bodenständigen nannten und längs der Flüsse und der Küste die reichsten Gebiete in Anspruch nahmen. Hier entwickelten sie bald eine blühende, echtchinesische Kultur. Da die Bocca Tigris die besten Häfen von Süd-China bot, knüpften sich von der dort gelegenen Hauptstadt Kanton bald Handelsbeziehungen nach der indischen und islamischen Welt an, die neue Reichtümer zuführten und den Gesichtskreis erweiterten. So entstand im Süden Chinas ein selbständiges Kulturzentrum mit eigenen und eigenartigen Lebensbedingungen, die von der meist hoch im Norden unter andern Verhältnissen gelegenen Hauptstadt schwer richtig eingeschätzt und gepflegt werden konnten. Infolgedessen entwickelte sich hier ein unabhängiger, demokratischer Geist, der auf eigenen Füßen stehen wollte und im Falle auch den Zentralbehörden zu trogen wagte. Fast alle großen revolutionären Bewegungen des letzten Jahrhunderts sind von der Kantonprovinz ausgegangen. Die Kantonesen oder Punti sind reiche Kaufleute und weltgewandte Politiker, stolz auf ihren Wohlstand und ihre alte Kultur, allerdings oft auch verweichlicht und zu harter Arbeit nicht zu brauchen. Man schätzt die puntisprechende Bevölkerung auf 15 bis 20 Millionen.

Etwa seit dem neunten christlichen Jahrhundert wanderten von Nordosten und von Norden her, also aus der Provinz Honan in die Provinzen Fukien, Kiangsi und Kwangtung andersgeartete Menschen zu, die aber auch zu dem echten Grundstock der chinesischen Völker gehören, die Hakkas oder Gäste, Fremdlinge, wandernde Landarbeiter, die sich zunächst auf den von den Punti geringgeschätzten Berghalden, in den minder fruchtbaren Bergtälern ansiedelten und mit rastlosem Fleiß und großer Anpruchslosigkeit dem kümmerlichen Boden dürstige Ernten abrangen. Sie schämten sich vor keiner Arbeit und zogen deshalb langsam einen Beruf nach dem andern an sich, sie wurden die Barbieri, die Klempner,

die Hausierer des Landes, während der Großhandel in den Händen der Puntis blieb. Da sie außerordentlich landhungrig waren und den Landerwerb durch Menschenalter zähe verfolgten, brachten sie immer mehr von dem Grund und Boden in ihren Besitz. Sie liebten es nicht, in großen, von hohen Mauern umgebenen Ortschaften zu wohnen; sie siedelten sich lieber im Lande zerstreut auf ihren Feldern an und bauten sich etwa dort feste Türme zum Schutz wider die Räuber oder die immer neu auflebenden Stammesfehden. Bei ihrem unaufhaltsamen Vorwärtsdrängen, dem die schlaffen Puntis nicht eine gleiche Tatkraft und anhaltenden Fleiß entgegenzustellen hatten, kam es zu Zeiten zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen ihnen und den Puntis. Der Hauptsitz der Hakkas wurde Kapingtschu im Kanton Oberlande. Von dort dehnten sie sich längs des Ostflusses und der Küste bis nach Kanton hin aus. Ein zweites Zentrum war das Nordflußgebiet, wo die Hakkas allerdings einen abweichenden Dialekt sprachen. Man berechnet die Hakkas in der Kwangtung-Provinz auf etwa sieben Millionen. Sie vor allem sind das Arbeitsgebiet erst der beiden Hauptvereine und später auch der Berliner Mission geworden. Aber allerdings die Berliner arbeiten fast nirgends in einem nur von Hakkas bewohnten Lande; Hakkas und Puntis wohnen so durcheinander, daß man auch an den letzteren kaum vorübergehen kann. Die Hakkas-Leute sind meist von untersehter, breitschultriger Gestalt, ein knorriges, stämmiges, sehniges Geschlecht. Große Schönheiten findet man unter ihnen nicht, ohne daß man sie deshalb in Bausch und Bogen als häßlich bezeichnen könnte. Aber man sieht doch viele vierschrötige Gesichter mit derben und groben Zügen. — Ganz anders der Puntis. Er hat meist — sogar bei Landleuten ist das zu beobachten — ein regelmäßiges, feingeschnittenes Gesicht, das gut zu seinem schlanken, zarten und geschmeidigen Körper paßt.

Doch das beste und zugleich sicherste Unterscheidungsmerkmal bildet die Sprache. Es ist zum Leidwesen derer, die unter Hakkas und Puntis zu arbeiten haben, nicht so, daß beide Stämme ein und dieselbe chinesische Sprache sprechen; im Gegenteil, die Hakkas- und die Puntis-Sprache sind zwei besondere Sprachen, so verschieden voneinander, daß ein Haka und ein Puntis sich gegenseitig nicht verstehen können. Man wird im Urtheil kaum fehlgehen, wenn man sagt, daß sich das Haka zum Puntis wie unser Deutsch zum Englischen verhalte. — Die Puntis-Sprache ist eine weiche, melodisch klingende,

angenehm ins Ohr fallende Sprache, welche Eigenschaft es den zahlreichen Umlauten und den neun verschiedenen Tönen, in denen die Sprache gesprochen werden muß, verdankt. Auch die Hakka-Sprache ist recht wohlklingend und gewinnt durch Verwendung von reinen und klaren Vokalen und durch Verminderung der Sprachtöne auf sechs, einen hellen, markigen und kräftigen Klang.

Was Charakter und Wesen, Veranlagung und Begabung der beiden Volksstämme betrifft, so finden sich hier bemerkenswerte Unterschiede. Die Hakka sind in der Regel einfache Naturen und von großer Urwüchsigkeit, wenn ihnen auch die allgemein-chinesischen Fehler, wie Hang zur Lüge, Geldgier und eine gewisse Verschmitztheit, nicht fehlen. Sie sind auch eigensinnig bis zum Starrsinn, und bekannt wegen ihrer Streit- und Prozeßsucht. Daneben besitzen sie auch eine Reihe von guten Eigenschaften. Willensstärke und Tatkraft begegnet man häufig bei ihnen; dazu sind sie arbeitsam und sehr genügsam, haben ein fröhliches Gemüt und üben willig und gern Gastfreundschaft.

Die Punti sind wohlhabender und können sich deshalb literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten sorgloser hingeben. Auch Wohlgefallen am Schönen und an der Kunst mangelt ihnen nicht. So findet man in den Häusern der besser gestellten Punti gute Vasen, alte Bronzen und Bilderschmuck. Bei den Hakka, auch bei den reichen und gebildeten Leuten, sieht man zumeist als einzigen Schmuck ein paar schlechte Photographien des Hausherrn oder seiner Familie und außerdem noch die unvermeidliche amerikanische Beduhr. — Zu den unangenehmsten Eigenschaften der Punti gehören Hochmut und Stolz, und an Willensstärke, Tatkraft und zäher Ausdauer sind sie den Hakka unterlegen.

Die beiden chinesischen Hauptvereine machten sogleich einen wenn auch bescheidenen Anfang mit der Missionsarbeit. Das Berliner Komitee stellte ihnen aus seinem Seminare einen begabten, für orientalische Sprachen besonders interessierten Missionar namens R. Neumann zur Verfügung. Der Frauenverein für China übernahm es, seine Braut, mit der er sich vor der Ausreise verheiratete, als Missionarin für die chinesischen Frauen auszusenden. Die Abordnung fand am 20. Oktober 1850 statt. Neumann stellte sich, in Hongkong angekommen, seiner Instruktion gemäß, unter die Leitung des inzwischen auch nach China zurückgekehrten Gützlaff und reiste einige Wochen

mit ihm unter großen Anstrengungen und Gefahren evangelisierend im Lande herum. Aber Güzlaß starb bereits am 9. August 1851. Damit wurde die Frage brennend, was aus seinem „Chinesischen Verein“, dem Bunde von etwa 40 chinesischen Wanderpredigern und Kolporteurs werden solle. Die Stimmung in den Missionskreisen war für Auflösung des fast allgemein als verfehlt oder wenigstens als verfrüht angesehenen Unternehmens; auch die Basler und Barmer Missionare hatten sich davon losgesagt. Neumann konnte sich dazu nicht entschließen, einmal weil ihm doch manche von den Gehilfen brauchbar erschienen und er auch den Schatz von hunderttausenden von Traktaten und Flugschriften, die Güzlaß hinterlassen hatte, zu erhalten wünschte. Zudem war er am Charakter Güzlaßs nicht nur nicht irre geworden, sondern hatte auf den gemeinsam unternommenen Evangelistenfahrten einen tiefen Eindruck von seinem Glauben, seiner Hingabe und seiner Wirkung auf viele einzelne Chinesen empfangen, und hing deshalb mit unbedingter Verehrung an ihm. So übernahm er die Leitung des Vereins; allerdings sah auch er sich genötigt, im Laufe der nächsten Jahre die Güzlaßschen Gehilfen wegen Unzuverlässigkeit oder Unbrauchbarkeit bis auf sieben zu entlassen. Damit war der Arbeitskreis Neumanns gegeben; er evangelisierte in der Stadt Victoria und in den zerstreuten Dörfern und Weilern der Insel Hongkong, auf den Felseninseln, die rings um Hongkong wie Kegelspitzen aus dem Meere ragen und meist nur von Fischern und Steinhauern bewohnt sind, und an der gegenüberliegenden Küste des Festlandes, wo er die Arbeit der chinesischen Gehilfen beaufsichtigte. Seine Frau machte einen bescheidenen Versuch mit der Arbeit unter den Frauen und nahm auch bereits einige Findelmädchen auf, Kinder, die von ihren Eltern weggeworfen waren, teils weil die Aufziehung von Mädchen ihnen nicht lohnte, teils weil nach chinesischem Aberglauben das Vorhandensein von Mädchen die heißersehnte Geburt von Knaben hindert. Aber schon Ende 1854 war die Gesundheit Neumanns und seiner Frau so vollständig untergraben, daß in schleuniger Rückkehr in die Heimat die einzige Rettung zu liegen schien. Beide sind nicht wieder ausgesandt worden. Dagegen bewährte Neumann seinen Missionsinn dadurch, daß er später an den Chinesen in Kalifornien arbeitete.

Glücklicherweise waren bereits kurz vor ihrer Heimkehr im Herbst 1854 zwei junge Missionare nachgesandt, der Pastor Aug. Hanspach und der Arzt Dr. H. Göding. Daß letzterer als Arzt den von zahl-

reichen Krankheiten geplagten und von seltsam unwissenden Quacksalbern schlecht behandelten Chinesen helfen konnte, war eine große Wohltat. Naturgemäß erforderte die missionsärztliche Tätigkeit eine seßhafte Lebensweise und die Einrichtung eines wenn auch noch so bescheidenen Krankenhauses und einer Apotheke. So ließ sich Dr. Göding in dem armseligen, kleinen Fischerdorfe Puluwui an der Festlandsküste nieder und entfaltete dort einige Jahre eine rastlose Liebesarbeit an der leiblichen und geistlichen Not der Chinesen. Auch in Victoria auf Hongkong bildete sich ein Kristallisationspunkt, indem die gleichzeitig vom Berliner Frauenmissionsverein ausgesandte Schwester Lisette Nagel mit fünf aufgelesenen Findlingen einen Anfang mit einem Findelhause machte. Die überragende Persönlichkeit in dem kleinen Missionarskreise war August Hanspach.*) Als Sohn eines Rittergutsbesizers zu Neundorf bei Görlitz geboren, erging an ihn als Diakonus der Dreifaltigkeitskirche in Berlin der innere Ruf in die Mission. Mit einem rüstigen, leistungsfähigen Körper und mit einem vor keiner Gefahr scheuenden Mute ausgestattet, wurde er der Pfadfinder der Berliner Mission. Rastlos reiste er als fahrender Evangelist in der weitausgedehnten Provinz Kwangtung umher. Die Kreise Sinon und Kwuischen südlich vom Ostflusse, Fajen und Tsiangyen nördlich von ihm, Tschongtlok und Hongyen im Oberlande und das entlegene Namhyung am Nordflusse waren seine Hauptwirkungsstätten. Der bekannte Londoner Missionar Dr. Legge verglich ihn gelegentlich mit dem Propheten Elias: „wie diesen, so schein auch ihn oft ein Wirbelwind zu ergreifen und dahinzuführen, daß niemand wisse, wo er sei; immer sei er auf den Beinen.“ Dies beständige Reisen im Innern Chinas war damals noch mit zahllosen Unbequemlichkeiten und Gefahren verbunden. Die chinesischen Dorfgasthäuser waren fast durchweg miserabel, die Landwege mangelhafte Fußpfade, die Dschunken auf den Flüssen und an den Küsten verrauht und voll Ungeziefer. Die Stimmung der Bevölkerung war überwiegend fremdenfeindlich, und der Volkshaufe konnte durch eine geschickte, seitens der Literaten oft planmäßig betriebenen Verhezung leicht zu lebensgefährlichen Ausbrüchen angestachelt werden. Dazu war das Land überall auf den Flüssen wie auf den Landstraßen von der Räuberplage bedroht, und dieses Galgengesindel hatte auch vor dem weißen „rothaarigen Teufel“ nur mäßigen Respekt. Bis zu

*) Sauerzweig-Schmidt, Freuden und Leiden Hanspachs.

den Friedensschlüssen von Tientsin und Peking 1858 und 1860 war Fremden der Aufenthalt im Inlande verboten. Aber wenn auch durch diese Friedensschlüsse die Erlaubnis dazu den Chinesen widerwillig abgepreßt war, so war doch auch nachher ein obrigkeitlicher Schutz der Fremden gegen Volksaufläufe und Räuberüberfälle in den meisten Fällen nicht zu erlangen. Höchstens konnte hinterher Ersatz für den angerichteten Schaden erpreßt werden. Hanspach hat mehr als einmal in Lebensgefahr geschwebt und ist zerschunden und verwundet wieder bei seinem Freunde Dr. Göding angekommen, der ihn aber immer wieder heil und gesund gepflegt hat. Trotzdem fehlte es August Hanspach nicht an Erfolgen und an Eingang bei den Chinesen. Besonders in Longhëu im Sinontreise, in Fumui im Kwuischenreise, in Szliang im Fajentreise und in Namhyung im Nordflußgebiete und in deren Umgebung sammelten sich Kreise von Erweckten und Befeierten. Der größte dieser Kreise war der in und bei Longhëu, der schon zu Hanspachs Zeit auf 150 Seelen anwuchs; vielleicht der lebendigste war der in und um Fumui im Kwuischenreise. Hier war ein intelligenter und redebegabter Krüppel, Hoangipaf († 1872),*) die Seele der Bewegung; neben ihm der durch ihn angeregte, feine Diziungjin, erst ein erbitterter Feind der Mission, dann ein ungemein gesegneter Mann von liebenswürdiger Anziehungskraft. Auf seinen Grabstein ließ er nur die chinesischen Zeichen setzen, „Det Schin“ d. h. Sieg, ein dem todesfürchtigen Chinesen rätselhaftes Zeugnis. Insgesamt werden die von Hanspach gesammelten Christenhäuflein etwa 500 Seelen betragen haben.

Hanspach schlug noch einen eigentümlichen Weg ein, um an die Chinesen heranzukommen. Der Schulunterricht war damals in China noch ausschließlich der privaten Initiative der Eltern und solchen Literaten überlassen, die sich auf diesem Wege eine meist kümmerliche Existenz schufen. Der Lehrgang war der, daß zuerst eine Bibel, das Samßin, das „Dreizeichenbuch“ getrieben und dann gleich mit dem Auswendiglernen der Klassiker begonnen wurde. Nun hatten die christlichen Missionare neben dem chinesischen Dreizeichenbuch ein ähnlich angelegtes christliches und außerdem ein Vierzeichenbuch, nämlich eine chinesische Übersetzung der Calwer Biblischen Geschichten veröffentlicht. Darauf baute Hanspach seinen Plan. Er schloß mit heid-

*) Hubrig, Der Krüppel Hoangipaf.

nischen Lehrern einen Kontrakt, daß sie neben oder an Stelle des nationalen Dreizeichenbuches das christliche und neben oder an Stelle der ersten Klassiker die Calwer biblischen Geschichten auswendig lernen ließen. Für ein bestimmtes auswendig gelerntes Pensum zahlte er für jeden bestandenen Schüler im Jahr einen chinesischen Dollar (= 2 M.). Voraussetzung war, daß er jedes Jahr mindestens einmal bei allen subventionierten Schulen herumreiste und die Prüfung abnahm. Er benutzte diese Gelegenheiten, um Lehrer und Schüler an der Hand großer biblischer Bilder wenigstens einigermaßen in das Verständnis der gelernten Texte einzuführen. Wenn sich eine andere Gelegenheit bot, sammelte er die so subventionierten Lehrer auf einige Wochen um sich, um sie wenigstens elementar in die christliche Erkenntnis einzuführen. Die nicht unerheblichen Kosten dieses merkwürdigen Missions- und Schulbetriebes brachte er durch Sammlungen bei den Europäer-Familien in Hongkong und Kanton, zum Teil auch bei wohlhabenden Chinesen auf; als Ertrag standen ihm in guten Jahren bis zu 2000 und mehr Dollar zur Verfügung. Dafür unterhielt er zu Zeiten 138 Schulen mit 1782 Schülern (1866). Das dringende Bedürfnis, den Lehrern dieser unterstützten Schulen etwas mehr christlichen Gehalt zu geben und für die verstreuten und selten besuchten Außenposten Pfleger anzustellen, legte den Gedanken nahe, eine Gehilfenschule, wenn auch zunächst in bescheidener Art, einzurichten. Hanspach schwankte, wo er sie begründen solle. Die Millionenstadt Kanton empfahl sich als der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs; allein einmal war dort die Begründung einer Missionsstation mit erheblichen Kosten verbunden, und außerdem war Kanton überwiegend Puntistadt, während Hanspach fast ausschließlich unter den Saffa arbeitete. Hanspach hielt es 1867 doch für besser, mit seiner Gehilfenschule mitten in das Saffagebiet zu gehen, er wählte die blühende Landstadt Tamschui, einen Marktflecken von etwa 150 000 Einwohnern an dem Oberlaufe des Siho, eines Nebenflusses des Ostflusses, aus. Hier hatte ihm ein reicher und angesehener Chinese, mit dem er seit längerer Zeit bekannt war, eins seiner Häuser vermietet; er selbst wohnte meist auf einem Landgute in der Nähe. Hanspach richtete sich mit dem kurz vorher ins Land gekommenen Missionar Hubrig einigermaßen in zwei Oberzimmern ein, die bis dahin zur Aufbewahrung von Schweinemist gedient hatten. Ein Loch im Fußboden bildete den Eingang, und auf einer Leiter, die nur für geübte Kletterer berechnet war, gelangte man hinauf. Nicht weit von

diesem Hause hatte Hanspach eine verfallene Ruine langfristig gemietet — Grund und Boden im Inlande käuflich zu erwerben, ging damals noch nicht wohl an — und wollte sie ausbauen. Aber die wütende, von den Literaten aufgeregte Volksmenge wollte die dauernde Niederlassung der Fremden in ihrer Mitte um jeden Preis verhindern. Es kam zu einem gefährlichen Auflauf. Die Wohnung der Missionare wurde gestürmt. Diese konnten sich nur dadurch retten, daß sie erst durch die dünnen Wände ihres Gelasses brachen und flüchteten, sich dann unter einem umgestülpten Rahne verbargen, und schließlich von einem wohlwollenden Chinesen über eine Mauer hinweg in Sicherheit gebracht wurden, bis sie bei Nacht in chinesischer Kleidung fliehen konnten. Der preußische Konsul von Carlowitz in Kanton setzte zwar einen Schadenersatz von 1384 Dollar durch, womit allerdings die wertvollen, verloren gegangenen Manuskripte in chinesischer Sprache nicht ersetzt waren; die Leute von Tamschui mußten sich auch verpflichten, die Missionare fortan nicht mehr zu belästigen. Nach diesem Erlebnis zog es Hanspach doch vor, mit seiner Gehilfenschule in Kanton zu bleiben. Er richtete sie dort in einem gemieteten Anwesen ein; er nahm auch daneben gleich eine Knaben- und eine unter der Leitung seiner Frau stehende Mädchenschule in Angriff. Leider mußte er wegen der Kränklichkeit und Schwäche seiner Frau im Jahre 1870 nach 15 jähriger, rastloser Tätigkeit in die deutsche Heimat zurückkehren, wo er als Superintendent in Arnswalde in der Neumark noch fast ein Vierteljahrhundert bis zu seinem Tode 1893 eine tiefgreifende Tätigkeit ausgeübt hat.

Der Berliner Hauptverein hatte, da auch Dr. Göding mit erschütterter Gesundheit schon 1864 nach Deutschland zurückgekehrt war, 1866 den Missionar Hubrig ausgesandt; ihm folgten 1869 die Missionare Karl Prißke und Wilh. Bahldied. Der letztere starb allerdings nach wenigen Monaten an Typhus, und auch Prißke wurde mehrmals von dieser schweren Krankheit befallen, und seine Gesundheit wurde dadurch so erschüttert, daß er fast dauernd kränklich war. Er ließ sich deshalb in Longhäu im Sinontreife nieder, um die in der Umgegend zerstreuten etwa 150 Christen, die Hanspach getauft hatte, zu sammeln und zu pflegen. Hubrig war in der Hauptsache durch die Gehilfen-, die Knaben- und die Mädchenschule in Kanton gebunden, und es war lästig genug für ihn, daß die Mission kein eigenes Grundstück besaß und er deshalb alle paar Jahre mit seinem großen Haushalt umziehen mußte, oft in ungesunde und unzureichende Chi-

nesequartiere. Nur in den langen Ferien konnte er sich aufmachen, um die im Lande zerstreuten Christenhäuflein aufzusuchen und zu stärken; diese aber blieben nur allzusehr der Obhut der chinesischen Gehilfen überlassen, deren Beaufsichtigung und Förderung viel zu wünschen übrig ließ. Die von Hanspach unterstützten Schulen ließ man eine nach der andern wieder eingehen, teils weil ihre Ergebnisse nicht mehr zu lohnen schienen, teils weil niemand da war, sie sorgfältig zu beaufsichtigen, teils weil die Sammlungen in Hongkong und Kanton, durch welche die Kosten bestritten waren, immer mehr zusammenschrumpften. Es war eine Zeit geringer Dinge. Die von Güzlaff in Norddeutschland angeregte Begeisterung für China war doch nur ein schnell verfladerndes Strohfeuer gewesen. Es fehlten in den Kreisen des Berliner und Stettiner Hauptvereins die Männer, welche durch eine geeignete mündliche und schriftliche Berichterstattung das Interesse für die chinesische Mission hätten neu anregen können. Seit 1880 hatte Konsistorialrat D. Krummacher in Stettin eine eigene Quartal-Zeitschrift „Das Evangelium in China“ herausgegeben, die teils eigene Artikel, teils Auszüge aus anderen Zeitschriften und Jahresberichten brachte. Obgleich sie zum Teil ansprechend und reichhaltig redigiert wurde, entwickelte sie keine große Werbekraft. Die Jahreseinnahme beider Vereine war von 13 726 M. im Jahre 1855 auf knapp 9000 M. im Jahre 1864 zusammengeschrumpft und fiel in einzelnen Jahren auf 6000 M. Damit ließ sich bei aller Sparsamkeit eine chinesische Mission nicht unterhalten. Man konnte auch nicht daran denken, einen heimatlichen Missionspfleger im Hauptamte anzustellen. Die beiden Vereine hatten den dringenden Wunsch, daß sie und ihre chinesische Arbeit von einer leistungsfähigen Gesellschaft übernommen würden.

Die nächste dazu war die Berliner Missionsgesellschaft, welche mehrere Missionare aus ihrem Seminare gestellt hatte, und in deren heimatlichem Hinterlande die Haupt- und Hilfsvereine für die chinesische Mission lagen. So trat der Berliner Hauptverein für China im Frühjahr 1865 an das Berliner Komitee mit dem Antrag heran, „das bisher von ihm betriebene Werk aufzunehmen und mit den der Berliner Mission zur Verfügung stehenden Mitteln weiter zu führen“. „Sie hat die nötigen Kräfte zur Reisepredigt, die wir erst mühten zu gewinnen suchen. Sie besitzt ein Seminar mit den nötigen Lehrkräften und ist zugleich in der günstigen Lage, solche Zöglinge, die sich schließlich als für die chinesische Mission nicht geeignet erweisen

würden, anderweitig verwenden zu können . . . (Die Vereinigung der Berliner Missionsgesellschaft mit den beiden chinesischen Hauptvereinen) wäre ein Schritt näher zu dem Ziele, sämtliche Missionsgesellschaften unserer Landeskirche, mindestens doch die in den östlichen Provinzen bestehen, zu vereinigen.“ Allein der Zeitpunkt war für die Berliner Mission ungünstig. Eben war Missionsinspektor Wallmann ausgeschieden. Direktor Wangemann trat im Laufe des Jahres ein und griff auch diese Frage mit der ihm eigenen Initiative auf. Nachdem sie bis dahin vom Komitee dilatorisch behandelt war, kam es im November und nochmals im Dezember 1865 auf Grund einer ausführlichen Denkschrift des Direktors, in welcher er die für und wider die Übernahme sprechenden Gründe darlegte, zu vielstündigen Verhandlungen im Komitee. Allein sie führten bei Stimmengleichheit zur Ablehnung, „weil zu einer so wichtigen Entschließung doch Einstimmigkeit oder wenigstens eine nahe an Einstimmigkeit grenzende Majorität nötig sei.“ Die Verhandlungen wurden damit nicht abgebrochen. Das Berliner Komitee stellte, wie erwähnt, dem Berliner Hauptverein 1866 aus seinem Seminar den Missionar Hubrig und 1869 Prißke und Bahlbied zu günstigen Bedingungen zur Verfügung. Der junge Chinese Tschan asi oder wie er damals in den Berliner Protokollen heißt, A tsi schong — der Sippenname wird chinesisch vor, europäisch nach dem Personennamen gestellt —, wurde gegen ein mäßiges Kostgeld in das Missionsseminar aufgenommen. Direktor Wangemann hatte inzwischen die große südafrikanische Visitationsreise durchgeführt und kam mit starken Eindrücken von den großen sich dort bietenden Missionsgelegenheiten und Aufgaben heim. Trotzdem verlor er die chinesische Frage nicht aus den Augen. Hanspach hatte beantragt, daß auch die Missionskandidaten Grünberger und Trümpelmann nach China ausgesandt würden. Als 1870 der chinesische Hauptverein ein erhebliches Darlehn für seine chinesische Arbeit beantragte, regte sich im Komitee eine starke Strömung, die ganze dortige Arbeit zu übernehmen. Für die Generalversammlung 1871 war die Frage dieser Übernahme als Hauptthema auf die Tagesordnung gestellt und die Hilfsvereine waren zur Teilnahme an der Besprechung eingeladen. Missionar Hanspach hatte den Hauptvortrag, Direktor Wangemann sekundierte ihm. Allein es blieb trotz allem bei der Ablehnung. Folgende Gründe waren dafür entscheidend: 1. Die Hilfsvereine der Berliner Missionsgesellschaft hatten ihre Abneigung

gegen die Vereinigung zum Teil offen zu erkennen gegeben, und diese Rundgebung durfte das Komitee der Muttergesellschaft, welche ja lediglich auf den Schultern der angeschlossenen Vereine und Freundeskreise ruhte, nicht unbeachtet lassen. 2. Man legte großen Wert auf die Konzentration der Arbeit in Afrika, wo sich seit 1865 die Zahl der Stationen verdoppelt, die Zahl der Getauften verdreifacht hatte. 3. Man glaubte nur gerade so viel Arbeitskräfte zur Verfügung zu haben, als in Afrika erforderlich waren. 4. Zur Leitung der chinesischen Mission schienen diejenigen Missionsgesellschaften mehr befähigt, welche bereits in China Mission trieben, nämlich Basel und Barmen.

Der chinesische Hauptverein wandte sich demnach an Basel, das nach der Ablehnung Berlins weitaus am nächsten lag, weil es in China auch wie der Hauptverein überwiegend unter Hakka arbeitete. Allein auch Basel lehnte ab, weil es auf seinen Arbeitsfeldern bereits über das Maß seiner Kräfte engagiert zu sein meinte. So blieb nur die Barmer Mission. Auch hier spürte die Deputation wenig Neigung zu einer Zusage, weil sie bisher nur unter Punti gearbeitet hatte und wußte, daß die Punti im allgemeinen den Hakka wenig freundlich gegenüberstehen. Allein hier legten sich einige Hilfsvereine, besonders Minden-Ravensberg so energisch für die Übernahme der Arbeit ein, daß sie sogar drohten, diese, wenn Barmen ablehne, ihrerseits selbstständig zu übernehmen. So sagte Barmen 1872 zu. Für die Arbeit des Berliner Hauptvereins war das ein großes Glück. Die Barmer Gesellschaft sandte im Laufe des nächsten Jahrzehnts 1872—82 drei neue Missionare und einen ordinierten Chinesen, den schon erwähnten Tschan asi aus, und auch von den vier bereits im Lande weilenden Missionaren trat einer zur Puntimission über. Ferner erwarb Barmen endlich für 45 000 M. in Kanton ein wertvolles Grundstück am Oltor (Yau lan mun), die sogen. Gerechtigkeitshalle (San nitong) unmittelbar am Perlstrom. Der Amerikanische Board hatte hier lange gesessen; er wünschte aber diese Arbeit aufzugeben. Die Rheinische Mission steckte noch 15 000 M. in das Grundstück hinein, um neben der vorhandenen Kapelle und dem schönen, für zwei Missionarsfamilien berechneten Wohnhause die nötigen Schulbauten für Seminar, Knaben- und Mädchenanstalt zu bauen. Damit hatte die Arbeit einen schönen und soliden Mittelpunkt erhalten, das unbequeme Wechseln der unzureichenden und ungesunden Mietwohnungen hörte auf. Auch sonst kam ein frischer Zug in die Arbeit. Im Fanyen-

Kreise sollte wenn irgend möglich eine Kapelle errichtet werden. Schon im Juli 1871 versuchte Hubrig, bei Szliang zu bauen. Das Bauholz war herbeigeschafft sowie anderes Material gekauft. Da wurde der Gehilfe mit den Arbeitern überfallen, gebunden und geschlagen. Der Bau der Kapelle mußte aufgegeben werden. Einige Jahre später versuchte Hubrig, in Tschakpu eine Kapelle zu errichten und kaufte zu diesem Zweck einen Obstgarten. Aber als das Haus beinahe fertig war, wurde er deswegen in einen langen Prozeß verstrickt und mußte Garten und Haus aufgeben. Es war eben schwer, im Inlande Fuß zu fassen. Die etwas vernachlässigten Christenhäuflein wurden treulich besucht und im Zusammenhang damit eine ausgedehnte Reisepredigtthätigkeit getrieben, sogar bis zu den Miauße, den Ureinwohnern in den abgelegenen Gebirgen. Die eingeborenen Gehilfen bekamen neuen Mut zur Arbeit und stellten sich zum Beispiel im Kwuischen-Kreise selbst Regeln auf, wo und wie gearbeitet werden sollte: „Das Evangelium soll im ganzen Kwuischen-Kreise verkündigt werden. Jeder Katechet und Evangelist soll seine Schuldigkeit tun. Alle wichtigen Angelegenheiten sollen gemeinsam beraten werden. Nur mit Zustimmung der Gemeindeglieder dürfen neue Einrichtungen getroffen werden. Die Prediger sollen es sich angelegen sein lassen, die Getauften in der Erkenntnis zu fördern. Die Prediger sollen nicht zu nah und nicht zu fern von ihrer Heimat stationiert werden. Nicht nur das besetzte Gebiet soll bedient, sondern auch jede Gelegenheit benutzt werden, das Arbeitsfeld zu erweitern.“ Allein trotz dieser vielversprechenden Ansätze bahnte sich in der Rheinischen Chinamission eine Krisis an. Die Berliner und Barmer Missionare waren nicht, wie es notwendig gewesen wäre, zu einer Bruderschaft zusammengewachsen. Die Barmer wünschten, daß einer der Ihrigen die Leitung der Zentralstation Kanton und des Seminars übernehme, was beides seit langen Jahren in Hubrigs Händen lag. Differenzen mit dem leitenden Barmer Inspektor Dr. Fabri spielten wohl auch mit hinein: Eine Konferenz in Kanton 1880 brachte keine Versöhnung, auch die Bemühungen des Barmer Missionars Louis und des damals wieder nach China zurückgekehrten Dr. Göding hatten keinen Erfolg. Dagegen sandten vier Barmer Missionare unter der Führung des großen Sinologen Dr. Ernst Faber an die Barmer Deputation eine gedruckte Denkschrift ein, welche sich als „Appellationschrift an die Generalversammlung“ bezeichnete und auch an Nichtmitglieder und selbst Glieder anderer Missionsgesellschaften versandt wurde. Dies verhäng-

nisvolle Schriftstück war in so pietätlosem Tone abgefaßt, daß die Deputation darauf nur mit der Entlassung der beteiligten Missionare glaubte antworten zu können. Die Barmer Generalversammlung beschäftigte sich eingehend mit dem traurigen Fall, bestätigte das Entlassungsurteil der Deputation, bestimmte aber weiterhin, daß „unter den obwaltenden Umständen ein friedliches und gesegnetes Zusammenarbeiten Hubrigs mit den rheinischen Brüdern zur moralischen Unmöglichkeit geworden sei; es sei ihr daher erwünscht, zu vernehmen, daß die Deputation bereits einleitende Schritte zur Übergabe von Hubrig und Prißsche an eine andere Gesellschaft getan habe“. Die alte Arbeit wurde von der Rheinischen Mission an den Berliner Hauptverein zurückgegeben. Dieser schwankte einen Augenblick, ob er sie nicht doch vielleicht selbständig weiterführen könne, zumal da mit dem Divisionspfarrer Hähnelt in Berlin und Dr. Krummacher in Stettin frische, arbeitsfrohe Leiter eingetreten waren. Allein das erwies sich doch als unausführbar. Aber in wessen Hände sollte er dies sein geistliches Kind nun zur Pflege übergeben? Es konnten nur zwei Gesellschaften in Betracht kommen, die Basler und die Berliner. Eine Überlassung an Basel schien sich aus zwei Gründen zu empfehlen. Einmal arbeitete auch Basel, wie wir sahen, unter den Haffa, und dann grenzte das Basler Arbeitsfeld unmittelbar an das Berliner. Aber schwerer wogen die Gründe, welche gegen eine Vereinigung mit Basel sprachen. Die bittere Erfahrung der jüngsten Vergangenheit warnte, Missionare einer Gesellschaft an eine fremde zu überweisen. Die Entfernung von Berlin nach Basel war so groß, daß ein organisches Zusammenwirken unmöglich war; die Hauptvereine in Berlin und Stettin wären zu geldsammelnden Hilfsvereinen herabgesunken. Dagegen die Berliner Gesellschaft war von jeher eng mit dem chinesischen Hauptverein verwachsen gewesen. Viele Missionsfreunde in Norddeutschland unterstützten beide. Manche Komiteemitglieder gehörten beiden Vorständen an. Alle Hilfsvereine der chinesischen Hauptvereine lagen im Hinterlande der Berliner Mission. Dazu kamen Stimmen aus China, welche die Vereinigung wünschten. Hubrig hatte lebhaft diesen Wunsch, um wieder in den Verband seiner alten Gesellschaft einzutreten. Die sämtlichen unter ihm arbeitenden chinesischen Gehilfen petitionierten unter dem 28. Januar 1881: „Wir wünschen nicht, zu einer anderen Gemeinde überzugehen, weil die Lehren und Einrichtungen anderer Gesellschaften verschieden sind von den unseren. . . Wenn wir jetzt, wo uns die

Rheinische Gesellschaft aufzugeben gedenkt, uns an eine andere als die Berliner Gesellschaft anschließen wollten, würden wir sein wie Fremdlinge, welche ihre wahre Heimat nicht wiederzufinden wissen.“ Alle diese Erwägungen führten dazu, daß das Berliner Komitee am 2. Mai 1882 mit 12 von 14 Stimmen die Übernahme der chinesischen Mission beschloß. *) Die Berliner Generalversammlung am 7. Juni desselben Jahres bestätigte mit großer Freudigkeit diesen Beschluß. Die Barmer Deputation erklärte ihrerseits, daß sie auf die Haftarbeit verzichte und sich fortan auf die Puntt beschränken werde. Schwieriger und zugleich notwendiger war die Gebietsabgrenzung gegen Basel. Es entsprach den Wünschen der Basler, daß zur Vermeidung künftiger Eifersüchteleien eine klare und bestimmte Grenzlinie zwischen dem Basler und Berliner Arbeitsgebiete gezogen wurde. Die Station Longhäu und ihre Außenplätze wurden mit dem dort arbeitenden Missionar Prißke an die Basler Gesellschaft abgetreten, weil deren Hauptstation Wilong nahe lag und die beiderseitigen Außenplätze durcheinanderlagen. Der Kreis Kwuischen**) wurde, obgleich er in unbequemer Weise das Basler sogenannte Unterland von dem Oberland trennte, und die Basler Mission ihn sehr gern

*) Vgl. Wangemanns „Denkschrift betreffend die Übernahme der früher von dem chinesischen Hauptverein von China betriebenen, seit 1872 und 1873 nach Barmen übergegangenen Missionsarbeit.“ Als Manuskript gedruckt. Berlin 1881. Allerdings fehlte es im Berliner Komitee auch jetzt nicht an ernstern Bedenken. Der Präsident von Rohr betonte in einem ausführlichen Gutachten, in Südafrika seien noch erhebliche Ausdehnungsmöglichkeiten, teils über den Limpopo nach Norden, wo man weder vor der Tsetsefliege noch vor den Kosten zurückschrecken dürfe; teils im Bereiche des besetzten, noch lange nicht ausreichend versorgten Missionsfeldes. Zudem sei zweifelhaft, ob der Berliner und Stettiner Hauptverein in der Lage und willens sei, die Chinaarbeit auch in Zukunft kräftig zu unterstützen, und ob die von Hanspach und Hubrig in Kanton veranstalteten Sammlungen fortgesetzt werden. Der frühere Vizepräsident Schede trat sogar um der Übernahme willen aus und begründete diesen Schritt: „Wir haben nach meiner Meinung unsre Aufgabe in Südafrika noch lange nicht gelöst. Der Ruf des Wortes Gottes darf vor einer Fliege (der Tsetse) nicht stillstehen. Der Stachel, der unserer Missionsgemeinde allerdings not tut, darf nicht zum Grabsteind unserer Mission werden.“

**) Die Rechtschreibung chinesischer Namen unterliegt bekanntlich Schwankungen und Meinungsverschiedenheiten. Die Berliner Berichte ziehen neuerdings die Schreibung Guischi, Namjung, Fajen, Ga jün dschu, Zuingfa, Wongibak (für Hoangipak) usw. vor. Wir glauben die meist bisher in den Berichten übliche Schreibung beibehalten zu sollen.

übernommen hätte, der Berliner Mission zugesprochen, weil der Berliner Hauptverein hier eine Reihe seiner wichtigsten Arbeitsplätze und sein wichtigstes und geschlossenstes Arbeitsgebiet hatte. Für das wertvolle Grundstück in Kanton wurden der Barmer Gesellschaft die gesamten Auslagen mit 65 112 M. zurückerstattet. Außer dieser Hauptstation übernahm die Berliner Mission eine weitverstreute Gruppe von Außenposten im Kwuischen- und im Fanyen-Kreise, in der Umgegend von Namhyung am Nordflusse, und einzelne zerstreute Posten, deren Entstehung meist schon in die Zeit der rastlosen Reisepredigt Hanspachs zurückreichte.

II.

1882–1905. Der Hintergrund.

Die Geschichte der Berliner Missionsarbeit in Süddchina gliedert sich übersichtlich in drei Zeitabschnitte, welche durch die Visitationsreise des Missionsinspektors Saubierzweig-Schmidt und durch den Ausbruch des Weltkrieges abgegrenzt werden. Während der ersten 23 Jahre von 1882–1905 war der Hintergrund noch das alte kaiserliche China der Mandschu-Dynastie. Die kaiserlichen Reichsbeamten von den Vizekönigen bis zu dem kleinsten Mandarinen hinunter beherrschten das Land. Die an der konfuzianischen Literatur gebildeten Literaten waren die gebildete und sehr einflußreiche Oberschicht der Bevölkerung. Die in den Präfektur- und Hauptstädten abgehaltenen literarischen Prüfungen waren der einzige Zugang zu den hohen und niederen Staatsämtern. Das öffentliche Leben stand im Banne des selbstgenügsamen Stolzes auf die eigene Kultur und in hochmütiger Ablehnung der Barbarei der rothaarigen Teufel. Dem Eindringen von Europäern in das Inland, auch der Missionare, setzte man trotz der Verträge passiven und häufig auch sehr aktiven Widerstand entgegen, d. h. die breiten, unkontrollierbaren und leicht durch eine geschickte Agitation aufzuregenden oder durch lügnerische Verleumdungen in leidenschaftliche Wut aufzupeitschenden Volksmassen wurden von den Literaten zur Vertreibung der Fremden mißbraucht; erstere hielten sich dabei meist im Hintergrunde, und die Mandarine drückten die Augen zu oder hatten wohl selbst mit die Hände im

Spiel. Handel und Wandel verliefen mit zähem Konservatismus nach altväterlicher Weise. Nur in den für den Weltverkehr zwangsweise geöffneten Hafenstädten bahnte sich ein großer Handelsumsatz im europäischen Stile an, wobei in der Ausfuhr Reis und Seide, in der Einfuhr leider Opium an erster Stelle standen. Auch der Ackerbau wurde nach den uralten Methoden zwar mit einem großen Aufgebote zähen Fleißes und zahlreicher Arbeitskräfte, aber mangelhafter Fruchtfolge und merkwürdig vernachlässigter Viehzucht betrieben. Die Verkehrswege waren zu Wasser und zu Lande höchst mangelhaft, zu Lande unzureichende, holperige, schlecht gepflegte Fußpfade, die zahllosen Wasserläufe nicht reguliert und darum abwechselnd den Überschwemmungen und der Versumpfung und Versandung ausgesetzt. Und sie waren alle in hohem Grade unsicher gemacht durch zahlreiche Räuberbanden, die zum Teil zu Hunderten und zu Tausenden straff organisiert waren und selbst vor planmäßigen Angriffen auf ummauerte Städte nicht zurückschreckten. Zwar schonten sie meist das Leben; aber das Hab und Gut nahmen sie bisweilen bis auf den letzten Rest der Kleidung weg, und von den Entführten erpreßten sie schier unerschwingliche Lösegelder. Die ländliche und kleinbürgerliche Bevölkerung war überwiegend sehr arm, und die von Jahr zu Jahr bei dem brennenden Verlangen nach Söhnen zunehmenden Volksmassen konnten sich trotz der großen Fruchtbarkeit der breiten Ebenen und der Flußtäler fast nicht mehr ernähren, Zehntausende waren zur Auswanderung nach Singapur oder Honolulu oder Nord-Borneo genötigt. Die von den Vätern ererbte Religion mit zahllosen großen und kleinen Tempeln und Götterbildern stand noch in großem Ansehen; Rückgrat und Hauptinhalt der Verehrung des Volkes in Stadt und Land waren die Ahnen, denen mit kindlicher Pietät die regelmäßigen Opfer vor dem Ahnenschrein, am Grabe und in der Ahnenhalle der Sippe dargebracht wurden. Die Wind-wasserlehre, das Fengschui, das hauptsächlich die glückverheißenden Plätze für die Gräber herausfand, war eine unbeftrittene „Wissenschaft“ mit tiefeingreifenden Folgen im Volksleben. Aber dies fremdartige, halb anziehende, halb abstoßende alte China ist ja so oft geschildert worden, wir können uns hier mit diesen wenigen Strichen zur Zeichnung des Hintergrundes der Missionsgeschichte begnügen.

Nun zog allerdings bereits das Morgenrot einer neuen Zeit heraus. Es fehlte nicht an einsichtigen Männern, die einsahen, daß

dies „alte China“ politisch, militärisch und wirtschaftlich machtlos sei und eine leichte Beute der europäischen Herrenvölker sein werde. Die wiederholten unglücklichen Kriege mit England und Frankreich und 1894—95 sogar mit dem bis dahin geringgeschätzten Japan hatten einen so jämmerlichen Verlauf und einen so trostlosen Ausgang genommen, daß in der Tat die verbissene Wut über die rohe, ihnen widerfahrene Vergewaltigung nicht genügte; die Frage mußte mit allem Ernste gestellt und beantwortet werden: läßt sich diese hoffnungslose Ohnmacht unsers Vierhundertmillionen-Reiches nicht überwinden? Welche Reformen in Heer und Marine, in Verkehr und Handel, in Industrie und Aderbau, in Schule und Haus sind nötig, um eine neue innere und äußere Erstarbung des Volkes zu ermöglichen? In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten Ratgeber dieser Art ihren Weg bis in das Kaiserhaus gefunden und hatten das Ohr des unglücklichen jungen Kaisers Kwanghsü gewonnen. Allein gerade dort war der zähe Konservatismus der mittelalterlichen Mandschuüberlieferung verkörpert in der begabten und herrschgewaltigen Kaiserin-Witwe Tsubsi, und sie scheute sich nicht, im Bunde mit den reaktionären Mächten und mit dem finstern Aberglauben noch einmal einen gewaltsamen Versuch zu machen, sich die Ausländer samt ihrer Kultur und ihren Machtmitteln mit einem Schläge vom Hals zu schaffen, durch den Boxeraufstand von 1900.*) Als er kläglich gescheitert und in Strömen von Blut erstickt war, sah auch sie ein, daß Reformen unentbehrlich oder wenigstens unvermeidlich waren. Und weitschauende Staatsmänner wie Tschangschitung und Quanschikai legten einen Reformvorschlag nach dem andern vor. Immerhin war diese Reformströmung in den ersten Jahren des Jahrhunderts noch so zahm und so wechselnd, daß sie die Missionsarbeit zumal in der weit von der Reichshauptstadt abgelegenen Kanton-Provinz noch nicht erheblich beeinflusst hat. Erst der russisch-japanische Krieg, sein siegreicher Ausgang und der glänzende Aufstieg Japans zur Weltmachtstellung entbanden in China einen durchgreifenden Reformwillen und führten auch die Mission in eine neue Zeit und neue Aufgaben.

*) Es war ein Glück für die Kwangtung-Provinz und die dortigen Missionen, daß damals hier Vizekönig Hihungtschang war, der mit eiserner Hand die Rebellion niederzuhalten suchte. Allerdings saßen dabei die Köpfe von Schuldigen und Unschuldigen lose!

III.

1882 – 1905. Die Missionsarbeit.

Es war kein sehr großes Erbe, das die Berliner Missionsgesellschaft von dem Berliner Hauptverein und der Barmer Missionsgesellschaft übernahm: eine Hauptstation in der Millionenstadt Kanton, für die glücklicherweise wenige Jahre zuvor die Barmer Mission ein schönes Grundstück erworben hatte; aber auf dieser Station wurde im Grunde nur Schularbeit, das Seminar und die Knaben- und Mädchenanstalt betrieben. Außerdem zwei leidlich zusammenhängende und seit Jahrzehnten bearbeitete Evangelisationsgebiete im Kwuischenkreise längs des Siho, eines linken Nebenflusses des Ostflusses, und im Fanyenkreise fast unmittelbar nördlich von Kanton und von dort zu Wasser leicht zu erreichen. An die Missionsposten im Fanyenkreise schlossen sich im Osten einige zerstreute Posten im Panyikreise, im Westen ein besser gepflegtes Diasporegebiet im Tsiangjenkreise, bis an den Nordfluß und darüber hinaus. Endlich ein versprengter Missionsposten im Norden der Kwangtung=Provinz in Namhyung, wo ein armer Schneider durch Hanspach angeregt war und nicht nur selbst sein Christentum wie ein Lichtpünktchen in der dicken Finsternis behauptete, sondern auch in seiner Familie und unter seinen Freunden mit Erfolg warb. Insgesamt waren 624 Christen gesammelt, die von 22 chinesischen Gehilfen gepflegt wurden. Nur ein Missionar, Hubrig, stand zur Beaufsichtigung dieses weitzerstreuten Werkes zur Verfügung. Da er während des größten Teils des Jahres durch das Seminar und die Schulen, in denen er und seine Frau den Hauptunterricht zu erteilen hatten, an Kanton gebunden war, konnte er die Bereisung des Missionsgebietes meist nur in den Ferien, einer ungünstigen Zeit während der heißesten Monate und der Ernte im Juli und August ermöglichen. Immerhin war Hubrig eine tüchtige Kraft. Teils daß Hanspach äußerlich soviel wirksamer auftrat, teils daß Hubrig in den unerfreulichen Reibungen mit den Barmer Missionaren heiß angefochten war, hat es verschuldet, daß seine Bedeutung und sein eigentümlicher Wert nicht erkannt wird. Hubrig war kein großer Prediger; aber er hatte einen großen chinesischen Wortschatz zu seiner Verfügung, und er war nicht nur selbst ein aufrichtig frommer Mann, sondern es lag ihm auch dringend am Herzen, seine Gehilfen und die Gemeinden in der heiligen Schrift und in Luthers Lehre zu gründen und ihnen einen

tieften biblischen Wahrheitsgehalt einzulösen. Die Predigt der Berliner Gehilfen könnte vielleicht manchmal lebendiger und anschaulicher sein, aber den Vorzug hat sie in der Regel, daß sie das Textwort in den Mittelpunkt stellt und auszulegen bemüht ist. Außerdem hatte Hubrig den Mut, Hanspachs Missionsmethode zu berichtigen, wo sie ihm falsch zu sein schien. Hanspach hatte seine Christen durch allerlei willkommene Leistungen, Festessen u. dgl. verwöhnt. Hubrig wollte in gesunder Mäßigkeit auch den Schatten des Reichthums vermeiden. Daß nach der Sturm- und Drangperiode Hanspachs der stille, fleißige Hubrig ein treuer Pfleger war, kam der jungen Mission zugute. So fand die Berliner Mission in China Anfänge, Reime, aus denen bei geeigneter Pflege ein fruchtbarer Baum heranwachsen konnte. Es war allerdings gerade keine Förderung für die chinesische Mission, daß die Hauptarbeit und die erste Liebe der Berliner Mission nach wie vor Afrika gehörte und Direktor Wangemann dies afrikanische Dezernat mit seiner reichen Erfahrung und großen Autorität pflegte. Als gar neben Südafrika noch Deutsch-Ostafrika getreten war und weite Kreise der Freunde in der Heimat aus kolonialer Begeisterung und wegen seines lieblichen Ausblühens anzog, wurde das sich sehr langsam entwickelnde chinesische Arbeitsfeld in den Schatten gestellt. Das Dezernat für dies Stiefkind der Berliner Mission hatte Pastor J. Anaf übernommen und hat es bis an seinen Tod am 28. August 1899 mit Selbstverleugnung und Treue geführt. Er hatte eben aus seinem Elternhaus die Liebe und die Kenntnis der chinesischen Mission geerbt und war mit den vielen fremdartigen chinesischen Namen vertraut. Den übrigen Komiteemitgliedern waren diese meist unbekannte Größen, und wenn lange Listen von Orts- und Personennamen vorgelegt wurden, für die Zuschüsse zu Kapellenbauten oder Mieten oder Gehälter beantragt wurden, so fühlten sie sich ihnen gegenüber einigermaßen hilflos; es war nur ein Glück, daß es sich, zumal verglichen mit den großen Summen, die für Afrika bewilligt wurden, um recht kleine Beträge handelte, 5, 10, 25 mex. Dollar = 10, 20, 50 M., höchstens einmal einige hundert Dollar. Das Jahresbudget für China betrug 1883 nur 17 000 M. und war bis 1898, dem letzten Jahre von Anafs Dezernat, nur auf 55 000 M. gestiegen. Nach Anafs Heimgang übernahm nach einem kurzen Interimistikum Wendlands der energische Inspektor Saubertzweig-Schmidt die Leitung der chinesischen Mission; er wußte ihre Ansprüche im Komitee geltend zu machen

und durchzusetzen. Allerdings stieg auch in den wenigen Jahren seines Dezernats das Budget der südchinesischen Mission auf 128 000 M.

Die erste dringliche Aufgabe war es, das Arbeitsfeld mit Missionaren zu versorgen. Ihre Zahl ist in den 23 Jahren von dem einen Hubrig wenigstens auf 20 gestiegen. Noch im Jahre der Übernahme sandte man zwei hinaus, den Zögling des Missionsseminars Lehmann und den Berliner Stadtmissionsinspektor Jenzsch. Mit beiden hatte es Schwierigkeiten. Lehmann hatte allerdings wohl wesentlich mit wegen der Ungesundheit der Stationen, auf denen er angestellt war, mit seiner Familie viel vom Fieber und anderen Tropenkrankheiten zu leiden und bemeisterte die chinesische Sprache nicht in dem von einem deutschen Missionar erwarteten Grade. Außerdem fehlte es ihm an der Menschenkenntnis, um die Chinesen rein menschlich zu verstehen und auf ihre Eigenart liebevoll einzugehen. Pastor Jenzsch ging mit rosigem Optimismus und hochgespannten Erwartungen hinaus; da ihn das Berliner Komitee bei seinen beschränkten Mitteln knapp halten mußte, hielt er sich für berechtigt, sich durch literarische Arbeiten, z. B. die Veröffentlichung eines ausführlichen Reisetagebuches Nebeneinnahmen zu verschaffen; auch gab es Schwierigkeiten mit den deutschen Mitarbeitern. Er ließ sich, obgleich er die chinesische Sprache noch nicht kannte, die selbständige Aufsicht über einen Teil des Missionsfeldes übertragen. Schon nach Jahresfrist mußte ihm das Komitee die erbetene Entlassung aus dem Dienste gewähren. Er starb kurze Zeit darauf. Auch später hat es je und dann mit jung auf das Arbeitsfeld hinauskommen den Missionaren allerlei Nöte gegeben. Hier war einer charakterlich den großen sittlichen Gefahren des Verkehrs mit den jungen Kaufleuten und anderen Deutschen in der deutschen Siedelung nicht gewachsen; dort fand sich einer unter dem nervenangreifenden Klima schwer in die straffe Ordnung und die dadurch bedingte Demut des Missionsdienstes; dort war ein dritter mit seiner Konstitution dem angreifenden südchinesischen Klima nicht gewachsen und mußte früh zurückgerufen oder wie Petrid nach Südafrika versetzt werden. Im ganzen hatte die Missionsleitung eine glückliche Hand in der Auswahl der Missionare für China. Es haben eine ganze Anzahl tüchtiger, ja hervorragender Missionare in der chinesischen Arbeit gestanden und stehen noch darin. Mancher gehörte zu den bekanntesten und angesehensten deutschen Missionaren in China. Wir erwähnen nur den 1883 ausgesandten A. Rolleder, 1884 J. Bostamp, 1888 W. Leuschner

und A. Runze. Mit und neben ihnen haben die beiden Säwäger W. Rhein (ausgesandt 1890) und M. Bahr (1896) auf Lufthang, R. Zimmerling (1898), A. Wohlgemut, Reiniger, Scholz, Giesel, Endemann u. a. lange und treu gearbeitet.*)

Die zweite Aufgabe war die Errichtung von Hauptstationen als Mittelpunkt und im Zusammenhang damit die planmäßige Ausdehnung und der Ausbau des Arbeitskreises. Hübner legte dem Komitee dar, daß es zwei verschiedene Methoden gebe, unter denen es wählen müsse. Entweder solle man an einigen wenigen zentralen Stellen Stationen gründen und gut ausbauen, auch mit Schularbeit und mit ärztlicher Mission. Oder man solle möglichst viele Stationen hin und her im Lande anlegen, um den gesammelten Christen nahe zu sein und sie seelsorgerlich zu betreuen. Hübner empfahl die erste, das Komitee entschied sich für die zweite Methode. Sie hat zur Folge gehabt, daß zwar die Arbeit in der Zentralstation Kanton nie recht zur Entfaltung gekommen ist, daß aber die Missionare in eine enge Fühlung mit dem Volk gekommen sind. Ehe eine Station errichtet wurde, fand jedesmal verschiedenartige Vorarbeit statt. Hier dienten diesem Zwecke Schulen der Hanspachschen Art, wo christliche oder häufiger heidnische Lehrer die heidnischen Schulkinder das christliche Dreizeichenbuch, einige biblische Geschichten, Sprüche und Lieder in echt chinesischer Weise zunächst verständnislos auswendig lernen ließen, wobei dann die Missionare oder die chinesischen Helfer sich nachträglich bemühten, einigermaßen das Verständnis des Gelernten aufzuschließen. Der missionarische Wert dieser Schulen war ja gering; doch lieferten sie oft ein brauchbares Schülermaterial für die Stationschulen. Oder ein christlicher chinesischer Arzt, der in Kanton oder Swatau sich bei den angelsächsischen Missionsärzten einige Kenntnisse und Heilmittel angeeignet hatte, ließ sich in einem Marktfleden nieder und benutzte seine ausgedehnte Praxis, um einige Kenntnis vom Christentum und einige billige christliche Schriften im Volke zu verbreiten. Oder Kolporteurs der britischen oder der schottischen Bibelgesellschaft durchzogen unter der Aufsicht der Missionare die von diesen evangelisierten Kreise und meldeten, wo sie etwa heilsverlangende Seelen gefunden hatten. Dann wurde in die Gegend, wo im Umkreise benachbarter

*) Es stellte sich als wünschenswert heraus, daß die in Süd-China arbeitenden Missionare der englischen Sprache mächtig seien. So wurden sie vor ihrer Ausreise auf drei Monate zu einem Sprachkursus nach England gesandt, erstmalig Wohlgemut und Giesel 1902.

Dörfer angeregte Seelen oder aus Hanspachs und Hubrigs Zeit kleine Christenhäuflein, vielleicht nur einzelne Familien, vorhanden waren, Katechisten oder Evangelisten, d. h. planmäßig ausgebildete, aus den Schulen hervorgegangene Helfer oder in kürzeren Kursen geschulte ältere Leute angestellt. Meist wurde zunächst nur ein Haus für die Gehilfenwohnung, Kapelle oder Schule für geringen Preis gemietet oder auf eine kurze Reihe von Jahren gepfändet. Konsolidierte sich die Arbeit, so suchte man in einem möglichst zentral gelegenen Orte, am liebsten einem an den häufigen Markttagen viel besuchten Marktflecken Grund und Boden zur Anlage einer Kapelle und Gehilfenwohnung zu kaufen. Schon das machte meist große Schwierigkeiten. Noch mehr setzten dann bisweilen Literaten und Pöbel alles in Bewegung, um die Vollendung des Baus zu hindern. Waren in einer Gegend mehrere solche Helferposten entstanden, so ging man an die Errichtung einer Hauptstation, wobei die erwähnten Schwierigkeiten sich in verdoppeltem Maße geltend machten.

Das erste Gebiet, wo die Errichtung einer Hauptstation dringend erwünscht war, war der große Kwuischen-Kreis, der fast ausschließlich von der Berliner Mission bearbeitet wurde. Ein Niederlassungsversuch in Tamschui im Süden des Kreises war schon zu Hanspachs Zeit gescheitert. Der Bau der Hauptstation in der großen Präfekturstadt (Zu-stadt) Fuidschu am Ostflusse schien wegen der ausgesprochen feindseligen Haltung der führenden Kreise ausgeschlossen. Der Kern der seit Hanspachs Zeit gesammelten Gemeindlein lag auch im Mittellaufe des Siho, des den Kreis durchströmenden südlichen Nebenflusses des Ostflusses. Hier bot sich 1885 in der Landschaft Fumui, 25 Minuten von dem Marktflecken Junfa, 50 km von der Landungsstelle (der Basler Station Rhitschung) an der Mirsbai und 30 km von Fuidschu, in lieblicher Lage eine Gelegenheit zum Anbau. Vom Missionshause sieht man weit das Flußthal hinauf. Zur Seite ragt links der hohe Maonschan, der Pferdesattelberg, auf. Bambuspflanzungen im Tale und auf den Bergen Riesen verleihen dem Aussehen der Gegend etwas Angenehmes, Liebliches. Für den Verkehr ist es günstig, daß man nur einige hundert Schritt zum Flusse hinunterzugehen braucht, um dann zu Schiff nach Norden oder Süden zu fahren. Wichtiger war, daß man sich hier im Mittelpunkt einer ganzen Anzahl alter Missionsposten befand; die Gemeinde zählte um die Jahrhundertwende bei neun Außenstationen etwa 275 Getaufte; es gab sogar in unmittelbarer Nähe ein fast nur von

Christen bewohntes Dörflein, Tiamzenpai. Allein die Station litt unter mehreren Nachteilen, die ihre Entwicklung hemmten. Sie lag einsam, eher zu einer Einsiedelei als zum Mittelpunkt eines weitverzweigten Werkes geeignet. Ferner waren in jener Gegend im allgemeinen weder die Christen recht lebendig noch die Heiden empfänglich. Die Missionsarbeit war und blieb mühsam. Zudem stellte sich mehr und mehr heraus, daß die Wahl des Stationsplatzes gesundheitlich ein Mißgriff gewesen war. Er gehörte zu den in den Tropen nicht seltenen Plätzen, die aus irgend welchen schwer feststellbaren Gründen, hier wahrscheinlich wegen des schlechten Brunnenwassers, ungesund sind. Der junge Missionar Hempel, der die Bauarbeiten geleitet hatte, holte sich dort den Todeskeim. Es war tragisch, daß er gerade an dem Tage, am 16. Dezember 1886, begraben wurde, als seine Braut in Hongkong landete. Missionar Lehmann hielt mit zäher Ausdauer an dem Fieberplatze aus. Manche Missionare scheinen das Klima gut zu vertragen. Aber es blieb schließlich doch nichts übrig, als Fumui zeitweilig als Wohnplatz der Europäer aufzugeben. Außerdem lag die Station auch missionarisch ungünstig. Auch ist die Kirche für die umliegenden Ortschaften nicht leicht erreichbar.

War Fumui immerhin ein zentraler Platz für den Süden von Kwuischen, so schien sich für den Norden des Kreises Paksa zu empfehlen. Der Platz war 1882 bei den anläßlich der Übernahme erforderlichen Grenzberichtigungen zum Leidwesen der Christen von den Baslern an die Berliner übergeben. Es wohnten dort 48 Christen. Man glaubte sie am sichersten zu gewinnen, wenn in ihrer Mitte eine Hauptstation errichtet würde, obgleich der Ort für die Berliner Arbeit nicht gerade im Mittelpunkte lag. Es gelang Hempel 1885, einen geeigneten Bauplatz zu erwerben und den Bau zu beginnen. Lehmann führte die erforderlichen Bauten auf und wohnte einige Jahre dort. Aber die Gemeinde lebte sich mit ihm nicht ein. Lehmann verstand es leider nicht recht, das Vertrauen und die Liebe der chinesischen Christen zu gewinnen. Andererseits war in der Gemeinde eine Anzahl eigensinniger Leute, die dem Missionar das Leben und die Arbeit sehr erschwerten. Es kam zu so tiefgreifenden Zerwürfissen, daß Lehmann nach Fumui versetzt und die ganze Gemeinde aus dem Verbande der Berliner Mission ausgeschlossen wurde (1890). Letztere ließ zwar tüchtige chinesische Gehilfen dort stationiert, etwa mit dem

Auftrag, an Stelle der abgefallenen eine neue Gemeinde aus den Heiden zu sammeln. Aber es währte ein volles Jahrzehnt, bis die Gemeinde reumütig zurückkehrte. Doch hatte sie auch in der Zwischenzeit ihrer Separation ihr Christentum treu festgehalten. Die Berliner Mission fand einen andern Stationsplatz näher nach dem Ostflusse zu in dem an einer vielbegangenen Straße durch das Bergland gelegenen Dschutongau. Hier wurden von 1891 ab langsam während mehrerer Jahre die erforderlichen Bauten aufgeführt. Die Station liegt in einem von mächtigen Bergen eingeschlossenen Tale, in dessen Grunde und seinen Hängen viele kleinere und größere Ortschaften zerstreut liegen. Man war auf den Platz dadurch aufmerksam geworden, daß die Mission hier schon 1886 ein etwa 200 Schritt langes und breites Grundstück mit 23 allerdings kleinen und verfallenen Chinesenhäuschen gekauft hatte. Man hätte sich doch wohl trotz der schönen Lage sonst nicht so in den Winkel eines Bergfessels gesetzt. Übrigens war die Gegend gut bevölkert und bot dauernd günstige Missionsmöglichkeiten. Hier arbeiteten erst Runze (1890—98), der die Station praktisch aufbaute und Postamp, dann als diese beiden nach Kiautschou berufen wurden, Scholz und Reiniger in einem immer weiter ausgreifenden Umkreis. Die Station umfaßte 1905 etwa 4000 qkm meist schwierigen Berggeländes, und es taten sich in der 4 Tagereisen im Osten entfernten Kreisstadt Hoifung neue Türen auf.

Aber das Ziel mußte die Niederlassung in der etwa 250 000 Seelen zählenden Regierungsbezirkshauptstadt Tuidschu sein, die um so wichtiger war, als sie Mittelpunkt von neun Kreisen war. Tuidschu ist eine Doppelstadt, die durch den hier mündenden Siho getrennt wird: die Kreishauptstadt Kwuischen und die Präfekturstadt Tuidschu, beide durch eine Pontonbrücke verbunden. Beide liegen am Ostflusse in einer für die Schifffahrt günstigen Lage; sie sind von einer dicken, 20 Fuß hohen Mauer umgeben. Kwuischen ist größer und hat den Haupthandelsverkehr; Tuidschu ist die Stadt der Beamten und Literaten. Schon 1859 hatten Hanspach und Dr. Göding, später der Barmer Missionar Dr. Eitel vergeblich versucht, hier Fuß zu fassen. 1867 stationierte Hubrig hier den Heilgehilfen Ngtenfut und den Katecheten Fusenjang, allein auch diesmal wieder wurden sie durch öffentliche Anschläge vertrieben. „Ein Barbar,“ hieß es in einem derselben, „hat gewagt, in unsere Stadt einzudringen. Er verteilt Medizin, welche anerkannt sehr gut ist. Doch das ist nur für

den Anfang, um die Herzen der Unwissenden zu gewinnen. In Zukunft wird er Gift verteilen und uns töten. Daß es nur auf Besitznahme unserer Stadt abgesehen ist, kann man daran merken, daß er anfänglich nur zu heilen vorgab, nun aber schon angefangen hat, die verderbliche Lehre der westlichen Barbaren zu verkündigen. Wir wollen uns zusammenrotten und ihn aus der Stadt vertreiben.“ Im Jahre 1894 nahm man den Versuch, in Fuidschu Fuß zu fassen, wieder auf. Der Helfer Fuzensin mietete einen Laden, und ein christlicher chinesischer Arzt stellte sich mit seiner Kunst der Mission für Fuidschu zur Verfügung. Die Arbeit blieb nicht ohne Erfolg; Ostern 1897 konnte Lehmann in Fumui die Erstlinge von Fuidschu taufen. Im Jahre 1902 kaufte die Mission in der Präfekturstadt ein Haus, das man zur Kapelle einrichten wollte. Raum hörten die Notablen der Stadt davon, als sie energisch dagegen protestierten. Der Präfekt griff in der Weise ein, daß er anstatt des gekauften Hauses der Mission das in der Hauptstraße günstig gelegene Findelhaus vertragsmäßig auf vier Jahre überließ. Er selbst gab noch 150 Dollar zur Einrichtung des Hauses. Im Frühjahr 1903 konnte der um die Begründung der Station Fuidschu besonders verdiente Missionar Giesel von einem furchtlosen Heiden außerhalb der Präfekturstadt, nicht weit vom Ostflusse, ein günstig gelegenes Grundstück zur Errichtung einer Hauptstation kaufen. Auch diesmal legten sich die Notablen der Stadt ins Mittel, und nach endlosen und unerfreulichen Verhandlungen wurde der Mission im Tausch an Stelle desselben ein anderer Platz, 7 Minuten von der Stadt am Ende des Westsees angewiesen. Der Platz hatte auch erhebliche Nachteile; er war vor allem bedenklich klein. Auch stellte es sich später heraus, daß er von den in Fuidschu häufigen Überschwemmungen verschont bleibt, während allerdings der erstgekaufte Platz bisweilen wochenlang unter Wasser liegt. Auf diesem so in zäher Ausdauer errungenen Platze konnte endlich die Station erbaut werden. Der Stationsmissionar von Fumui siedelte an diesen gesunderen Platz über, so daß Dschutongau und Fuidschu (neben Fumui) die beiden Zentralstationen für den Kwuischen-Kreis wurden. *) Die Arbeit dehnte sich von Fuidschu

*) Wir zählen 3 Kwuischenstationen: Fumui, Dschutongau und Fuidschu, jede mit ihren Außenstationen. Zeitweilig wohnten die Stationsmissionare von Fumui und Fuidschu beide in Fuidschu (Edart und Kobl), dann zog Kobl wieder nach Fumui. Künftig soll der Stationsmissionar von Fumui regelmäßig in Fuidschu wohnen.

aus auch über den Ostfluß in den Poklo-Kreis aus, wo sich in dem fruchtbaren, dichtbevölkerten Tale Sibauschui hunderte zur Taufe drängten. Hier konnten in kurzer Zeit 400 Männer in die christliche Kirche aufgenommen werden. Allerdings schien damit der Teich vorläufig erst einmal ausgefischt zu sein.

Die Arbeit ist, abgesehen von einzelnen unruhigen Episoden wie der Separation der Gemeinde Passa, dem zähen Kampf um Fuidschui und der unerwarteten Bewegung in Sibauschui, im allgemeinen still und stetig verlaufen. Um manche Orte ist lange gerungen, wie um das fremdenfeindliche Tamschui; einige entlegene Außenplätze wurden bei Grenzregulierungen an die Basler abgetreten, die sie von ihren Stationen aus leichter erreichen und besser unter Augen haben konnten. Oft hing es von dem Grade der Tüchtigkeit der Gehilfen ab, ob in einem Dorfe oder einer Gegend die Gemeinde aufblühte oder in Gleichgültigkeit versank. Vier Hemmungen aber treten im Laufe der Jahre immer deutlicher hervor: die geheime oder offene Gegenwirkung der Mandarine, welche ungern in ihrem Amtsbezirk Europäer aufkommen ließen, weil sie von ihnen Einmischung in ihre allerdings oft mehr als zweifelhafte Amtsführung und Rechtsprechung befürchteten und zudem zu erwarten hatten, daß ihre Untertanen bei Überfällen oder Räuberangriffen auf die Missionare und ihre Stationen zu Schadenersatz gezwungen würden. Das zweite Hindernis war die Wühlarbeit der Trias-Gesellschaft. Das war eine der weitverzweigten revolutionären Gesellschaften, die unter allerlei abergläubischem Aufputz sich die Vertreibung der Mandschu-Dynastie und den Umsturz der bestehenden staatlichen Ordnung zur Aufgabe gemacht hatten. Sie war über die südlichen Provinzen Chinas verbreitet, scheint aber am straffsten in der Provinz Kwangtung organisiert gewesen zu sein. Sie trat besonders herrisch in dem Stationsbereiche von Dschutongau auf, wo sie den Bewohnern ganzer Dörfer nur die Wahl ließ, in ihren Geheimbund einzutreten oder sich den Anfeindungen und Erpressungen auszusetzen. Die Christen, denen zur Pflicht gemacht wurde, sich von derartigen revolutionären Umtrieben fernzuhalten, mußten wählen. Entweder ließen sie sich unter dem harten Druck zum Eintritt pressen; damit verloren sie ihre Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde und setzten sich dem Zugriff der staatlichen Behörden aus, die nur zu gern Leute kurzerhand einsperrten oder hinrichteten, die im Verdacht der Zugehörigkeit zur Trias-Gesellschaft standen, oder wenn sie sich weigerten, plagte sie

der Terrorismus der Trias-Leute. In mehr als einem Dorfe kam eine Bewegung zum Christentum einfach an diesem Widerstande zum Stehen. Die Christen und Katechumenen konnten es nicht begreifen, daß die Missionare ihnen in dieser schwierigen Lage keinen wirksameren Schutz verschafften. Die dritte Hemmung war die Räuberplage, die zum Teil in Verbindung mit der Trias-Gesellschaft, meist aber unabhängig von ihr die Ortschaften, die Straßen und die Flußläufe beunruhigte. Dazu kam als vierte Hemmung die Neben- und Gegenarbeit der Katholiken. Nicht selten kam es vor, daß Räuber oder Diebe, die sich an evangelischen Christen vergriffen oder sonst ein Verbrechen auf dem Korbholz hatten, schnell zur katholischen Kirche übertraten, sich damit unter den Schutz des französischen oder italienischen Missionars und seines Konsuls stellten und sich so der Verfolgung durch die chinesische Gerichtsbarkeit entzogen. Besonders im Gebiete von Dschutongau machte sich diese Gegenarbeit zu Zeiten sehr geltend. Die fieberhafte Erregung, die in der Vorbereitung und Auswirkung des Boxeraufstandes im Jahre 1900 krampfhaft zudend durch das ganze Land zog, machte sich auch im Kwuischen-Kreise geltend, hier aber merkwürdigerweise nicht als gegen die Ausländer gerichtet, sondern gegen die herrschende chinesische Regierung. Die Aufständischen gehörten der Reformpartei Rangjuweis, des Freundes des Kaisers Kwanghju, oder der revolutionären Partei Sunyatsens oder auch der Trias-Gesellschaft an. Sie erstrebten den Sturz der verrotteten Mandarinengesellschaft und die Einführung geordneter Zustände in China. Es wurde deswegen im Kwuischen-Kreise und auch in dem westlich angrenzenden Sinon-Kreise von den chinesischen Regierungstruppen ernstlich gegen die Aufständischen gekämpft. Die Rebellen benahmen sich gegen die Bevölkerung humaner als die Regierungstruppen. Letztere verfuhrten grausam und vergossen viel unschuldiges Blut. Wiederholt wurden Christen ausgeraubt, verwundet, ins Gefängnis geworfen und gefoltert. Immerhin ging die unheimliche Aufstandsbewegung ohne schwerere Schädigungen der Missionsarbeit vorüber.

Der zweite Kreis, in dem die Berliner Mission schon von Hanspachs Zeiten her enge Beziehungen und zahlreiche kleine Christengemeindlein hatte, war der Fajen-Kreis. Fajen liegt nördlich von Kanton. Man fuhr früher zu Wasser in fünf Stunden bis Tschafnai und ging von da einige Stunden über Land bis zu dem wichtigen

Verkehrsmittelpunkte Fajen. *) Der Kreis ist einer der kleineren in der Kwangtung-Provinz. Er mißt nur etwa 50 km in die Länge und in die Breite. Er ist aber mit mehr als 1½ Millionen Einwohnern übermäßig dicht bevölkert. Das Land kann trotz seiner Fruchtbarkeit die Bevölkerung nicht nähren, zumal da die alteingesessenen Puntü die fruchtbaren Ebenen und Täler im Besitz haben und die ungleich zahlreicheren Hakka sich mit den geringeren Feldern und den Bergen begnügen müssen. Die Hakka sind teils kleine, arme Bauern, teils Seidenbandweber in Hausindustrie. Die von ihnen angefertigten schmalen Seidenbänder zur Einfassung der Frauen- und Männerkleider werden neuerdings nicht mehr viel gekauft; das Handwerk leidet also schwere Not. Schon Hanspach hatte hier den Versuch gemacht, bessere Webstühle aus Europa einzuführen, um den armen Christen damit Erwerbsmöglichkeiten zu verschaffen, aber ohne dauernden Erfolg. Wir erwähnten schon, daß die Barmer Mission in Suliang den Versuch machte, eine Kapelle zu bauen, daß das aber an der Feindschaft der Heiden scheiterte. Da baute ein etwas wohlhabenderer Christ in dem nahe gelegenen Batlakpu ein Haus, das er als Seidenweberei einrichtete, und dort versammelten sich die Christen. Wenn sich die Heiden an diese Zusammenkünfte der Christen gewöhnt hatten, sollte das Haus zur Kapelle umgebaut werden. Allein über diesem Umbau kam es im Jahre 1893 zu einem heftigen Ausbruch der heidnischen Feindschaft. Das Haus wurde niedergeworfen, und vom Mandarin wurde an der Stelle ein Stein gesetzt, mit der Inschrift, daß hier in Ewigkeit nicht mehr gebaut werden dürfe. Inzwischen hatte Hubrig in Tschakpu einen Obstgarten gekauft und darin ein Haus zur Kapelle eingerichtet. Die heidnischen Widersacher strengten aber einen langwierigen Prozeß gegen ihn an, und er mußte das Grundstück und Haus gegen Schadenersatz an den Mandarin abtreten. Nun war nicht weit davon in Lufhang (zu deutsch: Hirschtal) ein chinesischer Grundstücksbesitzer von seinen Nachbarn überfallen und ausgeplündert worden. Er war deswegen des unsicheren Besitzes überdrüssig und hatte ihn der Berliner Mission zum Kauf angeboten, die nur zu gern auf den Vorschlag einging. Allerdings regte sich auch hier alsbald die erbitterte Gegnerschaft eines alten Literaten, dem nach vielfachen Durchfällen durch das

*) Jetzt benutzt man 1 bis 2 Stunden die Bahn Kanton-Schaudschu und nimmt dann Pferd oder Sänfte nach Fajen.

unterste Examen ehrenhalber der Grad eines blühenden Talentes verliehen war, und der sich anscheinend für diese Ehre durch um so heftigeren Christenhaß auszeichnen wollte. Er mußte dann aber auf Befehl des Mandarins mit der Mission Frieden machen. Im Jahre 1897 wurde die Station Lukhang gebaut und mit zwei Missionarsfamilien, den beiden verschwägerten Missionaren Rhein und Bahr, besetzt. Es traf sich, daß im Jahre 1898 das große schöne Missionsgehöft in Kanton niederbrannte. Die dort unterhaltene Mittelschule, d. h. die Vorschule für das Seminar, wurde deswegen nach Lukhang hinausgelegt und dafür ein größeres stattliches Haus gebaut. Die Station wurde in den Boxerwirren des Jahres 1900 schwer betroffen. Während die beiden Missionare zur Synode in Kanton weilten, wurde die Station vom Pöbel überfallen, und es blieb kaum ein Stein auf dem anderen. Die freundlich gesinnte Bevölkerung der Umgegend mißbilligte das brutale Vorgehen und der der Mission wohlwollende Mandarin von Fajen bot aus seiner Tasche Schadenersatz an, wurde allerdings deshalb von der fremdenfeindlichen Regierung abgesetzt. Nach der Beendigung der Boxerwirren wurde in der That von der chinesischen Regierung der Schadenersatz gezahlt, und die Station wurde wieder aufgebaut. Allerdings wurde dann durch die Umtriebe eines feindlichen Literaten ein Teil der neugebauten Station wieder in Asche gelegt, ohne daß man diesmal den Brandstiftern auf die Spur kommen konnte. Aber die Station erstand auch diesmal verhältnismäßig schnell wieder. Lukhang war besonders wichtig, weil von hier aus der ganze Kreis Fajen, der kleine östlich angrenzende Kreis Panyi und der ausgedehnte, aber dünn bewölkerte westlich anstoßende Kreis Tsiangjen bearbeitet wurden.

Es stellte sich aber doch als unpraktisch heraus, einen so großen Bereich von einer Station aus zu missionieren; deshalb wurde 1902 in Schakot, nahe bei dem Markte dieses Namens, im Osten des Fajen-Kreises, wo schon seit 1892 ein Gemeindlein und eine Kapelle bestanden, eine zweite Hauptstation begründet, die Missionar Endemann aufbaute und dann auch besetzte. Sie hatte die alten, aber wenig ergiebigen Plätze in dem angrenzenden Kreise Panyi, Rimatong und Salijen, zu bedienen. Als dort 1904 vorübergehend, angeregt durch zwei frische Befehrte, eine kleine Bewegung entstand, wurde sie sogleich im nächsten Jahre wieder durch eine heftige Verfolgung der Heiden erstikt. Hoffnungsvoller waren die Fäden, die

sich in den östlich an Panyi angrenzenden Kreis Zenshang und in dem nördlich von Fajen und Panyi gelegenen Kreis Jungfa anspannen. Der Station Lufhang verblieb außer der Mittelschule und den Missionsposten im westlichen Fajen der ganze Tsiangjen-Kreis. Hier erwies sich zwar der am längsten bearbeitete Platz Taipinchi lange als unfruchtbar. Aber sonst fand man an vielen Orten, auch in der Kreishauptstadt, einen so erfreulichen Eingang, daß schon damals die Begründung einer dritten Station in jener Gegend für dringend wünschenswert gehalten wurde.*)

Im Norden der Kwangtung-Provinz war schon zu Hanspachs Zeiten durch das Zeugnis des Schneiders Ho ein kleines Gemeindlein entstanden, das um 1890 in Namhyung und einigen anderen Orten 61 Seelen zählte. Die Missionare hatten die nur auf einer wegen der vielen Räuberbanden nicht ungefährlichen Flußfahrt von 8—20 Tagen (Tal- oder Bergfahrt) zu erreichenden Posten selten besucht, hatten aber den treuen Pfarrer (damals nannte man sie Diakone, später Vikare) Fusetam mit ihrer Pflege beauftragt. Dieser kaufte in Namhyung, einer belebten Kreisstadt, einen Platz, der wohl für eine Kapelle und Gehilfenwohnung, aber nicht für eine Europäerstation ausreichte. Trotzdem ließ sich Leuschner 1890 in Namhyung nieder. Er mußte sich anfangs recht kümmerlich behelfen und auf dem engen Kapellenplatze hausen. Im Jahre 1893 gelang es ihm, bei dem 1½ Stunden jenseits des Flusses gelegenen Sjujin einen ausreichenden und günstig gelegenen Stationsplatz zu erwerben. Fast von Anfang an entfaltete Leuschner mit seinem rastlosen Tatendrang, seiner frischen Initiative und seinem großen Geschick in der Behandlung der Chinesen eine weitausgreifende Tätigkeit, die sich allmählich in sechs Kreise hinein erstreckte. *Namhyung*: Hier stellte es sich doch auf die Dauer als lästig heraus, daß nicht die Kreisstadt Namhyung selbst der Stationsplatz war, und die Missionare zogen es später vor, dort zu wohnen; *Dungfa*: 1897 gründete Leuschner in dem Städtchen Tschichin eine zweite Station; *Ngukong*: hier lag Schaudschufu oder, wie es postalisch heißt, Shiu how fu

*) Neuerdings regt es sich gerade in dieser Gegend erfreulich. Taipinchi ist eine lebendige und hoffnungsvolle Gemeinde. In der Kreisstadt Tsiangjen besitzt die Mission ein günstig gelegenes, jetzt vermietetes Grundstück zur Anlage einer Station. Ein einflußreicher christlicher Rechtsanwalt ist dort die Säule der Gemeinde.

(Schlutschau); in dieser zentral an dem Zusammenflusse der Quellflüsse des Nordflusses gelegenen, blühenden Stadt gründete Leuschner 1903 eine dritte Station. Jinsa: hier gründete Greiser 1902 auf einem allerdings ungünstig gelegenen, weil allzusehr den Überschwemmungen ausgesetzten, Plage nahe der gleichnamigen Kreisstadt eine vierte Station. Loktschong: in diesen noch weiter westlich gelegenen Kreis dehnte sich von Jinsa aus die Missionsarbeit aus; und Taiji schon jenseits der Grenze der Kwangtung=Provinz in der Provinz Kiangsi: hier wurde, nachdem die Mission an verschiedenen Orten vielversprechende Anfänge gewonnen hatte, 1903 eine vierte Station Namon von Missionar Wohlgemut gegründet. So entstand hier im Laufe von anderthalb Jahrzehnten ein großes, zusammenhängendes Missionsgebiet, wie es die Berliner Mission im Süden der Provinz nicht besaß. Es traten dem unternehmungslustigen, selbstverleugnenden Leuschner willige Mitarbeiter zur Seite: W. Homeyer, seit 1893, meist in Syujin-Namhyung; der leider früh verstorbene Maiwaldt; C. Zehnel, meist in Tschichin, seit 1890; der zu pessimistischem Urteil neigende Greiser in Jinsa seit 1902; der seinem Namen Ehre machende, unerschrockene Wohlgemut seit 1901, meist in dem entlegenen Namon. Die Anfänge der Arbeit im Nordflußgebiet wurde erschwert durch die Fremdenfeindlichkeit der Bevölkerung. Leuschner schwebte oft in Lebensgefahr. Mehr als einmal fand er bei der Rückkehr von der Predigtreise sein Häuschen bei Syujin von wütenden Chinesen umringt, die seine Frau töten wollten, weil sie nicht glaubten, daß sie kein Spion, sondern wirklich eine Frau sei. Auch die andern Missionare sind in der Anfangszeit nicht selten bedroht worden. Es fehlte auch hier nicht an schmerzlichen Enttäuschungen. Auch sonst fehlte es nicht an heftigen Gegenwirkungen. Die Erschütterungen der Boxerwirren machten sich stark geltend: Die wenige Jahre zuvor gegründete Station Tschichin wurde geplündert und zum Teil zerstört; auf der wichtigen Außenstation Liangtang schlug sich der Pfarrer Tschinpin hui mit seiner Gemeinde tapfer durch die Rebellen durch. Die Außenstationen und Kapellen in Sinschang, Namon, Jinsa und Tschongkong wurden zerstört und verbrannt. Die Christen hielten sich fast durchweg trefflich. Kein Klagelaut kam über ihre Lippen. Erschöpft von Strapazen und Schreden berichteten sie einfach ihre Erlebnisse und fügten zum Schlusse meist hinzu, daß sie Gott dankten für die Errettung ihres Lebens. — Fünf Jahre später brach im Gebiete von Tschichin die Triasgesellschaft mit wüster Agi-

tation ein. Wer ihr beitrug, die vorgeschriebenen Eide schwor und 3—4 Dollar bezahlte, dem wurde großes Glück in Aussicht gestellt; wer sich weigerte, war seines Lebens nicht sicher. — Zumal in den Grenzgebieten nach den Nachbarprovinzen Kiangsi und Hunan zu machte sich die Räuberplage in unangenehmer Weise geltend. Es war eben für das Raubgesindel so bequem, nach erfolgreichem Beutezuge in den Bergen jenseits der Grenze zu verschwinden.

Bei alledem überwogen die hoffnungsvollen Züge bei weitem. Die Bevölkerung war fast in allen Kreisen gegen die Ausländer und ihre Lehre nicht von jener verbissenen Ablehnung wie vielfach im Süden; es machte fast keine Schwierigkeiten, Häuser zu Miete oder Grundstücke zu Kapellenbauten und selbst für Missionshäuser zu erlangen. Die Bauten wurden nicht durch wütende Volksaufläufe gestört. Die an vielen Orten eingerichteten Schulen wurden auch von den Heidenkindern gut besucht. Es war fast eine Versuchung, daß die Außenstationen und Predigtplätze bis in zu weite Entfernungen vorgeschoben wurden; von Tinsa aus 110, ja 160 km nach Nordwesten, von Schaudschufu aus 65 km nach Südwesten, 57 km nach Norden, 68 km nach Nordwesten! Im Jahre 1905 hatten die vier Stationen des Nordbezirkes 41 Außenstationen und einige 20 Predigtplätze. Dabei richtete sich der Blick immer wieder auf die noch entfernteren, neuen Missionsaufgaben. Im Stationsgebiete von Schaudschufu wie von Tinsa aus kam man mit den in den Bergen hausenden Ureinwohnern, die Miauze, in Berührung und hätte gern auch bei ihnen eingesetzt. Kein Wunder, daß das Kantonner Seminar allein das schnell wachsende Bedürfnis nach chinesischen Helfern nicht befriedigen konnte. Leuschner richtete deshalb 1902 für den Nordbezirk eine eigene Evangelistenschule in Shujin ein, die einige Jahre erfolgreich betrieben wurde, dann aber wegen der drückenden Schuldenlast der Missionsgesellschaft aufgehoben werden mußte. Bedeutsamer war, daß auf das Betreiben Leuschners ein ernstlicher Versuch mit selbständiger Frauenmission gemacht wurde. Der Morgenländische Frauenverein in Berlin, der bis dahin fast ausschließlich in Verbindung mit englischen Missionen in Indien gearbeitet hatte, sandte 1901 eine erste Missionschwester, Käthe Steuer, in diesen Nordkreis, und sie fand nach vorübergehender Beschäftigung in Tschichin einen reichen Arbeitskreis in Schaudschufu. Hier baute sie äußerlich und innerlich eine Mädchenanstalt auf, die von 23 Schülerinnen besucht wurde und sich vortrefflich entwickelte.

Aus der Schularbeit erwuchs bald auch eine größere Arbeit unter den Frauen:

„Zur Freude der Schwester bildeten sich in und außerhalb der Stadt kleine Frauenkreise, die sich an bestimmten Tagen der Woche versammelten, um Gottes Wort zu hören. In dem Häuserviertel, welches vor dem Südtor der Stadt entstanden war, hatte die dort wohnende Mutter einer Christin einen Raum zur Verfügung gestellt, in welchem jedesmal Montags nachmittag eine Frauenversammlung stattfand. — In einem andern Stadtteil, welcher Sa dschu mui heißt, wohnte eine Witwe, welche mit ihrer Tochter getauft war. Dieselbe sagte öfter zu Schwester Steuer: ‚Gu nyong (Fräulein), in meiner Nachbarschaft sind viele Frauen; aber sie können nicht zu Dir kommen. Einmal haben sie keine Zeit, zum andern haben sie keinen Mut; sie fürchten das Gerede schmutziger Seelen und den Zorn ihrer Männer. Komm Du doch zu mir und sprich mit ihnen.‘ Die Schwester tat nichts lieber als dies. Regelmäßig fand nun Dienstags im Hause der christlichen Witwe eine Frauenmissionsversammlung statt. Wenn die Leute die Schwester kommen sahen, so sprachen sie untereinander: ‚Sie kommt, um von Jesus zu erzählen.‘ Eine ganze Anzahl von Frauen drängte sich dann stets in dem engen dunkeln Raum zusammen, um die einzige Botschaft zu hören, welche Heil und Glück bringt. — Jeden Mittwoch ging es in die Hauptstraße der Stadt, in die sogenannte ‚große Straße‘. Einer der Christen hatte dort einen Drogenladen. Seine Schwiegertochter besuchte 1903 noch die Mädchenschule der Schwester Steuer. Eines Sonntags nach dem Gottesdienst kam sie nun und sagte: ‚Gu nyong (Fräulein), ich habe eine kleine Sache mit Dir zu besprechen. Sieh mal, mein Schwiegervater sagt, es sei unsere Pflicht, uns für Gottes Gnade erkenntlich zu erzeigen. Wir haben in der großen Straße ein Haus, kannst Du nicht einmal in der Woche kommen, um den Frauen unserer Nachbarschaft von Jesus zu erzählen? Für Tee werden wir sorgen.‘ Die Schwester berichtete, daß sie gern dorthin gehe und jedesmal viel Freude erlebe.“

Bis 1905 war diese Arbeit schon so gewachsen, daß eine zweite Schwester, Elisabeth Neumann, zu ihrer Hilfe ausgesandt werden mußte.

Kanton war in den ersten Jahrzehnten nur Seminar- und Schulstation und Sitz der lokalen Missionsleitung. Das südchinesische Arbeitsfeld war nur als Konferenz organisiert, Hubrig war bis zu seinem Tode Konferenzvorsteher. Sein Nachfolger in dieser Stellung wurde Rolleder, der deshalb auch in das Kantoner Missionshaus übersiedelte. Im Jahre 1898 wurde die Superintendentur-Ordnung eingeführt, die südchinesische Mission also als Synode organisiert und A. Rolleder zum Superintendenten ernannt. Rolleder und seine Frau waren rastlos in der Schularbeit tätig. Frau Rolleder unterhielt eine gut besuchte Mädchenschule. Rolleder leitete eine sogen. Mittelschule, welche als Zwischenstation zwischen

den Stationschulen und dem Seminar diente; außerdem das Evangelisten- und das Katecheten-Seminar. Beide Seminare waren geradezu das Herz der Missionsarbeit; denn bei der großen Zahl von (im Jahre 1905: 112) Außenstationen und (38) Predigtplätzen, die über weite Flächen in verschiedenen Gebieten verstreut waren, konnte nur durch eine treue Pflege mit zahlreichen chinesischen Helfern eine solide Arbeit geleistet werden. Leider brannte fast die ganze Missionsstation am Oltor in der Nacht vom 4. zum 5. August 1898 wohl infolge von fahrlässiger Brandstiftung ab. Die Berliner Mission baute, da sich inzwischen die Verkehrsverhältnisse in der schnell wachsenden Millionenstadt verschoben hatten, nicht an der gleichen Stelle wieder auf, sondern Kolleder fand in der erst im Entstehen begriffenen Vorstadt Hafongzün südlich, gegenüber der großen Insel und dem Stadtteil Honam, ein schönes, großes Grundstück, auf dem er im Laufe der Jahre eine stattliche Missionsstation, wohl die stattlichste deutsche Station in China, mit sieben Gebäuden, darunter einer freundlichen Kirche, zwei mehrstöckigen Missionshäusern, zwei dreistöckigen Mietshäusern, den Schulgebäuden und den Nebenräumen aufführte. Die für europäische Mieter bestimmten, großen Häuser und andere Einnahmen haben in etwa $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten das Anlagekapital der schönen Station amortisiert. Nur die Mittelschule wurde bei dieser Gelegenheit auf das Land nach Lufthang verlegt, weil man die christlichen Schüler der versuchungsreichen Atmosphäre der heidnischen Großstadt entziehen wollte, und eben auf die christlichen Knaben, die sich auf den Besuch des Seminars vorbereiteten, war die Mittelschule damals in erster Linie eingestellt. An Stelle der verlegten Mittelschule wurde in Kanton eine deutsch-chinesische Klasse eingerichtet, um begabte Chinesen zum geläufigen Sprechen der deutschen Sprache zu erziehen. Leider interessierte sich aber damals niemand recht für diese Schule. Sie ging deshalb nach einigen Jahren wieder ein. Die Station Kanton war stattlich und schön, dazu auch so gesund, daß sie den Missionaren des Inlandes geradezu als Erholungsstation dienen konnte. Sie hatte nur einen Nachteil, sie war von der Stadt und dem Verkehrsleben durch einen Arm des Perlstromes getrennt. So konnte sich schwer im Anschluß an die Station ein christliches Gemeindeleben entwickeln. Es entstand erst spät und langsam ein Kranz von Außenstationen: Hakkaziang, eine ärmliche Vorstadt, wo Hakkatagelöhner und Seidenbandweber sich vorübergehend aufhielten, am „kleinen Nordtor“, eine

kleine Vorort-Gemeinde und einige Landstationen unter der unverdorbenen Dorfbevölkerung im Norden und Osten der Stadt.

Unerwartet tat sich für die Kantoner Mission eine große Tür in den überwiegend von Punti bewohnten Kreisen Sanwui, Schuntat und Höngshan im Südwesten von Kanton, westlich von der Bocca Tigris auf. *) In der kleinen Kantoner Gemeinde waren schon immer ziemlich viel intelligente, einflußreiche und gebildete Leute, Kaufleute und Bankiers gewesen, für deren Pflege auch der begabte und gewandte Pfarrer Jungensang der rechte Mann war. Zu Weihnachten 1899 waren wieder einige solche einflußreiche Leute getauft, die Punti aus jenen südlichen Kreisen waren. Sie trugen die Kunde von ihrem Christentum in ihre Heimat; und nun entstand dort schnell eine ziemlich starke Bewegung zum Christentum, die auch durch die fieberhafte Aufregung der Boxerwirren, mancherlei Verfolgungen, Ermordung eines Christen in Hangdan und Niederbrennung einer Kapelle in Schuihü nur vorübergehend gehemmt wurde. In drei Jahren konnten 250 Taufen stattfinden. In einer ganzen Anzahl mächtiger Orte, z. B. in Yongtsei, dem Verkehrszentrum des Kreises Schuntat, in Hangdan, Namscha, Dailüung, Schuihü, Sanwui wurden Kapellen eröffnet, von deren Kosten die jungen Christen und Katechumenen den größten Teil trugen. Missionar Zimmerling, der damals Hausvater des Hongkonger Findelhauses Bethesda war, wurde mit der Pflege dieser Christengruppen beauftragt, Yongtsei wurde für die Begründung einer Hauptstation ins Auge gefaßt. **)

Überschauen wir die Entwicklung der Berliner Mission in diesen ersten 23 Jahren, so war immerhin die Zahl der Hauptstationen von 1 auf 12, der Missionare von 1 auf 20, der besoldeten Gehilfen von 22 auf 173, der Außenstationen und Predigtplätze von etwa einem Duzend auf 112 Außenstationen und 59 Predigtplätze, der Getauften von 624 auf 8389 gewachsen. Das innere kirchliche Leben

*) Im Jahre 1895 war schon einmal an die Berliner Mission die Frage herangetreten, ob sie in dem westlich von Kanton gelegenen Kreise Sinni die Arbeit aufnehmen wolle. Damals war Miss. Reiniger zur Prüfung hingefandt. Man war auf Grund seines Berichts zur Ablehnung gekommen, einmal weil der Kreis fast ausschließlich von Punti bewohnt war, und dann, weil man zu der Sauberkeit des Bittstellers kein volles Vertrauen hatte.

**) Allerdings waren dieser Bewegung wohl irdische Motive beigemischt. Deutschland stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht. Man hoffte irgendwie politisch oder wirtschaftlich von der deutschen Mission zu profitieren.

regelte eine im Jahre 1890 eingeführte Kirchenordnung, die noch von Hubrig entworfen, von der Konferenz beantragt und vom Komitee sorgfältig durchberaten war. Das Schulwesen baute sich mit den primitiven Dorfschulen, den Stationschulen, einigen Mädchenanstalten, der Mittelschule in Lufhang und dem Evangelisten- und Katecheten-Seminar in Kanton noch ganz nach den missionarischen Bedürfnissen auf. Auf die Staatsprüfungen und die Vorschriften eines Regierungsschulwesens brauchte man noch kaum Rücksicht zu nehmen. Die bewährtesten Helfer wurden ohne weiteren theologischen Kursus zum Predigtamte ordiniert und erhielten den Titel Vikar. Man war aber mit Ordinationen ziemlich zurückhaltend. Es waren bis 1905 insgesamt nur 7 Chinesen ordiniert, von denen sich mehrere, wie Fusetam in Namhyung († 1890) und der leider 1882 früh verstorbene Wongkongfu in Fumui ausgezeichnet bewährten. Vielleicht der bekannteste und einflußreichste der Vikare war Jung en sang in Kanton, bei dem freilich gewisse tiefe chinesische Schattenseiten seines Charakters im Wege standen. Jung en sang sprach Punti ebenso gut wie Hakka und konnte deshalb auf die reichen Punti-Kaufleute in Kanton einen tiefen Einfluß ausüben. Gleichzeitig standen immer nur 2—3 im Dienst. *) Den Plan, begabte Chinesen im Berliner Missionshause gründlich für den Missionsberuf vorzubilden zu lassen, gab man auf, als der erste, Philipp Wang, kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach China den Missionsdienst verließ und in den gewinnreicheren Konsulatsdienst trat. Ein Kreuz war es, daß so viele Christen, zumal aus dem Japan-Kreise nach Singapore, den Hawaii-Inseln oder Nord-Borneo auswanderten. Die armen Leute konnten sich im Auslande leichter eine behagliche Existenz schaffen. Gewiß war es erfreulich, daß sie von ihren Ersparnissen nicht nur ihren Angehörigen reichlich sandten, sondern auch für besondere Notstände in den Gemeinden, für Kapellenbauten u. dgl. eine offene Hand hatten. Aber wie sollten die lange Jahre im Auslande weilenden Gemeindeglieder geistlich gepflegt werden? Rolleder hatte, um diese Frage zu studieren, 1902 eine Forschungsreise nach Nord-Borneo unternommen. Die Frage ging ebenso

*) Der erste, dessen Ordination genehmigt wurde, war Liziungjin in Fumui, ein Mann treu wie Gold, und auch gesegnet in seiner Wirksamkeit. Als seine Ordinationserlaubnis eintraf, war er schon tot. Die Heiden urteilten: Der Mission ist der rechte Arm abgehauen.

nahe die Basler Mission an, von deren Sakka-Christen sogar noch mehr nach Nord-Borneo gegangen waren.

So hoffnungsvoll die Ausdehnung der Berliner Mission in jenem Viertelfahrhundert war, so wird man doch eine gewisse Kritik nicht unterdrücken. Wir geben sie mit Worten, die Superintendent Voskamp gelegentlich geschrieben hat, sind doch damit Töne angeschlagen, die in den Komiteeberatungen oft genug nachgeklungen haben:

„Reicht ist es in China, und die Lockung ist immer dazu vorhanden, weiter um sich zu greifen, die Zeltplätze weiter zu stecken, und in der Gründung von neuen Außenstationen das Geforderte zu sehen. Oft hat man sich da in früheren Jahren getäuscht. Man geht so leicht bei der schier unermesslichen Menschenfülle ins Uferlose und hinterläßt seinem Nachfolger leicht ein verzetteltes Gebiet. Man muß jeden neuen Platz wieder sorgfältig studieren, die besonderen Schwierigkeiten erkennen, die oft verwickelten Antriebe und Beweggründe durch bittere Erfahrung durchschauen lernen, und zu erforschen suchen, ob man nicht auf fremdes Gebiet gerät, wo andere bereits gearbeitet haben. Gerade diesen letzteren Grundsatz, den der Apostel befolgt, und der für ihn charakteristisch ist, beobachte ich auch den römischen Missionen gegenüber und wünschte, diese täten dasselbe, um ein schweres Urgernis bei den Heiden zu vermeiden. Manche Gegenden scheinen auch aus mir unerforschlichen Ursachen reifer zu sein für das Evangelium als andere. Man kann nicht einfach eine Außenstation oder Hauptstation hineinsetzen in eine heidnische Gegend und sagen: So, nun will ich hier mit des Herrn Hilfe eine Christengemeinde gründen. Auf meinen Fahrten in den Fischerdschunken haben mir die Leute oft die Plätze bezeichnet, wo ihre großen Netze im Meere ruhen können, um dann mit reichem Fange heraufgezogen zu werden.“

Allerdings das Erbe der Hanspachschen Reisetätigkeit hatte der Berliner Mission von vornherein ein sehr weitmaschiges und in weitem Wurf ausgeworfenes Netz in die Hand gegeben. Und bei der einmal angenommene Methode der Arbeit war man weiter auf Ausdehnung angewiesen.

IV.

Missionsinspektor Saubertzweig-Schmidts Visitationsreise und Tod. 1904 – 1906.

Noch nie hatte seit der Inangriffnahme des chinesischen Arbeitsfeldes 1850 ein Mitglied der Leitung weder des Berliner Hauptvereins, noch der Barmer Deputation, noch des Berliner Komitees die chinesische Mission besucht. Das erwies sich aber immer mehr als

erwünscht, weil auf diesem Gebiete eine Fülle eigenartiger und schwieriger Probleme vorlagen. Die Berliner Mission hatte ihre Erfahrungen auf dem südafrikanischen Arbeitsfelde gesammelt und dort ihre Methoden ausgebildet; es lag nahe, daß sie diese gewohnte und bewährte Arbeitsweise auch auf das jüngere Arbeitsfeld anwandte. Nur ein weitschauender Visitator, der mit der afrikanischen Missionsart vertraut war, konnte nach gründlicher Kenntnisaufnahme des chinesischen Arbeitsfeldes beurteilen und entscheiden, ob diese Übertragung der Methoden von einem Felde auf ein so ganz verschiedenartiges anderes zulässig und zuträglich war. Gerade wenn die Missionsleitung in so hohem Grade in den Händen der heimatischen Leitungsbehörde lag, wie es damals bei den meisten größeren deutschen Missionen, auch in Berlin, noch der Fall war, war es fast unerlässlich, daß in diesen Behörden Männer saßen, die nicht nur aus gründlicher literarischer Kenntnis, sondern auch aus eigener Anschauung das Arbeitsfeld kannten. So wurde Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt 1904 mit der Visitation der chinesischen Mission beauftragt. Er war dazu nach menschlichem Ermessen in hervorragender Weise geeignet. Als Missionarssohn in Südafrika geboren, war er ganz in der südafrikanischen Missionsüberlieferung aufgewachsen. Kurze Visitationsreisen, die er in den Jahren 1903 und 1904 nach Süd- und Deutsch-Ostafrika wie im Fluge ausgeführt hatte, hatten seinen Blick erweitert und sein Urteil geschärft. Als Dezernent der Chinamission hatte er sich mit der Geschichte und allen Einzelheiten der letzteren gründlich vertraut gemacht. Große Willensstärke, Selbstverleugnung und unermüdlige Arbeitslust zeichneten ihn aus. Dazu hatte sein Körper, dem er gewohnt war, die höchsten Arbeitsleistungen abzurufen, bisher nie versagt. Sauberzweig-Schmidt hatte ein weitschauendes Visitationsprogramm entworfen: Auf einem kurzen Marsche durch den Japankreis wollte er die ersten Erfahrungen sammeln, um sich selbst ein Urteil über das Reisen in China zu bilden; er wollte dann direkt in das Nordflußgebiet nach Schaudschufu hinaufreisen, um die Stationen der Nordsynode zu besuchen. Dann sollte die Reise quer durch China zu Fuß und zu Schiff über Peking nach Tsingtau gehen, um so das chinesische Missionsfeld in weiterem Umfang kennen zu lernen und der ungünstigen Regenzeit in Süchina aus dem Wege zu gehen. Nach der Visitation der Kiautschou-Mission wollte er zu Schiffe nach Kanton zurückkehren und dann den Hauptteil der Visitationsarbeit in Süchina, und die abschließenden Konferenzen vornehmen. Drei

Zwecke schwebten ihm in erster Linie vor. Einmal sollte die Entfernung zwischen Missionsfeld und Missionsleitung dadurch gemindert werden, daß wenigstens einer der verantwortlichen Missionsleiter das Missionsfeld aus eigener Anschauung kennen lernte und dem Komitee in einer geradezu unzähligen Fülle von Einzelfragen das Material sammelte, das durch eine mühsame, zeitraubende Korrespondenz niemals zu erreichen ist. Zweitens wollte er es sich angelegen sein lassen, das religiöse Leben der chinesischen Christengemeinden und ihrer einheimischen Führer zu vertiefen und den Missionstreibern in ihrem Kampfe neuen Mut zu machen. Der dritte wichtige Zweck war, der Heimatgemeinde Rechenschaft abzulegen von den Nöten, den Kämpfen, den Sorgen draußen und ihr die Liebe für die Mission auf das Herz zu legen.

S. Schmidt kam noch eine Woche früher als planmäßig am 9. November 1904 in Hongkong an. Von da ab umspannte die Visitation, von einzelnen Erkrankungen unterbrochen, 1½ Jahre bis zu seinem Tode am 14. Mai 1906; eine für das verhältnismäßig kleine Arbeitsfeld sehr reichlich bemessene Zeit. Nach einer ersten flüchtigen Besichtigung der Japan-Stationen visitierte er vom 19. bis 25. November die Puntiarbeit, vom 5.—15. Dezember 1904 das Gebiet von Lufhang, vom 7.—22. Januar 1905 das Gebiet von Schakko, vom 23. Februar bis 27. März den Kwuischen-Kreis, vom 27.—31. Mai die Station Kanton und ihr Gebiet. Zwischen- durch studierte er gründlich die Arbeit des Hongkonger Findelhauses Bethesda. Vom Juni bis November weilte er zur Visitation der Kiautschou-Synode in Nordchina. Vom 4.—25. Februar 1906 fand die Gehilfen-Konferenz, vom 12. März bis 16. Mai 1906 die abschließende Missionarsynode statt. Über der Visitation waltete von Anfang an ein Unstern. S. Schmidt hatte die in Deutsch-Ostafrika aufgenommene Malaria noch nicht überwunden, sie brach immer wieder unvermutet und dann in heftigem Fieber aus. Es war doch zweifelhaft, ob die von S. Schmidt auf Grund eigener Beobachtung angewandte, bei ihm wirksame Methode, das Fieber mit heißen Bädern und daran anschließenden Schwitzkuren zu vertreiben, seinem Körper zuträglich war. Es war ein Wagnis, mit einem malaraiinfizierten Körper in das angreifende Klima Südchinas zu reisen, das im Sommer tropische Hitze, im Winter aber neben vielen nasskalten Regen unangenehme, kalte Nordwinde hat. Zudem war das Wetter gerade im Jahre 1905 ungewöhnlich ungünstig. Während sonst

die Regenzeit in der Regel erst im Mai einsetzt, trat sie damals schon Mitte Februar auf und war monatelang von einem äußerst ungesundem, auch für einen klimagewöhnten Körper sehr angreifenden Wetter begleitet. Um das Unglück voll zu machen, stürzte der Inspektor auf der ersten größeren Reise im Fanyengebiete im nassen Reisfelde mit seinem Pferde und zog sich einen schmerzhaften Bruch zu, dessen Beschwerden auch durch das seitdem getragene Bruchband nur teilweise gelindert wurden. Wenige Wochen später wurde er obendrein von einem wilden Pferde dreimal heftig gegen den Unterleib und das Knie geschlagen, was auch nicht zur Besserung des Bruchschadens beitrug und wochenlang heftige Schmerzen verursachte. Eine beständige Gefahr für den Europäer in der Kwangtung-Provinz wie in Schantung ist die Dysenterie, die langsam die Gesundheit unterhöhlt, und schon viele Männer und Frauen aus dem Lande getrieben hat. S. Schmidt wurde von dieser schmerzhaften und am Lebensmark zehrenden Krankheit anscheinend schon früh ergriffen, sie behinderte ihn in Schantung bereits ganz erheblich, und sie führte in Verbindung mit einem schweren Nierenleiden schließlich seinen Tod herbei.

In Anbetracht aller dieser ungünstigen Umstände und Hemmungen ist es erstaunlich, was S. Schmidt geleistet hat. Wir verfolgen nicht die Visitationsreise von Station zu Station, es ist das auch nach der sorgfältigen Durcharbeitung seines gesamten literarischen Nachlasses in Schlunz's wertvollem Buche nur teilweise möglich, da der Visitator wohl die Predigten und Ansprachen, die Referate und Diskussionsreden der chinesischen Gehilfen und Vikare in großem Umfang nachstenographierte, aber sich für seine eigenen Erlebnisse und Eindrücke vielfach auf sein Gedächtnis verließ. Nur zum Teil hat er von China aus bereits seine Erfahrungen in ausführlichen Denkschriften für das Komitee dargestellt. S. Schmidt war ein außerordentlich gewissenhafter und gründlicher Visitator. Er wollte nicht nur jede Station mit ihren besonderen Problemen, Aufgaben und Schwierigkeiten bis auf den Zustand der Gebäude kennen lernen; er wünschte auch alle in seinen Gesichtskreis tretenden grundsätzlichen Fragen der chinesischen Mission sowohl mit den einzelnen Missionaren und deren Synode wie auch mit den chinesischen Mitarbeitern gründlich durchzusprechen, um zu einem selbständigen Urteil zu kommen. Und er wollte die chinesischen Mitarbeiter soweit als irgend möglich jeden einzeln kennen lernen, um sich von ihren

Gaben und Kräften, von ihren Vorzügen und Gefahren, von ihrer Ausbildung und Verwendung ein deutliches Bild zu machen. Vielleicht den deutlichsten Einblick in die Vielseitigkeit der hier in Frage kommenden Probleme gewinnen wir aus den beiden großen Schlußkonferenzen mit den Gehilfen und den Missionaren.

Mit der ersten Konferenz verfolgte S. Schmidt einen doppelten Zweck. Einmal wollte er die chinesischen Gehilfen nach ihrer Begabung und Denkweise gründlich kennen lernen und sich auch auf diese Weise über den Stand der Missionsarbeit in Südhina informieren, um der heimischen Missionsleitung ein möglichst richtiges Bild des Missionsfeldes entwerfen zu können, und dann wollte er durch sein Vorbild und durch seinen Rat den chinesischen Nationalhelfern zeigen, wie sie an sich und an ihren Gemeinden arbeiten mußten, um ihre heilige Aufgabe recht zu erfüllen.

Zu diesem doppelten Zweck entwarf er für die Gehilfenkonferenz ein umfassendes Programm. Jeder Verhandlungstag wurde mit einer meist von den Gehilfen zu haltenden Andacht eröffnet. An den Sonntagen mußte jedesmal einer der Helfer im Puntí-, der andere im Hakká-Dialekt predigen, während einer der Missionare die Schlußansprache zu halten hatte, und am letzten Sonntag feierten die Missionare und die Gehilfen mit der Gemeinde in Kanton zusammen das heilige Abendmahl. Außerdem verteilte der Visitator 27 Vortragsthemen an die Gehilfen, deren einzelne mehrfach bearbeitet, einzelne so eingehend besprochen wurden, daß die Besprechung sich durch mehrere Tage erstreckte. Um dabei von vornherein einen klareren Blick in die schwierigsten Probleme zu erhalten und sein eigenes Urteil mit dem Votum der Missionare stützen zu können, ließ sich der Visitator, während das Referat von den Gehilfen chinesisch gehalten wurde, im Kreise der Missionare eine Übersetzung vorlesen und begann die gemeinsame Besprechung erst dann, wenn er sich über das Urteil der Missionare verständigt hatte.

Man kann unter den in bunter Reihenfolge wechselnden Vorträgen mehrere Gruppen unterscheiden. Die erste behandelte das chinesische Heidentum. Da wurde die Frage nach der Urreligion Chinas aufgeworfen, der religiöse Charakter der Chinesen beleuchtet, der Einfluß, den der Buddhismus und der Konfuzianismus auf das religiöse, sittliche, soziale und politische Leben Chinas gehabt haben, untersucht, es wurde den schwierigen Problemen des Ahnendienstes nachgegangen, festgestellt, wie weit die Religion Chinas sittliche

Verirrungen zur Folge gehabt habe, also die Unsitten der Kinderverlobung, des Kinderverkaufs, des Fußbindens und des Mädchenmordes wie des Mädchenhandels behandelt, auch darauf die Aufmerksamkeit gerichtet, wie weit die Reformideen, die damals ganz China zu ergreifen schienen, wirklich im Volk Eingang gefunden haben, ja schließlich auch scheinbar so Äußerliches, wie die chinesischen Umgangsformen und der Gebrauch von Schmudgegenständen bei den Chinesen in den Kreis der Beratungen gezogen, so daß wirklich ein umfassendes, von chinesischen Christen gezeichnetes Bild des chinesischen Heidentums dem Visitator sich darstellte.

Doch bildeten diese Vorträge nur den kleinsten Teil der Konferenzverhandlungen. Viel wichtiger waren die Referate, die sich mit dem gegenwärtigen Stand der chinesischen Christengemeinden befaßten. Mit Recht stand die Frage nach dem geistlichen und sittlichen Zustand der Christengemeinden an der Spitze; ihre Behandlung erforderte fast volle drei Tage und hatte einige weitere Vorträge zur Folge, deren Zweck war, festzustellen, wie weit das Heidentum sich noch bis in die Christengemeinden hinein erstreckte, wie weit die Christen sich an Dingen zu beteiligen pflegten, die mit dem Heidentum zusammenhängen. Und wieder wurde über diesen wichtigen und schweren Gegenstand mehrere Tage hindurch mit großem Ernst und regem Eifer gesprochen. Auf Grund solcher Verhandlungen konnte dann weiter darüber beraten werden, wie man das Leben der Christengemeinden äußerlich und innerlich heben, wie man die Christen zur kirchlichen Beitragspflicht erziehen und die finanzielle Selbstunterhaltung allmählich anbahnen könne, was sich tun lasse, um den Gemeindegesang zu verbessern, wie man die Abende des Sonntags und der Wochentage für die Gemeinde nutzbringend verwerten, die Leute zur Kapelle ziehen und besondere Stände und Volksklassen, die Frauen, die Reichen, die Gebildeten gewinnen könne.

Hatten die Vorträge dieser Art direkt die Missionsarbeit im Auge, so beschäftigte sich eine letzte Klasse damit, den Gehilfen zu zeigen, wie sie sein sollten nach ihren Charaktereigenschaften, nach ihrer Stellung zur Gemeinde und zum heidnischen Volke, sowie bei Ausübung ihrer Tätigkeit. Da wurden Fragen erwogen wie die, ob der eingeborene Gehilfe versuchen dürfe, durch nebenamtliche Tätigkeit Geld zu verdienen, oder welche Züge der Geschichte Chinas für die Heidenpredigt verwendet werden könnten. Ja, der Visitator lehrte die Gehilfen, ihren Blick über den engen Rahmen ihrer Be-

rufstätigkeit hinwegschweifen zu lassen und darauf zu achten, wie sich katholische und evangelische Missionsarbeit unterscheiden, und welche Gefahren die Propaganda des japanischen Buddhismus in China der evangelischen Mission bringe. (Sählunf 95—97. 102—3. 103—4.)

Es war von hohem Interesse zu sehen, wie der damalige Entwicklungsstand der Berliner Mission aus den Visitationsverhandlungen deutlich hervortrat. Zunächst was die eingeborenen Gemeinden betrifft. Der Visitator meinte mit Recht, daß die beiden zunächst ins Auge zu fassenden Aufgaben die Einführung eines geordneten Ältestenamtes und die Erziehung der Gemeinden zur kirchlichen Beitragspflicht seien. Dies seien die beiden nächsten wichtigen Schritte zum Ausbau der Gemeindefonferenz. Bisher waren nur in einzelnen Fällen ältere Gemeindeglieder als Vertrauensleute der Missionare bestimmt gewesen. Jetzt aber müsse das Ältestenamt selbst eingeführt werden.

Bedeutete schon die Gehilfenkonferenz eine Arbeitsleistung, die Bewunderung erregt, so gilt das in noch höherem Maße von der unter Aufbietung der letzten Kraft vom Visitator mit sämtlichen südhinesischen Missionaren und Vikaren gehaltenen Synode.

Zunächst wurden alle Beratungsgegenstände der Gehilfenkonferenz noch einmal im Kreise der Missionare durchgesprochen, nur war der Gesichtskreis dabei dem Bildungsstande der Missionare entsprechend wesentlich erweitert. Dann aber wurde vielerlei verhandelt, was über das Verständnis und das Interesse der Gehilfen hinausging oder nicht für ihre Ohren paßte. Daß z. B. die chinesischen Gemeinden mit den apostolischen verglichen wurden oder daß man über die Gefahren verhandelte, die den christlichen Gemeinden aus den besonderen Eigenheiten des chinesischen Volkes erwachsen, gehörte ebenso nur vor die Missionare, wie die Vorträge über die Stellung des Missionars zum Gehilfen, und über die sittlichen Gefahren und Versuchungen, denen der Stand der Gehilfen ausgesetzt ist, oder gar der, der über den Wert des Gehilfenpersonals ein abschließendes Urteil brachte. Auch von den eigentlich missionarischen Vorträgen gingen viele nur die Missionare an und blieben deshalb der Missionarskonferenz mit Recht vorbehalten, so die Frage nach der Notwendigkeit, Wichtigkeit und zweckentsprechenden Gestaltung der Frauenarbeit und über die Stellung der Sendboten des morgenländischen Frauenvereins innerhalb der Berliner Mission, weiter die Frage nach der Bedeutung und richtigen Gestaltung der Rolportage in China

oder die nach der Fortbildung der Vikare, ob man ihnen zumuten dürfe und solle, noch Griechisch zu lernen. Auch darüber, ob China für Jünglings- und Jungfrauenvereine reif sei, wie die missionarische Predigt recht zu gestalten sei, wie es mit Katechumenat, Taufe und Konfirmationspraxis gehalten werden solle, welche Anforderungen die sprachliche Verschiedenheit des Missionsgebietes an die Missionare stelle, hätten die Nationalgehilfen, selbst wenn sie den deutschen Verhandlungen hätten folgen können, wohl kaum ein Urteil gehabt. Und das gilt vollends von den Vorträgen allgemeinen Charakters, an denen die Synode fast überreich war. Da wurde verhandelt über die Verschiedenheit der Missionsmethode und des Missionsbetriebes der in Südchina arbeitenden Missionsgesellschaften, über die Anlegung von Stationschroniken, über die strittige Terminologie für wichtige Begriffe, wie Gott, Heiliger Geist u. a., über eine gemeinsame Konferenz aller deutschen Missionare in Südchina, über die Stellung der Missionare zur Taufe von Polygamisten, Opiumrauchern, Wucherern und ähnlichen Menschen, über Rechtsfragen, wie sich der Missionar in Prozeßsachen verhalten soll, wie die Mission zur weltlichen Obrigkeit und umgekehrt, wie die chinesische und die deutsche Regierung zur Mission stehen, über Fragen der Hygiene, der Kultur und Kunst, über deutsche Schreibung der chinesischen Namen und vieles andere.

Das Gesamturteil über die vorgefundenen chinesischen Christengemeinden suchten Synode und Bisitator zu einem anschaulichen Bilde zusammenzufassen.

Das grundlegende Referat für dieses Thema hielt Missionar Leuschner, der in großen Zügen etwa folgendes Bild zeichnete: Der geistliche Zustand unserer Christen ist der von gläubigen, ihrem Gott und Heiland vertrauenden Kindern. Die Erkenntnis ist zurzeit bei vielen noch schwach. Das gläubige Erfassen der Hauptwahrheiten, besonders das Ergreifen des Erlösers, ist die Regel. Glaubens- und Gebetsleben zeitigen gute Früchte. Der sittliche Zustand leidet durch die anererbte Unwahrhaftigkeit, Unredlichkeit und Begehrlichkeit, wie durch das Trachten nach den Dingen dieser Welt. Dennoch stehen die chinesischen Christen hinter anderen nicht zurück. Aufrichtiges Wollen, Unterordnung, Bruderliebe, Hilfsbereitschaft, Gemeinsinn, Streben nach heiligem Wandel, Bereitschaft zu williger Buße bei Fehltritten, besonders Krönung des Lebens durch einen seligen Tod zeichnen unsere Christen aus. Wir können sagen, daß der sittliche und geistliche Zustand unserer Gemeinden im allgemeinen ein befriedigen-

der ist, wenigstens ein solcher, daß wir sagen dürfen, Gottes Gnade ist nicht vergeblich an ihnen.

Dieses Gesamturteil eignete sich auch der Bisitator im ganzen an. Er hob mit Recht hervor, daß der geistliche und sittliche Zustand einer heidenchristlichen Gemeinde immer nach ihrem vorherigen Stande im Heidentum zu beurteilen sei. Es sei ein großer Unterschied zwischen der Christianisierung eines Naturvolkes und eines zivilisierten Volkes. Bei einem zivilisierten Volke müsse die Christianisierung durch lange Perioden gehen. Er habe beobachtet, daß die Christen in der Regel das Gepräge ihres Missionars an sich trügen. Es sei auch nicht verwunderlich, wenn sich heidnische Sitten noch in der Christengemeinde hielten. Der Erzfehler der Chinesen sei die Furcht, das Ansehen zu verlieren. Wenn die anderen Sünden, selbst der Ahnendienst, überwunden wären, würden wir immer noch gegen das schit men (Ansehen verlieren) zu kämpfen haben.

Zentral für eine gesunde Entwicklung des Gemeindelebens sei das Ältestenamt. Es komme viel darauf an, daß und wie es sich einbürgere.

Der Älteste habe den Verkündiger des Evangeliums zu unterstützen in der Leitung der Gemeinde, in der Verwaltung des Missionseigentums, im Unterricht, in der Seelsorge. Er sei dem Missionar Helfer und Ratgeber bei allerlei Vorkommnissen, bei Neuaufnahmen von Christen, bei Streitfragen und Ähnlichem. Es sei durchaus Ehrenamt, solle aber nur für eine gewisse Zeit mit dem Recht der Wiederwahl verliehen werden. Die Wahl geschehe am besten durch die erwachsenen Gemeindeglieder. Allerdings sei der Fall nicht undenkbar, daß, der chinesischen Observanz entsprechend, die Meinung der Ältesten den Gemeinden mehr gelte als die des Missionars. Darum solle man diese Institution nicht schnellstens einführen. Bei jungen Gemeinden sei die Gefahr natürlich größer als bei festgegründeten; darum werde man so lange warten müssen, bis man wirklich gediegene Christen in der Gemeinde habe. Etwas gemildert werde die Sache dadurch, daß die Ältesten auf Zeit gewählt werden, so daß man dadurch ein bequemes Mittel gewinne, ungeeignete Leute zu entfernen.

Als Wahlmodus schlägt S. Schmidt die Wahl durch Zuzuf vor und begründet das damit, daß die Gemeinden noch nicht reif seien, selbständig über die Qualifikation der Ältesten zu entscheiden, so daß die Auswahl besser dem Missionar vorbehalten bleibe, der sich vorher mit den führenden Gemeindegliedern ins Einvernehmen setzen werde.

In denselben Bahnen bewegte sich das Referat über die finanzielle Selbstständigkeit und den Weg dazu. Da die heimische Christenheit entlastet werden müsse und Geben ein integrierender Teil des christlichen Charakters sei, müsse die chinesische Christenheit allmählich dazu angeleitet werden, die Kosten für das Missionswerk, soweit der Bau neuer Kapellen und die Unterhaltung der chinesischen Prediger und Evangelisten in Frage komme, selbst aufzubringen.

Dabei müsse es, so führte der Visitator aus, wie auch in anderen Stüden, zum Grundsatz gemacht werden, möglichst chinesisch zu verfahren. Die Bereitwilligkeit zum Geben werde größer, wenn die Leute wissen, wofür sie geben, und wenn das Geld, — das bisher in die allgemeine Missionskasse abgeführt werden mußte — in der Gemeindefasse und unter der Verwaltung der Christen bleibt. Allein wir stehen gegenwärtig im Stadium der Kirchenbildung. Diese würde gehindert und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer größeren Kirchengemeinschaft gehemmt und dem kirchlichen Independentismus nur Nahrung gegeben werden, wenn der einzelnen Gemeinde die freie Verfügung über ihre Beiträge überlassen bliebe. Für wohlhabende Gemeinden ist, wie die Erfahrung lehrt, die Gefahr vorhanden, daß sie in einem noch unreifen Zustande selbständige Pfarrwahl und völlige Selbstverwaltung beanspruchen und sich aus dem Gesamtorganismus der Missionskirche herauslösen.

Was nun die kirchlichen Beiträge angeht, so scheiden sie sich in feste und kasuelle. In der Erhebung beider sollten wir die chinesische Methode anwenden. Eine feste Kirchensteuer ist den Chinesen durchaus unsympathisch. Die Chinesen sind überaus unwillige Steuerzahler. Bei Eintreibung staatlicher Steuern kommt es häufig zu Aufständen, namentlich, wenn den Betroffenen die Steuer zu hoch und zu hart erscheint. Eine Steuer, die wir auferlegen, würde bei ihnen zu der Auffassung führen, daß, wie der Kaiser in China sich Steuern zahlen läßt, so jetzt auch der Missionar.

Freiwillige Subskription dagegen entspricht dem chinesischen Herkommen und ist dem Chinesen sympathisch. Sie ist deshalb bei der Eintreibung von kirchlichen Beiträgen als der beste Modus zu wählen. Dabei würde es, um nicht ganz auf das Ungewisse angewiesen zu sein, angängig erscheinen, einen Mindestbeitrag festzusetzen, der jedoch eigentlich nur für die Armsten gelten solle.

Ein Erlaß von Gemeindebeiträgen darf nur in Notfällen stattfinden. Wer trotz mehrmaliger Mahnung seinen Beitrag nicht ent-

richtet, obwohl er dazu imstande ist, soll als Verächter der Ordnung der Gemeinde und wegen Undank gegen die erfahrene Gnade Gottes von der Abendmahlsgemeinschaft so lange ausgeschlossen werden, bis er seiner Pflicht nachgekommen ist. Als Grund des Ausschlusses ist nicht die Nichtzahlung des Geldes, sondern die in der Nichtzahlung sich offenbarende Gesinnung zu betonen.

Der Visitator hielt es für nötig, mit allem Nachdruck darauf hinzuwirken, daß die Zahl der Missionare wesentlich vermehrt würde. Er dachte dabei noch nicht an eine räumliche Ausdehnung der Stationsgebiete. Als der Berliner Mission am 1. Juni 1882 die Mission in Südhina übergeben wurde, hatte das Arbeitsfeld im wesentlichen schon dieselbe Ausdehnung, die es jetzt bei der Visitation zeigte. Es hatte sich in der Zwischenzeit nur darum handeln können, die Lücken auszufüllen und das Netz enger zu spannen. Das konnte zunächst, da genügend chinesische Gehilfen zur Verfügung standen, durch Vermehrung der Außenstationen geschehen. Aber jetzt schien dem Visitator das Höchstmaß eines übersichtlichen Missionsgebietes überschritten. Er hätte es deshalb für seine Pflicht gehalten, vor die Missionsgemeinde in der Heimat mit der Forderung zu treten: Wir brauchen drei neue Stationen und acht neue Missionare.

Es war, wenn die Puntimission in gesunder Weise getrieben werden soll, ein Unding, daß ihr Zentrum in Kanton blieb. Dann müssen mindestens zwei Missionare die Arbeit angreifen und zum mindesten eine Station mitten im Puntgebiet, sei es in Jöngkei oder in Höng schan oder in San wui, anlegen. Zur Entlastung des Stationsgebietes im Kwusienkreise sei es nötig, daß ein Missionar in Dschu tong au, ein zweiter in der Kreisstadt Tuidschu wohne und ein dritter in Fan lo tong, wo die Gebäude billig herzurichten wären, eine neue Hauptstation gründe. Im Fanen-Kreise muß ein Missionar die Station, ein zweiter die Mittelschule in Lufhang verwalten, ein dritter ist nötig für Schaffok, ein vierter für Tsiangjen. Im Oberlande, im Schaudschufugebiet, werden, wenn man von Stationsneugründungen noch völlig absieht und nur jeder Platz mit einem Stationsmissionar besetzt wird, dazu für die Schule nur ein Arbeiter bereitgestellt wird, mindestens sieben Missionare gebraucht. Es bleibt noch das Stationsgebiet von Kanton, das der Superintendent nicht allein verwalten kann, wenn er noch an der Missionsarbeit und am Unterricht an dem Seminar sich beteiligen soll. Dort wird mindestens

ein Missionar zur Hilfe gebraucht. Endlich plante der Bisitator, darüber wird später die Rede sein, die Gründung einer chinesischen Zeitung und wollte dafür einen Missionar völlig freigestellt wissen. Nur bei einer solchen Besetzung des Arbeitsfeldes sei die Arbeit so geteilt, daß sie eben je die Kraft eines Mannes nicht übersteige, sondern noch geleistet werden könne. Rechne man weiter hinzu, daß bei dem ungesunden Klima Südhinas mindestens immer vier Missionare auf Urlaub sind, so ergibt sich, daß mindestens 23 Missionare für Südhina vorhanden sein müssen. Dabei ist noch gar nicht in Betracht gezogen, daß die eben auf das Missionsfeld ausgesandten jungen Missionare an der eigentlichen Missionsarbeit noch nicht teilnehmen. Nun war der Bestand der Missionare zurzeit der Visitation 15. So ergab sich als Zahl zu fordernder neuer Missionare die Zahl acht.

Außerdem hielt es der Bisitator für dringend wünschenswert, wenn im Nordgebiet ein Missionsarzt stationiert werde, schon allein für die dort isoliert wohnenden Missionarsfamilien, ganz abgesehen von dem Segen, den ein rechter Missionsarzt der Missionsarbeit bringe.

Und endlich darf nicht verschwiegen werden, daß der Bisitator, obwohl er die finanzielle Not der Missionsgesellschaft kannte und sich für den Augenblick mit dem für jetzt Erreichbaren begnügte, doch mit missionarischem Scharfblick überlegt hat, wie unter günstigeren Verhältnissen einmal eine Ausdehnung der Missionsarbeit in die Wege geleitet werden müsse, um die auseinander gelegenen Missionsgebiete zur Einheit zu verbinden. Da plante er einen Vorstoß von Schaffot aus in den Zenshangkreis, um so eine Brücke zwischen dem Kwuischen- und Fanengebiet zu schlagen, und dachte an eine Stationskette längs des Nordflusses unter Ausnutzung der projektierten Bahn nach Hankau, um so den Süden mit dem Norden zu verbinden.

Neben dieser dringend erwünschten Verstärkung lagen dem Bisitator besonders literarische Pläne am Herzen. Er hatte einen tiefen Eindruck davon, welche Bedeutung bei einem uralten literarischen Volke wie den Chinesen die Vertretung des christlichen Gedankens im gedruckten Worte habe. Es lag ihm an dem Ausbau der nur erst ziemlich dürftigen christlichen Literatur für Kirche, Schule und Haus in der Haffasprache: ein guter lutherischer Katechismus, ein Gesangbuch und Chormelodienbuch, ein Realienbuch für die Mittelschüler, eine Homiletik und Katechetik, Kommentare zu den wichtigsten

Büchern der Bibel, ein Predigtbuch. Aber noch bedeutsamer erschienen ihm regelmäßige, periodische Veröffentlichungen, ein Kalender für die Hakkagemeinden, ein kirchliches Sonntagsblatt, und vor allem eine großzügige, mindestens zweimal in der Woche erscheinende Zeitung. Es war überraschend, daß neben diesen auf den Ausbau des Gemeindelebens gerichteten Plänen die Schulen nur einen bescheidenen Platz einnahmen. Die auf den Hauptstationen vorhandenen Schulen und das Seminar in Kanton wurden sorgfältig revidiert. Aber den im Lande verstreuten Heiden Schulen hantspachscher Art wurde weniger Aufmerksamkeit gewidmet. Unter den Kategorien der chinesischen Mitarbeiter traten neben den Evangelisten, Katecheten und Vikaren die Lehrer zurück. In der Gemeinde, nicht in der Schule, lag ihm der Schwerpunkt der Arbeit. Betreffs der Schwesternarbeit und der ärztlichen Mission wurden Pläne entworfen und durchberaten, wie sie in die Missionsarbeit eingegliedert werden sollen; die einzige Station mit bereits reicher entwickelter Schwesternarbeit hat der Visitator nicht besuchen können.

Von den missionarischen Einzelfragen, welche eine gründliche Durcharbeitung erforderten, traten besonders zwei hervor, die Beteiligung der Christen an den Gräberfestmahlzeiten und die Zulässigkeit von Polygamistentaufen. Betreffs der ersteren kam man nach eindringenden und wiederholten Erwägungen zu folgendem abschließenden Ergebnis:

Wenn und soweit mit dem Gräberfeste heidnische Opfer verbunden sind, muß es allen Christen trotz aller widerwärtigen Folgen zur Pflicht gemacht werden, sich davon fernzuhalten. Können unsere Christen an der Festmahlzeit und den damit verbundenen Benefizien teilnehmen, ohne sich an Ahnenopfern und heidnischen Gebräuchen zu beteiligen, so ist ihnen das nicht zu verwehren.

Betreffs der Polygamisten urteilte man einstimmig und stellte dementsprechend Antrag an das Komitee:

„Wollen wir zurzeit von den Polygamisten verlangen, daß sie ihre rechtmäßigen Frauen verlassen, so kämpfen wir gewaltsam gegen die Familien- und Volkseinrichtungen, wie gegen die bestehenden Gesetze. Weisen wir Polygamisten von der Taufe zurück, obwohl es ihnen unmöglich ist, unserer Forderung nachzukommen, so sind wir ungerecht. Wir Missionare geraten in eine furchtbare Gewissensnot, und unsere Arbeitsfreudigkeit wird sehr beeinträchtigt. Wir

rufen bei gläubigen Polygamisten die Meinung hervor, als ob sie prädestiniert seien zur Verdammnis, da man sie ja doch nicht damit trösten kann, daß sie auch ohne Taufe selig werden können. Das so schon so schwere Amt wird uns noch viel schwerer. Wir bitten deshalb die Versicherung anzunehmen, daß wir nicht leichtfertig oder unüberlegt den Antrag, die Polygamistentaufe zu gestatten, gestellt haben, sondern daß wir uns um der anvertrauten Seelen wie um unseres eigenen Gewissens willen gedrungen gefühlt haben. Wir alle werden durch Gottes Hilfe heiligen Eifer und sittlichen Ernst anwenden, damit der Gemeinde Christi kein Schaden daraus erwachse.“*)

Besonders eingehend untersuchte der Visitator das Findelhaus in Hongkong und alle mit seinen Lebensbedingungen und seiner Zukunft zusammenhängenden Fragen. Er glaubte feststellen zu können, daß die Not der armen Chinesenmädchen sich im Laufe der Jahrzehnte seit Gühlaßs und Hanspachs Zeit merklich gebessert habe. Es wurden weniger Mädchen weggeworfen. Der Aberglaube, daß lebende Mädchen die Geburt von Knaben in der Familie hindern, sterbe mindestens in den Küstengegenden aus. Dagegen werde mit der Findelhauserziehung zuweilen in der Weise Mißbrauch getrieben, daß arme Eltern ihre Kinder hineinschmuggeln, um ihnen umsonst eine gute Erziehung zu sichern. Vor allem meinte der Visitator, die Lage des Findelhauses sei entschieden ungünstig. Sein Ideal war eine völlige Aenderung. Er wünschte Neubau des ein wenig verbauten, vor allem aber in der großen halbeuropäischen Stadt eingebauten Hauses auf bedeutend erweiterter Grundfläche, und zwar auf dem Festlande Chinas, in Anlehnung an eine Berliner Missionsstation. Damit kämen die Mädchen dem echten Volkstum näher, das im englischen Hongkong seine Ursprünglichkeit schon verloren hätte, gewönnen Raum zur vermehrten Bewegung im Freien, Gelegenheit zu Garten- und Feldarbeit und würden dem englischen Schulzwang entzogen, der den Unterricht in vielen Fächern verlange, welche für das Leben der chinesischen Frau völlig nutzlos seien. Auf dem Festlande könnte der Unterricht ganz den Verhältnissen angepaßt werden.

Es ist schwer zu sagen, wieviel von diesen wohlabgewogenen und

*) China ist uralter Rechtsstaat. Die geschlossene Ehe, auch die Vielehe, stellt die Frau unter den Schutz des Gesetzes. Entlassene Frauen sind deshalb leicht schutzlos einem Leben des Elends und der Schande preisgegeben.

weitausschauenden Plänen Sauberzweig-Schmidts sich hätten verwirklichen lassen, wenn er wieder nach Deutschland heimgekehrt wäre und sie mit seiner Beredsamkeit und Tatkraft in der Missionsgemeinde und im Komitee vertreten hätte. Es sollte nicht sein.

Der Inspektor war, wie wir sahen, fast während seines ganzen Aufenthaltes in China schwer leidend gewesen. Mehr als einmal war er trotz seines Tatendranges, wenn auch mit großem Widerstreben, wochenlang an das Bett oder wenigstens an das Zimmer gefesselt gewesen. Die großen abschließenden Konferenzen mit den Gehilfen und den Missionaren hatte er nur mit Aufbietung aller Kraft durchführen können. Er selbst und seine Mitarbeiter wußten, daß er schwer an Dysenterie leide und möglichst bald nach Deutschland zurückkehren müsse. Am 30. April 1906 war er von Kanton nach Hongkong übergesiedelt, weil er dort in seinem leidenden Zustande bessere Pflege und ärztliche Beratung hatte. Aber dann trat das Ende doch für alle Beteiligten überraschend schnell ein. Noch am Donnerstag, 10. Mai, hatte der Inspektor an den Beratungen der Synode teilgenommen, nur noch vier Tage, dann gedachte er mit dem Visitationswerke abzuschließen. Da setzte — eine schwere Komplikation zu der hochgradigen Dysenterie — ein schwerer Fieberanfall, wohl ein Rückfall der Malaria, ein. Wir lassen hier den ergreifenden Bericht des Missionars Müller, des Vorstehers des Findelhauses Bethesda folgen, den er fast unmittelbar nach dem Tode an die Hinterbliebenen und an das Komitee erstattet hat.

Bruder Scholz, den sich der Inspektor zum Pfleger aus Kanton mitgenommen hatte, pflegte ihn mit rührender Treue. Aber das Fieber wuchs und mit ihm des Arztes und unsere Sorge. Endlich am Sonntag nachmittag fiel das Fieber. Wir atmeten auf. Aber in der Nacht zum Montag morgen hin entwickelte sich ein Kollaps. Kalter Schweiß brach aus, Teilnahmslosigkeit trat ein. Das bißchen Nahrung, das der Kranke noch zu sich nahm, behielt er nicht mehr. Ein fortwährender Brechreiz quälte ihn. Ich rief den Doktor per Telephon und bat ihn in Übereinstimmung mit den Brüdern, noch den anderen Arzt mitzubringen. Sie kamen und untersuchten den Kranken sorgfältig. „Der Schweiß muß warm werden und die Nahrung muß er behalten, darauf kommt es an.“ Vermittelt vier Wärmeflaschen gelang das erste, nur die Füße blieben kalt. Der beste Rotwein, den wir austreiben konnten, wurde mit Wasser verdünnt ihm gereicht. Er blieb. Zwar hielt der Brechreiz an, aber

wir hofften wieder. Da kehrte nachmittags das Fieber zurück. Wir maßen 39,4, nach einer Weile 39,7. Der Arzt wurde fortlaufend benachrichtigt. Unten fand zur selben Zeit die Hochzeit einer unserer Töchter statt, die nicht mehr hatte verschoben werden können. Es war entsetzlich. Die letzte Hoffnung schwand, und Leuschner, als der älteste unter den anwesenden Missionaren, hielt es für seine Pflicht, dem Kranken zu sagen, daß menschlich geredet, keine Hoffnung mehr sei. Das hatte der Kranke nicht gedacht und nicht erwartet. Wortlos wandte er sich auf seinem Schmerzenslager der Wand zu und verharrte minutenlang in erschütterndem Schweigen. Er schloß ab mit dem Leben. Und als er den schwersten Kampf gekämpft, kehrte er sich den Brüdern wieder zu und sagte, ein Held auch noch angesichts des Todes: „Hat er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängnis gehn.“ Und ruhig und klar traf er die letzten Anordnungen. „Es ist zu dunkel, die Brüder sind doch nicht durchsichtig,“ sagte er dabei mit dem letzten Aufladern seines Humors, der uns so oft unterhalten hatte. „Verlangen Sie nach dem heiligen Abendmahl?“ fragte Leuschner. „Ja, darum will ich herzlich gebeten haben.“ „Wer soll es Ihnen reichen?“ „Ich denke, wir wollen es Bruder Müller überlassen, er ist ja hier Hausältester, Hausvater.“ Ich ging sofort hinaus und zog mich an, während meine Frau alles vorbereitete. „Der Doktor fürchtet einen Kollaps, nicht wahr?“ „Ja.“ „Sollen Grüße an Ihre liebe Frau bestellt werden?“ Er, mit Tränen in den Augen: „Ja selbstverständlich; es wird mir schwer, daß ich fern von ihr sterbe und nicht mehr in ihr geliebtes Auge sehen kann: aber des Herrn Wille stellt eben andere Anforderungen an den, der sich seinem Dienst widmet.“ Sämtliche Brüder, auf ihren Wunsch auch die Schwestern und meine Frau, nahmen an der Feier teil. Während zum Schlusse Bruder Leuschner ihm das heilige Abendmahl reichte, drohte der Brechreiz zum Erbrechen zu werden. Doch überwand der Kranke den Anfall. Bei der Feier des heiligen Abendmahls gab er und stimmte er an: „O Haupt voll Blut und Wunden“, wovon die vier ersten Verse gesungen wurden. Zum Schluß: „Erscheine mir zum Schilde“ und „Wenn ich einmal soll scheiden“. Wiederholungen einzelner Worte und Befräftigungen durch Amen bewiesen, wie er an der Feier teilnahm. Darauf reichte er jedem, ihn bei Namen nennend, die Hand. Dann sagte er: „Ich möchte nun schlafen.“

Indes kommt der Doktor, wirft einen traurigen Blick auf den

Kranken, richtet ein paar Fragen an ihn, die völlig unklar beantwortet werden, und tritt zur Seite. Ich setze mich ans Bett und spreche ihm Trost aus Bibelsprüchen zu, die er zum Teil ganz oder teilweise mitspricht und wiederholt. Er schlingt zweimal den Arm um meinen Hals und erteilt mir mit Unterbrechungen den Auftrag, den Seinen recht ausführlich zu schreiben, aber erst, „wenn alles vorbei ist“. Und wieder verwirren sich die Gedanken. Verständliches mischt sich mit Unverständlichem. Er dankt dem treuen Pfleger, er bittet das Fenster zu öffnen, damit nicht jeder im Zimmer durch die Sterbensluft beschwert werde. „Ich möchte auch ein bißchen Lebensluft atmen. Ich bin immer nicht fürs Sterben gewesen . . . Das Licht stört mich nicht . . . Der Tag ist ja vergangen . . . Ich habe fürchtbaren Durst.“ Bruder Scholz gibt ihm zu trinken. Er weist es zurück. „Ach nein, das nicht, Sie verstehen mich doch Bruder Scholz . . . Ich will gern sterben, aber noch viel lieber leben . . . Ich möchte einen ordentlichen Psalm hören, und dazwischen etwas zu trinken.“ Scholz liest ihm Psalm 126. Während des Lesens sagt er: „Das ist Lapsal für mich . . .“ Den letzten Vers spricht er klar und vernehmlich mit. „Wollen Sie noch einen Psalm hören, Herr Inspektor?“ — „Ja, bitte; meine Zunge ist wie eine Scherbe“ — das meinte ich, so etwas. Wo steht es?“ „Psalm 22.“ „Ja, das ist es.“ Und immer dichter und dunkler lagern sich die Schatten des Todes über die Seele des Scheidenden: „Ich muß ganz genau wissen, was der Arzt verordnet hat, damit ich nicht fordere, was der Arzt verboten hat. Mein Weg ist klar, mein Weg ist klar.“ Dann fängt er an zu singen, während die Anwesenden tiefbewegt zuhören. Nun klingt es von seinen Lippen: „Ich sehne mich . . . Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Man ruft ihm zu: „Also hat Gott die Welt geliebt“ und „Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“ und „Der Geist Gottes hilft unserer Schwachheit auf mit unaussprechlichem Seufzen“, und noch einmal öffnet der Sterbende die Lippen zu verständlicher Rede: „Ja, das tut er, das hat er bereits getan.“ Und als ihm Leuschner zuruft: „Sie bringen Ihr Leben unserer Chinamission zum Opfer, das wird der Herr an unserer Mission segnen“, da antwortete er: „Ganz gleich wie, um Chinas willen bringe ich mein Leben dar. Ich habe nicht glänzen wollen, nur gerecht sein, nicht vor der Öffentlichkeit glänzen.“ Und dann, abends gegen halb sieben Uhr verliert er das Bewußtsein, um nicht wieder zu erwachen.

Leiser und leiser wird sein Röcheln, und um 9½ Uhr schläft er friedlich ein, am Montag, dem 14. Mai 1906. Missionar Leuschner drückte ihm die Augen zu. —

V.

1901 – 1914.

A. Der Hintergrund.

Es ist hier nicht der Ort, die ungemein verwickelte und abwechslungsreiche Geschichte des gewaltigen chinesischen Kaiserreiches während des kurzen Jahrzehntes vor dem Ausbruche des Weltkrieges zu erzählen. Wir beschäftigen uns nur mit dem Ausschnitte, der im besonderen den Hintergrund der Berliner Missionsgeschichte bildet. Da kommen zunächst einige allgemeine Tatsachen in Betracht, die gleichsam der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht waren. Zu ihnen gehört in erster Linie das trostlose Räuberunwesen, das in der Kwangtung-Provinz anscheinend unausrottbar zumal in den ausgedehnten gebirgigen Gegenden zu Hause ist. Wie große Landeskalamitäten, Dürren, Überschwemmungen, Hungersnöte, so dienen auch politische Unruhen und Bürgerkriege dazu, das beständig schwälende Feuer zur hellen Flamme anzufachen, so daß zwischen Räuberei und Rebellion bisweilen kaum noch ein Unterschied ist. Die Grenzen zerfließen zwischen bloßer Dieberei und habgierigem Überfall auf der einen, dem in der Provinz von jeher beheimateten Unwesen der politischen Sonderbündelei, besonders der Trias-Gesellschaft auf der zweiten, und rohen Gewalttaten einer zuchtlosen Soldateska auf der dritten Seite. Jedenfalls ist in manchen Gegenden niemand auf den Landstraßen, auf den Flußfahrzeugen und selbst auf dem Felde und in den Dörfern seines Eigentums und Lebens sicher. Die Räuber organisieren sich zu straffen Banden und diese rotten sich zu richtigen Heerhaufen zusammen. Soldaten, deren Sold wochen- und monatelang im Rückstande ist, oder die entlassen werden, formieren sich zu Räuberhorden um; oder Räuberbanden werden Mann für Mann für das stehende Heer angeworben. Bald fallen die Räuber über friedliche Reisende her, die mit ihren Produkten zum Markte ziehen oder mit ihrem Erlöse von dort heimkehren, und nehmen den Frauen etwa sämtliche Kleidungsstücke vom Leibe; bald führen sie den Eltern die Kinder oder wohlhabenden Familien die Hausväter weg in die Berge, um sie nur gegen hohes Lösegeld freizugeben; bald überfallen sie ganze Dörfer oder Häusergruppen, um sie planmäßig aus-

zuplündern, bisweilen vier- bis fünfmal hintereinander. Mandarine, Polizei und Truppen sehen diesem skandalösen Treiben bald energielos zu, bald machen sie mit den Banden gemeinsame Sache, bald greifen sie auch mit rücksichtsloser Gewalttätigkeit durch, dann fliegen die Köpfe, und man macht wenig Federlesens mit Schuldigen und Unschuldigen, es soll ja ein schreckenerregendes Beispiel statuiert werden. Aber gegen ein so tief eingewurzeltcs Unwesen helfen sporadische Ausbrüche nicht auf die Dauer, da müßte die Obrigkeit planmäßig für Ordnung und Sicherheit eintreten und die Quellen des Übels verstopfen. Diesem Treiben der Räuberbanden standen nahe die Wühlereien der Boxer, die merkwürdigerweise unter dem Namen der Schinta (genauer Schintafui, Geisterkämpfer) 1907 im Süden der Provinz Kiangsi, besonders im Bereiche der Station Ramon auftraten und revolutionäre Umtriebe anzettelten. Überall kam des nachts an geheimen Orten die Jugend zusammen, um sich in der Kunst, wie Geister zu fecten, zu üben. Nicht selten waren junge Mädchen die wildesten und fanatischsten in der Bande. Der Glaube, mit Geistern im Bunde zu stehen, war allgemein. Es brach ein bedenklicher Aufstand los. Zwei Außenstationen von Ramon, Njapdu und Jongmoidsu, 153 Christenwohnungen wurden niedergebrannt; 83 Häuser von Christen und Katechumenen wurden ausgeplündert. Die Regierung mußte ein Heer gegen die fanatischen Empörer aufbieten und sie mit bewaffneter Hand niederschlagen. Die Bewegung hatte stark auch in die nördlichen Kreise der Kwangtung-Provinz übergegriffen und dort eine fieberhafte Erregung hervorgerufen, die sich gegen die Christen richtete.

Eine zweite, man möchte fast sagen, ebenso allgemeine Tatsache ist die Rechtsunsicherheit. Obwohl das Gerichtswesen eine uralte Überlieferung hinter sich hat, ist es nach vielen Richtungen hin verrottet. Die Gefängnisse sind miserabel und barbarisch, die Untersuchungsmethoden nehmen zur Folter und anderen Qualen ihre Zuflucht, um Geständnisse abzapressen; die Strafen sind grausam und willkürlich. Die Richter sind meistens gleichgiltig gegenüber der Gerissenheit chinesischer Wahrheitsverschleierung, oder sie sind bestechlich, sie nehmen weitgehende Rücksicht auf angesehene Familien oder Personen, und sie lassen leichtes Herzens die Armen und Einflußlosen oder die aus anderen Gründen Mißliebigen büßen. Weithin liegt die Gerichtsbarkeit in den Händen der Mandarine, also der Verwaltung; und wo eigene Richter eingesetzt werden, die nur nach

dem geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetz Recht sprechen sollen, fehlt es ihnen entweder an Macht oder Mut, um gegen die eigentlich Schuldigen durchzugreifen.

Eine dritte, wenn auch nicht so allgemeine Tatsache, ist die Abneigung gegen die Missionare und die einheimischen Christen, die ihre Wurzel in dem weitverbreiteten Fremdenhaß hat. An sich waren die Chinesen in dem Stolz auf ihre uralte Kultur überzeugt, daß sie den rothaarigen Barbaren auf allen Gebieten der höheren Kultur, wenn auch nicht der rohen Gewalt, überlegen seien. Und das eben betrachteten sie als das Wesen der Barbarei, daß Menschen auf Grund ihrer größeren physischen oder militärischen Machtmittel die überlegene chinesische Kultur verständnislos zerstörten. Daß nun die europäischen Großmächte China einmal über das andere gedemütigt hatten, ja, daß China trotz seiner Kultur ihnen militärisch nicht gewachsen war, erfüllte sie mit Zorn. Daß jene die überlegene Macht dazu gebrauchten, um in schamloser Habsucht dem chinesischen Volke das indische Opium aufzuzwingen oder um das Recht zu freiem Aufenthalt im Lande, zum Ankauf von Grundbesitz, zur Errichtung von Missionsstationen durchzusetzen, daß diese im Inlande weilenden Fremden nicht nur selbst der chinesischen Gerichtsbarkeit entzogen waren, auch wenn sie im Verdachte grober Gesetzesübertretungen standen, sondern auch die sich ihnen anschließenden Chinesen aus den Händen der chinesischen Gerichte nahmen, stachelte diesen Zorn zu verbissenem Ingrimm gegen die Missionare — das waren vorerst die einzigen Ausländer im Inlande —, und gegen die chinesischen Gemeinden an. Andererseits konnten bei der allgemeinen Rechtsunsicherheit und Unberechenbarkeit der chinesischen Gerichte die Missionare nur auf Grund ihrer Exterritorialität im Innern leben. Und die Christen waren tatsächlich, weil sie nicht mehr des starken Rückhaltes an ihrer Sippe und Familie gewiß waren, sondern vielleicht gerade von diesen als Abtrünnige bitter verfolgt wurden, im besonderen Maße schutz- und rechtlos, der Willkür und Abneigung der Mandarine preisgegeben, wenn nicht die Missionare sie unter ihren Schutz nahmen und grobe Ungerechtigkeiten auf dem Wege über ihre Konsuln nachdrücklich zur Kenntnis und Beachtung der Landesbehörden brachten. Freilich war es ein schwerer Notstand, daß die Missionare oft nur unzureichend die verworrenen chinesischen Verhältnisse durchschauten und sich von den beweglichen Klagen oder den geschickten Trügereien der Chinesen irreführen ließen. Dazu be-

nutzte die französische Regierung gern diese Einmischung in innere chinesische Angelegenheiten, um dadurch nationale französische Sonderinteressen zu pflegen. Nun gewöhnte sich in vielen Gegenden die chinesische Bevölkerung auch an die Missionare, die Kapellen und die Christen, aber die führenden Volkskreise, die Literaten und die Mandarine, hatten ein Interesse daran, durch eine geschickte, gewissenlose Propaganda, durch Ausstreuung von Lügen oder durch Aufpeitschung der Leidenschaften die Volksmassen gegen die Ausländer und ihren Anhang aufzuregen; denn sie wollten sie ja nicht aufkommen lassen. Sie fühlten mehr oder weniger deutlich, daß es mit ihrer eigenen Stellung, Ansehen und Einkommen vorbei war, wenn jene zu mächtig im Lande wurden. Diese Widerstände traten bald in der Schutz- und Rechtlosigkeit der Christen in den Gerichten und gegenüber den Räubern, bald in aus der Luft gegriffenen Anklagen gegen sie, bald in der Erschwerung von Land- und Häuserkäufen der Missionare oder auch der Christen, bald in roher Behinderung und Zerstörung von Kapellen- und anderen Bauten, bald in der Einschüchterung von Taufbewerbern und dem Abfall schwacher und unzuverlässiger Christen in die Erscheinung. Die Grundlegung der Kirche Christi ging mit mühsamer Fundamentierungsarbeit teils in sturmbelegtem Wasser mit starken, sich kreuzenden Strömungen, teils auf schwankendem Sumpfboden vorstatten.

Diese sich mehr oder weniger gleichbleibenden oder sich nur langsam umbildenden Faktoren sind sozusagen der Rahmen, innerhalb dessen das eigentliche Bild schnell wechselte. Der Sieg des kleinen, gering geschätzten Japans über das gewaltige russische Reich, das für die stärkste Landmacht der Welt galt, die Vernichtung der russischen Flotte in der Seeschlacht von Tsushima, der Friede von Portsmouth am 29. August 1905, der die Weltmachtstellung Japans anerkannte, hatten tiefgreifende Folgen. Hatte sich auch China wie andere asiatische Länder bis dahin an den Gedanken der Überlegenheit und der Weltherrschaft der brutalen europäischen Mächte wie an ein Verhängnis gewöhnt, so lag hier die Tatsache vor, daß ein verhältnismäßig kleines asiatisches Volk sich in einem Ringen um Sein und Nichtsein mit einer europäischen Großmacht nicht nur behauptet, sondern sogar entscheidend den Sieg davongetragen hatte. Was das kleine Japan konnte, sollte das das achtmal so zahlreiche Chinesenvolk nicht auch schaffen? Allerdings mußte es sich dann entschließen, sich ebenso gründlich nach europäischem Muster zu refor-

mieren und zu reorganisieren, wie das Japan im Laufe des letzten Menschenalters getan hatte. So tönte von einem Ende Chinas bis zum andern die Losung: Reformen zur Aneignung der Machtmittel Europas, um diesem gewachsen zu sein, wenn es sein muß unter der Führung des stammes- und geistesverwandten Japan. Gerade die einsichtigsten und weitblickendsten Staatsmänner wie Tschangtschitung und Juanschitai drängten mit dem größten Nachdrucke darauf, daß man sich der Dienste Japans als Lehrmeister versicherte. Zehntausende von Chinesen strömten damals nach Japan, um an den dortigen Schulen und Hochschulen zu lernen. Allerdings waren die Ergebnisse unbefriedigend. Japan hat eine sehr verschiedene Sprache, und dieser Unterschied wird dadurch nur verdeckt, aber nicht aufgehoben, daß Japan als Literaturschrift die schwerfällige chinesische Zeichenschrift benutzt und seine Literatursprache von zahlreichen chinesischen Lehnworten durchsetzt ist. Die meisten Chinesen konnten dem japanischen Unterrichte nur höchst unvollkommen folgen. Zudem hatte Japan damals bereits ein hochentwickeltes, europäisiertes Schulwesen; für dessen höhere Grade fehlten den Chinesen die Vorkenntnisse; sie hatten aber weder Zeit noch Lust, den japanischen Lehrgang in 15 bis 20 Jahren vollständig durchzumachen. Sie rafften also oberflächlich Bruchstücke von Kenntnissen zusammen. Daneben füllte sie die Atmosphäre des japanischen Lebens und der Schulen mit radikalen Ideen und politischen Ansprüchen, die sich schwer auf die andersgearteten Verhältnisse ihrer Heimat übertragen oder anwenden ließen. Es entstand ein ähnlicher Gährungsprozeß, wie wenn Idealisten aus kleinlichen deutschen Obrigkeitsstaaten am Ende des 18. Jahrhunderts in den gährenden Ideenreichtum des revolutionären Paris oder ein halbes Jahrhundert später des liberalen konstitutionellen Englands versetzt wurden. Diese gährenden, aber nicht abklärenden Geister, die aus Japan mit der Fülle ihrer unverdauten Ideen und Programme nach China zurückkehrten, wurden mehr eine Gefahr als eine Hilfe für ihre Heimat.

Ungleich wichtiger war die Reformbewegung in China selbst. Bis dahin hatte man mit den Reformen gespielt. Jetzt wurde es mit ihnen bitterer Ernst. Es wurde die Lebensfrage, ob China sich durch eingreifende Reformen aus seiner Ohnmacht zu einer seiner Volksmenge und den natürlichen Reichtümern seines Landes angemessenen Machtstellung aufschwingen konnte. Die Reformen umfaßten alle Gebiete des öffentlichen Lebens. In die Missionsarbeit

griffen am tiefsten diejenigen auf dem Gebiete des Schulwesens ein. Am 14. Januar 1904 wurde eine neue Reichsschulordnung erlassen, am 2. September 1905 die ehrwürdigen Staatsprüfungen auf Grund der chinesischen Klassiker abgeschafft: der staatlich anerkannte Rang eines Gelehrten und der damit verbundene Befähigungsausweis zur Bekleidung öffentlicher Ämter sollten künftig von den modernen Hochschulen auf Grund realer Kenntnisse verliehen werden. China übernahm damit eine ungeheure, ja unabsehbare Aufgabe. Bis dahin hatte sich die Regierung damit begnügt, die Prüfungen abzuhalten, auf Grund deren allein die Berechtigung zu irgendwelchen Staatsämtern erteilt wurde. Die Erlangung der erforderlichen Kenntnisse für diese Prüfungen war lediglich der privaten Initiative überlassen. Jetzt unternahm es China, für sein Vierhundertmillionen-Volk ein staatliches Schulwesen von den Dorfschulen bis zu den Reichsuniversitäten aufzubauen. Die Umrisse wurden nach japanischem Muster festgestellt: Der Volksschulkursus ist fünfjährig. Es folgt ein vierjähriger, diesem wieder ein fünfjähriger Oberbau, auf dem sich die abschließende Gymnasialbildung in drei parallelen Kursen von je drei Jahren aufbaut, so daß der gesamte Bildungsgang bis zur Universität 17 Jahre umfaßt. Natürlich kann in solcher Zeit etwas geleistet werden. Dennoch ist es gewiß, daß das Regierungsschulprogramm vom Durchschnitt der Schüler nicht wird erledigt werden können. Denn es enthielt neben dem heißbegehrten Sihil, d. h. westlichen Wissen die ganzen alten Klassiker, die mit all ihren Zeichen nach wie vor von den Schülern auswendig gelernt werden sollen; eine Belastung des Gedächtnisses, die zu viel anderem nicht Raum läßt, und die dazu unfruchtbar genug sein wird. Allein auch abgesehen davon, so sauber auf dem Papier dieser Reichsschulplan aussieht, und durch so umfangreiche Ausführungsbestimmungen er in Stoffaufbau und Penzenverteilung in den Klassen und zum Teil bis in die Wochen hinein entwickelt war, so ließe er ungeheure Probleme in großer Zahl zurück. Die alte konfuzianische Kultur und Gelehrsamkeit war vollständig auch von Chinesen nur bei hoher Begabung in jahrzehntelanger eiserner Arbeit zu bewältigen gewesen. Wenn nun noch das gleichfalls das ganze Menschenleben und die Anspannung aller geistigen Kräfte beanspruchende „westliche Wissen“ dazukam, das auf einer ganz anderen Weltbetrachtung beruhte, sich also der konfuzianischen Gelehrsamkeit nicht assimilierte, so hatte man zwischen einem Entweder = Oder zu wählen. Entweder es gab eine heillose

Stümperei auf beiden Seiten, oder man mußte einen Kompromiß schließen und die Ansprüche beider Wissensgebiete auf ein zu bewältigendes Maß beschränken, aber nach welchen Gesichtspunkten und mit welchen Maßstäben? Hier stand sich unversöhnlicher Radikalismus auf beiden Seiten gegenüber. Die modern gebildeten Jungchinesen waren nicht abgeneigt, den konfuzianischen Klassizismus als mittelalterliche Rückständigkeit über Bord zu werfen, um sich rückhaltlos in den Strom der realistischen naturwissenschaftlich-technischen Kultur des Abendlandes zu stürzen. Die konfuzianisch gebildeten Literaten alten Stils waren der Überzeugung, — und mit Recht — daß das uralte chinesische Kulturleben auf dem Konfuzianismus aufgebaut sei und mit ihm stehe und falle. Seine Erhaltung also sei oberstes Gesetz, dem um der Kontinuität der Entwicklung willen alles andere unterzuordnen sei. Weiter, wo sollten die Gebäude und die großen Mittel für ihre Ausrüstung mit den kostspieligen modernen Lehrmitteln, zumal den physikalischen, chemischen und naturwissenschaftlichen herkommen? Wohl ging man radikal genug vor, indem man Tempel und Ahnenhallen in Schulen umwandelte und Tempel- und Klostervermögen für Schulzwecke einzog. Allein ließ sich das das am Alten zähe festhaltende Volk gefallen? Und eigneten sich die so gewonnenen Räume für die Schulen? Ferner, wo sollten die Lehrer und die Schüler für derartig verwidelte Schulsysteme herkommen? Welche Mittel hatte man, um die breiten Massen zu einem Volksschulunterricht großen Stils heranzuziehen? Hatte das überhaupt Zweck, so lange die schwerfällige chinesische Zeichenschrift wegen ihrer hohen Anforderungen an das Gedächtnis die Volksmassen von der Erreichung irgendwelcher höheren Schulziele ausschloß? Und baute man die mittleren und oberen Stodwerke der Schulpyramide nicht in die Luft, wenn eine allgemeine Volksbildung fehlte? Ferner, wie weit sollte auch das weibliche Geschlecht, die bisher fast gänzlich vernachlässigte andere Hälfte der chinesischen Volksmasse, geschult und gebildet werden? Welche Lehrziele ließen sich da verständigerweise anstreben, und wie könnten die Mädchen zu regelmäßigem Schulbesuch willig gemacht werden? Vor allem, wie sollte sich dies neue Regierungsschulwesen zu demjenigen der Mission stellen? Denn es lag doch am Tage, daß zumal die protestantische Mission über ein ausgedehntes vortrefflich ausgestattetes Missionschulsystem verfügte, das den Wettbewerb mit den Staatschulen wohl aufnehmen konnte. Die Regierung stellte sich zunächst auf den Stand-

punkt, in dem Missionschulwesen einen unbequemen Wettbewerber zu sehen, den man nicht hochkommen lassen dürfe. Sie enthielt den Missionschulen die staatlichen Berechtigungen vor und damit den Zugang zu den Staatsämtern,*) und sie machte den Christen den Besuch der Staatschulen dadurch beinahe unmöglich, daß sie in diesen die übliche Konfuzius-Anbetung zweimal im Monat anordnete. Auf der anderen Seite hatte das Nebeneinanderbestehen eines schnell sich entwickelnden Staatschulwesens für ein ziemlich schwach ausgebildetes Schulwesen wie das der Berliner Mission eine große Bedeutung. Es zeigte die Wege und Ziele, die im Auge behalten werden mußten. Es war dringend erwünscht, daß möglichst viele von den Dorfschulen, besonders auf den Stationen, sich zu regelrechten Unterelementarschulen entwickelten, daß daneben einige der Stationschulen zu Ober-elementarschulen als Unterbau für die Mittelschule ausgebaut wurden, daß endlich die Mittelschule in Lufhang nicht ausschließlich wie bisher als Vorschule für das Kantoner Seminar, sondern als allgemeine Bildungsanstalt für intelligente Jünglinge angesehen und eingerichtet werde. Freilich tauchte bei dieser Verschiebung der Aufgabe naturgemäß die Frage auf, ob nicht die Mittelschule von dem verhältnismäßig abgelegenen Dorfe nach Kanton zurückverlegt werden solle, da doch nur dort die Söhne der besseren Familien Gebrauch davon machen würden. Aber auch sonst stellte diese neue Orientierung allerlei schwierige Aufgaben. Daran war natürlich kein Zweifel, daß der Religionsunterricht in allen Schulen der Mission als Hauptfach beibehalten würde; aber damit stellte sich das Problem so: In diesen Schulen sollten a) die chinesische Bildung der Klassiker, b) das westliche Wissen, c) der christlich-religiöse Wissensstoff, biblische Geschichten, Katechismus und Gesangbuch bewältigt werden. Wie sollten die drei Wissensgebiete gegeneinander abgegrenzt und auf ein zu bewältigendes Maß beschränkt werden? Die Berliner Mission unterhielt bei Kriegsausbruch in Südhina das Evangelisten- und das Katecheten-Seminar in Kanton, die Mittelschule in Lufhang und 58 Elementarschulen, nämlich drei Ober-, 48 Unter-elementar- und sieben Mädchenschulen.

*) Der Erlaß des chinesischen Unterrichtsministeriums vom Jahre 1906 bestimmte, daß keine unter europäischer Leitung stehende Schule anerkannt, daß kein Schüler einer solchen zur Staatsprüfung zugelassen oder als Beamter angestellt werden solle.

China befand sich in einem Übergangsstadium und hatte eben die ersten Schritte auf der Bahn einer zielsicheren Reform getan; es wäre dem Lande dringend zu wünschen gewesen, daß es einige Jahrzehnte stetiger Entwicklung gehabt hätte. Es sollte nicht so kommen. Am 14. November 1908 starb in Peking der unglückliche Kaiser Kwanghsü, am nächsten Tage folgte ihm die kluge Kaiserin Tschüsi in die Ewigkeit nach. Kaiser wurde nun ein unmündiges Kind, die Regentschaft übernahm Prinz Tschun, der bekannte Sühnepinz, der nach der Niederwerfung des Boxeraufstandes in Berlin amtliche Abbitte für die Ermordung des deutschen Gesandten von Ketteler hatte leisten müssen. Die Zentralregierung war schwach, und sie schädigte sich weiter, indem sie wegen begreiflicher Empfindlichkeiten die tüchtigsten Männer, wie Juanschkai, aus den Ämtern entließ. Derweile zogen sich unbemerkt die Wetterwolken über den Häuptern des Mandschu-Kaiserhauses zusammen. Der Gegensatz des chinesischen Südens gegen den Norden war alt und tief gewurzelt; er war besonders seit der Verlegung der Hauptstadt aus dem zentral gelegenen Nanjing nach dem fernen Peking verschärft. Der Süden fühlte sich von der Pekingener Regierung nicht verstanden und seine Interessen nicht gewahrt. Die führenden Kreise des Südens waren radikal, konstitutionell und fortschrittlich. Das ganze Reich war durchzogen von revolutionären Gesellschaften, deren viele wie die mächtige Trias-Gesellschaft sich allerdings kaum von Räuberbanden unterschieden, aber doch mit Nachdruck das politische Programm vertraten: Vertreibung der Mandschu als ausländischer Barbaren, Sturz des Mandschu-Kaiserhauses. Dazu fiel schwer ins Gewicht, daß die durch die amerikanischen und englischen Missionschulen hindurchgegangenen Chinesen, besonders die, welche auch in den Vereinigten Staaten studiert hatten, eine unbegrenzte Bewunderung für die republikanisch-konstitutionelle Verfassung der angelsächsischen Länder und eine hoffnungslose Verzagtheit über den Zustand und die kraftlosen Reformen ihres Heimatlandes hegten. Sie meinten sich an die Spitze einer nationalen Bewegung zur gründlichen Reformierung ihres Landes stellen zu sollen, um unter Beseitigung des Mandschu-Oberrichtsstaates eine konstitutionelle Republik nach amerikanischem Muster einzuführen und damit das goldene Zeitalter für China heraufzuführen. Die Revolution brach im Winter 1911 aus und führte überraschend schnell und mit verhältnismäßig geringem Blutverlust zum Sturz der Mandschu und zur Aufrichtung der Republik. Eine unbe-

queme Begleiterscheinung war dabei, daß die ohnehin schwache Regierungsautorität in der Kwangtung-Provinz weiter empfindlich erschüttert wurde und dagegen das Unwesen der Räuberbanden und der anarchischen Geheimgesellschaften in einer jede öffentliche Sicherheit und sogar den friedlichen Ackerbau in Frage stellenden Weise überhand nahm. Der Sieg der Modernen und Liberalen war leicht und schnell gewesen; aber die ihrer nach dem Siege wartende Aufgabe war um so schwieriger und langwieriger. Wenn mit den alten Regierungsmethoden aufgeräumt werden sollte, mußten vor allem die alten Männer in den leitenden Stellungen beseitigt werden. Aber woher die zahlreichen neuen Beamten nehmen? Die alten hatten doch wenigstens Routine und Sachkenntnis besessen; die neuen hatten nur den Kopf voll unreifer Ideale und Projekte. Als ob man damit verwickelte Rechtsfragen sachlich gerecht entscheiden oder ein verkommenes Land voll Räuberghesindel in die Höhe bringen könnte! Die alten Beamten hatten ihre allerdings völlig unzureichenden Gehaltsbezüge durch überreiche Erpressungs- und Bestechungsgelder ergänzt; das war einer der schlimmsten Skandale des alten Regime gewesen. Aber die neue Regierung war bei der chronischen Schwindsucht der Staatskassen auch nicht in der Lage, im Handumdrehen für angemessene Gehälter zu sorgen, und die neuen Beamten, deren beste Empfehlung parteipolitische Gesinnungstüchtigkeit war, fühlten sich auch an der Futterkrippe des Staats, an die sie über Nacht gelangt waren, ganz wohl und fanden es ganz probat, über die Verrottung des alten Regime zu deklamieren und daneben frischweg in ihre Taschen zu wirtschaften. Von einem der ersten Freiheitshelden wußte man, daß er in wenigen Wochen für eine Bahnfahrt von Peking nach Nanking und zurück $\frac{1}{2}$ Million Mark liquidiert, sich einen Strohhut für 1000 M. und seiner Tochter einen Edelsteinschmuck für 80 000 M. gekauft habe!

Für die Mission fiel ins Gewicht, daß die Revolution ihr endlich die lange sehnlich gewünschte Religionsfreiheit brachte und damit den zahlreichen kleinlichen Schikanen gegen die Missionare, gegen die Christengemeinden und wenigstens grundsätzlich auch gegen die einzelnen Christen ein Ziel setzte. Praktisch vielleicht noch wertvoller war, daß in den regierenden Kreisen die Stimmung gegenüber der Mission, besonders der protestantischen, merklich umschlug. Unter den Freiheitshelden, mehr noch unter den durch sie in die höheren und niederen Staatsämter berufenen Beamten waren viele Christen und noch

mehr solche, die durch die Missionschulen hindurchgegangen waren und dadurch entscheidende Eindrücke vom Christentum und der christlichen Kultur gewonnen hatten. So tauchten vielfach im Lande als Offiziere und Beamte Männer auf, die sich entweder selbst als Christen am Gemeindeleben und den Gottesdiensten beteiligten oder wenigstens als Freunde der Mission sich auswiesen, unter ihnen so tüchtige Leute wie der Schulinspektor Dschung in Kanton. Damit fiel auch die kühle Ablehnung, welche das amtliche China bisher den christlichen Schulen und ihren Abiturienten gegenüber eingenommen hatte. Die Schulen wurden bei gleichen Leistungen für gleichberechtigt mit den Staatsschulen, ihre Schüler als berechtigt zu allen Ämtern angesehen; man war geneigt, gut geleiteten Missionschulen und auch nur leidlich ausreichend gebildeten Lehrern die staatliche Anerkennung auszusprechen, so z. B. der eben erst von dem abgelegenen Dschutongau nach der Präfekturstadt Fuidschu verlegten Oberelementarschule.

Allein diese Freude währte nicht lange. Revolutionen haben es an sich, daß sie die radikalen Elemente an die Spitze bringen. In China stand der gemäßigt liberalen Partei die radikale Kuomintang gegenüber, die erste mit dem Schwergewicht im Norden, die andere im Süden, so daß in das Parteitreiben der alte Gegensatz von Nord und Süd hineinspielte. Nicht minder scharf waren die Gegensätze zwischen den Vertretern einer straffen Zentralregierung in Peking einerseits und weitgehender Selbstverwaltung der Provinzen andererseits, so daß die einen sich die Entwicklung nach dem Muster Frankreichs, die anderen nach dem Vorbilde der Vereinigten Staaten dachten; obendrein hielten die einen eine streng parlamentarische Regierung mit wechselnden Parteimehrheiten für erstrebenswert, die anderen waren überzeugt, daß nur ein starker Mann am Ruder des schlingernenden Staatsschiffes schwerstes Verhängnis abwehren könne. Und dieser starke Mann war da und entschlossen, seinen Willen zum Heile Chinas, allerdings auch zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes durchzusetzen. Gegen ihn richtete sich die zweite Revolution 1913; Juanschi-kai hatte sie aber kommen sehen, hatte ein europäisch geübtes Heer und einen gefüllten Staatsschatz zu seiner Verfügung und konnte damit die Empörung der Kuomintang schnell und gründlich niederschlagen. Damit schlug der Wind kräftig um, zumal im Süden, wo diese Partei am stärksten war und die meisten Ämter an sich gebracht hatte. Ihre Leute wurden großen-

teils durch Männer des alten Regimes ersetzt, zu denen Juan mehr Vertrauen hatte. So verschwanden manche treffliche und ehrliche Männer ebenso schnell wieder, wie sie gekommen waren, und machten Vertretern der alten Nachlässigkeit und Bestechlichkeit Platz; aber es verschwanden auch viele junge, eitle und selbstsüchtige Gernegroße, die in den paar Monaten ihrer Amtsführung ein kleines Vermögen beiseite gebracht hatten, und wurden durch erfahrene, pflichttreue alte Beamte ersetzt. Es war schwer zu sagen, ob der Gewinn oder der Verlust größer war. Jedenfalls war es mit der ganzen oder halben Begünstigung des Christentums, der Mission und der Gemeinden vorbei. Zwar hatte Juanschitai am Rogate-Sonntag 1913 den allgemeinen Gebetssonntag in den christlichen Kirchen ausgeschrieben, und dieser wurde auch weithin beachtet. Aber Juans Herz war mehr bei den Schritten, welche seine Erhebung zur Kaiserwürde anbahnten, dem feierlichen Opfer auf dem Heimatsaltar und der großen nationalen Konfuziusfeier. Er war eben überzeugt, daß, wie viel wirtschaftliche, technische und wissenschaftliche Neuerungen China auch vom Auslande übernehme, die konfuzianische Struktur seiner Gesellschaftsordnung doch erhalten bleiben müsse. Schlimmer aber als diese Für- und Wider war der unsichere Zickzackkurs der Regierung, der im In- und Auslande das Zutrauen zu ihr erschütterte und den vielen unruhigen Elementen, den Geheimbünden und Räuberhorden, Bewegungsfreiheit zum Wühlen und Rauben schaffte. Die alten Stammesfehden zwischen Sippen und Familien in denselben und in Nachbardörfern brachen wieder auf. Die Ebbe in den Rassen führte zu Soldatenentlassungen, und die entlassenen Soldaten wurden Räuber. Besonders übel wurde der neuen Regierung das Anziehen der Steuerschraube genommen und die Art, wie die Steuern einge-zogen wurden. Im ersten Jubel über den Erfolg der Revolution hatte man gemeint, nun sei man aus dem Knechtshause Ägyptens in das gelobte Land gezogen. Nun folgte das Murren in der Wüste.

Es war von Interesse zu beobachten, wie sich die einheimischen Religionen bei diesen Wechselln in den Regierungskreisen verhalten hatten. Im ersten Jubel des Sieges der modernen Ideen hatte man zahlreiche Tempel geschlossen, die Götzen geköpft, gehenkt oder dem Gespötte der Massen preisgegeben. Aber das war nur eine vorübergehende Welle; das Volk besann sich bald wieder auf seine alten Götter, kaufte neue Götterbilder, stellte die verfallenen Tempel

wieder her und baute mit großen Kosten neue. Es war doch nur eine dünne Oberschicht, die von der materialistischen und agnostischen Strömung des Abendlandes verseucht war. In diesen literarisch gebildeten Kreisen las man allerdings eifrig Hädel und Spencer, Mill und andere Propheten der Modernen. Die konfuzianischen Literatenkreise gaben ihre Sache nicht verloren, sie hofften noch, den Konfuziunismus als Staatsreligion anerkannt zu sehen. Der Buddhismus ahmte eifrig die Methoden der christlichen Mission nach und suchte sich dadurch neues Ansehen zu verschaffen. Allerdings den von Japan hier unternommenen Versuch, in Fudschu eine buddhistische Missionsstation zu eröffnen, verhinderten die Behörden mit dem Hinweis, daß Japan nach den bestehenden Verträgen dazu nicht berechtigt sei.

B. Die Berliner Mission.

Für die Berliner Mission war das knappe Jahrzehnt von Sauberzweig-Schmidts Tod bis zum Ausbruche des Weltkrieges eine Zeit geringer Dinge. Die Räuberunruhen machten Leben und Reisen auf ihrem Missionsfelde, zumal im Kwuischen-Kreise und in dem an die Nachbarprovinzen Kiangsi und Hunan angrenzenden Bezirken der Nordsynode in wachsendem Maße unsicher. Die Schreckensherrschaft der Trias lastete schwer auf dem Lande und schüchterte Christen und Taufbewerber ein. In den revolutionären Wirren zog wohl eine neue Zeit herauf, es gab Zeiten des Aufatmens und froher Hoffnung; aber es wechselte doch Licht und Schatten, Sonnenschein und Sturm wie im Aprilwetter, und die hemmenden Momente überwogen vorläufig noch. Der kleine Kreis der Mitarbeiter wurde durch Urlaubsreisen und Ausscheidungen in ungewöhnlichem Maße gelichtet. Es weilte zu Zeiten ein Drittel aller Missionsarbeiter urlaubsbedürftig in der Heimat, und doch traten immer wieder bössartige Krankheiten, einmal sogar die Pest, auf. Erhebliche Verstärkungen hinauszusenden war das Komitee bei den großen und schnell wachsenden Ansprüchen des deutsch-ostafrikanischen Missionsfeldes außerstande. Ja, die beständige und drückende Defizitnot zwang sogar zu empfindlichen Einschränkungen; das Budget der südchinesischen Mission durfte trotz des Steigens der Preise auf dem Weltmarkte nur langsam über den unter Sauberzweig-Schmidt erreichten Stand anwachsen. Er erreichte

einschließlich der Kiautschou-Mission am Ende unseres Zeitraumes die Höhe von 244 000 M.

Trotzdem wuchs die Arbeit langsam. Im Jahre 1907 wurde, was sich schon seit länger wegen des großen geographischen Abstandes und der Verkehrsschwierigkeiten als wünschenswert herausgestellt hatte, das Arbeitsfeld in zwei Synoden, eine Süd- und eine Nordsynode geteilt und Rolleder zum Superintendenten der südlichen, Leuschner zu dem der nördlichen ernannt. Der enge Zusammenhang beider Kreise sollte indessen gewahrt bleiben. Man faßte ins Auge, daß in jedem dritten Jahre eine gemeinsame Synode gehalten werden sollte. Vielleicht am meisten in die Augen fiel der Fortschritt der Frauenarbeit. Im Südkreise pflegte sie allerdings nur die Station Kanton: Das Mädcheninternat von Frau Rolleder in Kanton gedieh gut; es wurde sogar darauf ein Lehrerinnen-Seminar für die Hakka-Bevölkerung aufgesetzt. Man gab aber diesen Plan wieder auf, weil man meinte, die Hakka-Dorfbevölkerung sei doch meist zu arm, um ihre Töchter in die Schule zu schicken. Neben Frau Rolleder arbeitete Schwester Lydia Borbein unter den Puntifrauen in den drei Südkreisen Sanwui, Schuntat und Höngshan; die Arbeit bedingte trotz der zunehmenden Unsicherheit viele Reisen. Schwester Borbein richtete einige Mädchenschulen ein, und der Plan wurde lebhaft erwogen, in diesem Gebiete, etwa in Sanwui, eine Frauenmissionsstation mit Töchterinternat und Lehrerinnen-Seminar einzurichten. Er kam aber vorläufig noch nicht zur Ausführung. In Kwuischen eröffnete Frau Scholz in Dschutongau eine Mädchenschule, deren Schülerzahl von Jahr zu Jahr wuchs; ihre Zöglinge sind unter den Frauen des Kreises ein Salz geworden. In der Nordsynode entwickelte sich die Schwesternstation Schaudschufu unter Käthe Steuer, nach ihrer Verheiratung unter Schwester Clara Speyer, Elisabeth Neumann und Käthe Weller gut. Die erstere widmete sich hauptsächlich der von ihr mit hervorragendem Geschick geleiteten und weithin anerkannten Mädchenschule und dem damit verbundenen Internat, die zweite der evangelistischen Arbeit unter den Frauen, die dritte der Krankenpflege in den Missionarsfamilien und, soweit darüber hinaus Zeit und Kraft blieb, auch unter den Chinesen. Daneben entstand eine zweite Schwesternstation in Tschichin, auf der sich die auch medizinisch vorgebildete Schwester Clara Feist sowohl den Mädchen in der Schule wie den Kranken widmete. Leider hatte sie selbst viel mit Krankheit zu kämpfen.

Auf mehreren andern Stationen hätte man gern auch mit der Schwesternarbeit begonnen, wenn es nur die unsicheren Zeiten und die beschränkten Mittel erlaubt hätten.

Auch mit der Schularbeit machte man Fortschritte. Wir erwähnten schon, wie es sich mit dem Aufkommen eines groß angelegten Regierungsschulwesens für die Berliner Mission empfahl, demselben ihre Schulen anzupassen und einzugliedern, soweit das ohne Verleugnung ihres Missionscharakters möglich war. Den Plan zwar, in Siujin, wo bereits eine gutbesuchte Oberelementarschule bestand, neben der Mittelschule in Lufhang eine zweite für die Nordsynode einzurichten, ließ man wieder fallen, weil man nicht einen eigenen, für diesen Schuldienst voll qualifizierten Missionar zur Verfügung hatte. Man erwog ernstlich, ob es nicht geboten sei, wenn doch die Lufhanger Schule nicht mehr nur die Vorschule für das Katecheten-Seminar im Kanton sein solle, sie wieder in diese volksbelebte und bildungshungrige Stadt zurückzuverlegen. Jedenfalls war es erwünscht, den Unterbau des Schulwesens mit Ober- und Unterelementarschulen gut zu fundamentieren. In Fuidschu am Ostflusse wurde auf einem in der Nähe des Missionshauses erworbenen Grundstücke mit unsäglich Mühe eine stattliche Oberelementarschule errichtet und dahin die bisher in dem abgelegenen Dschutongau betriebene Knabenanstalt verlegt. Eine zweite Oberelementarschule war in Lufhang mit der Mittelschule verbunden. Eine dritte legte man in der Nordsynode in dem 1½ Stunden von der belebten Kreisstadt Namhung in ländlicher Stille gelegenen Siujin an; man überzeugte sich aber auch hier, daß Schulen, die nicht nur als geschlossene Internate geplant, sondern auf breitere Schülerkreise berechnet sind, nur in der Stadt gedeihen. Dreijährige Unterelementarschulen wurden allmählich auf der Mehrzahl der Stationen angelegt. Daneben bestanden etwa 40 sogen. Tagesschulen weiter, wie sie in der Mission von Hanspachs Zeit her üblich waren. Das waren aber meist recht bescheidene Betriebe in chinesischen Formen, bisweilen auch mit heidnischen Lehrern, deren Bestand von einem Jahr zum andern zweifelhaft war. Man brauchte sie als Stützpunkte der weit zerstreuten Evangelisationsarbeit in den Außenbezirken. Eine Schwierigkeit des Schulwesens bot das Lehrpersonal. Die Berliner Mission hatte kein Lehrerseminar. Man richtete Schnellkurse ein, um die Lehrer im Unterrichten europäischer Fächer und in der Methode zu schulen.

Ein weiterer neuer Zweig der Arbeit war die Jungmännerarbeit,

die Leuschner mit gewohnter Tatkraft in Angriff nahm. Der Christliche Verein junger Männer in Schaudschufu, der nach dem Vorbilde der amerikanischen Vereine in China organisiert war, blühte fröhlich auf und zog zumal in den Jahren nach dem Siege der ersten Revolution, als viele der höheren Beamten und der Soldaten in der Nordsynode Christen oder dem Christentume geneigt waren, viel Aufmerksamkeit auf sich. Auch Wohlgemut in Namon interessierte sich lebhaft für diese Arbeit, und in Tschichin plante man ernstlich die Einrichtung eines solchen Vereins, ohne daß es dazu gekommen wäre, nachdem die erste Begeisterung verflogen und ein Umschwung der Stimmung eingetreten war.

Die Zahl der Hauptstationen wurde kaum vermehrt. Allerdings wurde das schon seit einigen Jahren von Wohlgemut besetzte Namon nun (1907) ausdrücklich als Hauptstation anerkannt. Wohlgemut hatte es hier verstanden, sich mit der Bevölkerung und besonders auch mit den Behörden zu stellen. Es war ihm sogar ein verfallenes Buddhistenloster, Sifasan, mit den dazu gehörigen Ländereien, damals eine öde Ruinenstätte, überlassen, und er hatte erfolgreich darauf chinesische Bauern angesiedelt; allerdings wurde er später genötigt, diesen wertvollen Besitz wieder billig zu verkaufen. Es zeigte sich immer deutlicher, daß das bereits in der Provinz Kiangsi gelegene Namon sprachlich und volllich erheblich andere Missionsbedingungen hatte als die Kwangtung-Provinz. Verkehr und Handel weisen schon auf den Janhkeiang hin; die Verkehrssprache ist Süd-Mandarin. Das Gebiet wurde besonders schwer von der Boxerbewegung der Schintafui heimgesucht, die hier in Stadt und Land ihr Haupthinterland hatten. Es war schade, daß wegen des großen Missionarismangels die Station einige Jahre leer stehen mußte. Im Kwuischen-Kreise stellte es sich heraus, daß sich das ausgedehnte Gebiet mit den zahlreichen Außenstationen von den beiden ziemlich an der Peripherie gelegenen Hauptstationen Fuidschu und Dschutongau nicht ausreichend versehen ließ. Trotz der Fiebergefahr wagte es deshalb der junge Edart, sich wieder in Fumui niederzulassen, an dessen Stationsgebäuden zu dem Zweck einige bauliche Änderungen vorgenommen wurden. Alle weitergehenden Pläne, wie die Einrichtung einer ärztlichen Station in der Nordsynode, die Begründung neuer Hauptstationen in dem schon so lange bearbeiteten Kreise Tsiangjen oder in den drei südlich von Kanton gelegenen Punt-Kreisen mußten von Jahr zu Jahr hinausgeschoben werden.

Bei dem chronischen Missionarismangel und dem im Vergleich zu ihrer Zahl zu weit ausgezogenen Netz von Evangelistenposten lag ein umso größerer Teil der Verantwortung auf den chinesischen Mitarbeitern. Leider machte man doch im allgemeinen die Erfahrung, daß auch die ordinierten Pfarrer, also die Elite unter ihnen, zur selbständigen Führung von Stationsgebieten kaum imstande waren. Teils fehlte es ihnen bei ihren Volksgenossen und bei den Behörden an Autorität, teils wußten sie ihren Mitarbeitern gegenüber nicht die richtige Stellung ruhiger Überlegenheit über kleinliche Reibungen zu behaupten. Und die Mehrzahl der andern Mitarbeiter, die Katecheten, Evangelisten und Hilfeevangelisten brauchten es, daß ein wachsameres und verständnisvolles Auge ihre Amtsführung überwachte. Mangel missionarischer Aufsicht erwies sich in diesen unruhigen und aufgeregten Zeiten als fast ebenso verhängnisvoll wie die jugendliche Unerfahrenheit von Neulingen. Es kamen bedauerliche Entgleisungen vor: Ein Gehilfe wurde entlassen, weil er ein Mädchen als Sklavin gekauft und wieder verkauft hatte, ein anderer, weil er sich dem Opiumrauchen ergeben hatte, ein dritter, weil er im Ehebruch lebte usw. Vielleicht spiegelt nichts die trostlose Verworrenheit der Zeit, die auch sonst brauchbare Menschen des inneren Haltens beraubte, so deutlich wieder wie diese Wirren. Kein Wunder, daß auch die Gemeinden gesichtet wurden, wie wenn der Sturm im Herbst die Bäume schüttelt und die abgestorbenen Blätter abreißt. Nicht erfreulich war es, daß gerade in dieser kritischen Zeit in dem Stationsgebiete von Fuidschu und besonders in dieser Stadt selbst 1909 die amerikanischen Adventisten eindrangen; nicht daß nicht in der Stadt mit einer Viertelmillion Einwohnern noch Raum für eine zweite Mission gewesen wäre; aber die Arbeitsweise gerade dieser Mission ist von der unseren sehr verschieden, und sie macht uns die Gehilfen durch das Angebot erheblich höheren Gehaltes abspenstig oder nimmt die von unseren Missionaren als unbrauchbar Entlassenen in Dienst.

Wichtiger war es, daß die drei B-Missionen, Basel, Barmen und Berlin, in der Kantonprovinz enger zusammenzurücken begannen. Es hatte an Reibungen zwischen ihnen nicht gefehlt. Als die Berliner Mission mit ihrer Arbeit unter den Hakkas eingetreten war, gab es den Baslern gegenüber wiederholt Grenzberichtigungen, indem Außenstationen auf Grund friedlicher Vereinbarung, meist zum Schmerze der beteiligten chinesischen Christen

von einer Mission an die andere übertragen wurden. Schwieriger war die Lage der Barmer Mission gegenüber; diese hatte sich bewußt auf die Arbeit unter den Puntis beschränkt, und sie hatte wohl angenommen, daß sich die Berliner auf die Arbeit unter den Sakka beschränken würde. Allein weder war das vertraglich ausbedungen, noch war es für die Berliner durchführbar, schon weil ihre Hauptstation Kanton in einer fast reinen Puntistadt lag. Da gab es wiederholt Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Missionsleitungen, die zur Festlegung eines modus vivendi führten, der die Entfaltung der Berliner Mission nicht einschränkte. Um so wichtiger war es, daß die drei einander so nahe stehenden Missionen sich auf Wanderkonferenzen (1907 und 1909 in Hongkong, 1910 in Tungfun, 1912 in Kanton) zusammenfanden. Jede Mission war dabei durch ihren Präses und drei Missionare vertreten. Die Ergebnisse der Verhandlungen waren vorläufig noch nicht erheblich: Man einigte sich auf die Herausgabe eines gemeinsamen Kirchen- und Wochenblattes, dessen Schriftleitung der Barmer D. Genähr übernahm, das sich aber nicht einbürgerte, ferner über einen gemeinsamen Wandkalender und ein Gesangbuch. Es war schade, daß in der Zwischenzeit zwischen den Konferenzen kein „Fortsetzungsauschuß“ die angeknüpften Fäden weiterspinn.

Die Zahl der Gemeindeglieder hat sich unter der Not der Zeit in den Berliner Gemeinden in diesem Jahrzehnt sogar um ein geringes vermindert; sie betrug 1906: 8389, 1913: 8304 Getaufte. Es waren eben außer der starken Dichtung viele durch Auswanderung verloren gegangen. Die Stimmung im allgemeinen war: Wir hatten durch den Anschluß an die Gemeinde entweder ein Wachstum unseres „men“, des den Chinesen so überaus teuren sozialen Ansehens, oder Schutz gegen die Unterdrückung der Behörden und Schutz gegen Trias und Räuber erwartet. Unsere Hoffnung ist nach allen diesen Richtungen hin enttäuscht. Die Lage hat sich vielmehr so gestaltet, daß wir als Christen den Anfeindungen der heidnischen Volksgenossen, den Bedrückungen der fremdenfeindlichen Behörden und den Vergewaltigungen der Räuber in doppeltem Maße ausgesetzt sind; unsere Sippenverbände, an welchen wir sonst den erforderlichen Rückhalt hatten, lassen uns im Stich, ja sie sind unsere besonders gehässigen Widersacher geworden; und die Missionare wollen oder können uns nicht helfen. Was hat es dann für Zweck, sich der Gemeinde anzuschließen?

Zum Glück gab es in allen Gemeinden einen Kern echter, auch leidensfreudiger Christen. Aber gerade in den Kreisen, wo sich in den vorausgehenden Jahren etwas wie eine vollstümliche Bewegung zum Christentume anzuspinnen schien, in der Gegend von Sipauschui und Schongschui im Pooklokreise nördlich vom Ostflusse und in den drei südlichen Puntikreisen Sanwui, Schuntat und Höngschan kam die Bewegung nicht ohne Schuld der Mission, welche die Christenhäuflein nicht richtig zu pflegen in der Lage gewesen war, ins Stocken. Ein Notstand war es, daß noch immer das Verhältnis der christlichen Frauen zu den Männern in den Gemeinden unbefriedigend war. In der Kantoner Gemeinde waren neben 761 Männern nur 159 Frauen, in Tuidschu neben 505 Männern nur 53 Frauen, in Jinsa neben 257 Männern 49 Frauen vorhanden. So bildeten sich keine christlichen Familien und damit keine festgewurzelte christliche Sitte. Das wurde nur anders, wo entweder das Christentum schon in dem zweiten und dritten Geschlecht fest eingewurzelt war, wie in dem Fajentkreise, wo Lufhang neben 479 Männern 316 Frauen, und das jüngere Schakko neben 534 Männern wenigstens 280 Frauen zählte, oder wo wie in Schaudschufu intensivere Frauenarbeit betrieben wurde. Dort gab es doch 1913 neben 479 Männern schon 195 Frauen in der Gemeinde. In dieser Stadt Schaudschufu bestand übrigens seit 1909 unter der Leitung von Frau Leuschner in Verbindung mit der Hildesheimer Blindenmission, aber im Rahmen der Berliner Mission eine kleine Blindenschule mit acht Insassen, ein Zeugnis der christlichen Barmherzigkeit auch gegen die in China am niedrigsten gewerteten Menschenkinder.

Ein frisches Lebenszeichen war es, daß die Berliner China-Mission eine lebhaftere literarische Tätigkeit entfaltete, um in der Heimat für sie Teilnahme und inneres Verständnis zu wecken. Martin Schlunt verarbeitete in drei Heften die reichen, wenn auch bruchstückartigen Ergebnisse von Sauberzweig-Schmidts Visitationsreise: in dem ersten Bändchen: „Drei Jahrzehnte deutscher Pioniermissionsarbeit in Südhina 1852—82“ veröffentlichte er eine von S. Schmidt geschriebene Studie über die Vorgeschichte der Berliner Mission; in dem zweiten: „Durch Chinas Südprovinz“ arbeitete er zusammen, was sich aus den Druckschriften, Protokollen und Tagebüchern über die Visitation in Südhina erheben ließ; in dem dritten Hefte: „Durch Deutsch-Kiautschou“ leistete er denselben Dienst für die Kiautschou-Mission, hier noch mehr auf unmittelbaren Ausarbeitungen des Visitators

füßend. Eine glückliche Feder hatte C. J. Voskamp, dessen Schriften sich bald über die Berliner Mission hinaus einen großen Freundeskreis sicherten. Nach einigen kleineren Heften*) schrieb er 1906: „Gestalten und Gewalten aus dem Reiche der Mitte“, eine Reihe von (4) Vorträgen: Buddhistisches und Antibuddhistisches in China, Aus einer alten chinesischen Stadt (Kanton), Das Ende eines chinesischen Dramas (der Taiping Rebellion) und Der Märtyrer aus der Mandschurei (Tang). — Alter war die 1898 veröffentlichte Schrift: „Zerstörende und aufbauende Mächte in China“, ein farbenreiches Bild von den gärenden Mächten in China vor dem Boxeraufstande. Ihr entsprach in etwa die 1914 veröffentlichte Schrift: „Das alte und das neue China“, worin mit einer großen Kraft plastischer Darstellung und einer Fülle gutgewählter Beispiele, auch aus der neuesten chinesischen Literatur der kaleidoskopische Wechsel von Stimmungen und Strömungen in China an unserem geistigen Auge vorüberzieht. Neben Voskamp hat sich besonders F. W. Leuschner hervorgetan. Im Jahre 1902 entwarf er in der Schrift: „Aus dem Leben und der Arbeit eines Chinamissionars“ ein anziehendes Bild von der vielseitigen Arbeit des Missionars als Prediger, Lehrer, Arzt und Baumeister, vom Leben der Missionsfrau und ihrer Familie. In späteren Schriften hat Leuschner in novellistischer Einleidung chinesische Missionsprobleme behandelt. Die „Frau des Chinesen“ ist eine gebildete, romantische Engländerin, die einem Chinesen, einem englisch gebildeten Arzt nach China folgt, weil sie denkt, daß ihr Einfluß ihn dem englischen Volke immer ähnlicher machen und seine europäische Bildung ihn über die niederen Sitten und Gebräuche des Heidentums erheben werde. Statt dessen nimmt sich der chinesische Arzt in China bald noch eine zweite Frau, eine Chinesin, und setzt seine europäische Frau in den Frauengemächern einem Leben der Verachtung und Demütigung aus. Das Buch: „Der Reischrist oder menschliches Elend und göttliche Barmherzigkeit“ erzählt die Lebensgeschichte eines schlichten chinesischen Christen, Atshan oder später Wen, eines vielgeprüften, aber im Leiden bewährten Mannes, eines der vielen, im Leiden bewährten Christen, welche durch ihren schlichten, echten Wandel das Gerede von den Reischristen Lügen strafen.

*) C. J. Voskamp, Ein Blumenstrauß von Missionsgeschichten. 32 S. Confuzius und das heutige China. Ein Vortrag, gehalten vor dem Ausbruch der Völgerbewegung. 16 S.

Leuschners Frau gibt in dem Buche „Auf Vorposten in China“ in Form von Briefen und Tagebuchblättern ein schlichtes, anschauliches Bild von dem Tun, den Freuden und Leiden einer chinesischen Missionsfrau. Der Marine-Pfarrer A. F. Müller gab in seinem Reisebuche: „Im Kantonland, Reisen und Studien auf Missionspfaden in China“ lebendige Schilderungen von seinen Streifzügen im Kanton-Unterland, auf Basler und Barmer Stationen, besonders aber von seinen wiederholten Besuchen auf Berliner Stationen während der letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts. G. Endemann stellte in seinen „Sagen und Märchen aus dem Reiche der Mitte“ einen Blumenstrauß von Erzählungen zusammen, wie aus der Welt von „Tausend und eine Nacht“. Zauberer, Geister aller Art, Götter und Könige agieren darin, wie in einer richtigen Zauberwelt; die Grenze zwischen dem Märchen und der mythenbildenden Volksphtasie ist oft schwer zu ziehen. Das Ganze ist ein Stück echt chinesischen Volkstums von der innersten Seite der Seele. Giesel erzählte in der Broschüre „Tuidschu oder der Kampf um eine große Stadt“ die unruhig bewegte Geschichte des zähen Ringens um die Besetzung der Station Tuidschu.

VI.

Die Berliner Mission in Südkina während und nach dem Weltkriege.

Der Ausbruch des Weltkrieges bedeutete für die Berliner Missionsarbeit in der Kwangtung-Provinz einen tiefen Einschnitt. Wir verfolgen zunächst wieder die Entwicklung der Verhältnisse in China, im besonderen im Umkreise der Mission. Sie war kurz gesagt trostlos. Zunächst schien es ja, als sei in Juanschitai in Peking der starke Mann an das Ruder gekommen, der das schwer bedrohte Staatsschiff durch Stürme und Klippen hindurchsteuern könne. Allein eine Reihe verhängnisvoller Verwicklungen führte über ihn selbst die Katastrophe und den Untergang herbei: Juan sah ein, daß er mit einem Reichstage, der eine radikale Majorität der Kuomintang-Partei aufwies, nicht regieren konnte. Er schidte diesen Reichstag nach Hause, erließ aus eigener Machtvollkommenheit eine neue Verfassung und ließ auf Grund derselben einen neuen Reichstag wählen.

Der nach Hause geschickte Reichstag stellte zugleich den gegen den Norden nichts weniger als freundlich gestimmten Süden des Reiches und die Bestrebung provinzieller Selbstverwaltung und des Föderalismus im Gegensatz zu der in Juans Händen vereinigten starken Zentralgewalt und dem zentralistischen Regiment dar. Er zettelte in den Sübprovinzen eine Empörung nach der anderen, die Losreißung einer Provinz nach der anderen an. Unterdessen strebte Juan mit Planmäßigkeit und Willensstärke auf die Kaiserkrönung und die Gründung einer neuen Dynastie los. Damit setzte er sich in Gegensatz zu den republikanisch und demokratisch gebildeten Jungchinesen, die ihre Ideale an dem nordamerikanischen Staatswesen orientierten. Noch verhängnisvoller war, daß Japan ein starkes Interesse daran hatte, keine starke Zentralgewalt in China aufkommen zu lassen. Und Japan benutzte die Jahre, wo die westlichen Großmächte auf den europäischen Kriegsschauplätzen gebunden waren, um seine Vorherrschaft in Ostasien aufzurichten. Da war ihm eine so überragende Persönlichkeit wie Juanschikai im Wege. Im Juni 1916 wurde die Welt erschreckt durch die Nachricht, daß Juan tot sei, vielleicht ist er durch Gift von seinen Widersachern oder Neidern aus der Welt geschafft. Für China war dadurch wenig gewonnen, aber viel verloren. Es wurden in nächsten Jahren nacheinander drei Präsidenten, Viquanhung, Feng tso tschang und Hsü schi schang gewählt. Wie viel guten Willen sie auch haben mochten, sie waren alle drei dem Wirrwarr, der sich immer unheilvoller verwickelnden inneren und äußeren Lage nicht gewachsen. Auf der einen Seite stellte Japan immer drückendere Forderungen, die das stolze China geradezu in ein Vasallenverhältnis zu Japan zu bringen geeignet waren: Die fruchtbare und entwicklungsfähige Mandschurei, das Stammland der letzten Dynastie und das wichtigste Ackerbausiedelungsgebiet für die überbevölkerten Nordprovinzen Chinas, wurde von Japan besetzt; die große und reiche Provinz Schantung, die Heimatprovinz des Konfuzius und Menzcius, im Gegensatz zu allen feierlichen Zusicherungen nach der Eroberung von Tjingtau festgehalten; der japanische Handel verdrängte strupellos den europäischen Wettbewerb, auch den Englands und Nordamerikas, und setzte sich in den Besitz der reichen Kohlen- und Erzlager, der Eisenbahnen und Wasserstraßen. Die Chinesen waren nicht mehr Herren im eigenen Hause, und dazu wurden alle Augenblicke Zwischenfälle herbeigeführt, die den Japanern Anlaß zu neuen brutalen Forderungen gaben. Das

japanische Unheil konnte so groß nur werden, weil der Staatsschatz Chinas leer war und von den oberen und unteren Behörden mit den Hilfsquellen des Reiches in unverantwortlicher Weise gewirtschaftet wurde. Die chinesische Staatsmaschine konnte nur mit immer neuen Anleihen in Gang gehalten werden; und Japan schoß den gewissenlosen Ausbeutern an der chinesischen Staatskrippe zu unerhörten Wucherzinsen oder demütigenden Bedingungen nur immer gerade so viel vor, daß China nicht Bankrott machte, aber auf Japans guten Willen angewiesen blieb. Und dazu kamen nun die unheilvollen, selbstmörderischen Bruderkriege, erst 1916 zwischen dem Norden und Süden, und dann seit 1920 zwischen den Militärdiktatoren der Anfu- und der Tschilipartei. Da diese kriegerischen Wirren das Berliner Missionsgebiet einmal um das andere geradezu verhängnisvoll heimsuchten, müssen wir auf sie etwas näher eingehen. In der Kiangsi-provinz häufte 1916 der Norden Truppen gegen die aufständische Kwangtung-Provinz zusammen. Es war für Nam on eine trübe Zeit. So korrekt und freundlich sich die oberen Heerführer stellten, so übel war der gemeine Soldat. In China wirbt man ja mit Vorliebe die Soldaten aus den Reihen der Räuber. So ist es begreiflich, daß das Volk bitter unter der Soldatenplage zu leiden hatte. Dennoch galten anfangs die Kapellen als sichere Zufluchtsstätten für Leben und Eigentum. Als dann die Gewöhnung die anfängliche Scheu zerbrach, und keine Obrigkeit mehr das zügellose Militär in Schranken halten konnte, wirkte Missionar Wohlgemut als ein Ordnungselement. Er tat sich als Arzt für Militär und Zivil auf und half vielen Leidenden. Dafür wurde er auch allgemein geachtet; seine Schutzbriefe schützten auch im Lande Christen und Heiden besser gegen Soldatenwillkür als die eigene Obrigkeit. Dann fiel das Nordheer, den Moiliang-Paß übersteigend, mordend und brennend in die Kwangtung-Provinz ein. Die Station Namhyung war der erste Mittelpunkt der Kämpfe. Die Südtruppen zogen ab, die Behörden flohen. Die geängsteten Bürger forderten den Feind, den sie schon vor den Toren glaubten, auf, einzuziehen. Die Nordtruppen zögerten, Verrat fürchtend. Kaum hatten sie die Stadt besetzt, da kamen die Südtruppen mit Verstärkung wieder. Die Nordtruppen wollten ihnen ausweichen und wurden beim Abzug furchtbar zusammengeschossen. Am 23. April 1916 fand eine große Schlacht statt, die Nordtruppen erlitten eine Niederlage. Die Südtruppen steckten die Stadt Namhyung in Brand, weil sie sich von ihren Behörden verraten glaubten. Dann aberkehrten die Nord-

truppen wieder, und nach achttägigem Kampf drangen sie siegreich in die Stadt, plünderten sie drei Tage lang und brannten sie nieder. Auch die Missionsstation wurde zerstört, die massive Kirche ausgeraubt, nur einige Christenhäuser blieben stehen. Missionar Homeyer verlor sein Eigentum und mußte in die Berge fliehen. Der Schaden der Mission wurde auf 36 000 Dollar geschätzt. Nur 1½ Stunden von Namhyung liegt die Landstation Siujin. Sie war für viele eine Zufluchtsstätte geworden. Der Stationsmissionar Huhn weilte seiner Gesundheit wegen in Kanton; aber der junge Missionar Schramm hütete die Station. Reiche Beute vermutend, waren die Soldaten verschiedentlich vor die Pforten gekommen, hatten sie aber geschlossen und bewacht gefunden. Da legten sie Feuer an die hölzernen Tore. Schramm ließ aber Lärm schlagen und die Glocken läuten. Da zog das Gesindel ab; das Feuer war wieder gelöscht. Die Südtruppen zogen weiter nach Tschichin, das von Truppen des Generals Lung tshi twong verteidigt wurde. Dessen Truppen zogen dann aber ab, und die rebellischen Südtruppen nahmen die Stadt in Besitz. Die Kugeln pfiffen um das Missionshaus; es wurde aber glücklicherweise niemand verletzt. Die Kriegswelle wälzte sich gegen Schaudschufu. Am 19. Juni begann das Schießen. Das Missionsgehöft füllte sich mit Flüchtigen an. Die Fürsprache des Superintendenten Leuschner rettete die Stadt vor Zerstörung. Der alte Präfect Dai fu zten klammerte sich an den Missionar und meinte nur in seiner unmittelbaren Nähe seines Lebens sicher zu sein, bis Leuschner ihn persönlich aus der Stadt geleitete und in Sicherheit brachte. Der General Li tet giun zog südwärts gegen Kanton. Längere Zeit lagerten seine Truppen bei der Station Lu fhang, dem Heere des Peking treuen Generals Lung tshi twong gegenüber. Es schien, daß Lu fhang selbst zum Schlachtfeld werden müsse. Aber auf die Vorstellungen des Missionars Gramatte hin zog man sich so weit von der Station zurück, daß diese nicht gefährdet wurde. Als dann die Truppen Lungs schließlich bei Nacht eiligt ihre Stellungen räumten, war die Gefahr für Lu fhang beseitigt. Im August wurde um Kanton gekämpft. Verirrte Kugeln fielen wiederholt auf dem Stationsgrundstück nieder; abgesehen von einer leichteren Verwundung eines chinesischen Mädchens ist auf der Station kein Unglück geschehen. Die Zentralregierung ließ schließlich den ihr ergebenen, allerdings grausamen und rücksichtslosen General Lung fallen; er ging nach der Insel Hainan. Auch das Gebiet des Kwu i =

ſchen-Kreiſes wurde damals von Revolutionskämpfern heimgeſucht. Hier waren die Revolutionstruppen vielfach nicht reguläre Truppen, ſondern am Orte ſelbſt oder aus der Nachbarſchaft angeworbene Räuberbanden. Fuidſchu, wohin der Präfekt ſeine ganze Macht geſammelt hatte, wurde am Stillen Sonnabend von den Rebellen beſtürmt. Die Miſſionare wurden um Vermittelung zwiſchen den Parteien gebeten. Sie traten wiederholte Botengänge an, wobei ſie von beiden Seiten beſchoſſen wurden. Es kam wenigſtens ein Waffenſtillſtand zuſtande. Der Entſatz von Kanton gab zunächſt der Regierung die Oberhand, in Wahrheit freilich nicht dem Präfekten, ſondern dem völlig zuchtloſen Soldatengeſindel, das furchtbar im Lande hauste und auch gegen die Miſſionare eine ſo drohende Haltung annahm, daß die Miſſionarsfamilien — dabei ein erſt zweitägiges Kind — zu Fuß aus dem von aller Verbindung abgeſchnittenen Fuidſchu nach Kanton flüchteten. Die Unruhen und die Unſicherheit dauerten monatelang an; mehrere Außenſtationen wie Maon, Sipauſchui und Schuiheu wurden ausgeplündert. Auch in das Miſſionsgrundſtück in Fuidſchu drangen die Horden ein und plünderten die Miſſionarswohnung und das Schulhaus.

Nicht minder bedenklich und bedrohlich waren die Wirren 1920. Damals ſtritten in der Kwangtung-Provinz mindestens drei Parteien um die Herrſchaft. Die eigentlichen Kantoneſen, meiſt der radikalen Kuomintang ergeben, hatten zeitweiſe das Heft aus den Händen verloren. Truppen aus der Nachbarprovinz Kwangſi unter ihrem kraftvollen Führer Lujungtin ſtanden in Kanton; im Nordflußgebiete hatten ſich Truppen aus der Nachbarprovinz Jünnan feſtgeſetzt. Die gemeinſame Gegnerschaft gegen die von Peking unterſtützten Kwangſileute einte die Kantoneſen und die Jünnaſen. Doch wurde die Stellung der Jünnantruppen dadurch ſehr erſchwert, daß ihr Führer, der Generalgouverneur Tang tſchi jao beim Kampf um die Provinz Sztſchuen eine Niederlage erlitt, und daß einer ſeiner Unterführer, der General Li in Scha u d ſchu f u, der monatelang in der Stadt ſelbſt und im ganzen Nordflußgebiete in achtungswerthem Maße Ordnung gehalten hatte, mit Unterſtützung der Kwangſileute in Kanton eine Militärrevolte gegen ſeinen Chef Tang verſuchte. Sie mißglückte zwar, weil die Truppen treu blieben; aber ſie führte 20 000 Kwangſileute in das Nordflußgebiet, welche ſich nun dort feſtſetzten. Ließen ſie auch den General Li fallen, ſo ſetzten ſie doch

in Schaudschu eine Regierung nach ihrem Wunsche ein. Das ganze Oberlandgebiet litt durch diese Wirren. In 11 Kapellen lag viel Einquartierung, erst Jünmanesen, dann Kwangstruppen. Wo die Gehilfen trotz des Drohens der Feldwebel und Unteroffiziere ihrer Pflicht gemäß bei den Kapellen blieben, war der angerichtete Schaden weniger groß. Wo sie dagegen die Kapellen feige verließen, sah es schlimm genug aus. Dazu kamen unerhörte Frohnden, besonders Preßung zu Trägerdiensten, wobei niemand verschont wurde, der in die Hände der Werber fiel. In Tinsa verjagte eine „Bürgerwehr“, die aus ziemlich zweifelhaften Elementen zusammengesetzt war, den Mandarin und tötete den Stadtsekretär. Sehr viel größer war diesmal die Bedrohung der Stationen im Kwuischenkreis, weil die Kantonesen aus der Provinz Fukien längs des Ostflusses siegreich nach Kanton vorrückten. Fuidschu war lange der Mittelpunkt der militärischen Bewegungen. Freunde und Feinde hausten gleich schredlich in den Dörfern der Umgebung. Ein Teil der Kapellen wurde stark beschädigt. Einige der Gehilfen konnten ihr und der Ihren Leben nur durch die Flucht retten, wobei sie Hab und Gut im Stiche lassen mußten. Die Einwohner in den Dörfern, die nicht rechtzeitig geflohen waren, wurden grausam hingemordet. Frauen jedes Alters wurden vergewaltigt. Am 21. und 22. Oktober sollte Fuidschu von den Kantonesen regelrecht gestürmt werden. Missionar Scholz und die Seinen waren in großer Gefahr. Allein die Besatzung floh im Schutze der Nacht nach Kanton; Fuidschu konnte ohne einen Schuß in Besitz genommen werden. Heillos waren die Zustände auf dem Lande, besonders in dem Stationsbereiche von Tumui und Dschutongau, wo die Truppen mit roher Willkür hausten.

Es ist nur zu begreiflich, daß in solchen Zeiten, wo es keine stramme und starke Regierung im Lande gab, das stets in der Stille wühlende Räuberunwesen unerhörten Umfang annahm. Es war niemand mehr seines Lebens und Eigentums sicher. Die Ernten wurden von den Feldern, das Vieh aus den Ställen, Männer und Frauen aus den Häusern geraubt, manche Ortschaften wurden bis zu zwanzig Mal geplündert, bis rein nichts mehr zu holen war. Viele wanderten aus, um im Auslande unter leichteren Verhältnissen und in größerer Sicherheit leben zu können. Aber auch abgesehen von Empörungen, Kriegswirren und Räubern folgte eine Not auf die andere. Besonders das Jahr 1915 war ein Notjahr, das Jahr des größten Wassers und der verheerendsten Überschwemmungen, aber auch

der größten Dürre, des kältesten Winters und des heißesten Sommers. Die Kälte war so groß, daß viele Bäume erfroren. Die erste Ernte ertrank im Hochwasser, die zweite Ernte versengte. Das Jahr 1917 brachte wieder Mißernte, und dazu kam ein großes Viehsterben, so daß die Bauern keine Ochsen und Büffel für die Feldarbeit mehr hatten. Im Jahre 1918 zog auch über Südhina die Grippe und verursachte ein großes Sterben. Mancherorts gab es nicht mehr Särge genug für alle Toten; ganze Familien starben aus. Man hat fast den Eindruck, daß die apokalyptischen Reiter mit ihren Wehen über das unglückliche Land zogen.

Zu alledem war die deutsche Mission noch durch den Krieg betroffen, und diese Not steigerte sich von Jahr zu Jahr. Heimreisen waren trotz der Gesundheitsgefahr eines überlangen Aufenthaltes in den Tropen fast unmöglich. Vier junge Missionare, Schramm, Schwarm, Wannags und Kohls eilten nach Tsingtau zu den Waffen. Wohlgemut konnte dorthin nicht mehr durchkommen. Schramm und Kohls waren bei der Belagerung von Tsingtau nur im Lazarettendienst verwendet; sie durften nach der Eroberung der deutschen Feste durch die Japaner auf ihr südhinesisches Arbeitsfeld zurückkehren. Wannags und Schwarm gerieten als Kombattanten in japanische Kriegsgefangenschaft und mußten dort bis zum Ende des Krieges aushalten. Schon sehr bald stellten sich Geldnöte ein. Die Missionare mußten ihre Ausgaben auf das äußerste einschränken. Die Gehilfen wurden zeitweilig auf Halbsold gesetzt, allerdings bei ihrem ohnehin allzukärglichen Einkommen eine auf die Dauer nicht durchführbare Maßregel. Am schwersten wurde das Schulwesen betroffen. Die meisten Schulen wurden geschlossen, so die Unterelementarschulen in Schaudschufu, Jinsa und Schaffok, die Oberelementarschule und die Mittelschule in Lufhang, die Mädchenschulen in Dschutongau und Kanton und das Seminar in Kanton. Die Oberelementarschule in Fuidschu wurde dadurch erhalten, daß der Präfekt 400 Dollar und andere Chinesen weitere 100 Dollar zu ihrem Unterhalt zeichneten. Diese Einschränkung des Schulwesens ging denn doch wohl zu weit; es kam darauf an, den Missionsbetrieb durch die Kriegszeit in möglichst großem Umfang durchzuwintern, um hernach die Möglichkeit zu haben, überall an die früher gesponnenen Fäden wieder anzuknüpfen. So bemühte sich das Komitee, den Superintendenten draußen durch Hinweise auf die Treue und Opferwilligkeit der heimatlichen Missionsgemeinde

Mut zur Aufrechterhaltung des Missionsbetriebes und zur Wiederanknüpfung etwa fallen gelassener Fäden zu mahnen. Betreffs der Schulen standen drei Interessen auf dem Spiele: Einmal war es geradezu eine Pflicht der Mission, den innerhalb der Gemeinde aufwachsenden Kindern christlicher Eltern oder wenigstens christlicher Väter Gelegenheit zu christlichem Religionsunterricht, zur Kenntnis der biblischen Geschichten, des Katechismus und des Gesangbuches zu geben. Diese Aufgabe ließ sich bei der weiten Zerstreuung der Gemeinden und ihrer Zusammensetzung aus kleinen Häuflein in heidnischen Dörfern vielfach nur dadurch lösen, daß für die Kinder auf den Hauptstationen in Verbindung mit der Schule Konfirmandenkurse gehalten, also Unter- und Oberelementarschulen eingerichtet wurden. Zweitens war die große Zahl und die leidlich solide Vorbildung der chinesischen Mitarbeiter von Anfang an die Stärke der Berliner Arbeit gewesen. Es war nun unvermeidlich, daß zumal, als der Krieg sich so lange hinzog und die inneren Verhältnisse des chinesischen Reiches sich auf dem Missionsfelde immer trauriger gestalteten, eine starke Lichtung in den Reihen dieser Mitarbeiter eintrat. Da aber war es unentbehrlich, daß auch ausreichend für Nachwuchs gesorgt wurde. Drittens spielten die Schulen in China in wachsendem Maße eine einflußreiche Rolle im Missionsbetriebe; die Chinesen hungerten eben nach dem westlichen Wissen, und die Mission hätte sich selbst aufgegeben, welche dies Bedürfnis nicht nach ihren Kräften befriedigt hätte. So bemühte man sich, eine Schule nach der andern wieder zu eröffnen. Am erfolgreichsten gelang das mit dem Mädchenschulwesen: Schwester Lydia Vorbein unterhielt in den drei Puntitreisen südlich von Kanton drei Mädchenschulen in Tailong, Sangtan und Sanwui; gar zu gern hätte sie in Sanwui mit größeren Mitteln eine eigene Schwesternstation mit Internat und Lehrerinnenseminar eingerichtet, und der Morgenländische Frauenverein war auch bereit, die Mittel dafür zur Verfügung zu stellen; aber bei den unruhigen und aufgeregten Zeitläuften mußte der Plan von Jahr zu Jahr verschoben werden. Noch schöner entwickelten sich die Mädchenschulen in Schaudschufu unter der tatkräftigen und geschickten Leitung von Schwester Clara Spener. Hier bauten sich eine Mädchenkostschule, eine Oberelementarschule, die registriert, also staatlich anerkannt war, und ein Lehrerinnenseminar auf, und diese Schulen genossen weithin im Oberlande Ansehen. Auch in Tschichin richtete die eigentlich für die Krankenpflege ausgesandte Schwester Clara Feist

eine Mädchenschule ein, die sich unter brauchbaren chinesischen Lehrerinnen gut entwickelte. Leider erlag diese Schwester im Jahre 1916 einer schweren tuberkulösen Krankheit, und damit kam die dortige Mädchenschule zum Stillstand. In Kanton eröffnete Superintendent Rolleder das Seminar wieder, und da die als Unterbau und Vorschule für dasselbe dienende Mittelschule in Lufhang noch nicht wieder im Gange war, richtete er vorläufig eine einjährige Vorschulklasse ein. In Lufhang wurden die Unter- und Oberelementarschule wieder eröffnet und man überlegte, ob man die Mittelschule wieder ebendort in dem abgelegenen Dorfe in Angriff nehmen oder sie nach Kanton verlegen solle. Vor dem Kriege war die Schule wesentlich Vorschule des Kantoner Seminars und deshalb Internat. Da hatte die abgelegene Lage mehr Vorteile als Nachteile. Aber empfahl es sich jetzt, wo die Schule neu aufgebaut werden sollte, nicht mehr, ihr eine breitere Grundlage zu geben und sie allgemein der bildungshungrigen Jugend zugänglich zu machen? Zudem hatten inzwischen die beiden jungen Missionare Reißig und Wahl in Kanton die früher vom Auswärtigen Amte und der deutschen Kaufmannschaft unterstützte Mittelschule übernommen. War das nicht der gewiesene Ausgangspunkt der neuen Mittelschule? Aber die Unter- und Oberelementarschule sollten in Lufhang bleiben. Und zwar wurden sie in der Weise wieder eröffnet, daß fortan die Schüler ein die Unkosten einigermaßen deckendes Kost- und Schulgeld zahlen sollten. Jeder Schüler zahlt einen Dollar Aufnahmegebühr, dazu in der Unterschule 22 Dollar Kost- und vier Dollar Schulgeld, in der Oberschule 26 Dollar Kost- und 6 Dollar Schulgeld. Und diese neue Praxis hat sich ohne zu große Schwierigkeit durchführen lassen, die Schule wird trotzdem gut besucht. Daneben bestanden manche der einfachen Dorfschulen weiter oder wurden in chinesischer Weise neu eröffnet. Immerhin wiesen alle Schulen statt der 1814 Schüler im Jahre 1913 im Jahre 1917 nur 573 Schüler auf.

Die Geldversorgung machte jahraus jahrein große Schwierigkeiten. Das chinesische Arbeitsfeld hatte fast keine eigenen finanziellen Hilfsquellen wie das afrikanische. Die Gemeinden waren fast durchweg klein und arm; die allgemeine Unsicherheit infolge der Bürgerkriege und der Räuberplage und die damit zusammenhängende starke Auswanderung schwächte ihre Leistungsfähigkeit weiter. Auch waren die vor dem Kriege gemachten Versuche, die Gemeinden durch Ein-

richtung von eigenen Kassen mit Selbstverwaltung für die örtlichen Bedürfnisse nicht sehr erfolgreich gewesen. Solange Amerika neutral war, halfen die Amerikaner durch Vermittelung des China-Fortsetzungsausschusses ein wenig; dann war es möglich, durch die Deutsche asiatische Bank eine leidlich geordnete Geldversorgung einzurichten, bis auch China in den Krieg gegen Deutschland hineingezogen und diese Bank liquidiert wurde; dann war es einige Male möglich, über das neutrale Ausland Geld hinauszubekommen. Immerhin waren diese Hilfsmittel so unzureichend, daß die südchinesischen Missionare es trotz der unzureichenden Besetzung der Missionsstationen nicht glaubten umgehen zu können, daß im Sommer 1920 die Familien Vogt, Weiß, Homener, Edart und Missionar Zimmerling, die ohnedies urlaubsberechtigt waren, in die Heimat gesandt wurden, weil für ihren Unterhalt auf dem Missionsfelde das Geld nicht zu reichen schien. Da war es eine große Erleichterung, als sich im Jahre 1920 der amerikanische Lutherische Nationalrat (National Lutheran Council) in hochherziger Opferwilligkeit bereit erklärte, zur Fortführung der Berliner lutherischen Missionsarbeit in China für das Jahr 1921 im Monat 4000 Dollar, also im ganzen Jahre 48 000 Dollar zu zahlen gegen eine Rücklage des doppelten Nennwertes, also 8,40 M. für den amerikanischen Golddollar, und auch für das Jahr 1922 unter der gleichen Bedingung 3000 Dollar im Monat, also 36 000 Dollar im Jahre gewährte. Ohne diese Hilfsleistung der amerikanischen Glaubensgenossen wüßte die Berliner Mission bei der gegenwärtigen, katastrophalen Entwertung des deutschen Geldes in der Tat nicht, woher sie die Mittel für die Chinamission nehmen sollte.

Inzwischen senkten sich die Schatten der Sorge nur noch immer tiefer auf die von der Heimat abgeschnittenen Missionare in China. Der Postverkehr war gestört, nur ganz unregelmäßig kamen briefliche Nachrichten hinüber und herüber durch. Das chinesische Volk stellte sich zu den deutschen Missionaren überwiegend freundlich. Die Angelsachsen ließen es auch hier nicht an dem gehässigen Verleumdungsfeldzug gegen das Deutschtum in jeder Form und gegen die Deutschen insbesondere fehlen. Die Chinesen waren eher geneigt, in den Deutschen ihre Bundesgenossen gegen ihre gefährlichsten Bedränger, die Japaner, zu sehen, und sie hatten denn doch eine große Hochachtung vor einem Volke, das von einer erdrückenden Übermacht umstellt, sich vier Jahre lang mit übermenschlicher Kraft seiner Wider-
sacher erwehrte. Aber freilich in der großen Politik waren solche

Gefühlsmomente nicht ausschlaggebend. Die Entente wollte die Gelegenheit dieses Weltkrieges benutzen, um das Deutschtum in der ganzen Welt, auch in Ostasien, auszumerzen, und China war in viel zu weitgehender Abhängigkeit von ihr, um sich des ausgeübten Druckes zu erwehren. Als die Vereinigten Staaten in den Krieg gegen Deutschland eingetreten waren, brach China, dem Winke mit dem Zaunspfahl gehorsam und von dem amerikanischen Gesandten Reinsch getrieben, mit einer heuchlerischen Protesterklärung gegen die „Barbarei des U-Bootkrieges“ die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland ab. Und ein halbes Jahr später folgte, allerdings unter starken Widerständen in den chinesischen Regierungskreisen, die Kriegserklärung. Diese hatte ja nun kein wirkliches Eingreifen Chinas in den europäischen Krieg zur Folge; China hatte mit seinen eigenen endlosen Bürgerkriegen gerade genug zu tun. Aber die Deutschen wurden doch in ihrer Bewegungsfreiheit empfindlich eingeschränkt; der Besuch der Außenstationen war verboten, wenn auch dies Verbot nicht überall mit gleicher Strenge gehandhabt wurde. Es war ein empfindlicher Nachteil, daß so die Missionare vielfach nicht mehr imstande waren, die auf zerstreuten Posten vereinsamten Gehilfen im Auge zu behalten. Nicht wenige unter ihnen waren doch in Gefahr, ohne diese anspornende Kontrolle nicht in voller innerer Sammlung und stetiger Arbeit zu verharren. Die dunkelste Stunde aber kam nach dem Niederbruch Deutschlands und dem Waffenstillstande. Jetzt, in letzter Stunde, setzte die Entente alles daran, die Deutschen restlos aus China zu vertreiben. Durch starken Druck nötigten sie die chinesische Regierung, die allgemeine Ausweisung und Repatriierung der Deutschen zu verfügen. Mit den deutschen Kaufleuten gelang es ihnen auch fast vollständig. Die deutschen Ärzte, zumal die der Schanghaier Medizinschule, versteckten die Chinesen, bis die die Deutschen heimbefördernden Schiffe abgefahren waren. Die deutschen Missionare hatten größtenteils bereits ihre Ausweisungsverfügungen erhalten, manche hatten auch bereits ihre Habe veräußert und hatten sich mit ihrem Reisegepäck in den Hafen begeben. Aber nun setzte ein der chinesischen Regierung wohl nicht unwillkommener Petitionssturm mit Erklärungen, Telegrammen und Bittschriften seitens der Christengemeinden und ihrer Pastoren, aber vielleicht mehr noch seitens der heidnischen Gemeinden und der Mandarine ein mit dem Erfolg, daß alle deutschen Missionare auf ihren Stationen bleiben oder dorthin zurückkehren durften. Das stach merk-

würdig ab von dem brutalen Vorgehen der britischen Behörde in der englischen Kronkolonie Hongkong, wo alle deutschen Missionare, sogar die harmlosen Schwestern im Findelhause Bethesda, die mit selbstverleugnendem Dienst unter englischer Oberleitung im Magdalenenasyl (Refuge) arbeitenden Schwestern, und die in den Heimen für blinde Chinesenmädchen arbeitenden Hildesheimer Schwestern repatriiert wurden. Die deutschen Missionshäuser dort waren das eine für die Londoner Missionsgesellschaft, ein anderes für eine Polizeistation usw. hergegeben. So unwürdig behandelte das „christliche“ England diese Schwestern und die hinter ihnen stehenden Missionsvereine, die zum Teil seit sieben Jahrzehnten in stillem, treuem Dienst sich der armen, verwarlosten Chinesinnen angenommen hatten!

Wenn nun also auch die Berliner Missionare bleiben durften, so war doch auch in ihrem Kreise ein tiefgreifender Wechsel unvermeidlich. Einige junge Missionare wie Greiser, Trettin, Heidingsfeld, die Schwestern Käthe Steuer und Reimer waren wegen mangelnder missionarischer Eignung oder aus anderen Gründen ausgeschieden — Käthe Steuer, weil sie sich verheiratete. Fast alle andern hätten baldmöglichst die deutsche Heimat aufsuchen müssen, weil sie infolge des Krieges ohnehin schon länger, als ihrer Gesundheit zuträglich war, in dem nervenangreifenden Tropenklima ausgehalten hatten. So kamen im Laufe des Jahres 1921 drei Missionarsfamilien und eine Missionschwester, und auch im Jahre 1922 mehrere Familien heim.

Die Frage war nun, wann die Missionsleitung ausreichenden Ersatz und Nachschub hinausenden konnte, damit weitere Unterbrechung der Missionsarbeit nach Möglichkeit verhindert werde. So wurden 1920 drei junge Missionare und zwei Bräute, im Jahre 1921 drei Missionare und vier Missionschwestern, im Jahre 1922 eine Missionarsfamilie ausgesandt. Von den Schwestern verlobte sich eine bald nach ihrer Ankunft, und eine andere erkrankte schon unterwegs so schwer, daß sie gar nicht erst in den Dienst eintrat. Im Zusammenhang damit ging man nun auch in dem freilich begrenzten Rahmen, welchen die amerikanische Verwilligung zuließ, an den Wiederaufbau der Arbeit. Der Nassabund hatte mit dem Verluste von Deutsch-Ostafrika sein eigentliches Arbeitsfeld verloren; er verlegte seine Arbeit nach Südchina; die in der Krankenpflege gründlich und vielseitig ausgebildete Schwester Käthe Schoeniger war die erste Arbeiterin, welche sie dorthin aus sandte. Der Berliner Frauenverein

für China hatte mit der Aufhebung seines Findelhauses Bethesda in Hongkong seine alte, liebe Arbeitsstätte verloren; die Verhältnisse hatten sich auch im Laufe der Jahrzehnte in Südchina so weit umgestaltet, daß ein größeres Findelhaus kaum noch ein dringendes Bedürfnis war; und die aus der Findelhausarbeit hervorgegangene Schwester India Borbein hatte inzwischen in den reichen, dichtbevölkerten Puntikreisen südlich von Kanton so viele Anknüpfungspunkte und Arbeitsmöglichkeiten gefunden, daß sich die Augen des Berliner Frauenvereins dorthin richteten. Auch der mit der Berliner Mission verbundene Berliner Verein für ärztliche Mission hatte sein Arbeitsfeld in Deutsch-Ostafrika verloren, seine beiden Ärzte waren gestorben; er mußte einen neuen Anfang machen, und auch er wählte dazu das südchinesische Arbeitsfeld der Berliner Mission. Er sandte 1921 einen qualifizierten Arzt, Dr. Rummel, und seine gleichfalls medizinisch vollausgebildete Frau nach Kanton, um dort eine neue missionsärztliche Arbeit aufzunehmen. Der Plan war, nun endlich die lange ins Auge gefaßte ärztliche Station in Namhyung zu errichten; und die Chinesen schienen nicht abgeneigt, dazu erhebliche Zuschüsse zu leisten. Aber sie brauchten dazu mindestens zwei Jahre. So siedelte inzwischen das Ehepaar Dr. Rummel nach Kanton über. Dort entfaltete Dr. Rummel allerdings bald eine weitausgreifende ärztliche Tätigkeit. Er überzeugte sich indessen bald, daß er seiner Arbeit in Kanton ohne ein Hospital einen missionsärztlichen Charakter kaum geben könne, und ein solches zu errichten, war die Berliner Mission angesichts ihrer finanziellen Lage nicht imstande. Er schied deshalb 1922 aus dem Dienste der Berliner Mission wieder aus.

Am 13. August 1922 starb in Schaudschufu Superintendent F. W. Deuschner, nach menschlichem Ermessen ein unersetzlicher Verlust für unsere Mission. Geboren den 17. August 1862 in Trebnitz, wurde er am 27. September 1888 nach China abgeordnet und am 1. März 1891 ordiniert. Ein Anfang der Arbeit bestand schon damals in Namhyung, zu der Zeit der einzigen Station im Nordflußgebiet, insofern dort wenigstens seit vielen Jahren ein chinesischer Pastor angestellt war. Deuschner ließ sich in Siujin, eine Stunde vor den Toren von Namhyung, nieder und baute es zur ersten Station im Nordflußgebiete aus (1891). Hier wohnte er bis 1898. In diesem Jahre gründete er eine zweite Station in Tschichin, die er aber nur zwei Jahre, bis 1900 verwaltete. Im Jahre 1902 gründete er die dritte Station

in dem günstig gelegenen Schaudschufu und baute es seitdem mit unablässigem Eifer und großem Geschick aus. Hier blühten allerlei neue Arbeitszweige auf, die man sonst in unserer Mission nicht finden konnte, Jünglingsvereinsarbeit, Blindenschule, besonders auch die bestausgestattete Mädchenanstalt. Dort zuerst wurde die Schwesternarbeit voll eingegliedert und ein eigenes Schwesternhaus errichtet. Er versuchte auch eine Mission unter der chinesischen Urbewölkerung, dem fremdartigen Stamm der Miauze, zu organisieren, von denen Reste in der Nähe wohnen. Eine Fülle von Anregungen ging von ihm auf seine Mitarbeiter aus, er ist recht eigentlich der Schöpfer der Nordsynode gewesen. Er war ein missionarisch ungewöhnlich begabter Mann. Dabei war er schon seit vielen Jahren schwer leidend. Nur seine spartanische Härte gegen sich selbst, seine Willenskraft und manche gewaltsame selbstverordnete Kur hielten ihn trotz wiederholter ernstlicher Erkrankung immer wieder leistungsfähig. Von seiner ausgedehnten literarischen Arbeit haben wir bereits berichtet.

Und die Gemeinden? Es ist begreiflich, daß sie mehr Sichtung und Rückgang als Wachstum und Fortschritt aufwiesen. Die Zahl der Getauften betrug 1913: 8304, 1921: 7678. In den Schwankungen äußern sich auf der einen Seite die Wirkungen der trostlosen Zeiten, der Bürgerkriege, der Seuchen, der Räuberplage und der allgemeinen Unsicherheit, auf der anderen die Folgen der unzureichenden Pflege der Gemeinden. Es machte sich angesichts der schwierigen Lage der Gesellschaft störend geltend, daß sie ihr ausgedehntes Missionsfeld mit dem verhältnismäßig großen chinesischen Mitarbeiterpersonal, das ihr mit einer gewissen Regelmäßigkeit aus dem Kantoner Seminar zuwuchs, nicht ausreichend besetzte und zu viele Helferposten, Kapellen, Dorfschulen angelegt und zerstreute Gruppen von Christen gesammelt hatte, die es schwer war, geistlich und kirchlich ausreichend zu pflegen oder zu bewußtem Gemeindeleben zusammenzufassen. Drittens aber kam darin auch die veränderte Stellung der Berliner Mission in der öffentlichen Meinung zum Ausdruck. Noch um die Jahrhundertwende, wenn sich wie in Sipauschui im Pöflokreise oder in den drei Puntikreisen südlich von Kanton große Volkskreise zur Mission drängten, lagen dabei im Hintergrunde immer irgendwelche weltlichen Erwägungen: die Hoffnung, durch den Missionar eine wirksame Rechtsvertretung bei den chinesischen Gerichten zu erlangen, die man ihnen ja allerdings angesichts der öffentlichen Ungerechtigkeit, Bestechlichkeit und Parteilichkeit der Richter wohl gönnen konnte;

oder die Erwartung, durch das Ansehen der deutschen Missionare vor der Räuberplage geschützt zu werden; oder im allgemeinen die Zuversicht, daß man durch den Anschluß an die deutschen Missionare, die Vertreter des großen, mächtigen, stolzen Deutschen Reiches sein „men“, sein Ansehen steigern werde. Das alles fiel nun dahin. Das Deutsche Reich war zusammengebrochen, machtlos und verarmt; die deutschen Missionare waren ihrer Extritorialität beraubt und mithin selbst der chinesischen Gerichtsbarkeit unterstellt. Die Missionare hatten immer wieder erklärt, daß sie in weltlichen Dingen den Chinesen keine Vorteile gewähren könnten. Was hatte es dann, so urteilten die Durchschnittschinesen, noch für Zweck, sich den Missionaren anzuschließen, zumal diese obendrein immer stärker auf Bezahlung kirchlicher Beiträge, Beisteuern zu Kapellenbauten u. dgl. drängten und die heidnischen Volksgenossen ihnen den Übertritt zur Christengemeinde als Abfall vom nationalen Volkstum übelnahmen und sie dafür mit Rechtsverkürzungen oder schlimmeren Schädigungen strafte. Es war ein Glück, daß hin und her in den Gemeinden einzelne Christen, Männer und Frauen, waren, die in ihrem neuen Glauben Frieden des Herzens, Kraft zu einem neuen Leben und eine todüberwindende Hoffnung gefunden hatten, und die nun mit ihrem Leben und Sterben Zeugnis dafür ablegten. Es fehlte auch nicht an auffallenden Regungen und Bewegungen. In einem abgelegenen Außenbezirke von Tsumui, dem Dorfe Tschatschaf und seiner Umgebung, gab es gar etwas wie eine Pfingstbewegung. Um die Versammlungen einer der Baptistengemeinde angehörigen Frau, die im Rufe besonderer Gebetskraft stand, und die gerufen wurde, um durch ihr kräftiges Gebet die Macht einer gefährlichen Seuche zu brechen, entstand eine Bewegung mit Zittern, Schreien, Durcheinanderbeten, aber auch mit aufrichtiger Buße und Beichte, mit Versöhnlichkeit und anderen Zeichen echten Ergriffenseins vom Geiste Gottes, und vor allen Dingen mit so erfreulichen weiteren Nachwirkungen, daß man davon reden darf, daß die Mission dort eine pfingstliche Geistesausgießung erlebt hat. In Tai hang bei Tschatschaf finden seitdem regelmäßige Abendversammlungen statt, zu denen das ganze Dorf zusammenströmt, und in denen man sich mit Gottes Wort beschäftigt. Es sind auf Gemeindekosten zwei große Lampen zur Straßenbeleuchtung angeschafft worden, eigens um dieser abendlichen Gottesdienste willen, die den Leuten lieb geworden sind, obgleich sie eigentlich der chinesischen Sitte zuwiderlaufen, die mindestens den Frauen das

abendliche Ausgehen untersagt. Es handelt sich bei dieser Bewegung nicht um große Kreise. Die Gemeinde zählt einschließlich der Taufbewerber und der Kinder kaum 85 Seelen; es sind zugewanderte Haffa in Märkten und Dörfern, die sonst überwiegend von Hafflo bewohnt werden, und der Clanunterschied macht sich stark geltend. Aber es ist echtes, inneres Leben da, Leute, welche reiche geistliche Erfahrungen gemacht haben und von der sittlichen Erneuerung ihres Lebens Zeugnis ablegen.

Auch das mochte zu einer Stützung der Berliner Arbeit führen, daß sich die lutherischen Missionen in China zu einer „Lutherischen Kirche“, oder, wie sie sie bezeichnend nannten, der „Glaubensgerechtigkeitskirche“ zusammenschlossen. Im August 1920 hatte auf dem Kifungshan, einem Erholungsaufenthalt in Mittelchina, eine Konferenz stattgefunden, die von großer Bedeutung werden wird. Eine Reihe von lutherischen Missionsgesellschaften in den Provinzen Honan, Hupeh, Hunan, im mittleren China, sind zu einem Bunde zusammengetreten, der sich „Lutherische Kirche in China“ nennt und das Ziel hat, alle lutherischen Missionsgesellschaften, die in China arbeiten, für das gemeinsame Ziel der Aufrichtung und des Ausbaus einer einheitlichen lutherischen Kirche in China zusammenzuschließen. An der Konferenz nahmen etwa 50 Westländer und Chinesen als Abgeordnete teil. Dazu fanden sich noch viele Besucher ein. Unter den Gesellschaften, die vertreten waren, ist zwischen einem inneren und einem äußeren Kreis zu unterscheiden. Der erstgenannte Kreis besteht aus solchen Gesellschaften, die zur Einigung entschlossen waren, und die auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehen. Es sind die (amerikanische) Augustanasynode, die auf dem Standpunkt der evangelischen Vaterlandstiftung in Schweden steht, die vereinigte lutherische, die finnische, die norwegische Missionsgesellschaft und die schwedische Kirchenmission. Die seit 1915 vorbereitete Verfassung gibt innerhalb des Rahmens des lutherischen Bekenntnisses jeder Mission volle Selbständigkeit in ihren eigenen Angelegenheiten als einer Synode innerhalb der Kirche und schafft zwei gemeinsame Einrichtungen: den Kirchenrat (Church Council) mit mindestens einem Drittel Chinesen) und die Kirchenversammlung (General Assembly), die jedes dritte Jahr zusammentritt. In feierlicher Weise wurde von jedem Vertreter die Unterschrift unter die Verfassung geleistet. Eine Reihe anderer Missionsgesellschaften waren vertreten, die den äußeren Kreis bildeten. Sie stehen der Gründung der lutherischen

Kirche mit warmer Zustimmung gegenüber, waren aber teils unter dem Einfluß heimatlicher Bedenken, teils wegen ihrer loseren Stellung zum lutherischen Bekenntnis für diesmal noch verhindert, ihren förmlichen Beitritt zu erklären. Von ihnen stehen die lutherische Freikirche, die lutherischen Brüder (beide amerikanisch) und der norwegische Chinamissionsbund, auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses. Der Schwedische Missionsbund lehnt die Verpflichtung auf die Augustana ab. Ebenso der Schwedisch-amerikanische Missionsbund. Die Schwedische Mission in China gehört der Allianz an und steht der Chinainlandmission nahe. Die dänische Missionsgesellschaft ist zwar lutherisch, ihr Arbeitsfeld, die Mandschurei, liegt aber von Mittelchina gar zu weit entfernt, und man hat dort bereits mit den presbyterianischen Brüdern in der Mandschurei Arbeitsgemeinschaft. Daß die Missionen dieses äußeren Kreises außer der zuletztgenannten noch in irgend eine engere oder losere Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche in China treten werden, ist durchaus wahrscheinlich. Die deutschen Missionsgesellschaften waren nicht vertreten gewesen, aber nicht aus Gründen innerer Art; lediglich die Verkehrsschwierigkeiten waren das Hindernis gewesen. Daß man auf den Beitritt zum mindesten der sogenannten drei B-Missionen (Basel-Barmen-Berlin) in der Kwangtung-Provinz rechnete, kam bei den Verhandlungen mehrfach zum Ausdruck. Und wenn die sehr schwierige Erörterung über den Ort der zu gründenden gemeinsamen Hochschule schließlich die südlichste der drei Provinzen Hunan zum Ergebnis hatte, so geschah es zum Teil gerade deswegen, weil es die deutschen Missionen dorthin am nächsten haben würden. Außer dieser Hochschule sind eine Lehranstalt für Lehrer, eine gemeinsame Industrieschule, ein Missionsheim und Missionsagentur in Hankau und ein gemeinsames Kirchenbuch geplant. Ein gemeinsames Gesangbuch liegt schon vor. Ein lutherischer Verlag, der gemeinsame Literatur schaffen soll, wurde gegründet. Die Berliner Mission rechnet bestimmt damit, in diesen Verband einzutreten, und ihre lutherische Vergangenheit weist sie in diese Richtung.

Den Bestand der Berliner Mission in der Kwangtung-Provinz gibt folgende Übersicht, in der leider die Zahlen der zurzeit unbesetzten Station Schokko fehlen:

Statistik für 1921:

Stationen	Missionare	Schmelttern	Pastoren	Freibürger	Conftige eingetretene Kräfte	Kolonisationen	Taufen				Conftiger Zugang	Abgänge		Beitrag am Jahresrückfluß	Kommunifanten		Taufbe-merber		Schüler	Schülerinnen			
							Im Ganzen	Männer	Frauen	Kinder		Getorbene	Conftiger Berluft		Getraufte	Männer	Frauen	Männer			Frauen		
Gaffa	2	—	1	9	9	10	44	27	3	14	—	4	—	533	237	123	346	169	?	?	9	111	72
Ranton	2	1	1	—	—	4	29	11	10	8	9	7	57	459	285	57	254	101	?	?	1	39	—
Gaidichu	2	—	1	4	1	6	7	—	—	7	37	6	18	321	149	62	217	97	?	?	—	—	—
Gumui	1	—	1	3	1	10	87	36	29	22	8	4	9	385	174	102	246	132	?	?	—	—	—
Mitongau	—	—	1	5	2	10	75	46	15	14	7	13	19	426	194	109	328	185	?	?	—	—	—
Lußang	1	—	1	8	6	11	63	16	17	30	74	36	59	1213	426	346	743	605	?	?	5	127	—
Chaffol	1	3	1	12	10	11	81	29	16	36	—	32	2	1127	535	274	806	589	52	21	5	30	143
Chandichufu	(1)	1	1	9	—	13	14	2	3	9	7	14	6	869	498	183	356	202	23	7	3	27	—
Chandichu	1	—	—	2	3	1	9	6	—	3	7	7	8	149	79	31	201	95	?	?	3	95	7
Chandichu	1	1	—	5	1	6	34	19	10	5	3	8	3	630	370	140	347	220	19	11	1	—	18
Chandichu	1	1	1	7	1	10	77	56	4	17	16	12	4	505	357	68	360	91	63	16	1	—	18
Chandichu	1	—	—	4	—	4	24	6	6	12	—	5	1	360	192	52	98	47	80	—	1	12	—
Ranton	9	1	5	29	17+6	51	305	136	74	95	135	70	162	3337	1465	799	2134	1239	—	—	15	277	76
Unterland	6	4	3	39	13+2	45	239	118	39	82	33	78	24	3640	2031	748	861	1244	—	—	14	165	186

Bericht fehlt

Ein wirksamer und unermüdlicher Freund der Mission war der Hilfsarbeiter im deutschen Generalkonsulat zu Schanghai, August Lüthje, ein Mann mit einem für die Ausbreitung des Reiches Gottes in China brennenden Herzen, dem die Verpflichtung auf der Seele lag, die deutsche Christenheit zu einer umfassenden Missionsarbeit in China, etwa nach dem Muster der angelsächsischen Missionen anzutreiben. Er hatte in Schanghai die deutschen Kaufleute bewogen, sich zu einem „Hilfsbunde für die deutsche evangelische Mission in China“ zusammenzuschließen, eine Aufgabe, die nicht nur um ihrer während der finanziellen Nöte des Weltkrieges doppelt wertvollen Beiträge willen erwünscht war, sondern die auch die bisher meist recht verschiedene Wege gehenden Deutschen einander zu gegenseitigem Verständnis näher brachte. Es ist freilich zweifelhaft, ob nach der Heimkehr A. Lüthjes und der Vertreibung der meisten deutschen Kaufleute aus China diese Bestrebungen Bestand haben werden. Immerhin war die Tätigkeit des Schanghaier Hilfsbundes ein wertvolles Zeichen der Zeit, da zwei deutsche Schichten einander genähert und sich gegenseitig zu verstehen gelernt hatten, die im Grunde auf einander angewiesen waren: die deutsche Mission und die deutsche Kaufmannschaft. Es war gewiß ein Bedürfnis, daß, wenn die deutschen kaufmännischen und kulturellen Interessen in China so ungemein wuchsen, wie das in den Jahrzehnten vor dem Kriege in China geschehen war, nicht die sie tragenden Kreise bisweilen den Missionskreisen verständnislos oder gar feindlich gegenüber standen. Über derartige Antipathien kamen die gemeinsamen Interessen beider Kreise — das Vertrauen der Chinesen zu gewinnen, Verständnis für deutsche Kultur und deutsches Christentum auch auf dem Grunde der Kenntnis der deutschen Sprache zu erwecken, und so Gemeinschaftsbande zu schaffen — entschieden zu kurz. Die Lüthjeschen Bestrebungen müssen deshalb, obwohl sie durch die Repatriierung der deutschen Kaufmannschaft zeitweilig unterbrochen sind, in anderer Form wieder aufgenommen worden.

VII.

Die Visitationsreise des Direktors Anaf.

Schon bald nach der Übernahme des Direktorats trat an S. Anaf dringend die Frage einer gründlichen Visitation des chinesischen Arbeitsfeldes heran. Da die Visitation des Inspektors S. Schmidt durch seinen frühzeitigen Tod abgebrochen war, fehlte in der heimat-

lichen Leitung eine Persönlichkeit, welche über die chinesischen Angelegenheiten durch den Augenschein so unterrichtet war, wie es sich fast täglich als notwendig herausstellte. Vor dem Ausbruch des Krieges hatte der damalige Chinadezernent D. Glüer erwartet und sich darauf gerüstet, diese Aufgabe durchzuführen. Als nach dem Kriege und der Revolution endlich im Herbst 1920 dem Plane wieder näher getreten werden konnte, erklärte D. Glüer selbst, daß nun wohl eine jüngere Kraft für diese schwierige Aufgabe berufen werden müsse. Inzwischen hatte Knaß mit dem Direktorat auch das Chinadezernat übernommen. Im Winter 1921—22 stellte sich die Visitation mehr und mehr als unaufschiebbar heraus. Seit der Vertreibung aus Deutsch-Ostafrika hatte naturgemäß das große und vielseitig entwicklungsfähige chinesische Arbeitsfeld an Bedeutung für die heimatliche Berliner Missionsgemeinde erheblich gewonnen. Die Anpassung der chinesischen Mission an die mit dem Einströmen der abendländischen Kultur sich ungemein schnell umgestaltenden Verhältnisse, besonders die lange geplante Schaffung einer auf die chinesischen Verhältnisse berechneten Kirchenordnung und die Prüfung der finanziellen Grundlagen und Möglichkeiten des chinesischen Werkes erheischten die persönliche Anwesenheit des Direktors. So reiste Knaß zu Anfang Februar 1922 auf der „Novara“ ab.

Nach einer wenig angenehmen Seereise langte der Direktor in Hongkong an und hatte dort wenigstens einen Tag Zeit, um die Angelegenheiten des Berliner Findelhauses Bethesda zu prüfen, für das sein Vater und Großvater einst mit so viel Liebe gewirkt hatten, das nun aber der deutschen Mission entrisSEN war. In den folgenden Wochen bis Ende April mußten teils in Kanton die dringenden Fragen erledigt, teils drei Visitationsreisen in den Kwuischen-Kreis nach Fuidschu, Fumui und Tamschui, in den Japan-Kreis nach Lufhang, und Schaffok, und nach Schaudschufu zu einer großen Schulfeier ausgeführt werden. Der Visitationsplan sah in der Regel je einen Gottesdienst und eine Gemeindeversammlung auf der Hauptstation und auf einigen Außenstationen vor, dazu eine Konferenz mit allen zum Stationsbezirk gehörigen Gehilfen, für welche Knaß drei von den Gehilfen zu bearbeitende ThematE im Voraus angegeben hatte (über christliches Familienleben, Beteiligung der Gemeindeglieder an der Ausbreitung des Evangeliums, und Selbsterhaltung und Selbstverwaltung der Gemeinden). Die Konferenzen waren in mancherlei Hinsicht wertvoll. Vor allem gaben

Sie dem Visitator Gelegenheit, die einzelnen Gehilfen und ihre geistige und geistliche Höhenlage kennen zu lernen. Nicht wenige der Vorträge brachten aber auch durch überraschende, neuartige Gedanken und Vorschläge eine wirkliche Förderung der Fragen und wertvolle Beiträge für die entscheidenden Beratungen und Schlußkonferenzen.

Nach diesem ersten, der vorläufigen Orientierung und den eiligen, unaufschiebbaren Arbeiten gewidmeten Monate ging der Direktor nach Schanghai, um an der dort vom 2.—11. Mai tagenden „nationalen christlichen Konferenz“ teilzunehmen. Das war für ihn nicht nur von Wichtigkeit, weil er dort eine einzigartige Gelegenheit hatte, in das große chinesische Missionsleben einzutauchen und Beziehungen mit führenden Missionsmännern der verschiedenen Kirchen und Richtungen anzuknüpfen. Es stellte ihn auch mitten hinein in die starken Strömungen und Stimmungen, welche in erster Linie die chinesische Christenheit, aber vielfach nicht minder die angelsächsischen Missionstreife im Blick auf die missionarische Lage beherrschen. Noch die letzte Konferenz in Schanghai 1907 war eine Zusammenkunft von Missionaren gewesen, diese war eine solche von Vertretern der Kirchen und Missionen, und ein Problem stand diesmal allbeherrschend im Vordergrund: die werdende Kirche Christi in China. Es war von Bedeutung für den Direktor, daß er so gleich am Anfang seiner Reise tief in den Fragenkomplex hineingetaucht wurde und ihn in der Beleuchtung der Gesamterfahrung der chinesischen Christen und Missionare sah, der ihn in seiner eigenen Mission auf Schritt und Tritt beschäftigen sollte. Außerdem bot die Schanghaier Konferenz dem Direktor reiche Gelegenheit, das Missionsleben in China im großen, seine im Vordergrund stehenden Strömungen und leitenden Persönlichkeiten kennen zu lernen; sie vermittelte ihm zugleich zahlreiche wertvolle Beziehungen zu den in Mittel- und Nordchina arbeitenden skandinavischen lutherischen Missionen und damit zu der werdenden lutherischen Kirche in China. Beide Gruppen von Eindrücken und Erfahrungen bereicherte und vertiefte er auf der ausgedehnten Reise durch Mittelchina, welche er an den Besuch der Schanghaier Konferenz anschloß. Es war seine Absicht gewesen, bei den skandinavischen Lutheranern in Shetow, Jiang und Dafalun nur einen Besuch zu machen und dann über den Poyang-See quer durch Kiangsi nach Namon (Nan ngan fu) zu reisen und dort von Norden her über den Moiliang-Paß wieder das Berliner Missionsgebiet zu betreten. Allein die Provinz Kiangsi war in solchem Grade von den Unruhen des

Bürgerkrieges und den hin und her wogenden Armeen der verschiedenen, um die Vormacht ringenden Parteien angefüllt, daß dieser Weg verschlossen war. Der Direktor schlug deshalb, von seinem getreuen und unermüdbaren Reisemarschall Superintendent Leuschner begleitet, den weiteren Weg über den Tungtingsee, den Hsiangkiang aufwärts, quer durch die Provinz Hunan ein und erreichte so die Kwangtung-Provinz und das Berliner Arbeitsgebiet wieder von Nordwesten her über den Tscheliang-Paß. Am 11. Juni betrat er bei der Außenstation Pjhangschaf den Arbeitskreis der Station Tinsa, und nun folgten wieder vier überaus anstrengende und vielfach aufregende Visitationswochen in der Oberlandssynode. Besonders der Besuch der Stationen Tschichin, Siujin, Namhung und Namon, zwischen den zurückweichenden und vorwärtsdrängenden Revolutionsarmeen hin- und hergeschoben, wurde zu einer dramatischen Episode und einer Kette wunderbarer Bewahrungen und Durchhilfen Gottes.

Am 9. Juli langte der Direktor nach einer überaus lehrreichen, aber auch abenteuerlichen Reise wieder in Kanton an. Nun galt es zunächst den Rest der Unterlandssynode, den Kwuischen-Kreis und die Südwestkreise in dem Deltagebiet der in die Bocca Tigris mündenden Ströme zu besuchen. Dann fanden vom 14. September bis 2. Oktober die großen Schlußkonferenzen statt, und zwar vom 14.—16. und vom 25.—30. September mit den Missionaren, vom 18.—23. September mit den Gehilfen, und schließlich die Redaktionsitzungen. Am 8. Oktober ging der Direktor von Hongkong aus zu Schiff auf die Reise nach dem nordchinesischen Arbeitsfelde in Tsingtau. Nimmt man hinzu, daß zwischen diesem ohnehin überreichen Programme noch Abstecher wenigstens nach einigen der wichtigsten Stationen der benachbarten und eng befreundeten Basler und Barmer Mission wie Tungfun, Taiping, Tong tau ha und Lilong, Konferenzen der Vertreter der drei deutschen Missionen (Berlin, Barmen, Basel), mit dem deutschen Generalkonsul in Kanton, mit den deutschen Kaufleuten und andere, schwierige Verhandlungen im Auftrage des Berliner Vereins für ärztliche Mission, zumal mit dem ausgetretenen Arztepaare Dr. Rummel und Frau, und wegen des Hongkonger Findelhauses des Berliner Frauenvereins für China, sowie des durch Leuschners Tod verwaisten Blindenheims in Schaudschu, zahlreiche gesellschaftliche Verpflichtungen und eine umfangreiche Korrespondenz erledigt werden mußten, so kann man nur Gott danken, der dem Visitator körperliche Kraft und geistige Spannkraft verlieh, um diesen

ungeheuren Anforderungen gerecht zu werden. Uns interessieren aus der Fülle der vorliegenden Berichte hauptsächlich zwei Gruppen: die Gesamteindrücke des Direktors über den Zustand der Berliner Mission in der Kwangtung-Provinz und die wichtigeren Verhandlungen der Schlußkonferenzen.

Die Lage der Mission wird tief in Mitleidenschaft gezogen durch die allgemeine Unsicherheit des Landes; diese ist leider geradezu sprichwörtlich geworden. „Auch ich,“ schreibt der Direktor, „war auf Räuber gefaßt; nun, ich bin mit Bewußtsein keinem begegnet. Aber ihre Spuren waren unverkennbar. Besonders im Fanyengebiete fielen mir die zahlreichen Türme auf, die im Bau begriffen waren oder kürzlich erbaut worden waren, um bei Überfällen mit Sad und Pad und Kind und Regel hineinzuziehen. Da sie immer über einem Brunnen gebaut werden und Raum genug für viel Reisvorräte haben, so kann man es zur Not schon eine ganze Weile darin aushalten. Besonders die vom Panamakanal zurückgekehrten, reich gewordenen Chinesen bauen sich gern solche „läu“ (mehrstöckige breite Türme). An manchen Dörfern kamen wir vorüber, die erst kürzlich Gräben und Bambusheden als Schutzwehr sich angelegt hatten. Viele niedergebrannte Einzelgehöfte, Dorfsteile oder ganze Dörfer, nur zum Teil im Wiederaufbau begriffen, zeugten von Schreckenszeiten aus jüngster Vergangenheit. Seit der Revolution von 1911 ist das Volk und gerade auch diese Provinz nicht zur Ruhe gekommen. Kein Wunder, daß diese Lage auf die Missionsarbeit eingewirkt hat. Es gibt Gemeinden, von denen der größere Teil um der Unsicherheiten willen nach Honolulu, Borneo oder Singapore ausgewandert ist. Die Verarmung hat in manchen Gegenden beträchtlich zugenommen. Die Umgegend von Fuidschu, also gerade auch Tsumui, leidet unter den Nachwirkungen des Bürgerkrieges noch heute. Von einer dortigen Außenstation berichtete der Gehilfe, daß die Christen vielfach Betteln müssen. Das ist doppelt schmerzlich in einer Zeit, wo die chinesischen Christen angeleitet werden sollen, die Lasten des Missionswerkes stärker als bisher auf die eigenen Schultern zu nehmen. Aber man darf die Schatten nicht zu schwarz malen. Die Chinesen scheinen sich merkwürdig rasch von solchen Schlägen zu erholen; auch in armer Gegend sind erfolgreiche und sehr ermutigende Versuche zu stärkerer Beitragsleistung der Christen durch bessere Anpassung an chinesische Empfindungen und Sitten bei derassenverwaltung gemacht worden, und nirgends hat man sich für zu arm erklärt, dem Tai muß

ße (Großen Pastor), wie die einen, oder dem Bischof, wie die anderen den Visitator titulierte, ein „Teegeld“ für die Reise zu überreichen. Leider betrachtete es auch jede Gemeinde als Ehrenpflicht, den Gast durch ein chinesisches Festessen zu begrüßen, das einem allerlei für Leib und Seele zu tragen, freilich auch Gelegenheit zum Studium des Chinesen und zur Besprechung von Gemeindefragen gab. Eine dritte Ausgabe, die jede Gemeinde ihrem Ansehen und der Ehre des Gastes schuldig zu sein glaubte, war das Abbrennen von Feuerwerk. Ohne Kraderlärm und Rauch vor der Kapelle — der letztere durchzieht in der Regel noch während des ganzen Gottesdienstes als eine Art Weihrauch den ganzen Kapellenraum — ist es dem Chinesen anscheinend unmöglich, festliche Freude zu empfinden. Von einer völligen Verarmung kann also durchaus nicht gesprochen werden, und die Möglichkeit stärkerer Leistungen für Kirche und Mission ist auch im Ernst bei den mancherlei Verhandlungen mit Missionaren, Helfern und Gemeinden, von niemand bestritten worden. Das ist um so erfreulicher, als die Meinung, daß unsere Gemeinden in dieser Hinsicht hinter denjenigen anderer, besonders englischer und amerikanischer Missionen zurückständen, sich schwerlich aufrecht erhalten läßt. Wenn man gleiches neben gleiches stellt, d. h. nicht angelsächsische Stadtgemeinden mit deutschen Landgemeinden oder reiche mit armen Bevölkerungsteilen vergleicht, sondern bei beiden gleiche Verhältnisse ins Auge faßt, ist die Leistung unserer Gemeinden so offensichtlich größer, daß z. B. eine Außenstation der Presbyterianer anfangs deshalb nicht mit einer günstiger gelegenen Station der unseren vereinigt werden wollte, weil sie dann höhere Beiträge aufbringen müßten.“

„Ob der Bürgerkrieg auch innere Hindernisse für die Ausbreitung des Evangeliums gebracht hat? Zu merken ist hier bisher im allgemeinen nur insofern etwas, als die Sorge um Sicherheit und Nahrung viele Herzen für die ewigen Dinge noch fester verschließt, als es sonst schon bei den Chinesen der Fall zu sein pflegt. Aber jedenfalls greift der Zweifel an der Macht der Götzen, und der Glaube, daß das Christentum etwas Gutes sei, beständig um sich. Das hat man mir immer wieder bestätigt. Es gibt Gegenden, wie die um Lufhang, wo viele Heiden sich Bibelteile, ja Katechismen kaufen und nicht übel darin Bescheid wissen. Fragt man sie, warum sie nicht Christen werden, so „haben sie noch keine Zeit“. Auf der andern Seite ist freilich das Land voll von Götzendienst, Geomantie

und Ahnenanbetung. Man kann buchstäblich sagen: Wo man hinsieht, stößt man auf die Anzeichen. Kein Hügel oder Berg, von dem nicht zahllose Gräber mit erlesenem Jungschui und Urnen mit den abgeschabten Knochen der Verstorbenen, die noch auf einen Platz mit gutem Jungschui warten, dies erweisen! Kein Haus, das nicht die roten Glückszettel über dem Eingang hätte! Kein Laden in den engen Straßen der Markttorte und Städte, vor dem nicht dem Erdgott mit Weihrauchstäbchen geopfert wird. Diese zahllosen Tempelchen an allen Wegen, zwar verschmutzt und verkommen, die Götzenbilder vielleicht ganz oder zum Teil von den Ameisen zerfressen und doch mit frischen Zeichen der Anbetung! Warum haben die Hügel vom Nordteil der Dörfer so oft einen verhältnismäßig ansehnlichen Kiefernbestand, während sonst die unteren Zweige früh zu Brennholz mißbraucht und die Stämme alle jung geschlagen werden? Weil das Jungschui des Dorfes den Wald auf dem Hügel braucht. So könnte man ohne Ende fortfahren. Es gibt auch Wiederbelebungen von Gözendienst. Bei Lungtong hat die Bevölkerung 20 000 Dollar aufgebracht, um den Gözentempel vor dem Markte wieder herzustellen. Eine eben im Abbruch befindliche Halle aus Matten wurde davor eigens dazu errichtet worden, um der Öffentlichkeit die Namen aller derer, die dafür einen Beitrag gegeben hatten, auf rotem Papier zu nennen. Es waren sehr viele mit nur 50 Cts. dabei. Der Tempel sah im Schmuck der neuen Farben, der Bilder und Schnitzereien aus der chinesischen Göttersage, der schön verzierten Dachfirste, stattlich genug aus. Indes handelte es sich hier mehr um das Unternehmen einiger Honoratioren, die es verstanden, die Sammlung zur Modesache zu machen und dabei tüchtig für die eigene Tasche etwas abfallen zu lassen. Auffallend ist, daß auch in der Fanenstadt, wo die Rein-Gottlehre unter den Kaufleuten stark verbreitet ist, wo man den jungen Kreismandarin u. a. gerade deshalb gewählt hat, weil er Atheist ist, kein Laden ohne die brennenden Weihrauchstäbchen vor dem Erdgott, der zugleich der Gott des Reichtums ist, zu finden ist. Es ist eben nicht so, wie sich ein Gehilfe ausdrückte: „Das Rechnen bricht die Macht des Gözen“; dazu gehört mehr als Aufklärung. Die hilft wohl, verächtlich sprechen vom Gözendienst und sich vielen darauf bezüglichen Pflichten entziehen, aber im entscheidenden Augenblick übt die alte Furcht und der alte Glaube seine Macht. Ob die Aufklärungsbewegung, wie viele amerikanische Missionare meinen, wirklich eine Helfershelferin des Christentums

ist? Nicht nur in Nebendingen, sondern auch in der Hauptsache, der sittlichen und religiösen Wiedergeburt Chinas? Ein Ältester in Tsumui ahnte vielleicht das Richtige, als er bedauerte, daß die Heiden den Götzen nicht mehr opferten, da der Mensch irgend einen Glauben haben müsse, und der Gehilfe in Fanyen sagte, daß sich viele deshalb dem Christentum verschließen, weil sie wissen, daß die Rein-Gott-Lehre aus Europa stamme. Von ernsteren Büchern, die nach dieser Richtung hinwirken, sollen am meisten gelesen werden: Hume, Spencer, Darwin und Haedel. Aber richtig ist auch, daß die Christen mit keinem Stück des Heidentums so völlig gebrochen haben wie mit Götzenfurcht und Götzenanbetung (mit dem Glauben an das Jungschui steht es etwas anders). „Errettet von der Obrigkeit der Finsternis und versetzt in den Herrschaftsbereich seines lieben Sohnes“ — das gibt wohl am deutlichsten die Durchschnittserkenntnis unserer Christen wieder. Auch die Heiden zweifeln zum großen Teil nicht, daß, wer getauft ist, der Macht des Götzen entnommen ist. In der Regel hat das Zeugnis der Gehilfen dann am meisten Kraft, Siegesgewißheit, Beredsamkeit, wenn sie den Heiden die Narrheit und Nutzlosigkeit des Götzenglaubens darlegen.

„Das innere Leben der Christen tut sich aber natürlich nicht nur durch das Gefühl der Sicherheit in ihrem Glauben an Jesus und seine Macht kund. Es bedeutet viel mehr als das, wenn uns in Suliang einer der alten Christen aus Hubrigs Zeit ungefragt mit einer Freundlichkeit, die recht von innen heraus sein Gesicht hell machte, beteuerte, „so viele Jahre habe ich nun an Jesus geglaubt, böse und gute Zeiten verlebt, und nie hat er mich verlassen“. Der hat auch in Verfolgungszeiten Treue gehalten. Auf einem nicht weniger wichtigen Gebiet liegt es, wenn man mir mehr als eine Frau zeigen konnte, die als Heidin ihrem Manne das Leben zur Hölle gemacht hatte und als Christin ein stilles, freundliches, fleißiges und bescheidenes Wesen an den Tag legt. Allgemeine Sitte ist das Tischgebet geworden, aber auch Morgen- und Abendandachten sind überraschend viel in Übung, und ebenso ist die Gepflogenheit, regelmäßig vor den Gottesdiensten zu Bibelbesprechungen in der Kapelle zusammenzukommen, sehr erfreulich weit verbreitet. In Mutjong ist vor dem Hauptgottesdienst Kinder-gottesdienst, wobei erfreulicherweise einige Gemeindeglieder — es sind freilich Lehrer — als Helfer mitarbeiten. Wie weit der einzelne Chinese vom Geiste Gottes erfasst und erneuert ist, ist natürlich schwer zu sagen. Auch über die Beweggründe der

Taufbewerber täuscht man sich nur zu leicht, trotz aller Vorsicht, oder steht vor Rätseln. Jemand meldet sich, gibt zweifellose Beweise dafür, daß er Schutz und Hilfe bei Jesus sucht und fest an seine Macht und Gnade glaubt, und hinterher ergibt sich, daß seine Bitte um die Taufe im Grunde — ein Racheakt an den Geistern gewesen war. Sie hatten ihn mit Krankheit geschlagen und er wollte ihnen einen Schabernad spielen, indem er sich ihrem Machtbereich entzog und unter den Schutz Christi flüchtete. Glaube und Aberglaube in wunderlichem Gemisch! Aber ein anderes Bild! In Ziang jen gehört zur Gemeinde der angesehene Rechtsanwalt Li. Während meiner Anwesenheit opferte er uns fast seine ganze Zeit. Er empfing uns schon in Pa long fu, wo wir die Bahn verließen, um auf dem Flußboot, das die Gemeinde Ziang jen eigens für uns gemietet hatte, den Nordfluß hinabzufahren, mit dem unvermeidlichen chinesischen Essen, hielt im Gottesdienst zum Schluß eine zündende Ansprache, begleitete uns nachmittags zum Kreismandarin, nicht ohne uns dort durch aufschneiderische Schilderungen über großartige neue Pläne, die die Mission in Ziang jen jetzt durchführen wolle, in Verlegenheit zu bringen, gab uns dann ein besonders üppiges Festmahl in seinem Hause, von dem wir nicht allzuviel vor der für den Abend angesagten Evangelisationsversammlung freikamen, und gab also gewiß zu manchem Kopfschütteln Anlaß. Und doch hat dieser Mann Proben dafür abgegeben, daß er seinen Willen dem Geist des Herrn unterworfen hat. Nicht nur, daß er seine widerstrebende Frau für den Glauben gewonnen hat, viel, gern und tapfer für seinen Glauben vor Reich und Arm Zeugnis ablegt, auch an Geldopfern mit gutem Beispiel vorangeht und andere nachzieht, — mehr als all das wiegt vielleicht, daß er, der früher Prozeßsachen lediglich auf den Gewinn ansah, den sie ihm bringen konnten, jetzt die Vertretung einer faulen Sache ablehnt, auch wenn dabei — wie begreiflich — gerade besonders viel zu „verdienen“ wäre. Dieser Li ist gewiß ein sehr chinesischer Christ. Aber ist er nicht trotzdem ein wirklicher Christ? Im Grunde ist es doch geradezu ein Lob, wenn das Christentum der Chinesen ein eigenes chinesisches Gepräge trägt. Ob es begonnen hat, in der Volksseele Wurzel zu fassen, erkennt man am deutlichsten an der Bildung chinesisch-christlicher Sitte. Ostern gab mir Gelegenheit, die hoffnungsvollen Reime einer solchen zu sehen. Ostern fällt hier ungefähr mit dem heidnischen Gräberanbetungsfest (Zingming) zusammen, an dem die Familien und Stammesglieder sich an den

Gräbern der Ahnen zusammenfinden, um meist mit viel Kräckerlärm und Geschrei anzubeten und das gemeinsame Festmahl zu essen. Da die Christen sich natürlich an der Anbetung nicht beteiligen, wenn sie auch zum großen Teil durch Teilnahme am Mahl ihre Zugehörigkeit zum Stamm betonen, haben sie das Bedürfnis, an die Stelle der heidnischen eine christliche Gedächtnisfeier für ihre Toten zu setzen. Dafür scheinen sie in Kanton eine besonders schöne Form gefunden zu haben. Bei der Vorstadt Saho liegt der große gemeinsame Friedhof aller in Kanton arbeitenden Missionen. Da kommen die Christen aus all den verschiedenen deutschen, englischen, amerikanischen Missionen am Sonnabend vor Ostern zusammen. Gegen $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, nach der Morgenmahlzeit der Chinesen (sie haben nur zwei am Tage) geht das Pilgern zum Friedhof an. Stundenlang ist die große neue Autostraße nach Saho von dem Verkehr der Christen beherrscht. Zu Fuß, in Rickshas, Senften, Pferdewagen und Autos sieht man sie hinausfahren, Blumen und Kränze in den Armen. Die legen sie aber nicht schnell auf die Gräber, um alsbald heimzukehren, vielmehr bleiben sie fast den ganzen Tag draußen — bis zur Abendmahlzeit gegen 5 Uhr. Verwandte und Bekannte findet man dort an und auf den Gräbern zusammensitzend, alle haben sie Tee und Kuchen mitgebracht, um echt chinesisch ihre Mahlzeit an den Gräbern miteinander zu halten. Es ist ein still fröhliches Zusammensein, Ruhen und Feiern, bis gegen ein oder zwei Uhr die eigentliche Feier beginnt. Alle Christen sammeln sich, singen Lieder, beten, halten und hören Ansprachen mit dem Osterglauben als Inhalt. In jedem Jahr haben die Christen einer bestimmten Mission die Leitung. Im vorigen Jahre hatte sie die Berliner Mission, in diesem die Presbyterianer. Vielleicht das Wertvollste dabei ist, daß alles ausschließlich der Anregung der Christen zu verdanken ist. Auch jetzt liegt alles in der Hand der Chinesen. Außer mir und zwei mich begleitenden Missionaren war kein Europäer oder Amerikaner dabei. Diese Feier ist eine großartige Tatpredigt für die Heiden! Und für uns ist sie ein hochwillkommenes Anzeichen dafür, daß der Ausdruck „chinesische Christenheit“, „werdende chinesische Kirche“ eine Wirklichkeit bedeutet. Vielleicht werden auch einmal die Schlagbäume, die durch die nationalen und konfessionellen oder denominationellen Unterschiede unter den Missionaren aufgerichtet sind und jetzt noch ihre Bedeutung haben, sehr viel schneller und kampfloser dahinsinken, als wir es jetzt meinen. Das Bekenntnis zum Lebendigen und Auf-

erstandenen, zu Lebenshoffnung an den Gräbern der Toten eint jedenfalls schon jetzt alle die verschiedenen eingekirchten Chinesen zum Bewußtsein einer einzigen großen Glaubensgemeinschaft.“

Ein zusammenfassendes Urteil über die Berliner Missionsgemeinden ist begreiflicherweise schwer. Die Eindrücke sind widerspruchsvoll. Die Spuren jahrzehntelanger, hingebungsvoller Arbeit wie im Kwuischen- oder im Fajen- und Tsyangnen-Kreis oder im Nordflußgebiete sind unverkennbar. Die Mission steht bei Christen und Nichtchristen in hohem Ansehen. Die Namen mancher Missionare, wie neuerdings besonders Leuschners, sind im ganzen Lande bekannt und geehrt. Und auch manche andere Missionare, Männer und Frauen, haben umsichtig und hingebungsvoll unverzagt ihre Pflicht unter tausend Behinderungen getan. Es sind eine stattliche Reihe von Gehilfen und chinesischen Pfarrern da, die es ernst und treu meinen, auch einige wenige wirkliche Führernaturen. Manche Gemeinden freilich schlafen, andere, auf welche man ehedem große Hoffnungen setzte, sind arg zurückgegangen. Seit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches ist dies politische Prestige verflogen; viele haben sich insolgedessen zurückgezogen. Aber teils haben nun edlere und tiefere Gemüter Wahrheit und Frieden suchen gelernt und in Christo gefunden, teils ist nun der Bildungshunger mächtig erwacht und führt gerade städtische Kreise und Vertreter der Oberschichten herbei. Viele freilich von diesen stehen wohl der Mission und dem Christentum freundlich gegenüber; sie mögen sich aber selbst nicht taufen lassen, weil sie nicht Gemeinschaft mit den aus niederen Volkskreisen stammenden Christen haben, oder weil sie den in der Taufe sich vollziehenden Bruch mit ihrer Vergangenheit und ihren Familien scheuen. Familien, in welchen alle Glieder Christen sind, gehören zu den Seltenheiten; es schleppt sich deshalb auch viel Heidentum, zumal Ahnendienst, Jungschui und Wahrsagerei oder Zauberei in Krankheitsfällen mit fort, und es bedarf beständiger Wachsamkeit, damit dies aufwuchernde Unkraut nicht den edlen Samen ersticke. Aber daneben fehlen nicht Gemeinden von ausgesprochenem Zeugengeist und lebendiger sittlich-religiöser Kraft. Mehrere Gemeinden haben, wie Ngatan und Mufjong, vor den Toren von Kanton aus eigener Initiative und mit eigenen Mitteln Unter- und Obelementarschulen, sogar mit bescheidenen Kosthäusern gegründet und gewinnen dadurch auch bei den Heiden an Ansehen. Andere Gruppen von Außenstationen

sind so weit gefördert, daß sie unter einem guten chinesischen Pfarrer ganz wohl zu Kirchspielen abgerundet werden können. An überraschend vielen Orten fand der Visitator Fu, freie Rassenvereine für die verschiedensten Zwecke, Weihnachts-, Oster-, Pfingst-, Selbstverwaltungs-, Witwen- und Waisen- und andere Rassen, ein echt chinesischer Versuch, sich auf eigene Füße zu stellen.

Bei den Schlußkonferenzen stand ebenso entscheidend wie bei den Konferenzen am Ende von Wildes Visitationsreise in Südafrika eine „Kirchengemeinde- und Synodalordnung“ im Mittelpunkt der Beratung. Anaß hatte allerdings nicht wie Wilde den Vorteil, daß der Entwurf einer solchen bereits daheim und draußen sorgfältig vorher beraten war, so daß es in der Hauptsache nur darauf angekommen wäre, teils den endgültigen Wortlaut festzustellen, teils Hindernisse zu beseitigen und Widerstände zu überwinden. Die Missionsordnung gab nur allgemeine Gesichtspunkte, und das Vorbild der südafrikanischen Kirchen- und Gemeindeordnung gab wohl Richtlinien, ließ sich aber auf die wesentlich anders gearteten chinesischen Verhältnisse nicht ohne weiteres übertragen. Die sorgfältigen und umsichtigen Bemühungen des bisherigen Chinadezernenten D. Glüer aber waren nicht sehr erfolgreich gewesen, und sein wichtigstes Dezernentenschreiben in dieser Angelegenheit war im August 1914 wegen des Ausbruchs des Weltkrieges nicht mehr zur Erledigung gekommen. Dagegen gingen die Wünsche und Erwartungen der chinesischen Christen im Zusammenhang mit der starken, allgemeinen nationalistischen Strömung und den Idealen der Schanghaier Missionskonferenz weit in der Richtung auf eine von der heimatlichen Missionsgesellschaft losgelösten, autonomen selbständigen chinesischen Nationalkirche. Es erforderte viel Weisheit und sorgfältige Überlegung, wie weit man diesem stürmischen Vorwärtsdrängen nachgeben dürfe, da es doch andererseits nicht an Gemeinden und Kreisen fehlt, die an der süßen, alten Gewohnheit väterlicher Fürsorge seitens der Missionare und der Missionsleitung nur zu gern festhielten und weder die Kraft fühlten, auf eigenen Füßen zu stehen und in eigenen Bahnen zu gehen, noch die Neigung, weittragende finanzielle Verpflichtungen zu übernehmen. Ein großer Vorteil war es, daß eben damals im Bereich der Basler Mission eine entsprechende Kirchenordnung eingeführt wurde, welche den freiheitlichen Wünschen weit entgegenkam und die finanzielle Verantwortung in geschickter Weise auf die Schultern der chinesischen Christen legte. Diese Basler Ordnung legte Anaß seinen

Beratungen zugrunde und suchte sie an die besondere Lage und Bedürfnisse der Berliner Mission anzupassen. Dieser Weg empfahl sich auch deshalb, weil ja doch die drei Bruder-Missionen in der Kwangtung-Provinz darauf angewiesen sind, allmählich zu einer engeren Gemeinschaft zusammenzuwachsen. Es kann da nur förderlich sein, wenn auch die beiderseitigen Kirchenordnungen in den Grundlinien ähnlich sind.

Drei Grundsätze sind für die Kirchenordnung maßgebend: a) Die einzelne Gemeinde, der einzelne Prediger, das einzelne Kirchenglied muß sich für die ganze Gemeinde, die ganze Kirche und den Fortschritt des Reiches Gottes verantwortlich fühlen und dementsprechend an der Kirchenleitung Anteil haben. b) Unabhängigkeit bedeutet nicht Trennung. Jede Gemeinde soll zur Unabhängigkeit in der Verwaltung und der Verbreitung des Evangeliums durch ihre Mittel, Männer und Anregungen heranwachsen. Aber jede Gemeinde soll ein Glied der Kirche bleiben, deren Vertreter berufen sind, die gemeinsamen Angelegenheiten der Verwaltung, des Unterhalts und Kirchenzucht zu ordnen. c) Nach dem Bekenntnis ist die Kirche die Gemeinde der Heiligen, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente richtig verwaltet werden. Um die Reinheit der Lehre und die volle Autorität von Gottes Wort in allen kirchlichen Fragen zu gewährleisten, ist es erforderlich, wenigstens solange die Kirche noch eine Missionskirche ist, den Predigern ex-officio Sitz und Stimme in den Synoden zu geben und sie für ihr Gehalt von ihren Gemeinden unabhängig zu machen.

Wir verzichten darauf, noch einmal den durch die Kirchen- und Gemeindeordnung vorgesehenen Aufbau der werdenden Kirche darzustellen, da wir ganz ähnliche Wege wie bei der Schilderung der Wilhelmschen südafrikanischen Kirchenordnung beschreiten müßten. Es seien nur einige Punkte hervorgehoben: Die Trennung der Ober- und Unterlandsynode ist nicht mehr nötig, seitdem Schauschu durch bequeme Bahnverbindung von Kanton aus zu erreichen ist; beide Kreise sind also wieder zu einer Synode zu vereinigen. Die Leitung der Arbeit wird künftig in den Händen eines aus drei Missionaren und drei Chinesen zusammengesetzten Generalsynodalausschusses liegen, dessen laufende Geschäfte vom Superintendenten und einem von der Generalsynode zu wählenden chinesischen Pastor geführt werden. Das Entscheidungs- und Aufsichtsrecht des Berliner

Komitees wird dadurch gewahrt, daß die Beschlüsse der General-synode seiner Genehmigung unterliegen, alle Angelegenheiten der europäischen Missionsarbeiter seiner Entscheidung und Behandlung vorbehalten sind, und so wichtige Fragen wie die Leitung der Seminare, die Anlegung neuer Stationen u. dgl. in seiner Hand bleiben. Es ist Fleiß getan, die Gemeinden zum Gefühl der Verantwortung für die Ausbreitung des Evangeliums und die christliche Erziehung der getauften Kinder zu bringen. Dagegen ist wegen der eigentümlichen Übergangsverhältnisse, in denen sich, wie das gesamte chinesische Schulwesen, so auch die Missionschule noch befindet, für das Schulwesen eine Sonderstellung unvermeidlich. Die Kirchenzucht ist in die Hände der Gemeinden gelegt, weil nur diese ihr eine wirkliche Bedeutung zu verleihen imstande sind.

Schwierigkeit verursachte die billige Verteilung der finanziellen Verpflichtungen. Auf der einen Seite empfahl es sich, leistungsfähige Zentralkassen zu bilden, teils um den weithin zerstreuten Christen ein Zusammengehörigkeitsgefühl in der Übernahme gemeinsamer Verpflichtungen zu geben, teils um die chinesischen Pastoren, Prediger, Evangelisten und Lehrer mit ihren Gehältern nicht in eine unwürdige und leicht sittlich-schädliche Abhängigkeit von ihrer Gemeinde zu bringen. Auf der anderen Seite ist in der chinesischen Mission noch weder der meist weitausgezogene Stationsbezirk noch die Berliner Mission insgesamt ein lebendig gefühltes organisches Ganze; die Chinesen widerstreben ohnehin der Übernahme dauernder und regelmäßiger Verpflichtungen in der Form von Steuern und Abgaben; dagegen sind bei ihnen ungemein vollstündlich Fui der verschiedensten Art, Zweckvereine mit Sonderkassen, die durch freiwillige einmalige Subskriptionen gefüllt werden. Mit diesen eigenartigen Verhältnissen galt es zu rechnen. Ein Missionar hatte vorgeschlagen, einerseits dadurch schnell größere Kapitalien anzusammeln, daß man auf Jahre hinaus auf die Gemeindebeiträge verzichtete, andererseits das Gemeindegefühl dadurch zu stärken, daß nicht die Einzelgemeinde, sondern der Stationsbezirk Fonds ansammle. Beide Wege schienen dem Direktor nicht gangbar. Denn die Stationsbezirke sind keine Lebensgemeinschaften, sie werden nur vorläufig durch den Missionar zu einer Einheit zusammengehalten. Ein lebendiger Antrieb zum Sammeln ist nur die Freude an dem Besitz eigener Fonds in der Einzelgemeinde. Und die Kirchenordnung wird schwerlich in das Bewußtsein der Gemeinde übergehen, wenn

nicht von vornherein ein Teil der laufenden Kosten wirklich aus den Gemeindebeiträgen bezahlt wird.

Im Zusammenhang mit der Beratung der Kirchenordnung kam noch eine Reihe anderer erwägenswerter Vorschläge zur Verhandlung. Empfahl es sich nicht bei der veränderten Stellung auch der Missionare in dem freieitlichen Zuge der Zeit, ihnen für die Ernennung des Superintendenten ein Vorschlagsrecht einzuräumen, und den Superintendenten nur auf zehn Jahre mit dem Recht der Wiederwahl zu ernennen? War es nicht wegen der ungewöhnlichen Schwierigkeit der chinesischen Sprache empfehlenswert, auf ihre Erlernung von der Ankunft auf dem Arbeitsfelde an allen Nachdruck zu legen, zu diesem Zwecke das bisher übliche zweite theologische Examen vorwiegend in ein Sprachexamen umzuwandeln und diesem etwa später noch ein sprachliches Meisterschaftsexamen nachfolgen zu lassen? Sollte nicht großer Wert darauf gelegt werden, daß auch die Missionarsfrauen die Umgangssprache gründlich lernen und Gelegenheit finden, sich durch Sprachprüfungen auszuweisen? Die allgemeine Preissteigerung in der ganzen Welt hat sich auch in China geltend gemacht; so drückend deshalb auch die finanzielle Lage der Berliner Mission ist, so läßt sich eine angemessene Erhöhung sowohl der Kinder Gelder (von 50 auf 100 mex. Dollar) wie auch der Alterszulagen (auf 400 mex. Dollar bei zwanzigjähriger Dienstzeit) nicht umgehen.

In die Beratungen hinein fiel noch und ließ sich nicht wohl vermeiden eine fast vollständige Neubesezung und Verteilung sowohl des europäischen wie des chinesischen Arbeiterstabes. Superintendent Leuschner in Schaudschufu war gestorben, Superintendent Rolleder und seine Frau in Kanton bedurften wegen langwieriger Leiden und bereits allzulangen Aufenthaltes in den Tropen notwendig eines Europaurlaubs. Wohlgemut wurde nach Kanton versetzt, um außer der weitverzweigten Stadtgemeinde vorläufig die Superintendenturgeschäfte für beide Ephoralkreise zu übernehmen. Schramm ging an seiner Stelle nach Namon. Lutschewitz, der vor länger als einem Jahrzehnt nach Deutschland zurückgekehrt war und ein pommerisches Pfarramt übernommen hatte, ging zeitweilig wieder hinaus und übernahm die Arbeit Leuschners in Schaudschufu. Der Wiederaufbau des gehobenen Schulwesens ist durch die Wiederausreise Vogts, der das neue Amt des Schulinspektors übernimmt, die Abordnung Dr. Weises für die Kantonner Mittelschule und die Trennung

zwischen Superintendentur und Leitung des Seminars gefördert worden. Auch in dem chinesischen Mitarbeiterstabe waren umfangreiche Versetzungen erforderlich, um jeden Mann an die anscheinend seinen Gaben und Wünschen entsprechende Stelle zu setzen. Es erforderte ein ungewöhnliches Maß von Menschenkenntnis und geistiger Elastizität, um unter steter Beratung mit den Missionaren und den chinesischen Mitarbeitern diese fast vollständige Neuordnung der Arbeit vorzunehmen. Auch in dieser Beziehung erwies es sich als eine gnädige Fügung, daß der Direktor in dieser entscheidenden Zeit auf dem Missionsfelde weilte.

Missionsdirektor Anats Visitation hebt sich so deutlich als ein Einschnitt, wenn nicht als ein Wendepunkt in der Geschichte der Berliner Mission heraus, daß es erwünscht sein wird, an sie einige allgemeine Beobachtungen und Ausblicke anzuknüpfen. Anat fand trotz aller Einschränkungen und Verkürzungen während der Kriegszeit das Werk im ganzen in einem gesunden und entwicklungsfähigen Zustande. In der Unterland-Synode war es ja nicht erfreulich, daß die vier Bruchstücke des Werkes im Kwischen-, im Fajen-Kreise, in Kanton und seiner Umgegend und in den Südwestkreisen kaum zu einem Ganzen zusammenzuwachsen in der Lage sind und auch sprachlich zwischen Haffa und Punti getrennt sind. Aber er sah auch, daß eine Mission, die nur unter den Haffa arbeitet, in Gefahr ist zu verbauern, eine die nur unter den Punti arbeitet, sich an der kühlen Ablehnung dieser stolzen, fatten Kreise zu zerreiben. Eine Mission, die Haffa und Punti umspannt, hat sicher günstige Aussichten. Die Berliner Mission ist der starke Vorposten der lutherischen Missionen in Südchina und ist so berufen, das Bindeglied zwischen der werdenden lutherischen Kirche in China und der Basler und Barmer Mission zu werden, mit denen sie ihre Lage und Entwicklung zusammenführt, die aber nicht in gleich ausgeprägter Weise lutherischen Typus tragen.

Augenblicklich vielleicht am notwendigsten war eine Blutauffrischung in den Kreisen der deutschen Missionare. Alle Missionare, Männer und Frauen, weilten seit ihrem letzten Urlaub 10—16 Jahre in China, während angesichts der klimatischen Verhältnisse die normale Arbeitsperiode zwischen zwei Urlauben nicht mehr als sieben oder acht Jahre betragen sollte. Das bedeutet, daß sie baldmöglichst alle auf Urlaub heimkehren und die nötige Anzahl von jungen Missionaren hinausgeschickt werden müssen, soweit das bei den sehr

hohen Reisekosten, die mit deutschem Geld nicht zu bezahlen sind, möglich ist. Jedenfalls sollte die südchinesische Mission nicht unter eine Mindestzahl von 17, die nordchinesische Mission von vier Missionaren heruntergedrückt werden. Sehr erwünscht ist die Hinaus-
 sendung von mehr Missionschwestern; das Mißverhältnis von Männern und Frauen in den Christengemeinden ist einer der unerfreulichsten Züge. Gerade bei der kirchlichen Verselbständigung ist die Pflege der christlichen Familie ein dringendes Anliegen. Erwünscht wären auch einige weitere Schritte zum Ausbau der Mission: In Namhyung sollte trotz des Mißerfolgs mit der Anstellung von Dr. Rummel bald ein Missionsarzt angestellt werden, da die angesehenen Chinesen dort seit Jahren darauf warten und in dieser Hoffnung nicht enttäuscht werden sollten. In Kanton wird an Stelle des heimgekehrten Missionars Lehmann ein erfahrener Geschäftsführer angestellt werden müssen, um den Superintendenten von der umfänglichen, mit der Einführung der neuen Kirchenordnung zusammenhängenden Arbeit zu entlasten. Die Verlegung der Station Jinsa nach dem günstiger an der großen Verkehrsstraße, der Eisenbahn und dem Flusse gelegenen Lokschong ist zum Teil durch eine von Superintendent Leuschner hinterlassene Gabe eines chinesischen Generals ermöglicht. Die Stationierung des mit der Pflege der Puntigemeinden in den Südwestkreisen beauftragten Missionars von Kanton nach Sanwui kann sogar eine finanzielle Entlastung werden, da er in Sanwui erheblich billiger als in Kanton wird wohnen können.

VIII.

In Deutsch-Kiautschou.

Das von hunderten von Millionen wimmelnde China hat für die Entwicklung der Menschheit im allgemeinen und des Welt Handels im besonderen eine noch nicht abzusehende Bedeutung. In einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich durch die Mac Kinley-Bill und andere Schutzzölle gegen den Welthandel abschließen und sich für Produktion und Absatz in erster Linie auf die Entwicklung der eigenen Hilfsquellen konzentrieren, — wo in dem Großbritannischen Weltreiche der an den Namen Chamberlains sich knüpfende Gedanke einer weltumspannenden Handelsgemeinschaft der Teile des Reiches mit hohem Schutzzoll immer wieder erörtert wurde, war es für den mächtig aufstrebenden deutschen Welthandel

eine Lebensfrage, an den großen Handelsmärkten Chinas und überhaupt in Ostasien mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten sich „einen Platz an der Sonne“ zu sichern. Der seit dem für China unglücklich verlaufenen Kriege mit Japan 1895 bis zur Jahrhundertwende in den Kabinetten und der Presse lebhaft erörterte Gedanke einer Aufteilung Chinas legte es der deutschen Reichsverwaltung nahe, die günstige Gelegenheit zur Sicherung eines Stützpunktes in Ostasien, eines Einfalltores für den deutschen Handel nach China zu benutzen. Die Ermordung zweier deutscher katholischer Missionare, Henle und Ries von der Steyler Mission, im Süden der Schantung-Provinz am 1. November 1897 gab den äußeren Anlaß. Am 14. November desselben Jahres besetzten deutsche Kriegsschiffe unter dem Admiral Diederichs die Kiautschou-Bucht. Am 6. März 1898 wurde mit China ein Pachtvertrag abgeschlossen, wodurch ein nur 551 qkm großes Gebiet an der Kiautschou-Bucht gegen einen nominellen Pachtpreis auf 99 Jahre an Deutschland abgetreten und dazu eine Interessensphäre von 50 km Umkreis für den deutschen Handel gesichert wurde. Die Kiautschou-Bucht war versumpft und versandet, der Handel dieses Gebietes noch wenig entwickelt, größere Verkehrswege waren nicht vorhanden. Es lag bei Deutschland, aus diesem abseits gelegenen Posten einen Handelsplatz großen Stils zu machen. Die anderthalb Jahrzehnte der Entwicklung Kiautschous gehören zu den glänzenden Blättern unserer jungen Kolonialgeschichte; auf das, was dort an der Küste der Schantung-Provinz geleistet ist, durfte das deutsche Volk stolz sein. In der Stadt Tsingtau wurde ein mächtig aufstrebender Welthandelshafen geschaffen, der an Einfuhr und Ausfuhr im Jahre 1912 einen Umsatz von 62 Millionen Tael, etwa 130 Millionen Mark erzielte. Durch die etwa 400 km lange Hauptbahn von Tsingtau nach der Provinzialhauptstadt Tsinanfu und die Zweigbahnen in die reichen Steinkohlenbezirke der Schantung-Provinz wurde Tsingtau an das Eisenbahnnetz Chinas angeschlossen und auch mit der Reichshauptstadt Peking verbunden. Durch ausgedehnte Hafenanlagen mit Werften und Lagerhäusern, mechanischen und technischen Werkstätten aller Art wurde Tsingtau ein Musterkulturzentrum, ein Anschauungsunterricht von der Leistungsfähigkeit der europäischen, besonders der deutschen Technik für die Chinesen. Da sich der Handel der von 37½ Millionen bevölkerten reichen Schantung-Provinz in Tsingtau zu konzentrieren versprach und die Kohlenlager von Jahr zu Jahr eine größere Aus-

heute in Aussicht stellten, lag nach menschlichem Ermessen eine große Zukunft vor Tsingtau. Es kam ihm zustatten, daß das Klima es zu einem Badeorte großen Stils geeignet erscheinen ließ. Die Kälte fällt in den kältesten Monaten nicht unter 4°, die Hitze steigt an den heißesten Tagen nicht über 31°, die mittlere Jahrestemperatur ist 12°, die jährliche Regenmenge 716 mm. Das sind also klimatische Verhältnisse, die denen eines günstig gelegenen mitteleuropäischen Badeortes entsprechen. Da die deutsche Verwaltung durchgreifend für gute Wasserleitung, Abzugskanäle, Beseitigung des Unrats usw., kurz für hygienische Verhältnisse nach deutschem Vorbilde sorgte, und deutscher Unternehmungsgeist am Strande Hotels und Villen baute, mehrte sich der Zufluß von Fremden von Jahr zu Jahr. Ein weiterer Umstand griff fördernd ein. China wurde seit der Jahrhundertwende immer stärker in einen Strudel innerer und äußerer Wirren hineingezogen — die Boxerwirren, der russisch-japanische Krieg, die Revolution des Winters 1911 und der Sturz der Mandschu-Dynastie, die Gegenrevolution von 1913 und die sich damit verquickenden Bürgerkriege — und daneben ging die Beunruhigung fast des ganzen Reiches durch Räuberbanden und die Stadt und Land durchziehenden revolutionären Geheimgesellschaften her. Tsingtau war unmittelbar vor den Toren Chinas wie ein Friedenshafen, in dem diese stürmischen Fluten kaum eben die Oberfläche kräuselten. Die Räubergefahr wurde mit starker Hand niedergehalten. Zahlreiche der höchsten Würdenträger des alten China, denen im Lande der Boden unter den Füßen zu heiß geworden war, zogen sich in den Frieden, die Sicherheit und das Behagen Tsingtaus zurück, um dort ihren Lebensabend zu beschließen. Selbst die verheerenden Seuchen, Pocken, Masern, Scharlach, Cholera, wurden in dem Schutzgebiet und der 50 km-Zone durch einen wachsamsten Sanitätsdienst verhindert, sich verheerend zu entfalten, und auch die entsetzliche Lungenpest, die sich von der Mandschurei her wie ein Würgeengel durch Schantung den Weg bahnte, mußte vor den Toren des Schutzgebietes Halt machen.

Die Berliner Mission sah — ebenso wie der Allgemeine Evang. Protest. Missionsverein — in der Festsetzung Deutschlands in Tsingtau ein Signal, um dort auch sogleich mit der Missionsarbeit zu beginnen. Am 15. April 1898 landeten ihre beiden südchinesischen Missionare Superintendent Rolleder und A. Kunze, um das Land zu rekonoszieren. Rolleder kehrte nach Erledigung seiner Aufgabe

nach Kanton zurück, während Runze in Tsingtau verblieb, wo er alsbald am 2. Mai mit der Arbeit begann. Am Weihnachtstage desselben Jahres kam ihm der erfahrene südkinesische Missionar Bostamp und der junge Dutschewitz zu Hilfe. Es war ein Glück für die Tsingtau-Mission, daß sie von drei so tüchtigen und arbeitsfreudigen Missionaren in Angriff genommen wurde. Die nächsten Aufgaben lagen deutlich vorgezeichnet: Es mußten die von dem in Südkina gebrauchten Hakka stark abweichende Nord-Mandarin-sprache gelernt und in ihr die für die grundlegende lutherische Missionsarbeit unentbehrlichen Schriften, Luthers Katechismus, Gesangbuch, Agende u. dgl. übersetzt werden. Es mußte in Tsingtau eine zentrale Missionsstation als Basis der Arbeit errichtet werden. Es mußten Land und Leute gründlich studiert und das in Angriff zu nehmende Missionsfeld erforscht werden. Dann mußte man mit der Heidenpredigt beginnen, die Angeregten durch sorgfältigen Katechumenen-Unterricht für die Aufnahme in die christliche Kirche vorbereiten, zur Pflege der sich so in Stadt und Land bildenden Christengruppen und als Stützpunkte für die weitere Arbeit Haupt-, Außenstationen und Predigtplätze einrichten, Kapellen und Schulen bauen oder mieten, Katechisten und Lehrer anstellen. Und dann mußte man suchen, aus allen diesen angeknüpften Fäden ein Netz zu flechten, aus diesen Bausteinen eine chinesische Volkskirche aufzubauen. Das war im Lichte der aus Südkina mitgebrachten Erfahrungen der allgemeine Rahmen der Arbeit. Dazu kamen aber entsprechend dem Sondercharakter des deutschen Schutzgebietes eine Reihe spezieller Aufgaben. Es sollten Brücken der Verständigung zwischen der deutschen und der chinesischen Kultur geschlagen werden; dazu half auf der einen Seite der geduldige, verständnisvoll auf die Anschauungen und Gefühle der Chinesen eingehende Verkehr der Missionare, andererseits der von ihnen erteilte deutsche Sprachunterricht und die umfangreiche Pflege des Deutschen in den Schulen, sogar den Mädchenschulen. Tsingtau als ein mächtig aufstrebender Verkehrsmittelpunkt hatte die bei solchen übliche ab und zu flutende Bevölkerung. Das führte den Missionaren von Anfang an zahlreiche Christen aus den andern evangelischen Missionen, besonders der großen Presbyterianer-Mission in der Schantung-Provinz zu, und zwar auch dann noch, als die amerikanischen Presbyterianer selbst in Tsingtau eine Missionsstation begründet hatten und auch Tsimo und Laijang besetzten. Die Berliner Mission war also in der eigentümlichen Lage, daß sie

fast von Anfang an eine kleine Christengemeinde um sich sammelte, welche den Kristallisationspunkt für die durch ihr eigenes Wirken angeregten Volkskreise bildete. Von Bedeutung war es, daß sich ihr aus den Kreisen der Presbyterianer-Christen eine Anzahl von Mitarbeitern für die Heidenpredigt und die Gemeindepflege zur Verfügung stellte, weil jene Missionsleitung zwar die Chinesen auf ihren Seminaren vorbildete, es aber den Gemeinden überließ, sich ihre geistlichen Pfleger zu wählen. So stand der Berliner Mission auch von Anfang an ein stattlicher und brauchbarer chinesischer Helferstab zur Verfügung, mit dessen Hilfe die Seile erheblich weiter gespannt werden konnten, als den wenigen deutschen Missionaren möglich gewesen wäre. Die Anziehung Tsingtaus und das schnell wachsende Ansehen des deutschen Namens hatten zur Folge, daß vielfach Einzelne oder Gruppen von Chinesen nicht immer aus religiösen Beweggründen den Anschluß an die Mission suchten. Das führte zu manchen überraschenden Erlebnissen und mehr oder weniger romantischen Türöffnungen, schönen Anfängen, auf welche Enttäuschungen folgten; aber es machte doch auch oft suchende Leute auf die Mission aufmerksam und führte sie ihr zu.

Die Berliner Missionsarbeit verläuft in drei Perioden: a) von der Begründung bis zur Visitation des Missionsinspektors Saubersweig-Schmidt; b) bis zum Ausbruche des Weltkrieges; c) das letzte Jahrzehnt während und nach Schluß des Krieges.

a) Kurzges Hauptarbeit in der ersten Zeit bestand neben dem Sprachenlernen und andern grundlegenden Arbeiten im Unterricht an der deutsch-chinesischen Regierungsschule, der Pastorierung des Militärs und der deutschen Ansiedler. Als Anerkennung für diese unentgeltlich geleistete Tätigkeit wurde der Berliner Mission auf einem Hügel, der 20 Minuten von dem eigentlichen Tsingtau lag, im Anfang 1899 ein Grundstück in Größe von 25 Mu = 6 Magdeburger Morgen ($1\frac{1}{2}$ ha) überlassen. Indem die Schutzgebietverwaltung auf jenem Hügel ebenso auch der Mission des Allg. Ev. Prot. Missionsvereins und der der katholischen Steyler Väter Grundstücke übergab, wollte sie dort vor den Toren von Tsingtau die Missionen konzentrieren. Nach der im Schutzgebiet befolgten Bodenpolitik wurden die Grundstücke nicht verkauft, sondern gegen eine nominelle Rente in Erbpacht gegeben. Die Berliner Missionare hatten sich bis dahin in chinesischen Mietshäusern beholfen. Das hatte schwere gesundheitliche Unzuträglichkeiten bis zu Darmtyphus

zur Folge gehabt. Sie gingen deshalb rüstig an die Errichtung der neuen Missionsstation und waren froh, als sie zu Weihnachten 1899 das neue Missionshaus beziehen konnten.

Als bald nach der Besitzergreifung wurden die elenden Fischer- und Bauerndörfer an der Riautschou-Bucht beseitigt. An deren Stelle entstand Tsingtau als Europäerstadt, daran angrenzend als chinesische Handelsstadt Dabaudau, eine halbe Stunde nördlich landeinwärts die Kulistadt Laidungshen und eine Viertelstunde westlich der Bucht der Kuliorst Taisischen. Bereits im Jahre 1899 erwarb Missionar Runze in Dabaudau ein kleines Grundstück zum Preise von 520 Dollar, auf welchem er eine schmucklose, aber solide Kirche mit 500 Sitzplätzen und eine Wohnung für einen chinesischen Gehilfen erbaute. Am 2. September 1899 wurde diese Kirche als die erste christliche im Schutzgebiete eingeweiht. Ebenso pachtete Runze, weil dort nichts käuflich erworben werden durfte, in Laidungshen auf unbestimmte Zeit ein Grundstück, auf welchem er gleichfalls eine einfache Kirche nebst Wohnung für einen Gehilfen und Lehrer errichtete. Sie wurde am 12. August 1900 eingeweiht. Die Kirche diente damals noch gleichzeitig als Schulgebäude; anfangs wurden 60 Schüler darin unterrichtet. Noch in demselben Jahre 1900 wurden trotz der Hemmung, welche die Boxerwirren mit sich brachten, drei weitere Orte innerhalb des Schutzgebietes als Außenstationen besetzt, nämlich der Markttort Lizun, 15 km nördlich von Tsingtau, damals der größte und wichtigste Ort innerhalb des Schutzgebietes; ferner Zantau, 17½ km nördlich an der Bahn gelegen, und Sün-giadau in der Landschaft Chäsi („Westlich vom Meere“, d. h. der Riautschou-Bucht). Wichtiger noch war die Besetzung der Kreisstadt Tsimo, 45 km nördlich von Tsingtau, mit 30—40 000 Einwohnern. Nachdem bereits im April 1899 Runze und Lutschewitz die Gegend rekonnoßiert und sie zur Anlegung einer Hauptstation geeignet erfunten hatten, wurde Ende 1900 ein geräumiges Haus in der Westvorstadt zu einem Jahreszins von 100 Dollar gemietet. Am 8. Juni 1901 siedelte Missionar Lutschewitz mit seiner Frau dahin über, und noch in demselben Jahre konnte er eine Kapelle einweihen und eine Schule eröffnen.

Die Missionare versuchten, trotz des Abtratens der südchinesischen Brüder, Gehilfen aus der Kantonprovinz nach Tsingtau zu ziehen. Allein der Versuch bewährte sich nicht. Süd- und Nordchinesen haben eine starke Abneigung gegeneinander; auch überwinden die

nach Tsingtau berufenen hakka-sprechenden Südhinesen nicht leicht die Schwierigkeit, welche ihnen der Nordmandarin-Dialekt bereitete. So nahmen die Missionare gern die aus den Schulen der amerikanischen Presbyterianer hervorgegangenen Männer in ihren Dienst, welche bei den Presbyterianern keine Anstellung gefunden hatten. Im großen und ganzen haben sie sich bewährt, bis sich die Berliner Mission einen geeigneten Helferstab in ihren eigenen Anstalten heranbilden konnte.

Das waren die ersten, hoffnungsvollen Erlebnisse und Erfahrungen der jungen Mission. Die nächsten Jahre brachten eine schöne, weitausgreifende Entfaltung der Arbeit, hauptsächlich nach vier Richtungen hin. Durch ausgedehnte Evangelisationsreisen dehnte sich das in Bearbeitung genommene Missionsfeld in wenig Jahren in einem großen Halbtreise aus, dessen äußerste Punkte das auf einer in das Meer vorspringenden Halbinsel gelegene Wongtzun, die wichtige Kreisstadt Laijang, die Stadt Pingdu, die Kreisstädte Ringdschi und Dschudschöng und Poli bildeten. In Ringdschi hatte nach einer erfolgreichen Evangelisationsreise ein angeregter, wohlhabender Chinese als Einlösung eines in schwerer Krankheit abgelegten Gelübdes der Mission ein wertvolles Grundstück von $7\frac{1}{2}$ Morgen geschenkt, und der treue Gehilfe Dschu hatte darauf mit Geld, das er selbst zusammenkollektiert hatte, eine Kapelle erbaut. In Dschudschöng, wo der Chinese Huong den Weg bereitet hatte, gelang es, ein leer stehendes, ausgedehntes altes Mandarin-Grundstück zu mieten und wenigstens vorläufig zu einer Missionsstation einzurichten; hier bot der ehrliche, ernste Wahrheitsfucher Dschong, der sein Leben lang in den ihm erreichbaren religiösen Schriften geforscht hatte, einen guten Anknüpfungspunkt; Missionar Toepper siedelte im Juli 1904 hierher über. In dem noch weiter landeinwärts an der Bahn gelegenen Tschongji-Kreise schienen sich sowohl in der gleichnamigen Hauptstadt und in dem nahen Dorfe Gantong die Türen zu öffnen; die Leute baten schriftlich und mündlich um die Niederlassung eines Missionars und stellten ein Grundstück dafür zur Verfügung. In Laijang, das sich zuerst ablehnend verhalten hatte, näherten sich dann gerade die wohlhabenden Kaufleute und die Lehrer der höheren Schule. In dem ärmlichen Dungen in den sandigen Vortälern des Lauschangebirges hatten allerlei wirtschaftliche Nöte, Überschwemmungen und Dürren der Mission den Boden bereitet. So waren jene ersten Jahre einem Frühling vergleichbar, in dem eine Blume

nach der anderen hervorproßte und aufblühte, ein neuer Name nach dem anderen wie ein Angeld auf größere Erfolge in den Tagebüchern und Briefen der Missionare auftauchte.

Die zweite Linie der Missionsarbeit, die in dieser Mission besonders früh hervortrat und einen großen Teil der Kraft und Zeit in Anspruch nahm, waren die Schulen. In Tsingtau selbst stellte sich früh das Bedürfnis heraus, eine deutsch-chinesische Schule einzurichten. Die Deutschen brauchten viele Chinesen, welche des Deutschen einigermaßen mächtig waren, als Unterbeamte, Postboten, Schaffner, Kommis in den Handelshäusern usw. Und die Chinesen sahen bald ein, wie vorteilhaft ihre Erwerbsmöglichkeiten vermehrt wurden, wenn sie des Deutschen mächtig waren. Hand in Hand mit dem Wunsch, deutsch zu lernen, ging der andere nach „westlichem Wissen“, der durch den Anschauungsunterricht, den Tsingtau selbst bot, mächtig angeregt wurde. Das gesamte chinesische Schulwesen befand sich auch in der Schantung-Provinz in einem Übergangsstadium wie in Südchina: es erschien zweifelhaft, ob die althinesischen Privatschulen, welche hauptsächlich nur Gelegenheit zum Auswendiglernen der Klassiker boten, noch Zweck hatten, ob nicht alle Schulen auf eine neue Grundlage mit neuen Lehrzielen und Methoden gestellt werden mußten. Jedenfalls sah man es gern, wenn die Mission sich der Schulen annahm, sie hätte hunderte, tausende von Schulen einrichten können, wenn sie die Geldmittel und die Lehrkräfte zur Verfügung gehabt hätte. Kein Wunder, daß nach einem Jahrzehnt 29 Elementarschulen mit 400 Schülern und vier Mittelschulen mit 157 Schülern im Betrieb waren. Der Missionar in Tsimo wurde gebeten, an der dortigen chinesischen Regierungsschule deutschen und Realienunterricht zu erteilen. Dem Schulwesen des Schutzgebietes wurde eine neue Orientierung gegeben, als die deutsche Regierung in Tsingtau 1909 eine deutsch-chinesische Hochschule einrichtete, die von vornherein in der Weise von der chinesischen Regierung anerkannt wurde, daß sie mit den chinesischen Schulen desselben Grades gleich rangierte und alle Berechtigungen wie diese erteilte. Dafür nahm sie die chinesischen Wissenschaften neben dem abendländischen Lehrstoff in ihren Lehrplan auf, war grundsätzlich religionslos und nahm nur die Schüler auf, welche vor der Provinzialschulverwaltung in der Hauptstadt Tsinanfu die Aufnahmeprüfung bestanden hatten. In dieser vortrefflich geleiteten und akademischen Zielen nachstrebenden Hochschule wurde auch den einfacheren Missionschulen ein hohes

Lehrziel gesteckt; ihre besten Schüler hatten die Möglichkeit, sich durch sie für den in China von jeher besonders hoch geschätzten Staatsdienst vorzubereiten.

Der dritte Weg, welchen die Mission einschlug, war die Frauenmission. Es war vorteilhaft, daß das Verständnis für diesen wichtigen Arbeitszweig sowohl in den Kreisen der Missionare wie in den heimatischen Freundeskreisen lebendig war. Die um das vom Verbande der evangelischen Jungfrauenvereine herausgegebene Blatt „Komm mit“ gescharten jungen Mädchen und der Morgenländische Frauenverein stützten die Arbeit. Im Dezember 1901 langte die erste Schwester, Käthe Sauer, an; ihr folgte Schwester Käthe Voget. Als sich später Schwester Käthe Sauer verheiratete, ging an ihre Stelle Schwester Frieda Streder hinaus. Ein in Tsingtau abgehaltener, von den führenden Kreisen kräftig unterstützter Bazar 1902, der 4468 M. Reinertrag ergab, half dazu, die Mittel für eine angemessene Schwesternstation aufzubringen. Es wurde in einiger Entfernung vom Missionsgrundstück eine Wohnung für die Schwestern und eine Mädchenkostschule erbaut und in regelmäßigem Aufbau ein Kindergarten, eine Elementar- und Mittelschule für Mädchen eingerichtet und selbst die Ausbildung von Lehrerinnen und Bibelfrauen ins Auge gefaßt.*) Daneben machten die Schwestern fleißig Hausbesuche bei den Frauen und fanden viele Anknüpfungspunkte.

Noch einen anderen Weg verfolgte Missionar Dutschewitz und seine in der Krankenpflege ausgebildete Gattin. Sie machten ihre Station zu einem bescheidenen Mittelpunkt ärztlicher Missionsarbeit. Ein leidlich ausgebildeter Hospitalgehilfe besorgte die Poliklinik, Dr. Dipper in Tsingtau half freundlich bei schweren Fällen. Es konnte auch ein kleines Hospital gebaut werden. Es wurden im Jahre etwa 3200 Kranke behandelt, weitaus die meisten nur poliklinisch, da sich die Chinesen in Krankheitszeiten schwer entschließen, aus ihrer gewohnten Umgebung wegzugehen.

Nehmen wir noch hinzu, daß sowohl in Tsingtau wie in Tsimo Anfänge mit Predigerseminaren gemacht wurden, um aus den eigenen Kreisen einen gut durchgebildeten Nachwuchs zu gewinnen, und daß die Zahl der Getauften 1905 bereits 435 betrug, so versteht man, daß es eine schöne Aufgabe für Missionsinspektor Sauerzweig-Schmidt war, diese erst sieben Jahre alte Arbeit zu visitieren und ihr die

*) Ein reizvoller Schulbericht. Berl. Ber. 1922, 55 ff.

Richtlinien für ihre künftige Entwicklung zu zeigen. S.=Schmidt kam am 18. Juni 1905 in Tsingtau an und verließ es am 18. November desselben Jahres wieder. In diesen fünf Monaten wurden alle Hauptstationen und die meisten Außenstationen und Predigtplätze besucht, die Schulen geprüft und vom 20.—31. August mit den Gehilfen, vom 6. September bis 4. Oktober mit den Missionaren die abschließenden Konferenzen gehalten. Leider wurde auch hier die Visitation durch viele widrige Umstände beeinträchtigt. Die Bitterung war meist ungünstig. Drückende Hitze wechselte mit heftigen Regengüssen, welche die Wasserbäche zu reißenden Strömen anschwellen ließen und die Wege schier unpassierbar machten. Dazu verursachte dem Visitator ein leichter Sonnenstich, den er sich auf einem der ersten anstrengenden Ritte zugezogen hatte, heftige Kopfschmerzen. Die noch unüberwundene afrikanische Malaria machte sich von Zeit zu Zeit geltend, und die in Südchina zugezogene Dysenterie trat immer heftiger und schmerzhafter auf. Trotz aller Hemmungen wurde die Visitation durchgeführt. Ihr Ergebnis war eine übersichtliche Neuordnung der Mission: Voskamp, der 1903 zum Superintendenten der damit eingerichteten Kiautschou-Synode — bisher hatte sie nur als Konferenzkreis gegolten — ernannt war, sollte ganz von der Schularbeit befreit werden, damit er sich neben den Superintendenturgeschäften ungehemmt den eigentlichen Missionsarbeiten in dem großen Gebiete widmen könne. Letztere wurden zwischen ihm und dem Missionar Runze so geteilt, daß Voskamp Tsingtau, Dabaudau und die westlich gelegenen Außenstationen und Predigtposten, besonders auf der Insel Jindau und in der Landschaft Chäsi, Runze dagegen Taidungschén und die östlich gelegenen Missionsposten diesseits und jenseits des Lauschan-Gebirges übernehmen sollte. In Tsingtau blieb außerdem die deutsch-chinesische Schule und die Mädchen- und Frauenarbeit der beiden Schwestern Käthe Voget und Frieda Stredér. Zur Leitung der deutsch-chinesischen Schule wurde Missionar Töpfer nach Tsingtau berufen. In Tsimo betrieb Lutschewitz die eigentliche Missionsarbeit in einem weit ausgedehnten Hinterland bis nach Wongzun, Baijang und Pingdu hin, außerdem die Hospitalarbeit, die an Umfang und Einfluß von Jahr zu Jahr wuchs. Die von ihm eingerichtete Evangelistenschule wurde mit dem kleinen, bisher in Tsingtau unterhaltenen Predigerseminar vereinigt. Ferner war an der Regierungsschule in Tsimo regelmäßig der Unterricht in deutscher Sprache und den Realien zu erteilen und für diese

und andere Schularbeit der junge Missionar Scholz bestimmt. Dschudschöng, wo die Station in einem zwar ausgedehnten und behaglichen, aber gepachteten und ungesunden alten Mandarinhaus untergebracht war, sollte als Hauptstation aufgegeben und der Sitz des Missionars nach Ringdschi verlegt werden, wo der Mission ein schönes Grundstüd gehörte, aber noch kein Missionarshaus stand. Für diese Station wurde der junge Missionar Zieger bestimmt, der noch so lange in Dschudschöng wohnen sollte, bis Ringdschi aufgebaut sei. Auch die Besetzung der Bezirksstadt Kiautschou wurde als durchaus notwendig erachtet und deshalb ein sich gerade anbietendes Grundstüd daselbst günstig gekauft und eine Außenstation eingerichtet. Das war ein ziemlich umfangreiches Missionsprogramm: Besetzung von Kiautschou mit zwei Missionaren und zwei Missions-schwestern, von Tsimo mit drei Missionaren; Aufbau von Ringdschi und Gründung einer neuen Hauptstation in Kiautschou. Leider ließ sich dies Programm nicht durchführen.

b) Nicht nur, daß Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt von der Visitationsreise nicht heimkehrte und deswegen nicht in der Lage war, persönlich die chinesischen Missionsinteressen im Komitee und vor der heimatlichen Missionsgemeinde zu vertreten; für die Berliner Mission hatte schon vor seinem Tode ein Jahrzehnt schwerer Geldnöte, drückender Fehlbeträge und eines mühsamen Ankämpfens gegen Überschuldung begonnen. Angesichts dieser heimatlichen Notlage fühlte sich das Komitee der noch so jungen und eben in der Entwicklung begriffenen Kiautschou-Mission gegenüber genötigt, die Parole auf Einschränkung auszugeben. Es ist ja leichter, eine erst in der Entwicklung begriffene Mission umzustellen, als ein in festen Bahnen gewachsenes Werk zurückzuschneiden. Die Provinz Schantung war bereits mit anderen evangelischen Missionen so stark besetzt, daß es schließlich von höheren missionarischen Gesichtspunkten aus nicht unbedingt erforderlich war, daß neben den Amerikanern, Engländern und Schweden auch noch die Deutschen in größerem Umfang eintraten. Es handelte sich mehr um einen großzügigen Anschauungsunterricht von der deutsch-christlichen Kultur in Verbindung mit der Schutzgebietverwaltung und der Flottenstation. Daß die deutsche Kultur auf dem Boden des Christentums erwachsen und von christlichen Motiven durchzogen sei, konnte den Chinesen nur dadurch praktisch vor Augen gestellt werden, daß die deutsche evangelische und katholische Mission ihnen deutsches Christentum vorlebte. So

wurde als Rahmen festgestellt, daß die Missionsarbeit in der Hauptsache auf das Schutzgebiet und den 50 km-Kreis eingestellt werden sollte. Die Errichtung von Hauptstationen in Dschudschöng und Ringdschi wurde aufgegeben. Dagegen wurde 1909 in Kiautschou eine neue Hauptstation errichtet, und hier ist seitdem die Arbeit in geordneten Bahnen verlaufen. Allerdings lohnte es wegen dreier Stationen nicht, eine kirchliche Synode mit einem Superintendenten an der Spitze einzurichten. Die Synodalverfassung wurde also 1908 wieder aufgehoben und die Kiautschou-Mission zu einem Konferenzfreise gemacht. Leider mangelte es auch zu Zeiten an missionarischen Arbeitskräften. Bei Zieger bildete sich eine schwere Lungentuberkulose aus, an der er starb. Der neu eingetretene Pastor Ringhardtz blieb nur einige Jahre im Dienste der Mission und suchte sich dann ein heimatliches Pfarramt. Mehrere andere Missionare hatten entweder selbst oder in ihren Familien schwere und langanhaltende Krankheiten, die z. B. den rührigen Lutschewitz schließlich nach Hause trieben. Der einzige Arbeitszweig, der neu und in größerem Umfang in Angriff genommen wurde, waren christliche Vereine junger Männer. Im Jahre 1908 wurden solche fast zu gleicher Zeit in Taidungschén, Dabaudau und Tsimo gegründet, der in Taidungschén gleich mit 155 eingeschriebenen Mitgliedern. Hier handelte es sich um bildungshungrige, vielfach auch begabte junge Leute, die im Dienst des Handels oder der Verwaltung ihren Weg nach Tsimo gefunden und das dringende Bedürfnis hatten, sich über alle möglichen Fragen der deutschen Kultur und Geschichte zu orientieren. Da waren ihnen die mancherlei Bildungsgelegenheiten der Jung-Männer-Vereine willkommen. Freilich in der fast unmittelbar darauf einsetzenden Revolutionszeit bestand auch hier die Neigung, diese Vereine zu Mittelpunkt der revolutionären Agitation zu machen. Der Verein in Tsimo mußte deswegen geschlossen werden. In den Mädchenschulen versuchten die Missionschwester armen chinesischen Frauen und Mädchen dadurch einen Nebenerwerb zu verschaffen, daß sie Klöppelunterricht einführten. Sie mußten dabei allerdings manchmal die Erfahrung machen, daß die ersten Anschaffungen die Kasse stärker belasteten, als die dafür gelieferten Erstlingsarbeiten in Klöppeleien dann einbrachten, weil für derartige mangelhafte Anfängerarbeiten nur geringe Preise erzielt wurden. Die Mission wuchs langsam. Die Zahl der Getauften stieg von 435 im Jahre 1905 auf 1104 im

Jahre 1913, die Zahl der Schulkinder von 220 Knaben und 25 Mädchen auf 570 Knaben und 92 Mädchen; das Tsimo-Seminar hatte 15 Seminaristen. Immerhin, die Arbeit war hoffnungsvoll. Die Berichte lasen sich frisch und anregend; man merkte, es war Leben und gesundes Wachstum.

c) Da brach der Krieg aus und Tsingtau wurde gleich zu Anfang in seinen Strudel hineingezogen. Die Japaner benutzten nur zu gern die günstige Gelegenheit, um dieses fast schutzlos vor ihren Türen liegende Juwel durch einen Raubzug sich anzueignen, sich damit in der Schantung-Provinz festzusetzen und ihre während der nächsten Jahre mit so brutalem Geschick verfolgte Politik, China in ein Vasallenverhältnis zu zwingen, an einem der wichtigsten Punkte des Reiches anzubahnen. Tsingtau wurde von einer erdrückenden Übermacht der Japaner zu Lande und zu Wasser belagert und nach heldenhaftem Kampfe am 15. November 1914 erobert. In den schweren vorhergegangenen Kämpfen hatte Missionar Vostkamp einen seiner Söhne verloren;*) die Missionsstation hatte durch die Beschießung empfindlichen Schaden gelitten. Bei der Eroberung gerieten außer zwei südchinesischen Missionaren auch der junge in die Kiautschou-Mission ausgesandte Bruder Hildebrandt in japanische Kriegsgefangenschaft, in der er in Marugame bis zum Ende des Krieges aushalten mußte. Die störenden Nachwirkungen der japanischen Besitzergreifung machten sich auch noch während der folgenden Kriegsjahre auf Schritt und Tritt geltend. Superintendent Vostkamp und seine Familie und Schwester Frieda Streder durften allerdings in Tsingtau bleiben, aber sie waren dort so gut wie Kriegsgefangene. Sie durften über den Bannkreis der Stadt nicht hinaus; sie konnten mit den Außenposten und Predigtplätzen nur dadurch in Berührung bleiben, daß die Katecheten und Christen zu ihnen nach Tsingtau kamen und sich mit ihnen berieten. Missionar Runze hatte auch die Belagerung in Tsingtau überstanden. Er hatte aber seine Frau nach Schanghai in Sicherheit gebracht. Als sie nun nach der Eroberung zurückkehrte, benutzte die japanische Verwaltung irgend einen nichtigen Vorwand, um nicht nur sie, sondern auch Missionar Runze selbst aus Tsingtau zu verweisen. Er konnte später die Mis-

*) Superintendent Vostkamp hat über diese aufregenden Ereignisse ein Buch: „Im belagerten Tsingtau“ geschrieben, das in Deutschland weit über die Berliner Missionskreise hinaus weite Verbreitung gefunden und viele Auflagen erlebt hat. Es wurde damals unter unsere beste Kriegsliteratur gerechnet.

sionsarbeit in Kiautschou übernehmen. Die Missionare Lutschewitz und Töpfer weilten bei Ausbruch des Krieges in der Heimat: Lutschewitz durch Krankheit, Töpfer durch den Ausbruch des Krieges an der Rückkehr verhindert. Schwester Käthe Voget fand während der Kriegsjahre eine günstige Gelegenheit, auf Urlaub nach Deutschland zurückzukehren. Missionar Scholz wurde von den Japanern unter dem Verdacht der Spionage ausgewiesen. So schrumpfte die Zahl der Missionsarbeiter auf drei Missionare und eine Missionschwester zusammen. Es konnte wenigstens je ein Missionar in Tsingtau, in Tsimo und Kiautschou die Arbeit weiterführen. In der ersten Kriegszeit erhielt Voskamp durch den chinesischen Gouverneur Zai auf seine Bitte 2000 Dollar. Ferner erhielten Voskamp, Runze und Müller durch ein amerikanisches Hilfskomitee je 1000 Dollar, und eine wohlhabende Chinesin, deren Sohn in Deutschland studierte, zahlte gern in Tsingtau monatlich 150 Dollar ein, damit der Betrag ihrem Sohne von der Missionshauptkasse in Berlin ausgezahlt werde. Das war die erste Hilfe. Allein, als sich der Krieg von Jahr zu Jahr hinzog, wurden die wirtschaftlichen Sorgen immer drückender. Die Not hat zeitweise sogar schwerer als in Südchina auf den Missionaren gelastet. Schwester Frieda Stredor sollte z. B. von Tsingtau nach Kiautschou versetzt werden. Sie konnte aber ihren Dienst dort nicht antreten, weil Missionar Runze ihr dort nicht den nötigen Lebensunterhalt zu sichern imstande war. Sie wurde von einer chinesischen Christin aufgenommen und gepflegt. Als endlich im Februar 1921 die erste Rate des Zuschusses der amerikanischen Lutheraner eintraf, ging ein Aufatmen durch die Kreise der Berliner Mission. Es war während der Notjahre ein großes Glück, daß sich die Gehilfen, zum Teil über Erwarten, bewährten. Einige allerdings gingen nach Hause, als sie kein Gehalt mehr erhielten. Aber die übrigen erklärten sich bereit, entweder ganz ohne Entschädigung oder wenigstens für die Hälfte des ohnehin so kärglichen Gehaltes weiterzuarbeiten. Da sie davon nicht leben konnten, halfen diejenigen unter ihnen, die etwas Land besaßen, den anderen, die keins hatten. Auch die Gemeinden taten das Ihre. Ein wohlhabender Christ in einem Dorfe östlich von Tsingtau, der für verarmte Christen allezeit eine offene Hand gehabt hatte, unterhielt lange Zeit den dortigen Katecheten und den Lehrer ganz allein und unterstützte sie weiter mit Naturalien. Auch sonst bewiesen die Christen eine erfreuliche Opferwilligkeit. Verfallene Kapellen wurden

von ihnen aus eigenem Antrieb auf eigene Kosten wieder hergestellt. Die japanische Regierung in Kiautschou, die zuerst nach ihrer Festsetzung im Lande argwöhnisch und kleinlich nach politischer Wahlarbeit im Missionsbetrieb gespürt hatte, überzeugte sich bald, daß die deutsche Mission in diesem Punkte vertrauenswürdig sei. Die Überwachung der Gottesdienste durch japanische Spione hörte auf; den Missionaren wurde die Bewegungsfreiheit zurückgegeben; die Kirchen und Kapellen, die zeitweise für andere Zwecke mit Beschlag belegt worden waren, wurden allmählich zurückgegeben. Fast wäre die deutsche Christuskirche zur Mitverwendung für buddhistische Gottesdienste bestimmt worden. Aber christliche Japaner hatten ein Einsehen und verhinderten das. Selbst die beiden christlichen Vereine junger Männer in Dabaudau und Taibungschon ließ man bestehen. Unerfreulich war, daß sich die Konkurrenz nicht bloß der römischen Katholiken, sondern auch protestantischer Kirchen immer rücksichtsloser geltend machte. Die amerikanischen Baptisten griffen in Pingdu und Laijang in die Berliner Arbeit ein. Sie erklärten etwa: Mit Deutschland sei es aus. Die Deutschen würden nie nach Tjingtau zurückkehren. Auch die Berliner Mission sei zum Untergang verurteilt. Das Heil komme von Amerika, dem Lande der Zukunft. Die Übertretenden hätten Gelegenheit, umsonst die Schulen in Pingdu zu besuchen, um dann später mit guten Prediger- und Lehrergehältern in der baptistischen Mission angestellt zu werden. In Kiautschou errichteten die Katholiken ein Nonnenkloster mit einem Waisenhaus von 80—100 Mädchen und eine Klinik. Die schwedischen Baptisten, von denen dort drei Missionare und zwei Missionarinnen stehen, unterhalten eine Knaben- und eine Mädchenschule und ein Gehilfen-Seminar; ein College und eine Klinik mit einem chinesischen Arzte soll eröffnet werden. Die amerikanischen Presbyterianer, die in Kiautschou bisher nur eine kleine Kapelle mit einem chinesischen Prediger hatten, haben jetzt dort ein großes Landhaus gemietet, wohin sie eine Mädchenschule verlegen. Gegen einen so stattlichen Missionsbetrieb kommt die Berliner Mission mit ihren beschränkten Geldmitteln schwer auf.

Schwerer fiel ins Gewicht, daß die Gemeinden durch die Nöte und Wirren dieser Jahre schwer erschüttert waren. Vostkamp entwirft in seiner anschaulichen Weise ein lebendiges Bild von diesen verworrenen Verhältnissen: „Viele Christen sind geflohen, verschollen, auf der Flucht durch Seuchen umgekommen oder angeblich erschossen. Viele sind nach dem Westen, in die Provinz Schansi, mit Weib und Kind, Saß und Paß ausgewandert und haben die alten Groß-

eltern oder die Ahnmutter, zwischen Kisten und Betten auf dem Reiseschubkarren verpackt, mitgenommen. So zogen sie zwei, drei Monate lang über Land. Oft führten die Leute einen leeren Sarg mit, den sie zunächst mit Hirse und getrockneten Scheiben der Süßkartoffel, zur Nahrung, füllten. Starb einer der Alten, so führte man die Leiche mit in die neue Heimat, die man erst suchen wollte. Viele sind hinauf gewandert nach Kuan Tung, der Mandschurei, dem gelobten Lande, wo Milch und Honig fließen soll, wo das Brot den fünften Teil kostet von dem, was es in Schantung gilt, wo für wenig Geld noch Boden zu kaufen ist. Er muß urbar gemacht werden, und die ersten Jahre in Kälte und Hunger und in steter Gefahr vor den Hung Hu Tzen, den „Rotbärten“ (Name für die mandschurischen Räuber), zugebracht, sind schwer. Aber die Not, die tägliche Bedrohung des Lebens, all die unaussprechlichen Leibes- und Seelenqualen, von denen die Ärmsten mir nach der Belagerung berichtet haben, haben die Leute müde und mürrisch gemacht. Mancher hat mir geschrieben, Gottes Wort sei ihm ein Trost geworden, sonst wäre er vergangen in seinem Elende. Drüben in Schansi haben sich die Christen mit anderen Auswanderern an einem fruchtbaren Orte niedergelassen, ein Dorf gegründet und dem Dorf den Namen Fu Yin Dschuang, Evangeliumsdorf, gegeben. Missionare der China Inland Mission, die in der Provinz Schansi arbeiten, und der Dänischen (Lutherischen) Mission, die in der Mandschurei wirken, haben mir treulich die Ankunft unserer Christen gemeldet, „die sehr ernste und aufrichtige Christen zu sein scheinen“. Mir ist oft zu Mute, wie einem Pfarrherrn im dreißigjährigen Kriege zu Mute gewesen sein mag.“

Um das Unglück voll zu machen, nahm das von der straffen deutschen Regierung mit starker Hand niedergehaltene Räuberwesen wieder überhand. Die Reichen flohen hinter die schützenden Mauern der Städte, oder sie bauten sich Festungen auf ihren Landsitzen, da das Gesindel ihnen auch in die Städte zu folgen anfangte. Auch das Chinesentum raffte sich zu einer Reaktion gegen das Ausländertum und damit auch gegen das Christentum auf. Man restaurierte Tempel; es gab Büßer, die in Ketten geschlossen, den gefürchteten Verbrecherkang tragend, den Götzenprozessionen folgten, durch die man das Heidentum neu beleben will.

Bei alledem ist die Missionsarbeit in aller Stille und Stetigkeit weiter gegangen. Es mag sein, daß die Zahl der Christen sich etwas verringert hat; wiewohl von dem ausgedehnten Arbeitskreise von Tsimo noch keine neuere Statistik vorliegt. Die Zahl der zur Station Tsingtau gehörigen Christen hat sich von 524 (31. 12. 1912) auf 423 (31. 12. 1921) verringert; dagegen die Zahl der zu Kiautschou gehörigen von 108 (1912) auf 278 (1921) vermehrt. Im Jahre 1912 zählten die Stationen Tsingtau und Kiautschou zusammen 15 Schulen mit 245 Schülern, Ende 1921 dagegen 10 Schulen mit 358 Schülern.

Ein schwerer Verlust war es, daß am 1. September 1922 Missionar Joh. Adolf Runze nach kurzer Krankheit starb. Am 1. April 1862 in Streeße, Kreis Meseritz, geboren, war er am 27. September 1888 mit seinem Freunde Leuschner abgeordnet und nach Südhina ausgesandt. Hier hatte er erst neun Jahre mit Bostamp die Station Dschutongau verwaltet. Nach der Erwerbung von Kiautschou war er mit Superintendent Kolleder der erste Berliner Missionar, der das dortige Feld im Blick auf eine missionarische Besetzung rekonnozierte. Er wurde mit Bostamp beauftragt, die neue Mission einzurichten. Er teilte sich mit ihm in die Arbeit. Nun übte er eine rastlose Reisetätigkeit im Lande bis in das Lauschaengebirge und darüber hinaus aus. Bei der durch Missionsinspektor S. Schmidt vereinbarten Neuverteilung der Arbeit bekam er Kiautschou und das weite westliche und nordwestliche Hinterland mit Dschudschöng, Ringdschi und Poli. Hier hat er mit dem fröhlichen Optimismus, der ihn beseelte, bis an seinen Tod gewirkt. Er hat 1914 die furchtbare Belagerung Tsingtaus mit durchlebt und hat 1918 den großen Schmerz erlebt, in kurzer Zeit seine Gattin und zwei Töchter zu verlieren. Aber bis in die letzten Monate war bei ihm kein Abnehmen der Kraft zu verspüren, so daß die Nachricht von seinem Tode wie ein Blitz aus heiterm Himmel kam. Noch kurz vor seinem Tode hatte er einige treffliche Traktate geschrieben wie „Ljung wong der Drachenkönig“, und die beiden Lebensbeschreibungen eines Vaters und Sohnes: „Von Konfuzius zu Christus“ und „Aus dem Leben eines chinesischen Helfers“.

Es ist alles in allem wie ein Wunder göttlicher Durchhilfe, daß trotz des verheerenden Kriegszuges der Japaner, trotz der seitdem ununterbrochen bestehenden japanischen Herrschaft, trotz der versiegenden finanziellen Hilfsmittel, ja trotz der Unmöglichkeit, auch heute noch die Kiautschou-Mission von Berlin aus wirtschaftlich zu unterstützen, das schwer bedrohte Werk durch die Stürme und Nöte des letzten Jahrzehnts hindurchgerettet ist. Und es fehlt nicht an Lichtbliden. Im Frühjahr 1922 wurde die Mission durch das Angebot der japanischen Verwaltung von Kiautschou überrascht und erfreut, ihr den Grundbesitztitel der Missionsstation rechtlich zu übertragen. Wie oben erwähnt, hatte die deutsche Schutzgebietverwaltung nur Erbpachtverträge, keine Verkäufe des Grundbesitzes genehmigt. Als nach dem Ausbruche des Krieges die japanische Be-

süßergreifung drohte, hatte allerdings der Gouverneur der Berliner wie den beiden anderen Missionen den Grund der Missionsstation für eine nominelle Summe verkauft, aber die japanische Verwaltung hatte diese Übertragung als einen Scheinverkauf angesehen und nicht anerkannt. Da sie jetzt ernstlich erwog, Tsingtau wieder an China zurückzugeben, benutzte sie die Gelegenheit, um diese und ähnliche Gravamina gütlich zu regeln. Für die Berliner Mission war diese Eigentumsübertragung eine große Hilfe.

Zwei Ereignisse bedeuten Marksteine in der Geschichte der Arbeit in Tsingtau, ohne daß sich bisher schon ihre Tragweite absehen ließe: die Visitation des Gebietes durch Missionsdirektor Anaf im Herbst 1922 und die Räumung Tsingtaus seitens der Japaner und die Rückgabe der gesamten Verwaltung an China. (Dezember 1922.) Anafs Visitation verlief in den uns aus den Kwangtung-Provinz geläufigen Formen. Ihr Hauptergebnis war eine der südchinesischen nachgebildete Gemeindeordnung, die nur der viel kürzeren Arbeitszeit entsprechend einfacher gehalten war und noch nicht eine so weitgehende Selbstverwaltung ins Auge faßte. Die Rückgabe Tsingtaus an China stellt die Mission, welche zunächst an der deutschen Kolonial- und Kulturpolitik und dann an der Rücksicht auf Japans Ansprüche orientiert gewesen war, nunmehr in den Rahmen der allgemeinen chinesischen Missionsarbeit. Sie wird da, wenn auch in ihrem bescheidenen Ausmaß und mit ihrer schwachen Kraft, ein lutherisch geartetes kirchliches Leben zur Entfaltung zu bringen und damit ihren eigenartigen und wertvollen Beitrag zu dem geistigen Gehalt der werdenden chinesischen Nationalkirche zu leisten bestrebt sein.

Die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika.

I.

Der Anfang der Arbeit. 1884–1912.

1. Als seit 1884 das Deutsche Reich in schneller Folge in Afrika und Australien Kolonien erwarb, sahen darin die deutschen Christen eine Aufforderung, auch ihrerseits dort in die Missionsarbeit unter den dortigen Heiden zu treten. Die Aufmerksamkeit der Berliner Missionsgesellschaft wurde von Anfang an auf Deutsch-Ostafrika gerichtet. Sie zögerte aber, diese neue Unternehmung in Angriff zu nehmen. Sie hatte eben 1882 eine neue, kostspielige Arbeit in Südchina übernommen. Die südafrikanischen Missionare wiesen auf das Maschona-Land nördlich vom Limpopo als die naturgemäße Ausdehnungslinie der südafrikanischen Mission. Missionsdirektor D. Wangemann weilte in jenen Jahren zu seiner zweiten Visitationsreise in Südafrika, und es war nur zu begreiflich, daß er die Liebe der heimatlichen Missionsgemeinde auf dies gesegnete und vielseitiger Entwicklung fähige und bedürftige Gebiet zu konzentrieren wünschte. Zudem waren in Ostafrika die Verhältnisse noch im Flusse, die Grenzen des Schutzgebietes waren noch unsicher, und der 1890 mit England abgeschlossene Samsibarvertrag zeigte, daß sie ganz anders gezogen wurden, als die Missionsfreunde erwartet hatten. Schließlich litt die Berliner Mission seit Jahren an einem hartnäckigen Defizit, das vor der Übernahme großer finanzieller Verpflichtungen warnte. So zögerte das Berliner Komitee in den Jahren der kolonialen Sturm- und Drangperiode. Unternehmungslustige Männer ließen sich dadurch freilich nicht abhalten; sie gründeten in Verbindung mit Kreisen, die der Deutsch-Ostafrikanischen Kolonialgesellschaft nahe standen, eine neue „Deutsch-Ostafrikanische Missionsgesellschaft“, die neben der alten Berliner und der Gohnerschen als Berlin III bekannt wurde. Allein diese junge und unerfahrene Gesellschaft hatte teures Lehrgeld zu zahlen. Mit einem großen Teile der nicht erheblichen, ihr von ihren Freunden zur Verfügung gestellten Mittel richtete sie erst in San-

sibar, dann, als dies 1890 an England abgetreten wurde, in Daresalam ein Krankenhaus ein, das aber mehr den in die Kolonie hinausziehenden Deutschen als den Eingeborenen zugute kam. Als 1890 die Grenzen der Kolonie festgelegt waren, trat der Gedanke einer Mission in ihr erneut in den Vordergrund. Es hätte am nächsten gelegen, die Arbeit der Deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft zu übernehmen; allein da erwies sich das Krankenhaus in Daresalam als ein unüberwindliches Hindernis. Jenes Komitee wollte es nicht preisgeben, und die Berliner Mission wünschte diesen kostspieligen und für die Missionsarbeit entbehrlichen Betrieb nicht zu übernehmen. Dagegen richtete Missionsuperintendent A. Merensky die Aufmerksamkeit auf das Nordende des Njassa. Die von der Küste entfernte Lage dieses Gebietes, wo die Eingeborenen von dem Einfluß von Arabern und Europäern bis dahin frei geblieben waren, schien ihm für die Entwicklung der evangelischen Missionsarbeit besonders günstig. Dabei lag dies Gebiet in der Mitte der westlichen Grenze der deutschen Interessensphäre so zentral, daß man von dort die Wahl hatte, nach Norden, Osten oder Südosten die Arbeit auszudehnen. Die hohen Gebirge stellten die Möglichkeit in Aussicht, bald einige Stationen in gesunder Höhe anlegen zu können, während für die spätere Ausdehnung des Werkes die angrenzenden Hochflächen ein Feld boten, wie es sich fieberfreier in Deutsch-Ostafrika nicht findet. Das Berliner Komitee beauftragte den Superintendenten A. Merensky, das neue Unternehmen zu leiten. Sie stellte ihm vier junge Missionare zur Verfügung, dazu zwei geborene Südafrikaner, Schumann und Rauhaus, von denen der letztere die Sulusprache beherrschte. Außerdem wurden der Expedition vier Handwerkerbrüder und zwei südafrikanische, eingeborene Christen zur allgemeinen Dienstleistung mitgegeben.

Fast gleichzeitig wurde auch die Aufmerksamkeit der Missionsdirektion der Brüdergemeinde auf das Kondeland am Nordende des Njassa-Sees gerichtet. Ein unbekannter Gönner, Johann Daniel Cracau in Breslau, hatte bei seinem Tode ein Legat von 800 000 M. ausgesetzt, die Hälfte der Zinsen sollte für den Loskauf von Sklaven, die andere Hälfte zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden bestimmt sein. Die Brüdergemeinde hatte schon seit einigen Jahren auf einen Wink des Herrn gewartet, ob und wo sie mit der Missionsarbeit in den deutschen Schutzgebieten einsehen.

sollte. Als sie zur Verwalterin der Cracau-Stiftung eingesetzt wurde, sah sie darin einen Wink, unverzüglich ans Werk zu gehen. Rücksprachen mit der deutschen Kolonialgesellschaft und den Leitern der Berliner Mission wiesen auch sie auf das Nordende des Njassa. Man wollte dem islamitischen Küstengebiet aus dem Wege gehen, weil die Suaheli ein zu wenig versprechendes Missionsobjekt zu sein schienen. Im rein heidnischen Hinterlande war ein verhältnismäßig zugängliches Arbeitsfeld schwer zu finden. Der Victoria-Njansa und der Tanganjika-See waren noch nicht in den Weltverkehr einbezogen und erschienen als zu abgelegen. Es kostete monatelange, mühsame und sehr kostspielige Reisen, um sie zu erreichen. Dagegen war die Wasserstraße vom Indischen Ozean durch den Sambesi und Schire zum Njassa leidlich aufgeschlossen und gut befahren. Auf dem Njassa war damals der Reichskommissar Hermann von Wissmann eben beschäftigt, den nach ihm benannten, dorthin gebrachten Dampfer seefähig zu machen. So war die deutsche Küste des Njassa-Sees verhältnismäßig bequem zu erreichen. Die Mission der freischottischen Kirche, die in der Ronde-Ebene am Nordende des Sees bereits sporadische Anfänge der Missionsarbeit hatte, erklärte sich bereit, diese an die deutschen Missionen abzutreten. Die Berliner Missionsleitung und die Brüdermission kamen überein, daß sie beide im Rondelande einsetzten und dabei den Mbaka-Fluß als die Grenze des beiderseitigen Arbeitsfeldes ansehen wollten. Die Berliner Mission sollte von da nach Osten und Nordosten, die Brüdergemeinde nach Nordwesten in der Richtung auf den Tanganjika- und Rufwa-See zu sich ausdehnen. *) Beide Missionskarawanen verließen im Frühjahr 1891 Deutschland. Am 25. September überschritten Alexander Merensky und seine Expedition den Songwe, den Grenzfluß der deutschen Interessensphäre. Am 2. Oktober schlugen sie ihre Zelte bei dem Häuptling Muafatungila auf dem Platze Pipagita auf und nannten den Ort zu Ehren des Berliner Missionsdirektors W a n g e m a n n s h ö h.

*) Es war damals beim Beginn der Arbeit und den noch recht ungeordneten Verhältnissen sicher ein Vorteil, daß die beiden nahe befreundeten Missionen gemeinsam am Nordende des Njassa einsetzten. Im weiteren Verlauf der missionarischen Entwicklung haben sich aus diesem Nebeneinanderarbeiten doch manche Schwierigkeiten ergeben. Der nicht sehr große Stamm der Ronde oder Njassusa wurde kirchlich gespalten und die beiden Teile mit anderen Stämmen zusammengeschlossen, mit denen sie sprachlich und kulturell nicht zusammengehören.

2. Das Kondeland (Konde-Niederung) ist von großem landschaftlichen Reize. Es ist nicht sehr groß, in 2—3 Tagen kann man es von Nord nach Süd oder von Ost nach West zu Fuß durchqueren, aber es vereint in sich alles, was man von einer Landschaft an Schönheiten begehrt: hohe Berge, Wälder, Seen, Bäche, Flüsse, weite Ebenen. Nur vermißt man die herrlichen, grünen Matten, wie man sie in den Alpenländern sieht. Im Norden des Kondelands stehen die erloschenen Vulkane Kgedjo und Kungwe, sie ragen bis zu 3000 Meter in den Himmel hinein. Steil stürzen von ihnen in zahllosen Bächen die Gewässer nach Süden hinab, um sich nach kurzem Wege etwa 1000 Meter tiefer zu vier Flüssen, Lufilho, Mbaka, Ribila und Songwe zu vereinen, die in der Ebene träge und gesättigt dahinfließen. Daß das helle, klare Wasser aus kühler Höhe kommt, merkt man in der Ebene noch sehr wohl, es bleibt selbst in heißer Mittagsglut erquickend frisch. Die Flüsse sind, wie auch der Njassa selbst, sehr fischreich, und in der Niederung, wo sich die wilden Bergwasser einigen und sich traumverloren unter brütender Tropensonne dem See zuwälzen, bieten sie zahllosen Krokodilen Herberge, mit denen Nilpferde sich friedlich-schiedlich einigen. In den dichten Dschungeln der Flußufer, nicht weit vom Njassa entfernt, haufen Elefanten und Büffel, während die lichtereren, von Steppenwald eingefassten höher gelegenen Ufer der Tummelplatz des Wasserbodes und des Buschbodes sind. Wo sich Wild in Afrika findet, da fehlt auch das Raubtier nicht, und so hat auch Kondeland Löwen und Panther. Der Löwe hat sein Jagdgebiet vorzugsweise in der Ebene; da jagt er Büffel und Wasserböcke. Der Panther dagegen bewohnt die schluchtenreichen Abhänge der Vulkane; seine Jagdbeute ist besonders das Wildschwein. Es gibt auch Schlangen, jedoch nicht in dem Maße, daß man von einer Schlangengefahr reden kann. Die Puffotter ist die faulste Schlange der Welt und sticht wohl nur, wenn sie angegriffen wird, oder wenn man unversehens auf sie tritt. Sie ist daher nicht gefährlich. Die Riesenschlange wagt höchst selten einen Angriff auf Menschen, und da sie nur durch Umschlingung tötet, ist ihr Bemühen, einen Menschen zu töten, stets von Mißerfolg begleitet, sowie zwei Menschen zusammen sind.

Überaus malerisch sind im Kondelande die Bananendörfer, wie die ersten Missionare sie antrafen. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes bedingt es, daß die Bananen sowohl in der heißen Ebene nördlich des Sees, hier in besonderer Größe und Fülle, als auch in

Höhen bis zu 1600 Metern gedeihen. Der Ronde kennt eine große Menge von Bananensorten, wohl über 25 Arten. Er schätzt besonders eine Sorte, die er, wie es bei uns mit Kartoffeln geschieht, mit Fleisch zusammenkocht. Die in Europa bekannte Banane schätzt er nicht besonders, sie ist ihm nur Obst, während die feste Frucht ihm Nahrungsmittel ist. Legt der Ronde ein Dorf an, dann pflanzt er zunächst Bananen, je eine Staude in etwa 10 Meter Entfernung; und sind diese Stauden angewachsen, dann baut er in den Zwischenräumen seine sauberen Bambushütten an. Kreisrund steckt er die Bambusstäbe schräg nach außen in den Boden. Zwischen die Bambusstäbe drückt er von der Innenseite aus schön geformte kleine Lehmälle, die von der Außenseite wie eine Perlenschnur aussehen. Jede Hütte hat zwei Türen, gerade einander gegenüber, die so hoch sind, daß man aufrecht hindurchgehen kann. Die Viehställe lieben die Ronde viereckig zu bauen, und sie verwenden darauf mehr Fleiß und Liebe, als für ihre eigenen Wohnungen. Die Wände sind auch aus Bambus, aber mit Rohr oder gespaltenem Bambus kreuzweise so geziert, daß allerlei schöne Muster entstehen.

Die Bananenstaude trägt nur einmal, sie wird deshalb entfernt, nachdem die Traube geerntet ist. Aber neue Triebe schießen, wie beim Spargel, aus dem Boden heraus, die das nächste Jahr tragen. Da für jede entfernte Staude mehrere neue Stauden nachwachsen, entsteht da, wo der erste Schößling gepflanzt war, ein großer Busch von Bananenstämmen, dessen weite lange Blätter den benachbarten Busch berühren. Ein wirklich majestätisches Blätterdach wölbt sich über den Hütten, von einem Berge gesehen gleichen die Dörfer hellgrünen Hainen, es ist nichts von Hütten zu entdecken, nur helles Grün hebt sich klar aus der Ebene hervor, das ganze Dorf liegt unter dem Blätterdach geborgen. In etwa 8—10 Jahren muß aber die Bananenanlage verlegt werden. Die Bananen haben in dieser Zeit den Boden so ausgesogen, daß die Stauden nicht mehr tragen. In einiger Entfernung pflanzt der Ronde wieder seine Bananen, und wenn diese angewachsen sind, folgt er mit seinen Hütten; wieder mehren sich die Pflanzen, bis sie das ganze Dorf in ihre Blätter gehüllt haben, und ist nach abermals 8—10 Jahren dieser Flecken ausgenutzt, kehrt der Ronde zu der ersten Siedlungsstelle zurück. Jedes Dorf muß daher, um lebensfähig zu bleiben, notgedrungen zwei Siedlungsstellen haben.

Das Rondeland zerfällt in das durch Anschwemmung gebildete

„Unterland“ und das zu den Gebirgen aufsteigende „Oberland“. Auf drei Seiten von schroffen Bergwänden umschlossen, im Süden an den weiten Njassa grenzend, erinnert es an ein antikes Amphitheater, dessen Szene die Rondeebene und dessen ansteigender Zuschauerraum das Rondeoberland und die es begrenzenden Bergwände bilden. Das Unterland ist überaus fruchtbar und dicht bevölkert, aber sumpfig und darum für Europäer nicht bewohnbar. Die Missionare mußten sich deshalb im Oberlande ansiedeln.

Ein ganz anderes Bild bieten die Hügel des Benalandes. Was man im Rondegebiet an Dörfern in Stunden erreicht, das erreicht man im Benalande in Tagen. Um so viel weniger ist die hügeldurchwellte Hochfläche der Bena bevölkert. Keine Bananen sind zu sehen, selbst nicht in Gebieten, die, wie das Sanguland, sich in Höhen von durchschnittlich 1000 Metern halten. Man kann es verstehen, daß jemand, der von den Ronde östlich weiterzieht zu den Bena, dies Land unfruchtbar nennt. Ein ähnliches Bild bieten auch die durch tiefe Täler zerrissenen Höhen des Ringalandes: weitab liegen die Dörfer, zum Teil durch lange Strecken unfruchtbaren Gebietes getrennt. Besonders wenig erträglich sind die Abhänge nach dem Benalande zu. Nur ist das Ringagebiet als Gebirgsland malerischer, als das Benagebiet. Hohe Bergketten trennen die einzelnen Häuptlingschaften. Das Benaland hat viel vom afrikanischen Steppenwald. Unregelmäßig stehen krumme Bäume, die man nur als Brennholz benutzen kann, in näheren oder weiteren Abständen; zwischen den Bäumen wächst Gras, das bis zu einem Meter hoch wird. Gewöhnlich wird ein Steppenwald von einer Baumart beherrscht, aber je nach der Gegend gehört der beherrschende Baum zu einer besonderen Art. Es gibt zwei Sorten von Steppenwaldbäumen, die eine eßbare Frucht liefern. Das Benaland ist hügelig, durchschnitten von zahllosen Flußläufen und Regenrillen. Steppenwald, Grassteppe, wasserlose und überaus wasserreiche Gegenden, wildarmes und wildreiches Gebiet wechseln miteinander ab.

Die Hütten der Ringa sind rund, sind aber nicht so schön, wie die Rondehütten. Der Bena dagegen baut keine runden Hütten, sondern hier fängt der Tembenstil an, der dann im Sanguland, Heheland und weiterhin zu finden ist. Es fällt sofort in die Augen, daß der jeweilige Stil von dem Material abhängig ist, das dem Eingeborenen zur Verfügung steht. Der Steppenwald bietet keine geraden Stämme. Selten wird man einen Pfahl von einem Meter

Länge finden, der ganz gerade ist. So hat der Vena eine Bauart entdecken müssen, die die Benutzung von krummem Holz gestattet, und das ist der Tembenstil, viereckige, flache Hütten mit einem Doppel-dach aus Gras und Erde, die meist viereckig um einen Hof herumstehen, der als Viehtraal dient.

Die Ringa gehören, wie die Bwanji und Pangwa, zu den Bergvölkern. Die Bwanji bewohnen den nördlichsten Teil des Livingstonegebirges, der am wenigsten fruchtbar ist. Doch wachsen auf dem Tonschiefergestein herrliche zedernartige Stämme. Die Bwanji sind von den Sangu jahrelang in Abhängigkeit gehalten worden. Und da sie gegen die Sanguherrschaft sich auflehnten, so wurden sie gedrückt und niedergehalten. Nach Süden schließen sich ihnen die Ringa an, ein kräftiges Bergvolk, das sich frei gehalten hat von Unterdrückern. Sie konnten das, weil sie in ihrem Berglande sich leicht verteidigen konnten. Das Ringaland ist eine Art Schweiz; eigentümlich ist, in welchem Grade dieses afrikanische Bergvolk Freude am Gesang hat. Selbst Jodler kann man in den Bergen von den Lippen der Hütejungen hören. Den südlichsten Teil des Livingstonegebirges haben die Pangwa inne. Pangwaland ist fruchtbar in den Ebenen; auf den Bergen und in den Schluchten haben sich noch Urwälder erhalten mit dem besten Bauholz, das man in Afrika überhaupt findet. Selbst eine Art Mahagoni will man in diesen Wäldern entdeckt haben. Dort ist auch die Heimat des Bierbambus. Das ist eine bestimmte Sorte des Bambus, der keine hohlen Schäfte hat. Die jungen Schößlinge werden von den Eingeborenen geköpft, und etwa eine Woche lang wird nun der neue Trieb mit einem scharfen Messer dreimal täglich abgeschnitten, bis der Saft zu treiben anfängt. Dieser Saft wird in Behältern aufgefangen und ist dem Eingeborenen ein sehr beliebtes Getränk. Man kann die Gewinnung dieses Bieres etwa mit der Gewinnung des Birkenwassers vergleichen. Das Bambusbier ist berauschend.

Die Kessi endlich (d. h. Bootsmänner, es sind die Uferbewohner am Njassa), sind ein Mischvölkchen aus allerlei Stämmen, dessen Dialekt durch die Rondesprache allmählich verdrängt wird. Sie nähren sich von Fischfang und Töpferei und sind ärmer und weniger stolz als die Ronde.

Der Ronde ist gutartig, schlagfertig, liebt die Geselligkeit; er ist aber auch selbstbewußt, tapfer. In seinen Sitten ist er milde. Das Gottesurteil des Mwafitranks z. B. gibt

er in sehr milder Form; er löst die giftige Rinde des Mwakibaumes erst ab, und nur diese Abkochung wird eingegeben. So wirkt der Trank selbst dann nicht tödlich, wenn er behalten wird (Erbrechen des Giftes bedeutet unschuldig sein, Behalten dagegen schuldig). Der Ronde ist aber bequem; er arbeitet nicht gern; Trägerdienste zu verrichten wird ihm sehr sauer. Auch das ist eine unangenehme Eigenschaft an ihm, daß er, wenn ihm etwas gesagt wird, erst stets eine Gegenrede hat. Das liegt an der ihm eigenen Schlagfertigkeit. Der Ronde ist ein offener Charakter, der selbständig denkt. Man sieht nie einen Betrunknen; sie machen sich nicht sehr viel aus Bier, da sie reichlich Milch haben; die Willkür der Häuptlinge fehlt. Die Ronde haben eine ganz eigenartige Häuptlingsfolge. Jeder Häuptling hat zwei Nachfolger: Die Erstgeborenen zweier Hauptfrauen haben das Recht, wieder Häuptlinge zu werden. Die Folge dieser eigenartigen Einrichtung ist nun die, daß es im Rondelande von Häuptlingen wimmelt. Viele Häuptlinge, aber wenig Untertanen; da hat der Untertan etwas zu bedeuten. Es ist oft vorgekommen, daß ein Untertan, wenn er glaubte, mit einer Bestimmung des Häuptlings unzufrieden sein zu müssen, zu dem Nachbarhäuptling verzog, bis eine Sühnezahlung seitens des Häuptlings ihn wieder so weit versöhnte, daß er zu seinem ersten Häuptlinge zurückkehrte. Jeder Häuptling ist aber über jeden Zuzug froh, er wird einen zugezogenen Untertan freundlich aufnehmen. Dann schien es den Missionaren, als ob die Zauberei nicht so sehr im Schwunge war; sie sahen wenig Amulette. So war nur ein Bollwerk vorhanden, das zu zertrümmern war: die Vielweiberei. Daß es in dieser Hinsicht schlimm stand mit den Ronde, sahen die Missionare jeden Tag. Nicht nur stand das allgemeine Bestreben danach, sich viele Weiber anzuschaffen; es herrschte auch eine so frivole Verachtung der Ehe, daß man an die schlimmsten Zeiten des römischen Heidentums erinnert wurde. Das Fortlaufen von Ehefrauen mit anderen verheirateten Männern gehörte zur Tagesordnung. Es gab wohl kaum eine Frau von 30 Jahren, die noch bei ihrem ersten Mann war. Wenn man eine Frau fragte, der wievielte Mann es sei, bei dem sie jetzt lebe, so bekam man zur Antwort, der fünfte oder sechste. Bei manchen ging es auch schon über die zehn hinaus, manche hatten es zu zwanzig gebracht; und bei den Männern stand es ebenso. Und daneben herrschte die Vielweiberei.

Die Bena und Hehe sind verschlossene Leute, gewöhnt, ihre wahre Meinung zu verbergen. Denn sie standen unter der strengen Herrschaft von Häuptlingen, die ihr Recht, über Tod und Leben zu entscheiden, oft willkürlich handhabten. Das Gottesurteil wurde in voller Schärfe in Anwendung gebracht. Vom Häuptling Mbejela erzählten sich die Leute, wie er einst das ganze Land habe Mwafi trinken lassen, um festzustellen, wer ihn verhext habe; er litt an den Augen. Da der volle Giftrank gereicht wurde, gingen Hunderte dabei zugrunde, d. h. alle die, welche den Giftrank nicht erbrachen. Eine gute Eigenschaft aber haben diese Stämme: sie sind tüchtige Arbeiter, vorzügliche Träger, sie haben gehorchen gelernt. Die Hehe vor allen Dingen haben weite Kriegszüge gegen benachbarte Stämme unternommen, und bei diesen Kriegszügen haben die Untergebenen, die nicht als Krieger Dienste leisteten, als Träger des Troffes herhalten müssen. Alle diese Stämme, außer den Ronde, haben Sitten, die sich ähneln. Bei ihnen allen finden sich Ansätze von Totemismus, der bei allen diesen Stämmen eine bestimmte Form angenommen hat. Jede Familie hat ein mwifo oder mudzilo, d. h. irgend etwas zu Verehrendes, zu Meidendes, nicht zu Genießendes. Der Hehefürst Mahinga, der in Deutschland unter dem verunstalteten Namen Kwawa bekannt geworden ist, z. B. mied das Fleisch des roten Buschbodes, die Häuptlingsfamilie Lupembes mußte das Fleisch des gefleckten Buschbods und auch die Leber aller Tiere meiden. Als die Missionare kamen, fanden sie noch weite Strecken des Landes verwüstet und entvölkert, den Viehbestand fast gänzlich geschwunden. Noch Jahrzehnte später waren Leute mit abgehauenen Händen ein Zeugnis dafür, wie hart ehemals die Sangu gehaust hatten. Die Bena, die sich ihrer wilden Nachbarn nicht hatten erwehren können und abwechselnd unter der harten Herrschaft von Hehe- und von Sangu-Häuptlingen standen, galten für schwach, feige und wenig bildungsfähig, während die Sangu grausam und lasterhaft, die Hehe stolz, kriegerisch und durch ihre Sultane an straffe Zucht gewöhnt waren.

3. Als erste Station wurde am 2. Oktober 1891 von Merensky und seinen Gefährten, wie wir erwähnten, Wagemannshöh gegründet. Allerdings stellte sich bald heraus, daß die dreihundert Meter über dem See hoch, aber zu nahe an den Abhängen des Livingstonegebirges angelegte Station noch im Gebiete der aus dem sumpfigen Niederland aufsteigenden Malaria moskiten lag. Sie

mußte 1899 weiter landeinwärts und höher hinauf verlegt werden nach Neu-Wangemannshöh. Der ersten Station folgten schnell drei weitere im Kondelande. Zwei wurden in einer Höhe von 1500 und 1600 Metern angelegt, die eine bei dem Häuptling Muakarobo am Abhang des erloschenen Kiedyo-Vulkan. Sie erhielt auf Wunsch des Fräulein Holz in Manow (Pommern), welche das Geld für diese Stationsanlage stiftete, den Namen Manow. Die andere entstand am Oberlaufe des Lufiraflusses und wurde nach einem früheren dortigen Häuptling Muafaleli genannt. Um dem dichtbevölkerten Tieflande nahe zu sein und auch die zerstreute Fischer-Bevölkerung der Kessi am Ostufer des Njassa zu erreichen, wurde eine vierte Station in dem heißen, ungesunden Nkombe 1893 unmittelbar am See angelegt, mußte aber wegen vieler Erkrankungen und Todesfälle zeitweilig aufgegeben und dann 1910 an einen gesunderen Platz nach Matema verlegt werden. Diese Station hatte zugleich die Aufgabe, die Uferdörfer des Njassa bis hinunter nach Wiedhafen zu bedienen. Allein die Schifffahrt auf dem Njassa ist schwierig und zeitraubend. Um diese Arbeit zu bewältigen und auch den Verkehr mit Karonga, Langenburg und anderen Häfen am Nordrande des Sees herzustellen, wurde 1894 ein Stahlboot, der „Paulus“, hinausgesandt und für ihn bei Nkombe ein kleiner Hafen angelegt.

Die Berliner Mission beschränkte ihre Arbeit nicht auf den verhältnismäßig engen Bereich des Kondelandes mit seinen 40 bis 50 000 Bewohnern. Im Osten dieses Gebietes stieg jäh und steil das Livingstone-Gebirge auf, der westliche Abfall des deutsch-ostafrikanischen Hochplateaus. In den Ketten, Tälern und Schluchten eines solchen eine Hochebene abschließenden Gebirges pflegen sich in Afrika die Reste kleinerer, von mächtigen Räuber- und Eroberervölkern beiseite geschobenen Volksstämme zu erhalten. So ist es auch im Livingstone-Gebirge und den unmittelbar östlich sich anschließenden bis zu 2000 Metern hoch gelegenen Landschaften der Fall. Wir finden hier die armen Ringa, die etwa 15 000 Seelen zählen, die Buandji nördlich von ihnen in einem öden Hochgebirgskessel und die Pangwa in einer reichen, gut bevölkerten Berglandschaft nach dem Süden zu. Seit dem Jahre 1893 haben die Berliner Missionare wiederholt Entdeckungsreisen durch das Ringaland unternommen. Als ihr Ergebnis wurden in den Jahren 1895 bis 1897 zwei Stationen in Bulongwa und Tandala gegründet. Bulongwa (oder Muatagile) liegt etwa eine starke Tagereise von Wangemannshöh entfernt, 2100 Meter hoch

(400 Meter höher als die Schneefoppe) inmitten grüner Erbsenfelder. Die zweite Ringstation Tandala wurde eine Tagereise weiter nach Osten im Gebiete des gleichnamigen Häuptlings angelegt. So wenig zahlreich und so schwach nämlich die Ringa sind, so stehen sie doch unter sechs oder sieben voneinander unabhängigen Häuptlingen, welche zum Teil heftig mit einander verfeindet sind. Die Mission kam hier als Friedensstifterin in das Land. Im Jahre 1900 ließ sich die Mission etwas weiter nördlich bei dem kaum 5—6000 Seelen zählenden Bergvolke der Buandji nieder und gründete auf einer kahlen, von kalten, scharfen Winden gefegten Hochfläche die Station Magoje; hier befand man sich an dem nördlichen Rande des sich von dem Njassa nach der Küste zu erstreckenden Hochlandes; jenseits der wenig bewohnten Bergabhänge stieg man durch mimosenbestandene Ebenen, sogenanntes Buschfeld, in die ungesunde, heiße Ruachebene hinab. Schon seit Jahren hatte man Aussicht nach der südlich an das Ringaland stoßenden Landschaft Bupangwa gehalten und mehrfach Rundschaffterfahrten in diese bis zu 1800—2000 Metern hohe Berglandschaft unternommen, die im Westen steil zum Njassa abfällt. Da vorläufig kein Missionar für dies Gebiet bereit stand, erklärte sich die junge Christengemeinde von Wangemannshöh bereit, aus ihrer Mitte drei Plahhalter und Pfadfinder zu dem wegen seiner Trunksucht und Zauberei verrufenen Volke zu senden. Sie hielt es auch für ihre selbstverständliche Pflicht, als ihre ersten Abgeordneten nach Monatsfrist entmutigt zurückkehrten, zum zweiten Mal die Christen dorthin zu senden. Im Sommer 1902 konnte Missionar Klamroth nach Bupangwa übersiedeln und eine Hauptstation auf dem Hügel Vidumulamene anlegen, die nach dem Geburtsort des Berliner Kommerzienrats Bolle, des opferwilligen Freundes der ostafrikanischen Mission, Milow genannt wurde, weil er die Kosten der Stationsanlage trug. Eine arge Erschwerung war in dieser Anfangszeit, daß es noch kein Geld im Lande gab. Der ganze Handel mußte durch Tausch bewerkstelligt werden. Auf der ersten Station Wangemannshöh — später in Muakaleli — bestand ein großes Warenlager.*) Aber auch jede andere Station mußte zum Einkauf der Lebensmittel

*) Das Warentauschgeschäft war zwar recht umständlich, und es erforderte mehr Umsicht und Treue im Kleinen, als die meisten Missionare in dem ungesunden Tropenklima und im Drange vieler anderer Arbeit aufzubringen imstande waren. Es gab deshalb damit viel Verdruß. Aber der Betrieb der

und zur Auslöhnung der Arbeiter einen größeren Warenvorrat haben. Überall gab es zunächst die Anfangsarbeiten eines neuen Missionsfeldes. Wenn die jungen Brüder an den ausgewählten Stationsplatz kamen, wurden zuerst schnell einige Pfahlhäuser gebaut, Hütten aus Bambuspfehlen mit lehmbevorfenem Rohrgeflecht und einem Grasdach, um den Missionaren während ihrer Bauzeit ein notdürftiges Obdach zu geben. Bei den Witterungsverhältnissen und der Zerstörungswut der gefräßigen Termiten hält solch eine Hütte kaum drei bis fünf Jahre und muß innerhalb dieser Frist erneuert werden. Es ist also ein gar vergänglicher Bau! Sobald als möglich wurde deshalb auf allen Stationen der Bau größerer, soliderer Steinhäuser in Angriff genommen. Dazu mußte das Bauholz oft meilenweit in fast unzugänglichen Bergwildnissen geschlagen und zugerichtet und bei dem Mangel an jeder Art von Fuhrwerk auf den Köpfen und Schultern der Arbeiter herangezogen werden. Es war ein großer Fortschritt, als wenigstens einige südafrikanische Ochsenwagen zur Hilfe herbeigeschafft wurden. Dann fing die mühsame Arbeit des Ziegeltreichens an, die zum Teil bei dem regnerischen Klima viel Geduld und Ausdauer erforderte. Dann das eigentliche Bauen. Und was mußte alles gebaut werden! Ein gesundes, luftiges Wohnhaus für die Missionare, ein Lagerraum für die Tauschartikel, eine Kirche, ein Schulraum, Ställe für das Vieh, Werkstätten für die notwendigen Zimmermannsarbeiten, Schuppen für die Bauarbeiter usw. Und alle diese Arbeiten waren von den Missionaren und den ihnen zur Hilfe beigegebenen, wenigen Handwerkerbrüdern zu leisten, nur unterstützt von Eingeborenen, welche nicht die mindeste Vorstellung vom Gebrauche europäischer Werkzeuge hatten und an regelmäßige, anstrengende Arbeit durchaus nicht gewöhnt waren. Es ist kein Wunder, daß fast während der ganzen ersten beiden Jahrzehnte ein unverhältnismäßig großer Teil der Zeit und Kraft der Missionare durch die Bauarbeiten aufgezehrt wurde und sie oft darüber seufzten, daß sie so vielfach ihrer eigentlichen Missionsarbeit entzogen wurden. Auch die Anlegung von Wegen und Gärten, Feldern und Pflanzungen nahm viel Zeit und Kraft in Anspruch. Es mußten die verschiedenen

Mission stellte sich doch so erheblich billiger, daß die Missionsleitung nur zögernd und widerstrebend zur Geldwirtschaft überging, als diese ein Jahrzehnt später mit der eindringenden Kultur sich durchsetzte.

Sprachen und Dialekte erforscht und gelernt werden; dabei kam den Brüdern die gründliche Sprachkenntnis und Sprachbegabung des Missionars C. Nauhaus sehr zu Hilfe.

4. Die Missionsarbeit ging unter den Ronde nicht so schnell voran, als man nach der Gutmütigkeit und Offenherzigkeit des Volkes wohl erwartet hatte. Gleich anfangs stellte sich ein Widersacher entgegen, der um so störender wirkte, als die Missionare seine Eigenart nicht durchschauten, der Mbazi. Die in Sprache und Volkstum noch unerfahrenen Missionare hielten ihn für das Widerspiel Kyalas, des guten Gottes, des Schöpfers von Himmel und Erde und des Gebers aller guten Gaben. Sie bekämpften ihn deshalb als den Teufel, und das um so mehr, als er sich selbst mit Vorliebe den Satan nannte. In Wirklichkeit handelte es sich um einen derben Betrug, den ein schlauer Ronde beging, ehe die Missionare ins Land kamen. Der Betrug stützte sich kluger Weise auf den Volksglauben. Ein Mann schrie des Nachts mit heller, schriller Stimme, er sei der Mbazi, er sei es, der alle Macht besitze über Menschen und Vieh, er könne schaffen und verderben. Er, dessen Stimme man höre, sei Mbazi in eigener Person. Er sei aber unsichtbar und rufe nur in der Nacht, dadurch seinen Willen den Menschen kundgebend; aber er habe sich einen Stellvertreter bestellt, an den man sich wenden möge, und der bereit sei, Gaben für ihn in Empfang zu nehmen. Der Stellvertreter hieß Mwamafungubo und war natürlich kein anderer als der Rufer selbst. Aber niemand kam hinter den Betrug, vielmehr kam über ganz Rondeland eine Angst und Furcht vor der Gottheit, die inmitten der Menschheit erschienen sei, und willig wurde alles geliefert, was die Gottheit des Nachts verlangte. Mwamafungubo hatte dafür gesorgt, daß er nachts nicht gestört wurde; er hatte gerufen, wenn sich jemand zeigen würde, dann würde die Gottheit ihn schlagen. Und wirklich unternahmen kühne Burschen den Versuch, nachzusehen, wer der Rufer sei, aber plötzlich bekamen sie wie von unsichtbarer Hand tüchtige Schläge. So kam noch größere Furcht über alle, und niemand wagte es hinfort, nachzusehen, sondern alle ergaben sich dem Schicksale und gaben Weiber her, wählten die besten Kühe aus ihren Herden, um sie Mbazi zu bringen, und alle diese Gaben nahm Mwamafungubo in Verwahrung und Gebrauch und Nießnuß. Vor allem hatte es Mwamafungubo auf eine Frau Kinyolobi abgesehen, die die Gattin des Häuptlings Mwafatungila war, bei dem sich die Mission angebaut hatte. Diese Kinyolobi

war schon die Gattin von verschiedenen andern Häuptlingen gewesen. Auf ein nächtliches Rufen des Mbazi hin mußte Kinyolobi seinem Stellvertreter Mwamafungubo ausgehändigt werden. Als die Berliner Wangemannshöh angelegt hatten und Besuche von allen Häuptlingen der umwohnenden Ortschaften erhielten, kam auch Mwamafungubo und stellte sich vor als Vertreter der Gottheit Mbazi, die alles verstehe und verborgene Dinge erklären könne. Die Missionare wiesen den Mann öffentlich in seine Schranken zurück und erklärten allem Volk, daß sie Gesandte Gottes seien und ihnen von Gott und göttlichen Dingen predigen wollten. Das war richtig gehandelt, aber nicht recht war es, daß die Missionare nun „Mbazi“ mit „Teufel“ übersetzten; das war eine Ideenverbindung, die in ihren eigenen Köpfen entstanden war, und die Veranlassung zu viel Mißverständnissen gab. Sie hatten für Gott das Wort Kyala genommen; sie hätten aber ebenso gut das Wort Mbazi nehmen können. Die beiden Wörter Kyala und Mbazi stehen auf gleicher Stufe, beides sind Bezeichnungen für erhabene Wesen aus uralter Zeit. Sie sind wohl Namen früherer Stammesfürsten oder hervorragender Helden. Es sind Bezeichnungen, die den Namen Wodan und Thor in der deutschen Mythologie entsprechen. Für das Rondevolk standen die Missionare genau so wie der Mwamafungubo als Menschen da, die da sagten: „Wir wissen euch etwas von Gott zu sagen.“ Da sie aber gleich die Antwort bereit halten: „Mbazi ist der Feind, der Teufel“, so verwirrten sie die Ronde, und diese mußten das Bewußtsein haben, die Missionare schimpften, weil sie die schwächeren seien.

So bekämpften die Missionare den Mbazi als Teufel und Feind, und Mwamafungubo scheute sich nicht, ihnen mit gleicher Münze zu dienen. Er war sehr im Vorteil dadurch, daß er sich verständlich machen konnte, und das konnten die Missionare noch nicht. Es kam so weit, daß Mbazi den Ronde verbot, den Missionaren Lebensmittel zu bringen. Dabei beging er freilich die Dummheit, Dinge zu behaupten, die sich in der Folge nicht bewahrheiteten, wie die, daß er diese Europäer zur schleunigen Rückkehr bewegen würde. Als diese aber ruhig im Lande blieben, sahen die Ronde wieder, daß des Mbazi Macht doch beschränkt sein müsse, und brachten den Missionaren doch Lebensmittel und verkehrten mit ihnen. Es kam sogar so weit, daß sämtliche Häuptlinge aus der Wangemannshöher Gegend in einer großen Versammlung sich gegen

Mbazi erklärten und es guthießen, daß Kinyolobi wieder zu ihrem Gatten Mwamafunguba zurückkehren dürfe. Mwamafunguba schien ausgespielt zu haben. Da aber kamen schwere Plagen über das Rondevolk. In unheimlicher Folge traten Kinderpest, dann Heuschreden und endlich die Sandflohwnunde auf. Sofort rief wieder die nächtliche Stimme: „Ich, Mbazi, habe diese Plagen gesandt, weil das Volk der Ronde nicht mehr mir, ihrem Gott, sondern den fremden Menschen glaubt. Wenn ihr euch mir wieder zuwendet, vor allem wenn ich die Kinyolobi zurückbekomme, dann wird all euer Vieh wieder aufstehen.“ Nun wurde die Sache kritisch. Der große Seehäuptling Mwandjabala, den Missionaren sonst sehr wohlgesinnt, sandte eine bewaffnete Macht, die die Forderungen des göttlichen Stellvertreters mit Gewalt durchdrücken sollte. Vor allem sollte Kinyolobi wieder zu Mbazi zurückkehren. Das Heer kam zu dem Häuptling Mwaihojo, der nördlich von Wangemannshöh wohnte, und in dessen Gebiet der Mbazi sein Wesen trieb. Mwaihojo lief in seiner Angst zu Nauhaus und teilte ihm mit, ein Heer sei erschienen und verlange die Rückgabe der Kinyolobi. Die Sache ließ sich ernst genug an. Nauhaus ging mit seinen Leuten unbewaffnet dem Häuptling Mwandjabala und seinem Heer entgegen. Es kam zu einem richtigen Schauri (Palawer). Nauhaus machte dem Häuptling, auf seine Anschauungsweise eingehend, heftige Vorwürfe, daß er gegen die Rondesitte mit Heeresgewalt in den Bereich friedlicher Nachbarstämme eingebrochen sei: „Wir sind hier oben noch nicht so weit, daß andere Leute unsere Angelegenheiten ordnen müssen. Geht wieder nach Hause und stellt eure Speere an die Wand.“ Später hat sich der Betrug Mbazis allem Volke deutlich gezeigt. Keine andere als Kinyolobi wagte den kühnen Schritt, den sonst keiner wagte: Sie ging eines Nachts, als der Mbazi wieder schrie, hinaus, packte zu und hielt den Mwamafunguba in ihren Armen. Da sie kräftiger war, als dieser ziemlich schwächliche Mann, bekam er als erste Lektion den Arm der Kinyolobi zu spüren. Nun war es mit seinem Ansehen völlig aus. Mbazi ist wenige Jahre später, etwa dreißigjährig, verdorben, gestorben. Die Missionare ahnten damals glücklicherweise kaum, in wie großer Gefahr sie schwebten. Als schnell hintereinander über das ehemals so reiche und glückliche Rondeland die schweren Plagen dahinzogen, beschäftigte in der Tat die Ronde lebhaft die Frage, wer an all diesem Unheil schuld sei. Sie suchten der Sache in ihrer Weise durch den Mwafi-

Gifttrank auf die Spur zu kommen. Sie gaben aber das Gift glücklicherweise stellvertretend einigen Hunden, und diese brachen es aus. Damit war ihrer Meinung die Unschuld der Missionare erwiesen. Was wäre wohl mit ihnen geschehen, wenn dies seltsame Gottesurteil auf „schuldig“ erkannt hätte?

Die Predigt des Wortes Gottes wurde damals noch mit Spott abgewiesen; die Einladungen zum Gottesdienst wurden beantwortet mit den Worten: „Ja, wir kommen, aber mit Schild und Speer, damit wir gleich einen Überfall auf das nächste Dorf unternehmen und uns etwas Vieh rauben können.“ Die Hilfe, bei ihren Streitereien Schiedsrichter zu sein, wurde nicht lange begehrt, denn die Missionare wendeten ja doch keine Gewalt an, wenn es einmal nötig war. Der Geist des Widerspruches gegen die Europäer, selbst gegen die deutsche Verwaltung, war lebendig, bis es am 2. Dezember 1897 zum Zusammenstoß mit der Regierungsgewalt im Norden des Njassa kam. Dieser Zusammenprall war nötig, eher hätten sich die Ronde nicht ergeben. Bei aller Gutmütigkeit ist der Ronde ein tapferer Mann. Nach seiner Überzeugung ist er der tapferste Mensch auf Erden. War es ihm doch bisher gelungen, alle feindlichen Einfälle in sein Land von seiten der Sangu, Hehe und Ngoni abzuwehren. Und oft sagten die Ronde zu den Missionaren: „Wenn ihr mit Speer und Schild und nicht mit euren Gewehren kämet, dann schlägen wir euch in die Flucht, daß ihr das Wiederkommen vergähet.“ Und von allen Häuptlingen galten die am See für die unüberwindlichsten. Ihre Niederlage genügte somit für das ganze Land. Die übrigen Häuptlingschaften wagten keinen Widerstand gegen die Regierung mehr, nachdem die Häuptlinge am See nichts gegen sie hatten ausrichten können.

Die Hand der Regierung lastete nun schwer auf dem Volke. Der Zustrom zur Mission wurde groß, jetzt sollten die Missionare ihnen aus der Hand der Staatsgewalt helfen. Als sie das nicht taten, ebhte die Flut ab, und eine Geringschätzung der früher vergötterten und für Götter gehaltenen Missionare trat ein. Nun war aber auch der Zeitpunkt gekommen, wo es den suchenden Seelen klar wurde, was die Mission will und was sie nicht will. Und da setzte die fruchtbringende Missionsarbeit ein, die Christenzahl stieg rapide.

Als die Arbeit zu den benachbarten Stämmen drang, ging es schneller mit der Annahme des Christentums. Die vielen Felsblöcke des Mißverständnisses, die die Missionare bei den Ronde

unter großer Geduld auf dem Wege zum Herzen des Volkes beiseite wälzen mußten, hatten andere schon fortgeschafft, die aus dem Ronderolk gewonnenen Christen. Sie kannten am besten die Vorurteile, vorgefaßten Meinungen, falschen Ansichten, die sie einst selbst hatten, sie verstanden am besten diese Hindernisse wahren Verstehens aus dem Wege zu räumen. Das taten sie mit wenigen Worten: „Ihr denkt, diese Europäer sind das und das und wollen das und das? Nein, Gottes Wort bringen sie uns, sie wollen nur Gutes.“ So kam es, daß im Ringalande bereits nach $\frac{3}{4}$ Jahren die ersten fünf Taufbewerber sich meldeten. Später ist es im Benalande ebenso gegangen; auch dort hat die Mission die Anfangsschwierigkeiten nicht mehr so gespürt wie im Ronderlande.

Auch die Berglandschaften mit ihrer nur nach wenigen Tausenden zählenden Bevölkerung waren für die Berliner Mission nur Durchgangsland. Ihr Ziel war die weit sich hinziehende ostafrikanische Hochebene, die von 1700 Meter im Westen sich allmählich bis auf 1400 und 1200 Meter im Osten abdacht und nach dem Ruaha-Flusse im Norden und dem Ulanga-Fluß im Süden abfällt, den beiden Flüssen, die zusammen den Rufidschi-Strom bilden. Auf dieser Hochebene befand sich bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts das verhältnismäßig mächtige Hehe-Reich des Mahinga oder Kwawa (abgekürzt aus Kwawilinyika). Dieser kriegerische Oberhäuptling hatte sich selbst der deutschen Schutztruppe fürchtbar gemacht; er vernichtete am 17. August 1891 bei Lugalo in der Gegend von Iringa die ganze von Zelewski'sche Expedition, einer der schwersten Schläge, die die ostafrikanische Schutztruppe überhaupt getroffen hat. Gouverneur von Scheele weckte zwar diese Scharte aus, indem er 1894 Mahinga in Iringa angriff und diese Feste am 30. Oktober stürmte. Aber auch danach kostete die Unterwerfung der Hehe noch einen vierjährigen hartnäckigen Guerillakrieg unter Hauptmann von Prince, der erst zu Ende ging, als sich Mahinga im Jahre 1898 aus Verzweiflung erschöpfte. Nun war Ruhe im Lande. Nun war es dem Gouvernement auch erwünscht, daß die Mission schnell einsetzte, um das Friedenswerk zu fördern.

Den Anstoß dazu gaben die Eingeborenen selber, die Bena auf dem westlichen Teile der Hochebene; sie hofften an den Missionaren Freunde und Schützer gegenüber ihren alten Bedrängern und Feinden, den Hehe im Osten und den Sangu im Norden, zu gewinnen. So sandte der Häuptling Ngela aus der Gegend von Ridugala im

April und Mai 1897 drei Gesandtschaften nach Kombe und bat um Missionare für sein Volk. Als diese noch immer nicht eintrafen, schickte er im Juni 1897 einfach 143 Träger nach Kombe hinunter mit dem Auftrag, zu warten, bis sie die Missionare mitbringen könnten. So legte die Berliner Mission schnell hintereinander in den Jahren 1898—1910 sechs neue Stationen an. Das heißt, die Stationsgründungen gingen nicht so glatt vonstatten, wie es scheinen könnte. Die Missionare waren in der Tat im Jahre 1898 in frischem Wagemute über Ribugala, Musindi und Uhasiva bis Muhanga vorgestoßen, eine Entfernung von 12 Tagereisen. Allein nun galt es, von dieser Linie aus nach Norden und nach Süden wirklich das Land zu besetzen und vor allem diejenigen Landschaften und Orte herauszufinden, welche am dichtesten bevölkert oder sonst für die Missionsarbeit am geeignetsten waren. So wurden 1899 an Stelle des wegen seiner schwachen Bevölkerung wieder aufgegebenen Uhasiva südlich von jener Linie Lupembe und Mpangile angelegt, so genannt nach zwei einflußreichen Häuptlingen. Mpangile wurde zu Ehren des verdienten Präsidenten der Missionsgesellschaft Jacobi genannt. Nördlich von jener Linie wurde 1900 Nlembula besetzt. Auch die Umgegend von Musindi erwies sich als zu menschenarm; die Station wurde an einen günstigen Platz verlegt, der Emmaberg genannt wurde. Es war zwar ein Nachteil, daß die Bena den Missionaren offenbar mit verkehrten Erwartungen entgegenkamen. Politischen Schutz vermochten diese weder gegenüber den Sangu noch gegen die sich nun widerstandslos im Lande durchsetzende deutsche Verwaltung zu leisten. So war eine bei Ngela und seinen Leuten bald einsetzende Enttäuschung und Ernüchterung unvermeidlich. Immerhin lag der Berliner Mission daran, sich auf diese Weise ein größeres zusammenhängendes Missionsgebiet zu sichern und es mit einem Netz von Missionsstationen zu überziehen. Gern wären damals die Missionare gleich auch noch in die südlich angrenzende Landschaft Songea, das Gebiet der Magwangwara oder Masiti vorgedrungen. Rommerzienrat Bolle stellte auch 15—20 000 M. für den Anfang in jenem Gebiet zur Verfügung. Allein ehe das Berliner Komitee die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, waren ihnen die katholischen deutschen Benediktiner zuvorgekommen und hatten jenes Gebiet in Beschlag genommen. Der Ausbau so vieler schnell hintereinander gegründeter Stationen erforderte für die Missionare eine ungewöhnliche Arbeitsanspannung und zog sich durch mehrere Jahre hin.

5. Die Missionsarbeit schien sich friedlich und erfolgreich zu entwickeln. Da brach wie ein Blitz aus heiterm Himmel eine große Gefahr herein, der gefährliche Eingeborenen-Aufstand von 1905. Wie war das möglich gewesen? Es war ein (wahrscheinlich) durch islamischen Fanatismus geschürter Versuch der heidnischen Neger, mit Hilfe ihres wüsten Zauberei-Überglaubens die Herrschaft der Weißen abzuschütteln. Es war ja begreiflich, daß die Häuptlinge und die Stämme mit den Eingriffen der fortschreitenden Kultur und Verwaltung in ihr bisheriges Leben, besonders mit der Besteuerung, dem Waldschutz, der Wegearbeit, dem Verbot von Willkür und Grausamkeit u. a. unzufrieden waren. Es war eine wichtige politische Lehre des Aufstandes, wie plötzlich seit alters verfeindete Stämme sich zum Kampfe gegen die Weißen solidarisch zusammenschlossen und wie als feige verschrieene Völker durch den Zauberei-Überglauben zu wildem Fanatismus aufgestachelt wurden. Zu der weitverbreiteten Unzufriedenheit in den Kreisen der Häuptlinge und Zauberer kam nämlich wie ein Geschenk aus einer anderen Welt das rechtzeitige Angebot einer kräftigen Zaubermedizin. Nur mit Hilfe einer solchen schien ja gegen die mächtigen Europäer ein Erfolg möglich. Man hatte schon lange nach solcher Medizin gesucht, jetzt hatte man sie endlich entdeckt. Koleo, der Schlangengott, hatte durch seinen Diener, den Zauberer Bokero, an den Panganifällen des Rufidji alle Schwarzen zum Kampfe gegen die Nichtschwarzen aufgeboten. Alles, was weiße Farbe hat, sei in Koleos Augen ein Greuel. In jener Gegend sollten die Schwarzen Wasser aus der heißen Quelle bei Ribambare nehmen, um sich selbst unverwundbar und ihre Felder fruchtbar zu machen. In den anderen Gebieten solle die Zaubermedizin dieselben wunderbaren Wirkungen hervorbringen. Sie sollte die Schwarzen unverwundbar und die Weißen machtlos machen. Aus den Gewehren der letzteren werde statt der Kugeln Wasser kommen; an der Küste werde sich das Meer erheben und die Weißen verschlingen. Alle Welt freute sich dieses Evangeliums, glaubte fest und unerschütterlich daran. Aber es war doch geraten, die Medizin nun auch erst zu erproben. Die Probe mußte aber so harmlos wie möglich ausfallen. Wollte man gleich gegen die Schutztruppe vorgehen und die Medizin war nicht echt, dann konnte der Ausfall böse sein. Aber wenn man die Probe an einem friedlichen Missionar machte, wie wäre das? Das fand Beifall, und da die Missionsstation Jakobi zum Gebiet des zu den Feinden übergelaufenen

Mbejela gehörte, so sollte sie das Versuchsobjekt werden. Gesandte aus den umliegenden Stämmen wurden nach Jakobi eingeladen, da kamen die Sangu, Pangwa, Bena, Kinga. Die Lage wurde für Jakobi immer ernster. Am 19. September 1905 griff ein Haufe von etwa 2000 Mann Jakobi an. Missionar Gröschel rief den Aufständischen zu, er sei ein Friedensbote, wie sie wüßten. Wenn sie aber mit Gewalt vorgingen, dann sei er genötigt, um derer willen, die sich seinem Schutze anvertraut hätten, sich zu verteidigen. Der Feind rief aber nur: „Ergebt euch, ergebt euch“ und drang über die kleine Ballisade, die Gröschel um sein Gehöft hatte ziehen lassen. Da ließ Gröschel, durch Missionar Hahn inzwischen verstärkt, feuern. Die Gewehre erwiesen sich nicht als unwirksam, die Angreifer erwiesen sich ebenso wenig als kugelsicher. Es entstand eine ungeheure Verwirrung unter den Angreifern; in wilder Flucht rannten sie davon. Dann aber besannen sie sich wieder. Schlaue Leute unter ihnen meinten, das sei noch lange nicht erwiesen, daß die Medizin unwirksam sei, man könne nämlich durch gewisse Verschuldung die Wirksamkeit des Zaubers aufheben: „Die nun von Kugeln getroffen sind, haben sich vergangen, wir andern sind doch alle unverfehrt, also nur mutig noch einmal angegriffen.“ Abermals Angriff, abermals Verteidigung seitens Gröschels, Hahns und weniger getreuer Eingeborenen. Hierbei half ein Bienenschwarm wesentlich mit. Zum zweiten Male lief der Feind davon. Doch wieder besann er sich. Und nun hieß es: „Die Medizin taugt nichts, aber nun haben wir uns schwer verschuldet an der Regierung, nun wollen wir wenigstens durchsehen, was wir begonnen haben!“ Es sollte zum dritten Male angegriffen werden, den Verteidigern war die Munition nahe am Ausgehen, da erschien auf einem Hügel von Nordost her die Schar, die sich um Missionar Schumann gesammelt hatte, und die an eben dem 19. September Gröschel und Familie aus Jakobi nach Lupembe führen sollte. Der Feind hatte längst von dieser Unternehmung gehört. Und als er sie nun verwirklicht sah, gab er sein Spiel auf. Die große Bedeutung der Verteidigung Jakobis durch Gröschel war die, daß dem Feind die Augen über die Medizin geöffnet wurden, und daß er es nie wieder gewagt hat, eine befestigte Station anzugreifen. Aber allerdings, es gab doch Unruhen und Gefahren genug; waren doch mehrere Häuptlinge und Landschaften, wo die Berliner Mission arbeitete, mit in das Lager der Aufständischen übergegangen. Der eben von einem Erholungsurlaub in Deutsch-

land nach seiner Station Milow zurückgekehrte Missionar Neuberg geriet bei dem Versuch, sich nach der Station Kidugala zurückzuziehen, in einen aufgeregten Haufen von Rebellen; man nahm ihm sein Vieh und seine Güter, tat aber weder ihm noch seinen Begleitern etwas zu Leide, weil er „ein guter Mann“ sei. Die beiden von den Missionaren verlassenen Stationen Milow und Jakobi wurden von wilden Volkshaufen von Grund auf zerstört. Als im Januar 1906 die Gefahr durch die Aufständischen auf das höchste gestiegen war, kamen solche Regenmengen vom Himmel herunter, wie sie früher noch nie beobachtet waren. Der Ruhudschefluß, der das Berliner Arbeitsfeld vom Aufstandsgebiet trennte, schwell so an, daß der Feind nicht über den Fluß setzen konnte. Selbst die Bena erkannten in diesem Umstande den Finger Gottes. Es dauerte immerhin noch Monate, bis sich die Unruhe und Aufregung im Lande wieder legte. Es war ein Wunder gnädiger Bewahrung, daß in aller dieser Not keinem Berliner Missionar ein Leid geschah. Die Verwaltung der Kolonie hat den wertvollen Dienst der Berliner Missionare in dieser schweren Aufstandszeit dankbar anerkannt; der Kaiser hat die beiden tapferen Verteidiger der Station Jakobi durch Orden ausgezeichnet. Jakobi wurde schon im Jahre 1906 von neuem in Angriff genommen.

6. Muhanga war in den überaus regenreichen Ufchungwe-Bergen in einer allzu feuchten und auch sonst ungünstigen Gegend angelegt. Die Station wurde deswegen im Jahre 1912 in der Richtung auf die Militärstation Iringa verlegt und nun „Pommern“ genannt, weil die Missionsfreunde in der Provinz Pommern die Geldmittel zum Aufbau der Station durch Sondergaben gesammelt hatten. Schon D. Merensky hatte in den Gründungsjahren der Mission Verbindung mit dem mächtigen Sangu-Häuptling Merere gesucht, der damals in Utengule in der Landschaft Sasua am Fuße des mächtigen Mbeja-Massivs wohnte. Nach der Niederwerfung der Hehe im Jahre 1895 hatte das Gouvernement Merere zur Auswanderung in sein altes Gebiet in der Landschaft Usangu in der überaus fruchtbaren, aber sehr heißen Talniederung des oberen Ruaha genötigt. Dort hatte der nunmehrige Oberhäuptling Merere seine Residenz in dem weit ausgedehnten Dorf Neu-Utengule am Mhambi-Bache aufgeschlagen. Die Berliner Mission zog trotz der Ungesundheit und des Fieberklimas von Usangu auch diesen starken und vom Islam schon weitgehend durchsetzten Stamm in ihren Arbeitsbereich und legte unter

ihm im Jahre 1908 eine Hauptstation an, die nach einem hochherzigen Wohltäter der Berliner Gesellschaft den Namen „Brandt“ erhielt.

Eine weitere bedeutsame und einschneidende Ausdehnung der Arbeit fand statt, als auf Grund eines fast einstimmigen Beschlusses einer außerordentlichen Generalversammlung am 1. Dezember 1902 die Berliner Mission die Usaramo-Mission der „deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft“ (Berlin III) übernahm. Als zu Beginn der kolonialen Ära die alten Gesellschaften gezaubert hatten, hatte sich in der jugendlichen Begeisterung für den kolonialen Missionsgedanken in Berlin 1886 diese „deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft“ gebildet. Seitdem der bekannte Vorkämpfer der inneren Mission Pastor D. von Bodelschwingh die Seele dieser Mission wurde und sie mit seinem großen und opferwilligen Freundeskreis unterstützte, war erst der Schwerpunkt und dann auch der Sitz der Mission in die Bodelschwinghschen Anstalten Bethel bei Bielefeld verlegt worden.

Die Mission hatte in ihrer Arbeit draußen anfänglich eine unruhige Entwicklung. Neben eigentlichen Missionsgedanken stand die Errichtung eines Krankenhauses für die deutschen Kolonialvertreter und die pastorale Pflege der in Deutsch-Ostafrika lebenden Deutschen auf ihrem Programm. Mit dem Krankenhaus wurde ein Anfang in Sansibar gemacht. Als aber dieses 1890 an England fiel, wurde das Hospital nach Daresalam verlegt. Dort auf dem schönen Immanuelstap am Eingang des von herrlichen Kokospalmbaldungen umgebenen Hafens war der Mittelpunkt der Missionsarbeit, die allerdings hier in der mohammedanischen Küstenstadt, wo die bunteste Völkermischung der verschiedenen Stämme aus dem Innern herrscht, einen besonders harten Boden fand. Sie wurde auch dadurch gehemmt, daß die Missionare außer der Krankenhausarbeit und der Pastoration der Deutschen ein Asyl für befreite Sklaven einrichteten. Von allen drei Arbeiten wurden sie allerdings im Laufe der Jahre entlastet: Die Krankenpflege übernahm seit 1896 die Kolonialverwaltung, für die deutsche Gemeinde wurde ein eigenes Pfarramt eingerichtet, die Sklavensfreistätte war 1892 nach Kisserawe, 29 km landeinwärts verlegt. Von Daresalam wurde die Arbeit nach der Landschaft Usaramo, die das weitere Hinterland von Daresalam bildet, ausgedehnt. Das ist ein liebliches, aber ungesundes und im allgemeinen nicht fruchtbares Hügelland. Die Wasaramo sind ein verschüchtertes, tief in Zauberei und Aberglauben stehendes Volk.

In ihrer Mitte wurde im Jahre 1888 die Station Kisserawe — früher meist Hoffnungshöhe benannt — und 1895 weiter landeinwärts Maneromango angelegt. Kisserawe diente hauptsächlich als Erziehungsstation für die befreiten Sklaven, welche von den deutschen Kolonialbeamten den Missionaren übergeben wurden. Die Ungesundheit des Klimas, die unzureichenden Geldmittel, noch mehr der Mangel an persönlichen Kräften, Übelstände, die sich immer wieder geltend machten, hielten die Entwicklung der Mission in unbequemer Weise auf und veranlaßten die Missionsleitung im Jahre 1903, diese Arbeit der leistungsfähigeren Berliner Missionsgesellschaft anzutragen. Das war für letztere keine geringe und dem Anschein nach keine dankbare Aufgabe; denn von der nahen Küste her drang der Islam unaufhaltsam in das Innere vor und grub der mit den Unbilden eines gefährlichen Klimas mühsam ringenden Mission das Wasser ab. Die Berliner Mission kämpfte damals fast beständig mit Defizitnöten, und es schien fast, als könne ihre heimatliche Missionsgemeinde das schnell wachsende Werk nicht mehr tragen, geschweige denn die neue Bürde der Arbeit in einem gefährlichen Klima übernehmen. Zudem beschäftigte damals die Missionskreise lebhaft die Frage einer Vereinigung der Berliner und der Ostafrikanischen Missionsgesellschaft; es war aber fraglich, ob dies Ziel dadurch erreicht oder auch nur näher gebracht werde, daß man jener Gesellschaft die kostspielige und opferreiche Saramo-Mission abnahm und ihr so ermöglichte, sich mit den ihr zur Verfügung stehenden Kräften und Mitteln in dem gesunden Berglande Usambara einzurichten. Was die Berliner Mission trotzdem zur Übernahme der Arbeit bewog, war hauptsächlich die weitschauende — wohl zu weit vorausblickende — Erwägung, daß für ihre Mission im Innern die Richtung auf Usaramo und Daresalam die einzige gesunde Ausdehnungsmöglichkeit zu sein schien. Zudem wurde die Mission mit ihren Gebäuden und zum Teil wertvollen Diegenenschaften unentgeltlich angeboten. Die Berliner Mission entschloß sich zur Übernahme der ungesunden und missionarisch wenig fruchtbaren Stationen nur auf Grund der Überzeugung, daß es der Bielefelder Mission an Mitteln und Kräften zu dieser Arbeit gebreche. Schwerer konnten sich die Njassamissionare darein finden; sie befürchteten eine Schwächung ihrer Arbeit und Ablenkung von ihren natürlichen Zielen.

Daresalam gehört wohl zu den schwierigsten Plätzen, die die evangelische Mission überhaupt bearbeitet.

Bunteste Bevölkerungsmischung, $\frac{1}{3}$ Araber, Inder und Goanesen, $\frac{2}{3}$ Neger, davon nur 26% aus den eingewanderten Stämmen der Saramo und Ndengereko, die übrigen aus allen Völkern Ostafrikas zusammengewürfelt. Dazu Großstadt- und Hafenleben, reichlicher Lohn und viel Vergnügen, beständiges Hin- und Herfluten, endlich der Einfluß der Araber, Inder und Europäer und die Übermacht des Islams, dem die Masse äußerlich anhängt. — Der beständige Wechsel der Missionare, häufige Erkrankungen, auch wohl ein tastendes Versuchen ohne sicheres Ziel, hatten es zu ernstlicher Arbeit nicht kommen lassen. Die wenigen Christen waren Sorgenfinder. — Kräftiger hatten sich die Saramo-Stationen Kisserawe und Maneromango entwickelt.

Kisserawe war, wie gesagt, als Erziehungsstätte für befreite Sklavenkinder gegründet und mit einer Mittelschule versehen, deren Zöglinge als Lehrer von Außenschulen angestellt wurden. Den stärksten Zuwachs hatte die Gemeinde in den Hungersnotjahren erlebt. Aber gerade hier waren die Gefahren des Internatssystems trotz eifriger, hingebender Arbeit zutage getreten. Die Außenschulen gingen bis auf zwei wieder ein, weil es an dem Halt einer Gemeinde und den jugendlichen Lehrern an sittlicher Reife mangelte. Daß auch von der Hauptstation keine Kraft ausging, zeigte die Tatsache, daß sie seit Jahren keine Taufbewerber hatte. Unter den Gemeindegliedern waren manche nur mit halbem Herzen bei der Sache, etliche insgeheim dem Islam zugetan. Hier mußte zunächst eine scharfe Sichtung eintreten.

Aussichtsvoller war der Anfang auf der jüngsten, allerdings als besonders ungesund geltenden Station Maneromango. Hier waren unter viel Tränen aus rein häuerlicher Saramobevölkerung die Erstlinge gesammelt. Besonders die Arbeit von Missionar Worms († 1899) war nicht ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Es war ein Vorzug, daß gleich im Dezember 1903 Missionsinspektor Saubenzweig-Schmidt die übernommene Arbeit gründlich visitieren konnte. Es stellte sich als der beste Plan heraus, zunächst einige Jahre lang die Hauptkraft auf das Innenland zu verwenden, dann aber planmäßig die Arbeit in Daresalam auszubauen. Seit dem Aufstand von 1905 mehrten sich die Anzeichen eines Niedergangs des Islams an der Küste. Die Niederlage seiner aufständischen Anhänger, die Minderung des arabischen Einflusses und die stetige Befestigung

der deutsch-christlichen Macht, die Schwächung der Koranschulen durch Einführung lateinischer Suahelischrift seitens der Regierung und leider auch die zunehmende Verrohung des Küstenvolkes schienen die Ursachen zu sein. Um so dringlicher war hier verstärkte Missionsarbeit. (Axenfeld, Wegweiser durch die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika, Berlin 1909, 21.) Die Berliner Mission hat die von der Bielefelder Mission übernommenen Stationen mannigfach ausgebaut und die Arbeit auf eine solide Grundlage gestellt. Trotz vieler schmerzlicher Hemmungen infolge Wechsels der Arbeiter, unzureichender Besetzung und häufiger Erkrankungen*) sind in Usaramo ermutigende, wenn auch langsame Fortschritte erreicht. Die Zahl der Außenplätze war von fünf auf 18, die der Katechumenen von 40 auf 116, die der Schüler von 167 auf 1480 gestiegen. Auf hartem, unfruchtbarem Boden darf man auch für eine bescheidene Ernte dankbar sein. Daressalam als Hauptstadt der Kolonie und Sitz der Behörden hatte auch für die gesamte evangelische Mission Bedeutung erlangt. Hier tagte 1911 zum ersten Male die Konferenz der evangelischen Missionare in Deutsch-Ostafrika. Hier erschien das allen Suaheli Sprechenden oder Verstehenden dienende christliche Gemeindeblatt „Pwani na bara“ (Küste und Inland), hier auch das „Korrespondenzblatt für die evangelischen Missionare in Deutsch-Ostafrika.“

Mit der Übernahme dieser Arbeit an der Küste drängte sich der Berliner Mission das Ringen mit dem Islam auf, der von der Küste her sich in breitem Strome in das Inland ergoß und die ganze Kolonie zu überschwemmen drohte. Zunächst galt es, in der Heimat das Verständnis für die Islamgefahr aufzuschließen. Zumal Missionsinspektor Lic. Axenfeld wies unermüdlich darauf hin, daß mit dem Islam nach seiner inneren Struktur eine aufrichtige Loyalität gegen eine christliche Obrigkeit auf die Dauer unvereinbar sei, daß der islamisierte Neger den natürlichen Respekt und die naive Fügsamkeit seiner Rasse den Weißen gegenüber verliere und mit Mißtrauen nicht nur gegen die christliche Mission, sondern auch gegen die fremde Rasse und die europäische Herrschaft erfüllt werde. Nicht

*) Das Gebiet galt als so ungesund, daß, während die südafrikanischen Missionare jahrzehntelang in ihrer Arbeit bleiben konnten, den Saramomissionaren vom Komitee gestattet wurde, alle drei Jahre einen Heimaturlaub anzutreten und in der Zwischenzeit noch einmal für einige Wochen auf die frischen Berge von Usambara zu gehen.

als ob die Mission nach Gewaltmaßregeln gegen den Islam rief oder seinen Ausschluß aus rein heidnischen Gebieten durch Polizeimaßnahmen erzwingen wollte. Aber sie glaubte im Interesse einer gesunden Entwicklung der Kolonie fordern zu dürfen, daß wenigstens die Ausbreitung des Islam nicht durch die Kolonialverwaltung begünstigt und befördert werde, daß nicht ohne Not in rein heidnischen Gebieten moslemische Unterbeamte angestellt und dadurch Propagandazentralen für den Islam geschaffen werden, und daß diejenigen missionarischen Kulturarbeiten, durch welche die Kulturzwecke der Regierung gefördert werden, wie Schulwesen, Gesundheitsfürsorge, Erziehung zur Arbeit und wissenschaftliche Arbeiten zur Erforschung der Sprache und des Volkstums, freigebig unterstützt werden. Es war nicht ohne Bedeutung, daß der Kolonialkongreß im Oktober 1910 nach eindringenden Referaten von Lic. Arenfeld und Professor Dr. Beder und einer sehr lebhaften Besprechung in seiner Plenarversammlung einstimmig erklärte: „Da von der Ausbreitung des Islams der Entwicklung unserer Kolonien ernste Gefahren drohen, rät der Kolonialkongreß zu sorgsamer Beachtung und gründlichem Studium dieser Bewegung. Er hält es bei grundsätzlicher religiöser Unparteilichkeit für geboten, daß alle an der Erschließung der Kolonien Beteiligten gewissenhaft vermeiden, was zur Beförderung der Ausbreitung des Islams und zur Benachteiligung des Christentums dienen könnte, und empfiehlt missionarische Kulturarbeiten, insbesondere auf dem Gebiet des Schulwesens und der Gesundheitsfürsorge, der tatkräftigen Unterstützung, auch der Kolonialregierung. Er erkennt auch in der islamischen Gefahr eine dringliche Aufforderung an die deutsche Christenheit, die vom Islam noch nicht ergriffenen Gebiete unserer Kolonien ohne Verzug in missionarische Pflege zu nehmen.“ Die heimatliche Aufklärungsarbeit wurde gefördert, außer durch zahlreiche und wirkungsvolle Vorträge Arenfelds, durch zwei Schriften von Superintendent Martin Alamroth, *Der Islam in Ostafrika*, und Erich Schulze, *Soll Deutsch-Ostafrika mohammedanisch oder christlich werden?* Man kam eben in weiten, der Mission nahe stehenden Kreisen zu der Überzeugung: „Die Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika wird, soweit sie nicht in den nächsten Jahrzehnten unter die Pflege der christlichen Missionen genommen wird, sicher islamisch werden. Daraus ergibt sich für die Mission die Verpflichtung, der heimatlichen Christenheit unermüdllich den ganzen Ernst und die Dringlichkeit der Lage vor Augen zu führen,

damit sie in weit größerem Maßstab als bisher das Schutzgebiet mit Missionsstationen und Missionaren versorge.“ (J. B. 1910, 84.)

7. So hatte sich die Berliner Mission vom Nordende des Njassa nach Nordosten zu im östlichen Kondeland in den Berglandschaften Buandji, Ukinga und Bupangwa, auf der Hehe-Hochebene, die in ihrem westlichen Teile hauptsächlich von dem friedlichen und aderbau-treibenden Bena-Volke bewohnt wird, und in der heißen Sanguenebene ein leidlich zusammenhängendes Gebiet, etwa von der Größe der Provinz Brandenburg, und mit mehr als 200 000 Einwohnern gesichert. Neben der großen Arbeit des Aufbaus und Ausbaus aller dieser Stationen, der Anlegung von Wegen, Gärten und Feldern usw. stellte die planmäßige Durchdringung dieses Gebietes mit der Botschaft des Evangeliums eine umfassende, die Kraft der beschränkten und vom Fieber oft geplagten Arbeiterschar fast übersteigende Aufgabe. Während die Mission auf ihrem großen südafrikanischen Arbeitsfelde lange den Schwerpunkt ihrer Arbeit einseitig in die Hauptstationen gelegt hatte, faßte sie unter den andersartigen Verhältnissen Ostafrikas und im Lichte reicherer Missionserfahrung von Anfang an neben der intensiven Pflege der Stationsgemeinden die Anlegung eines Netzes von Außenposten über den ganzen Stationsbereich ins Auge. Die Zahl dieser Arbeitspunkte in der Peripherie wuchs fast zu schnell. Die Außenstationen, d. h. die Plätze, an welchen ein eingeborener Helfer seines Amtes waltete, waren bis 1913 bereits auf 193, die Predigtplätze, d. h. die Orte, die einigermaßen regelmäßig von den Missionaren oder den Helfern besucht wurden, auf 415 angewachsen.

Neben der äußeren Ausdehnung ging der innere Ausbau der Mission, die Angliederung neuer Zweige her. Es gehört im allgemeinen zur Praxis der evangelischen Mission, daß überall die Kirche die Schule erbaut, d. h., daß erst da, wo Christengemeinden aus den Eingeborenen sich bilden, für deren Kinder und überhaupt für das nachwachsende Geschlecht Schulen eingerichtet werden. Die Berliner Mission hat auf ihrem südafrikanischen Missionsfelde im allgemeinen nach dieser Regel gearbeitet. In Ostafrika brachten es der erwachende Bildungshunger, den das Einfluten der deutschen Kultur bei den Eingeborenen anregte, der Wettbewerb mit der wesentlich auf Schularbeit sich aufbauenden katholischen Mission und die Bedrohung durch den Islam, demgegenüber die christlichen Missionsschulen ein wirksames Missionsmittel sind, mit sich, daß das Schulwesen einen über-

raschenden Aufschwung nahm. Nachdem nämlich zu Anfang die Schulen wegen des Fehlens jedes Schulzwanges nur schwer in einen geordneten Gang kamen, setzte erst in der Kondesynode (seit 1909), vielleicht im Zusammenhang mit dem eifrig gepflegten Schulwesen der schottischen Livingstonia-Mission, ein lebhafter Andrang zu den Schulen und ein Erwachen des Lernhungers ein. Eine noch viel stärkere Bewegung begann in der Bena-Sehe-Synode in Verbindung mit dem Einbruch der Benediktiner 1911. Im Jahre 1910 zählte die Mission einschließlich der Nebenklassen, Mittelschulen und Seminare 89 Schulen mit 3395 Schülern; 1911 waren es 103 Schulen mit 3805 Schülern; 1912 135 Schulen mit 6074 Schülern. Dies überraschende Wachstum zeigte, daß das Erwachen eines Lernhungers sich im Bereiche der Berliner Mission besonders stark geltend machte. Freilich fehlte es nicht an Häuptlingen oder Eltern, die den Kindern den Schulbesuch verboten, damit sie nicht Christen würden, oder wenigstens den Mädchen, weil sie sich instinktiv für die Aufrechterhaltung der Polygamie fürchteten. In anderen Gegenden kostete es noch harte Mühe, den Leuten den Wert der Schulbildung begreiflich zu machen, und manche Eltern meinten anfangs Bezahlung dafür erwarten zu dürfen, daß ihre Kinder „für die Weißen arbeiteten“. Aber überwiegend war doch eine große Willigkeit zur Schule. Es kam vor, daß um eine Schule geradezu gebeten wurde. In der Landschaft Bupangwa, wo die Bevölkerung schon stark unter der Wirkung des Evangeliums stand, waren sämtliche Außenschulgebäude von den Heiden ohne Zuschuß der Mission errichtet. Unter den Batessi am Ufer des Njassa erbaten sich Kinder von einem Platz, wo kein Lehrer war, den Einbaum der Mission, um täglich zum Schulort zu rudern und am Unterricht teilzunehmen, weil auch sie etwas lernen wollten.

Freilich war dieser der Mission fast über den Kopf wachsende Schulbetrieb anfangs elementar und dürftig genug gewesen. Missionsinspektor Lic. Axenfeld hat launig von jener Schulprüfung erzählt, der er selbst beiwohnte, wo der schwarze Lehrer seinen Schülern das schwere Exempel aufgab, wieviel 2×2 sei. Allgemeines Schweigen. Schließlich hebt schüchtern ein Knabe den Finger hoch: „ 2×2 ist 3!“, „ 2×2 ist 3“, wiederholt nachdenklich der Lehrer, legt seinen Finger an die Nase und schaut hilfesuchend zu dem Missionsinspektor und dem neben ihm sitzenden Missionar herüber. Aber beide zuden mit keiner Wimper. „ 2×2 ist 3“, murmelt er nochmals vor sich hin, recht

geheuer kommt es ihm doch nicht vor; aber er resolviert sich. Richtig, mein Junge; ein anderes Exempel! Als derselbe Lehrer hernach biblischen Geschichtsunterricht gab, war er wie umgewandelt; da war er so sicher, so anschaulich und beredt, daß auch seine Schüler ganz hingenommen waren.

Eine recht unbequeme Erschwerung des Schulbetriebes und aller missionarischen Arbeit war die sprachliche Zersplitterung der in Arbeit genommenen Stämme. Wir sahen, wie die Berliner Mission zuerst bei den Ronde oder Njakhusa einsetzte, dann aber schnell ihre Arbeit auf die Kessi, Ringa, Buandji, Bena, Hehe, Sangu und Pangwa ausdehnte. Allerdings sprachen alle diese Stämme Bantusprachen; aber nicht nur weichen diese bei den einzelnen Stämmen dialektisch vielfach so stark voneinander ab, daß eine Verständigung hinüber und herüber, zumal bei den Frauen und Alten schwer ist. Es fielen noch zwei Momente schwer ins Gewicht. Durch das Berliner Missionsgebiet zieht sich eine Sprachgrenze, welche die Sprache der Ronde, das Ringakhusa, deutlich von den übrigen Sprachen scheidet; es gehört einer andern Gruppe der Bantusprachen an. Außerdem trat für alle Gebiete von Deutsch-Ostafrika das Suaheli als die allgemeine Sprache des Verkehrs und der Kulturbewegung immer stärker in den Vordergrund; für die näher der Küste zu und an den Hauptverkehrsstraßen Wohnenden war das ohnehin offensicht-lich. Aber auch Missionen, welche, wie die Berliner in verhältnismäßig abgelegenen Gebieten arbeiteten, fingen schon früh an damit zu rechnen, daß für die fortschrittlichen Elemente der Bevölkerung, die lerneifrige Jugend, die Lehrer, die Häuptlinge und ihre Räte und die niederen Verwaltungsbeamten eine mehr oder weniger gründliche Kenntnis des Suaheli unentbehrlich sei. Das ergab für die Berliner Mission ein ziemlich kompliziertes Sprachprogramm: Jeder Missionar hatte sich die Stammessprache anzueignen, um in ihr mit den Leuten reden zu können. Handelte es sich dabei um einen erheblichen Unterschied von den Nachbardialekten (wie beim Ringa ein Unterschied vom Njakhusa) und eine ausreichende Kopfzahl, so mußte man darauf bedacht sein, in diesen Sprachen auch die allereinfachsten Drucklegungen (Fibel, Biblische Geschichte, Katechismus ohne Erklärungen, Kirchenlieder) zu schaffen. Diese einfachen und nur in kleinen Auflagen herzustellenden Büchlein konnten mit geringen Kosten auf der Missionsdruckerei im Lande hergestellt werden. Im übrigen galt es, aus den benachbarten Dialekten den hoffnungs-

vollsten zur gemeinsamen Kirchen- und Schulsprache zu erheben; es ergab sich für die Berliner Mission aus der Entwicklung ihrer Arbeit, daß zu solchen Synodalsprachen die der Ronde und der Bena erhoben wurden. In ihnen also vollzog sich die pastorale und unterrichtliche Ausbildung der Helfer; in ihnen wurde auch die für die Kirche und den Volksschulbetrieb nötige Literatur gedruckt. Dabei begnügte man sich mit Übersetzungen des Neuen Testaments und faßte keine vollständigen Bibelübersetzungen ins Auge. In den Mittelschulen und Seminaren sollte das Suaheli hinreichend Raum gewinnen, und zwar nicht nur als Unterrichtsgegenstand, sondern in manchen Fächern auch als Unterrichtssprache, unter Benützung der reichlichen, zum Teil vorzüglichen, gedruckten Suaheli-Literatur. Jeder nach Deutsch-Ostafrika ausgehende Missionar sollte schon daheim einigermaßen gründlich Suaheli getrieben haben.*)

*) WMZ. 1908, 561 ff: Arenfeld, Die Sprachenfrage in Ostafrika vom Standpunkt der Mission aus betrachtet. Wir fügen ein „Verzeichnis der von der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika herausgegebenen Drucke in den Eingeborenen Sprachen“ bei.

**Verzeichnis der von der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika
herausgegebenen Drucke in Eingeborenen Sprachen.**

I. Kinyakyusa.

- Schumann, Grammatik. Archiv für Kolonialsprachen. Berlin 1899.
- Nauhaus, Ilibangeli Iya Jesu Kilisiti. Matthäus-, Markus- und Lukas- Evangelium. Brit. u. Ausl. Bib. Gesellsch. 1899. Auflage 3000.
- Nauhaus, Ijongwa Iya Iusingo Ulufulu. Bibl. Geschichten des alten Test. und Psalmen. Berliner Missionsges. 1900. Auflage 2000.
- Nauhaus, Fibel (Teti). Berliner Missionsgesellschaft. 1905. Auflage 2000. Vergriffen, die zweite Auflage, von der die Berliner Mission 3000 Stück übernahm, wurde von Missionar Gemuseus (Brüdergemeinde) vorbereitet, und von der Brüdergemeinde gedruckt. Dritte Auflage, voraussichtlich 15 000 Exemplare.
- Nauhaus, Kalata gwa nimbo Iya Kilisiti. Gesangbuch. Berliner Mission. 1905. Auflage 1000. Neuauflage in Vorbereitung, voraussichtlich 4000 Exemplare. Druck durch die Schuldruckerei in Ribugala.
- Nauhaus, Tesitamenti umpya. Neues Testament. Preussische Hauptbibelgesellschaft. 1909. Auflage auf 20 000 Stück veranschlagt, Satz stereotypiert, erste Lieferung 5000 Stück.
- Nauhaus, Katekismu gwa Banakysusa. Katechismus. Berliner Mission. 1911. Auflage 3000.

Eine Hauptschwierigkeit in einer so jungen Mission besteht darin, für den Dienst in Kirche und Schule Helfer aus den Eingeborenen zu beschaffen. Man muß sich anfänglich vielfach mit mangelhaften Hilfskräften behelfen. Um so wichtiger war es, daß die Berliner Mission früh mit der Begründung von Gehilfenseminaren vorging. Sie hat ihre ausgedehnte Arbeit im Njassalande seit der Visitation des Missionsdirektors D. Gensichen 1901, also im Jahre 1902, in zwei Synoden eingeteilt: die Ronde-Ringa und die Bena-Sehe-

Rauhaus, Neuauflage der Biblischen Geschichten des alten Testaments und Psalmen mit erweitertem Text und Anhang einer Bibelkunde. Auflage unbestimmt.

II. Rilinga.

Wolff, Grammatik der Ringasprache. Archiv für Kolonialsprachen. Band III. 1905.

Hübner, Teti va vana va Balinga. Bibel. Berliner Mission. 1909. Auflage 2000.

Hübner, Katekismus va vana va Balinga. Katechismus. Berliner Mission. 1909. Auflage 2000.

III. Ribena.

Gröschel, Inongwa dza Jehoswa. Geschichten des alten Testaments. Erster Teil, Berliner Mission. 1907. Auflage 2000.

Schumann, Hate ja mongwa dza Nguluvi. Biblische Geschichten des alten und neuen Testaments (Fortsetzung des Gröschelschen Heftes). Berliner Mission. 1909. Auflage 2000.

Schumann, Amapelikopen, Hate ja nongwa dza Nguluvi. Perikopen, Psalmen, Katechismus (in einem Band). Berlin 1908. Auflage 2000.

Schumann, Bibel, Berliner Mission. 1912. Auflage 3000. Zweite Auflage 20 000 Stück.

Schumann, Gesangbuch. Gedruckt in der Schuldruckerei Ridugala 1911/12.

Schumann, Katechismus. Gedruckt in der Schuldruckerei Ridugala 1914.

Schumann, Erklärungen zum Katechismus (für eingeborene Helfer besonders bestimmt). Gedruckt in der Schuldruckerei Ridugala 1914.

Schumann, Neues Testament. Druck von der Britischen Bibelgesellschaft übernommen.

IV. Rifuaheli.

Blamroth, Katekismo ao ufundisho wa wakristo. Katechismus. Berliner Mission 1909. Auflage 2000.

Blamroth, Neues Testament. Druck von der Württembergischen Bibel-Gesellschaft, Stuttgart.

Riebau (Missionar von Berlin III in Ufaromo), Kitabu cha mambo ya dini. Gesangbuch. Berliner Mission 1906. Auflage 1000.

Blamroth, „Pwani na Vara“, „Rüste und Jnland“, christliches Suahelilatt monatlich, begründet 1. Januar 1910. Auflage ca. 2000.

Synode. Zum Superintendenten der einen wurde Nauhaus, nach ihm Schüler, dann Hübner gewählt, zum Superintendenten der anderen C. Schumann, der seines Amtes bis zum Ausbruch des Krieges waltete. Für jede der beiden Synoden wurde ein eigenes Seminar geschaffen: für die Ronde-Synode das Seminar in Manow*), am Fuße des erloschenen Kiejo-Vulkans, für die Bena-Hehe-Synode in Ridugala, das sich immer mehr zur Zentralstation dieses Gebietes entwickelte. An diese Seminare wurde ein besonderes Maß sorgfältiger Pflege gewandt. Dabei stellte sich bald heraus, daß die Jünglinge eine leidlich gute Grundlage mitbringen mußten, wenn sie das Seminar mit wirklichem Gewinn durchmachen sollten. Das führte dazu, daß in der Bena-Synode auf der Station Lupembe eine „Mittelschule“ eingerichtet wurde, d. h. eine Schule, die den Übergang von den einfachen Stations- und Außenschulen auf das Seminar vermitteln sollte. Man hoffte, durch diese Mittelschule zugleich den Häuptlings söhnen und sonstigen einflußreichen und vorwärtstrebenden Knaben Gelegenheit zu geben, sich soviel Bildung anzueignen, daß sie im niederen Regierungsdienst oder bei deutschen Ansiedlern eine lohnende Beschäftigung finden könnten. Die Schule wurde später nach Ridugala verlegt, um dort das gehobene Schulwesen der Hehe-Synode einheitlicher und planvoller auszugestalten.

Es war anfangs nicht zu vermeiden, daß die Missionare von den Eingeborenen in mannigfaltiger Weise in Anspruch genommen wurden, mit Vorliebe auch zur Schlichtung ihrer Rechts-händel. Zumal in den Anfängen einer jungen Mission kommen fast täglich streitende Parteien auf die Station, um die Hilfe der Weißen zu suchen. Allerdings hatten die Eingeborenen selbst eine mehr oder weniger entwickelte Rechtspflege, die sich auf der Überlieferung und dem in ihr kristallisierten Rechtsbewußtsein gründete. Aber in ihr waren schließlich die Häuptlingswillkür und die unberechenbaren Ordale der Zauberer die entscheidenden Rechtsmittel, unter die man

*) Das Rondef Seminar wurde erst in Neu-Wangemannshöh begründet, und Mart. Klamroth war dort der Leiter. Da sich aber diese Station mehr und mehr als nicht ausreichend gesund für eine derartige, auf Steigheit angewiesene Arbeit erwies, wurde es nach dem höher und gesünder gelegenen Manow verlegt und Missionar Welzsch mit der Leitung betraut. Es war erst geplant, auch dem Rondef Seminar eine eigene Mittelschule als Unterbau zu geben wie die Mittelschule in Lupembe; allein man verzichtete schließlich darauf, um das Schulwesen nicht über das unumgängliche Maß zu belasten.

sich einfach zu beugen hatte, ganz gleich, ob man recht oder unrecht bekam. Der Weiße hatte, davon überzeugte man sich mehr und mehr, eine überlegene Einsicht; er legte täglich neue Proben von seiner Macht und Klugheit ab. Vielleicht konnte man bei ihm auch Hilfe in dieser Not finden. Missionsinspektor D. Merensky erzählt in seinem Buche „Deutsche Arbeit im Njassalande“ fesselnd davon, wie er in jener Zeit, als dort im fernen Inlande die deutsche Herrschaft sich noch kaum geltend machte, immer wieder um Rat und Entscheidung in Rechtsfällen angegangen wurde, und wie seine reiche südafrikanische Erfahrung ihm dabei zu Hilfe kam. Seitdem durch die deutsche Zivilverwaltung die Grundlagen für eine geordnete Rechtspflege gelegt waren, legten sich die Missionare auf diesem Gebiete große Zurückhaltung auf. Aber auch dann noch leisteten sie durch ihre gründlichen Kenntnisse der Sprache, der Sitten und Rechtsanschauungen oft wesentliche Hilfe in der Aufhellung schwieriger Rechtshändel und es kam dabei oft zu dramatischen Verhandlungen.

Die Erziehung zur Arbeit lag der Berliner Mission sehr am Herzen; die durch zwei Jahrzehnte sich hinziehenden Arbeiten zum Ausbau der 18 Hauptstationen gaben immer wieder Hunderten von ungelerten Arbeitern Beschäftigung und lohnenden Verdienst. Es mußten viele Eingeborene zum Ziegeln, Brettsägen, zu Maurern und anderen einfachen Handwerken angelernt werden. Die Missionare hätten die großen Aufgaben, welche mit der Errichtung so vieler Hauptstationen verbunden waren, zumal in dem aufreibenden Tropenklima, nicht bewältigen können, wenn ihnen nicht eine Anzahl von geschulten Handwerkern zur Hilfe ausgesandt wären. Aus den Arbeiten bei den umfangreichen Stationsbauten entwickelten sich einige Handwerkerschulen: In Madehani auf den Ringabergen wurde eine Lehrwerkstätte für Holzarbeiten von allerlei Art eingerichtet. In Musindi auf der Bena-Höhebene begründete ein als Missionshandwerker ausgesandter Tischlermeister in loser Verbindung mit der Mission eine Tischlerlehrwerkstätte. In Daresalam wurde eine Handwerkerschule für Stuhlflechterei, Tischlerei und Buchdruderei angefangen. In Kidugala bestand eine etwas größere Buchdruderei und Buchbinderei, in Nlembula eine kleine Schmiede- und Schuhmacherwerkstatt. Drei Missionsfarmer waren angestellt, um Versuche mit Anpflanzungen verschiedener Art zu machen. Auf einer ganzen Reihe von Stationen hatte man mit Aufforstungen begonnen, und auch manche Eingeborene hatten sich durch dies Vorbild zur An-

pflanzung von Nutzholz anregen lassen. Es war vielleicht der größte Mangel des primitiven Wirtschaftslebens in Afrika, daß es das Geheimnis des Rades nicht kannte. Deswegen mußte jeder Transport auf dem Kopf oder dem Rücken der Menschen vorstatten gehen; deshalb gab es weder für die Beförderung von Menschen noch von Waren Gefährte. Deshalb gab es auch keine Wagenstraßen, und der Verkehr spielte sich auf den nur einen Fuß breiten Negerpfaden ab. Deshalb hatte man auch die Kunst nicht gelernt, Ochsen einzubrechen, um den wertvollen Dienst als Zugtiere zu leisten. Der Transport oder Bau von Wagen an Ort und Stelle, die Eingewöhnung der noch nie gebändigten Ochsen als Zugtiere, die Anlegung von Fahrstraßen, die Anlernung der Eingeborenen als Kutscher — alles das waren ja bescheidene und selbstverständliche Dienste, die jede Missionsstation leisten muß, schon um sich erbauen zu können. Sie bedeuteten einen Riesenfortschritt in der Zivilisation der Primitiven, den Eintritt in die Formen geordneten Kulturlebens. Noch einen Schritt weiter führte es, als es mit großer Mühe gelang, Pferde durch die gefährliche Tieflandzone der Tsetsefliege hindurch nach dem Bena-Hochlande einzuführen, und man nun dort einen Anfang mit der Einrichtung einer Pferdezucht machte.

Vielleicht konnte man sich den Unterschied zwischen alter und neuer Zeit an der Nebeneinanderstellung von drei Bildern veranschaulichen. Das erste zeigte etwa den Missionar vor einer Buanji-Hütte. Es war der Anfang der Missionsarbeit. Der Missionar mußte versuchen, mit den Einzelnen Beziehungen anzuknüpfen; er besuchte sie in ihren elenden Hütten; er hockte mit ihnen auf seinen Fersen nieder und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. Er kroch sogar zu ihnen in ihre Hütten; er stieg zu ihnen auf ihr armseliges Niveau hinunter, um eine Brücke des Vertrauens zwischen seiner und ihrer Welt zu schlagen. Das erforderte viel Geduld und Selbstverleugnung. Das zweite Bild zeigte etwa eine mehr oder weniger ausgebaute Missionsstation. In einer Gegend, wo es vorher nur die dürftigen, niedrigen Hütten der Eingeborenen gab, ist solch eine Station mit ihren massiven, sauberen, lustigen Wohnhäusern, Kirche, Schule und Nebengebäuden, ihren Garten- und Parkanlagen, ihren kiesbestreuten Wegen und den sich daran schließenden Feldern eine Kulturoase, ein Anschauungsunterricht großen Stils. Und zu den Herren dieser großen schönen Welt hat der Eingeborene Vertrauen; an ihrem Aufbau hat er selbst durch seiner Hände Arbeit mitgeholfen. Hier kann er —

und will er lernen. Das dritte Bild versetzt uns in dieselbe Gegend wie das erste, in das hochgelegene, von heftigen Winden durchtobte, baumleere, öde Buanjiland. Anstelle der planlos durcheinander gewürfelten heidnischen Siedelungen haben die Eingeborenen unter dem Einfluß und der Anleitung des Missionars eine freundliche, breite Dorfstraße angelegt; die schmutzen, viereckigen Häuschen mit sauberem Strohdach sind ein großer Fortschritt gegen die alten, unordentlichen Hütten. Die hochgewachsenen Eufalyptusbäume und andere Sträucher und Bäume sind nicht nur ein willkommener Schutz gegen die Stürme, sondern liefern in dem baumarmen Lande zugleich gutes Feuer- und Bauholz. Da heißt es doch auch: Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.

Allerdings, wo die Stationen ausgebaut waren, entstand eine ernste Verlegenheit. Das Land befand sich in einer wirtschaftlichen Krise. Die Naturalwirtschaft begann dem Geldverkehr zu weichen. Die neue Zeit steigerte auch schnell die Bedürfnisse. Die Regierung forderte Hüttensteuer, die Mission Platzabgabe, Gemeindebeitrag, Stolgebühren, Kollekten. Die übliche bequeme Erwerbsquelle, die Polygamie, die Aussicht auf viele Töchter und damit auf reiches Heiratsgut bot, war dem Christen versperrt. Und doch sollte gerade er sich anständige Kleidung halten, Bücher kaufen usw. Die Früchte des Landes waren der schlechten Verbindung nach der Küste wegen fast unverkäuflich. Solange die Station reichlich Arbeiter brauchte, war für den Fleißigen gesorgt. Doch mußten nicht selten in der Zeit der Steuereintreibung Scharen Arbeitswilliger abgewiesen werden. Andere Arbeitsgelegenheit war, außer dem Wegebau, kaum vorhanden. So drohte schließlich gerade den christlichen Eingeborenen Verarmung, Proletarisierung. Freilich bot der Werber für den Bahnbau und die Plantagen näher der Küste hohe Löhne. Aber die Hochlandneger vertrugen das Tiefland nicht; die lange Trennung lockerte die Ehen; selten brachte der Heimgekehrte außer dem Lohn etwas Gutes mit. Man legte deswegen besonderen Wert darauf, neue Kulturen einzuführen, die von den Eingeborenen aufgenommen werden konnten. Unerwartet erfolgreich war Missionar Hübner auf den Ringa-Bergen. Es gelang ihm, die Weizenkultur in so großem Umfang einzuführen, daß im Jahre 1910 von dort zehntausend Zentner Weizen auf den Markt gebracht werden konnten und nun schon eine Schwierigkeit darin bestand, Absatzgebiete für dies wertvolle Produkt zu beschaffen. Bei den Ringa war der Weizen bereits geradezu Volksnahrungsmittel

geworden. Auch sonst waren in der feucht-heißen Ronde-Niederung wie auf den baumarmen Hochflächen Versuchsgärten und Plantagen mit Kaffee, Gerber-Akazien und anderen Produkten eingerichtet, deren Bewirtschaftung nicht zu schwierig war, und die einen leidlich gesicherten Ertrag abzuwerfen versprachen. Auch die Helfer wurden planmäßig zu solchen Kulturarbeiten erzogen. Jeder sollte wenigstens 100 Ananas anpflanzen und sich ein Reisfeld anlegen. An geeigneten Plätzen erhielten sie auch Samen von Gerber-Akazien zum Anpflanzen. Dazu sollten sie ihre Häuser mit anmutigen Bananenhainen umgeben.

Die Berliner Mission plante, sich eine Handelsgesellschaft mit beschränkter Haftung, aber reichlichem Kapitale anzugliedern, um ihren wertvollen Grundbesitz, besonders bei Daressalam, mit Kokospalmen zu bepflanzen und dadurch zu einer Einnahmequelle für die Zukunft zu machen.

Die Kulturwirkungen dieser missionarischen Arbeit fielen in die Augen. Die Hütten wurden besser gebaut, die Kleidung war reichlicher und reinlicher. Das verarmte und verschüchterte Benavolk war unter der Pflege der Mission zu gutem Wohlstande gekommen. Es waren nur noch wenige, die nicht etwas Vieh ihr eigen nannten. Beim Beginn der Berliner Arbeit gegen Ende der neunziger Jahre sah man selten Rinder, Ziegen, Schafe oder Hühner in den Dörfern. Jetzt mehrte sich der Viehbestand erfreulich. Dabei sollte nicht vergessen werden, daß alles dies nur möglich war, weil die Verwaltung einer umsichtigen und wohlwollenden Regierung dem Lande den äußeren Frieden gab und erhielt.

Ärztliche Hilfeleistung war von Anfang an eines der Mittel gewesen, durch welches die Berliner Mission das Vertrauen der Eingeborenen erwarb. Die Missionare führten sich als „Gottesboten und Ärzte“ ein. Mit einer glücklichen Augenkur erwarb sich Merensky den Schutz des gefürchteten Merere. Die Stationen waren dem Volke als Plätze bekannt, auf denen man für allerlei Not Hilfe fand. Ganze Scharen wurden täglich behandelt. Hierzu besaß jede Station eine Apotheke. Zwei Missionare hatten eine besondere tropenärztliche Ausbildung erhalten. Man verdankte ihr z. B. die wichtige Entdeckung, daß auf einigen Stationen etwa die Hälfte der Fieberfälle, die bisher als Malaria beurteilt wurden, auf Rückfallfieber beruhte. Wiederholt hatten die Missionare in Gemeinschaft mit der Regierung Seuchen unter Menschen und Vieh bekämpft, z. B. Pocken durch Massenimpfung. Im Bezirk Mlebula war ein

alter Pestherd; Kondeland war das schlimmste Ausfallgebiet der Kolonie. Die geistliche Pflege dieser Ärmsten, die durch gemeinsame Bemühung von Regierung und Mission in neun Lepradörfern (mit 1686 Insassen) gesammelt wurden, von denen drei (Neuwangemannshöh, Kiffatu und Rugawo) von unserer Mission bedient wurden, war ein anstrengender, aber lieblicher Zweig unserer Arbeit. Auch um Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit hatten sich einige Stationen mit Erfolg bemüht. Durchreisende sind wiederholt erstaunt gewesen, wie viel kinderreicher die Stationsdörfer als die Heiden-
dörfer waren, und wie viel gesünder die Kinder hier ausfahen. Auch die Versuche, eingeborene Christen als Heilgehilfen auszubilden, waren ermutigend. Durch gesundheitliche Belehrungen der Mittelschüler und Seminaristen und durch ihre Beteiligung an der Krankenbehandlung wollten die Missionare anstreben, daß auch in dieser Hinsicht nach und nach von den Außenstationen ähnliche Wirkungen ausgingen wie von den Hauptstationen. Die Missionsleitung sandte bereits 1901 einen approbierten Arzt, Dr. Schroeter, hinaus, der aber nach wenigen Jahren die Arbeit wieder verließ. Seit 1911 wurde Kidugala auf der Benahöhebene der Mittelpunkt einer umfangreichen missionsärztlichen Arbeit, mit einem Arzte, Dr. Dehme, und zwei in der Krankenpflege ausgebildeten Schwestern, einem Europäer- und einem Eingeborenen-Krankenhaus. Als sich 1913 dem Berliner Verein für ärztliche Mission ein zweiter Arzt, der bereits hochbetagte Dr. Grimm zur Verfügung stellte, überließ ihm Dr. Dehme die schon ausgebaute Station Kidugala und zog in die ungesunde, heißere Kondeniebung hinab, um dort in Isumba eine zweite ärztliche Station anzulegen.

Gerade in Deutsch-Ostafrika wurde auf die betäubende Tatsache hingewiesen, daß in gewissen Teilen der Kolonie im Zusammenhange mit der kolonialen Bewegung ein Rückgang der Bevölkerung stattfand. Es gehörte zu den Segnungen der neuen Zeit, die mit der deutschen Herrschaft im Lande anbrach, daß manche Ursachen, weshalb die eingeborene Bevölkerung nicht anwachsen konnte, teils beseitigt, teils eingeschränkt wurden, so die Stammesfehden, die Häuptlingswillkür, Zauberermorde, Sklavenjagden und Sklavenhandel, Hungersnöte usw. Aber die neue Zeit hatte auch neue schwere gesundheitliche Gefahren gebracht. Bisher in beschränkten Gebieten endemische Krankheiten, wie die Schlafkrankheit, die Wurmkrankheit, die Jigger u. a. breiteten sich über das ganze Land aus. Der außer-

ordentlich gesteigerte Verkehr erforderte viele Opfer. Geschlechtskrankheiten breiteten sich bedrohlich aus. Da war ein umfangreicher ärztlicher Hilfsdienst ein dringendes Bedürfnis. Allein in Verbindung mit der ärztlichen Station Ridugala wurden im Jahre 1913 an 20 000 Behandlungstagen 7000 Kranke bedient.

In Verbindung mit den beiden ärztlichen Hauptstationen wurde der ärztliche Hilfsdienst über das ganze Gebiet hin so organisiert, daß die Missionare auf ihren Stationen meist täglich einige Stunden Poliklinik hielten, Wunden wuschen und verbanden, kranke Zähne zogen, Chinin gegen Malaria austeilten usw. Die ärztlichen Hauptstationen lieferten dazu aus ihren Beständen die Medikamente und Verbandstoffe. Die schwereren Fälle wurden an die Ärzte zur Behandlung weitergegeben oder die Ärzte durch Eilboten herbeigerufen.

In Zusammenhang mit diesen ärztlichen Bestrebungen stand die Begründung des „Njassabundes evangelischer Jungfrauenvereine für weibliche Krankenpflege der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika“ 1905; durch ihn wurden Missionschwestern verschiedener Art in die Arbeit der Berliner Mission ausgesandt; die ersten waren Pflege-schwestern, welche den Missionarsfrauen helfend zur Seite standen und die deshalb auch geburtshilflich ausgebildet waren; dann wurden einige Schwestern zur Unterstützung des Missionsarztes in Ridugala bestimmt; dann kam eine Lehrschwester, die einen Teil des Unterrichts an der Mittelschule oder an dem Seminar übernahm. Im ganzen standen 1913 sieben Njassabundsschwestern in der Arbeit.

Den Hilfsdienst bei den Missionarsfamilien versahen Schwester Franke in der Kondesynode und Schwester Böhlau im Hehelande. Jede bewohnte auf ihrer Station ein eigenes, kleines Steinhäuschen mit Schilfdach und einem Fußboden aus Ziegelsteinen. Da durfte man keine hohen Ansprüche stellen; man durfte nicht schelten, wenn die großen, weißen Ameisen durch die Ritzen im Fußboden an den Wänden und den Möbeln hinauf ihre verdächtigen, roten Tunnel anlegten, in deren Schutz sie ihr mörderisches Zerstörungswerk ausführen. War die Schwester zu Hause, so hielt sie zunächst morgens vor ihrem Hause poliklinische Sprechstunde ab. Kranke mit allerlei Beschwerden (Geschwüren, arg vernachlässigten Wunden oder inneren Krankheiten) hockten auf dem Boden und warteten schon auf sie. Am Ende der langen Regenzeit herrscht auf den Hochebenen Ostafrikas eine naßkalte Witterung; in der kalten Zeit fühlt bisweilen am Abend die Luft so stark ab, daß sogar Reis fällt. Kein Wunder, daß Er-

kältungen und Schwindsucht viele Schwarzen paden, die durch ihre mangelhafte Kleidung und dürftigen Hütten zu wenig dagegen geschützt sind. Gegen Pocken und Malariafieber kennen sie nur ein Mittel, die Zauberei. $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ aller Kinder sterben aus Unkenntnis oder Aberglauben der Eltern. Nach der Sprechstunde halfen die Schwestern in der Schule, hielten Nähstunden, gingen auf die Außenstationen oder besuchten die Leute in ihren rauchigen Hütten. Oft wurden sie zur Hilfe in Krankheitsfällen auf andere Stationen gerufen. Dann wurden die Blechkoffer gepackt, das Zelt und die Reisebettstelle zusammengeknüpft, Kaffeeflasche und Brotbeutel gefüllt, und auf dem Esel ging es fort in den frischen Morgen hinein, während die Maschila für die heißen Stunden des Tages und die nicht seltenen Fieberzeiten hinterhergetragen wurde.

8. Und der Ertrag dieser vielseitigen und treuen Arbeit? Ende 1913 waren im Rondelande 2226, im Benalande 1428, in der Saramosynode 382 Christen vorhanden. Es war lehrreich und ermunternd, das Wachstum der eingeborenen Christengemeinde von Jahr zu Jahr zu verfolgen. Es waren am Jahreschluß vorhanden:

	Getaufte	Taufbewerber	Gesamtzahl der Anhänger
1897:	43	54	97
1900:	131	99	230
1901:	181	173	354
1902:	238	504	742
1903:	539	753	1292
1904:	693	783	1476
1905:	985	768	1753
1906:	1209	835	2044
1907:	1382	1284	2666
1908:	1668	1409	3077
1909:	1982	1351	3333
1911:	3006	1333	4339
1912:	3271	1377	4648

Der Leser wird nicht übersehen, wieviel schneller in manchen Jahren die Zahl der Taufbewerber gewachsen ist im Vergleich mit der der Getauften. Gerade an der Zahl der Taufbewerber wird die hoffnungsvolle, gesunde Entwicklung einer Missionskirche deutlich.

Über den religiös-sittlichen Lebensstand dieser Heidenchristen ließ sich schwer ein Urteil abgeben. Wohl aber ließ sich beschreiben, wie es im Ganzen in den Gemeinden aussah. Der

Sonntag war dem Gottesdienst auf der Hauptstation gewidmet. Jeder, der nicht durch Krankheit oder ganz dringende Gründe abgehalten war, besuchte den Gottesdienst. Das heilige Abendmahl wurde oft und von der ganzen Gemeinde gefeiert. Im Jahre 1907 wurden bei 639 Abendmahlsberechtigten 2319 Teilnehmer gezählt. Der Nachmittag stand für den Rindergottesdienst und für Außenverkündigung frei, an der sich auch Christen beteiligten. Es wurden die Dörfer der Umgegend verteilt an die einzelnen, die zur Verkündigung ausgewählt waren. Erfreulich war, daß auch Christinnen mitgingen, damit sie beim Gesange aushelfen konnten. Die Missionare Nauhaus, Schumann und andere hatten neben unsern heimatlichen, in die Volkssprache übersehten Chorälen noch andere Kirchenlieder gedichtet, die aus dem Volke selbst herausgeholt waren. Diese Lieder wurden gern auch von den Heiden gesungen, weil die Melodien ihnen so ansprechend waren. Auch der Text gefiel den Eingeborenen. So waren neben den Psalmen Davids wirklich volkstümliche Lieder geschaffen. Die Wochentage wurden mit einer gemeinsamen Andacht eröffnet; die Abendandachten hielten die Christen in den Häusern selbst. Tischgebete hatten sich eingebürgert; die Kinder wurden angehalten, die Schulen zu besuchen. Auf der Station herrschte Ordnung auch in der Hinsicht, daß darauf geachtet wurde, ob jeder seine Arbeit tat und seinen Acker gut bestellte. Noch bedurften die Gemeinden in jeder Hinsicht der Pflege und Aufsicht. Einzelne Christen bemühten sich redlich, ein Leben des Glaubens zu führen und anderen herbeizuhelfen. Beweise von echter Frömmigkeit, Anhänglichkeit, Gewissenhaftigkeit, Bußfertigkeit, Geduld im Leiden, Glaubenszuversicht bis in den Tod fehlten nicht. Übler stand es mit Dankbarkeit und Wahrheitsliebe. Auch hielt es schwer, die Gemeinden vor der Nachwirkung der endlosen, verwickelten Vieh- und Weiberstreitigkeiten zu bewahren, die das Volksleben vergifteten. Der wundeste Punkt war das Familien- und Eheleben. Die Vielweiberei war geradezu die Klippe der Mission. Nicht nur, weil nur um ihretwillen Hunderte sich nicht zur Taufmeldung entschließen konnten. Auch nicht, weil die Unentschlossenen in schwerem Gewissenskonflikt zurückblieben; Ehelösungen fanden unter den Heiden beständig statt; das Volksbewußtsein sah darin nicht ein Zerreißen heiliger Bande, sondern Rückgängigmachung eines Geschäfts. Aber wenn bisher Christen, ja auch Helfer abfielen, lag es fast stets hieran. An der Weiberzahl hing Wohlstand und Ansehen nicht nur des Einzelnen, sondern auch der Sippe. Die Christen

waren sich der in der Taufe übernommenen Verpflichtung wohl bewußt. Aber bei Krankheit der Frau oder Kinderlosigkeit, bei Zerrwürfnis oder Abneigung wurde sie manchen zu schwer. Einzelne haben auch offen gesagt, daß es ihnen über die Kraft gehe, in Ehe Treue zu halten.

Das Hauptziel der Arbeit mußte bleiben, Gottes Wort und das Evangelium den Eingeborenen einfach und verständlich nahe zu bringen. Das war aber durchaus nicht leicht; denn dabei sollte das Nureuropäische ferngehalten werden. Wie oft wurde europäische Sitte mit christlicher Sitte verwechselt; es wurde für Christentum ausgegeben, was mit dem Christentum nichts zu tun hat; und es wurde als Heidentum verdammt, was reine und erlaubte Volkssitte ist, die gar nicht gegen Gottes Wort streitet. Demgegenüber sollte das Evangelium den Heiden so gebracht werden, daß es ihr Volkstum bewahrte und verklärte. Das Wort Gottes ist eben ein Most, der in den afrikanischen neuen Schläuchen gähren muß, um ein guter, trinkbarer Wein zu werden.

Der Erfolg der Arbeit war auf den verschiedenen Gebieten nicht gleich groß gewesen. Die *Konde* lebten im allgemeinen so glücklich dahin, wie es nur ein Heidenvolk kann. Die drückenden Umstände fehlten, die vielfach sonst Anlaß gaben, daß Heiden einen Retter, einen Heiland suchen und annehmen. In ihrem Stammesstolz fühlten sie sich nicht so hilfsbedürftig; in ihrer gewohnten politischen Selbstständigkeit waren sie nicht so lentſam wie die *Bena*. Wo die väterliche Sitte mit dem Evangelium unvereinbar war, waren sie nicht geneigt, vom Alten zu lassen. Zwar wuchs die Zahl der Christen und Taufbewerber stetig, und in der Außenarbeit fanden die Missionare in der Regel eine zahlreiche Zuhörerschaft. Aber die Mehrheit des Volkes, besonders der Häuptlinge, setzte dem Evangelium noch einen passiven Widerstand entgegen. Allerdings ihre Neigung zur Selbstständigkeit zeigte sich auch im Guten; die Christen hielten durch, auch wenn sie wie einmal in *Kombe* Jahre hintereinander der missionarischen Pfllege entbehrten.

Für die *Bena* brachen mit dem Kommen der Missionare Tage der Wohlfahrt nach langer Drangsal an. Sie hatten, mehr noch als andere, die Stationen als Zufluchtsstätten, die Missionare als Wohltäter ansehen lernen. Am liebsten zogen sie in Scharen von ihren Unterhäuptlingen weg auf die Stationen. An Abhängigkeit gewöhnt, fügten sie sich willig der Zucht und sahen zu den Mis-

sionaren auf. Die Zahl der Taufbewerber und Schüler wuchs unter den Bena erheblich schneller als unter den Ronde.

Von den Stationen im Livingstone-Gebirge entwickelte sich das aus Kinga und Mahanzi gemischte Bulongwa am stärksten; in Tandala leistete das Heidentum zähen Widerstand. Im Pangwalande hatte der Aufstand unter der Bevölkerung furchtbar aufgeräumt; sie erholte sich aber über Erwarten schnell wieder. Und nun schloß sie sich mit einer erstaunlichen Willigkeit für die Mission auf, so daß dieses Ländchen geradezu ein Lichtblick in der Mission wurde.

II.

Missionsinspektor Lic. Axenfelds Visitationsreise 1912 – 1913.

1. Im Jahre 1912 entsandte das Komitee den Dezernenten der Ostafrikamission, Lic. Axenfeld, zu einer gründlichen Visitation des so fröhlich aufblühenden Arbeitsfeldes. Nicht nur schien es der Missionsleitung erforderlich, bei der überraschend schnellen Entwicklung der Arbeit wieder durch einen an Ort und Stelle alle Verhältnisse prüfenden Visitator die zur Missionsleitung unentbehrliche Übersicht und Einsicht zu erlangen.*) Es waren auch wichtige Neuordnungen für den Aufbau in Kirche und Schule zu treffen, über welche die entscheidenden Beratungen am fruchtbarsten an Ort und Stelle getroffen wurden. Und das rücksichtslose Vorgehen der katholischen Benediktiner-Mission gerade damals ließ es geradezu providentiell erscheinen, daß der Missionsinspektor in den entscheidenden Monaten auf dem Missionsfelde weilte. Axenfeld reiste im Februar 1912 nach Deutsch-Ostafrika hinaus. Er stattete zunächst der Betheler Mission in Tanga und Usambara und der Leipziger Mission in Neumoschi und Moschi kurze Besuche ab, um einen Einblick in die Arbeitsweise der anderen deutschen Missionen in der Kolonie zu gewinnen. Dann machte er von Darassalam aus einen Abstecher nach einer nahe der Zentralbahn gelegenen Station der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, um mit den dortigen Missionaren Rücksprachen wegen eines gemeinsam zu begründenden Zentralseminars zu nehmen. Dann

*) Es hatte schon 1901 Missionsdirektor D. Gensichen das deutsch-ostafrikanische Missionsfeld besucht.

widmete er während der folgenden sieben Monate bis in den Dezember seine ganze Zeit und Kraft einer eingehenden Besichtigung aller Haupt- und einer großen Anzahl der Außenstationen in den drei Synoden Usaramo, Bena-Sehe und Ronde. Nur wenige Tage erübrigte er von der übermäßig in Anspruch genommenen Zeit, um die benachbarte Brüdermission im Rondelande und die Livingstonia-Mission am Westufer des Njassasees zu besuchen. Während der ärztliche Berater der Berliner Mission ihn wegen seiner zarten Gesundheit nur mit großer Sorge hatte in die Tropen hinausreisen lassen, wuchs seine Kraft und Frische während der folgenden anstrengenden Reise- und Konferenzmonate fast von Woche zu Woche, so daß er gesunder aus den Tropen heimkehrte, als er ausgereist war. Wir können die Reiseroute und die Visitationsarbeit nicht im einzelnen verfolgen. Uns liegt an dem Gesamtüberblick über den damaligen Bestand der Arbeit und an den besonderen Aufgaben, die zu lösen waren. Wir lassen den Visitator selbst berichten. Wir geben seine Darstellung um so lieber etwas ausführlicher, weil sie einen überaus lebendigen Überblick über das bis dahin missionarisch Erreichte gibt, ein leuchtendes Abendrot, ehe sich die Schatten der Nacht über die fröhlich aufblühende Mission senkten.

„In abgelegener Stille, fern von den Strömen europäischer Kultur, noch unberührt von den verderblichen Wirkungen des Islam, hatte sich die Berliner Mission 1891 ihr ostafrikanisches Arbeitsfeld am Nordende des Njassa gewählt, um hier nach dem Muster ihrer südafrikanischen eine volkstümliche Arbeit unter seßhafter, ländlicher Bevölkerung zu treiben. Politische Ereignisse — die Niederwerfung des Bahehefürsten Kwawa — gaben den Anlaß, unverhältnismäßig früh die Arbeit auf die Hochländer jenseits des Livingstonegebirges auszudehnen, und die drohende Einkreisung durch die in den Bezirken Iringa, Songea und Mahenge sich niederlassenden Benediktiner nötigte des weiteren zu schneller Besetzung eines angemessenen Wirkungsgebietes für die Zukunft. Mit 15 Hauptstationen ist dieses Gebiet, das ungefähr die Größe der Provinz Brandenburg hat, noch nicht ganz gleichmäßig versorgt — es werden wohl noch drei oder vier Stationen im Lauf der Jahre hinzukommen müssen, damit der gesamten Bevölkerung Gottes Wort wirksam geboten werde —, aber doch im wesentlichen besetzt.

Stärker ist die Ungleichheit in dem Grade der Bearbeitung durch die einzelnen Stationen und in der Wirkung dieser Arbeit. Immer-

hin ist für weitaus den größten Teil dieses Landes eine gewisse Grundlage gelegt. Die Leute wissen, wer wir sind und was wir wollen.

Während auf manchem anderen Missionsgebiet es Jahre und Jahrzehnte gedauert hat, ehe auch nur Einzelne sich dem Evangelium erschlossen, hat die Predigt im Njassalande nicht nur die Erstlinge schnell gefunden, sondern recht früh schon zur Sammlung von Gemeinden geführt, die stetig wachsen und reges kirchliches Leben zeigen. Sie zählten Frühjahr 1913 schon über 3000 getaufte Christen, dazu 1300 erwachsene Taufbewerber. Stellen wir daneben die Zahl von fast 6000 Schülern in den verschiedenen Arten von Schulen und bedenken wir alle diejenigen noch heidnischen Eingeborenen, die als Bewohner von Missionsstationen oder als Dienstboten und Arbeiter der Mission an den Morgenandachten und Gottesdiensten teilzunehmen pflegen, so ergibt sich uns, daß eine Bevölkerung von weit über 10 000 Menschen bereits unter der unmittelbaren, ich möchte sagen, täglichen Einwirkung des Evangeliums steht. Wie groß diese Missionsgelegenheit ist, mag uns an zwei Vergleichen deutlich werden: Während im allgemeinen in der Berliner Mission auf die einzelne Hauptstation die erfreulich hohe Zahl von 45 Taufbewerbern kommt, kommen auf die einzelne Njassastation im Durchschnitt 90 erwachsene Taufbewerber, und während in unserer Njassamission im Jahr 1895 überhaupt noch keine Eingeborenen Schule vorhanden war, wurden in ihr 1905 bereits 907 Schüler gezählt, Ende 1912 aber mehr als 5000, ob schon wir bisher der Schularbeit keineswegs die Hauptkraft unserer Arbeit zugewandt hatten.

Besonders wichtig und erfreulich ist, daß die Zeit, in der der Wohnplatz des europäischen Missionars, also die Hauptstation, das einzige Zentrum der religiösen Arbeit war, nur sehr kurze Zeit gedauert und die Wirkung des Evangeliums alsbald auch die in der weiteren Umgebung wohnende Bevölkerung, die von der Mission wirtschaftlich unabhängig ist, erreicht hat. Ende 1912 waren die Hauptstationen bereits von 100 Außenstationen und fast 300 „Predigtplätzen“ umgeben, die von den Missionaren und ihren rund 200 eingeborenen Helfern regelmäßig bearbeitet werden konnten. Im laufenden Jahre (1913) ist die Zahl dieser Außenplätze schon wieder stark gewachsen.

Die religiöse Mitarbeit beschränkt sich auch nicht auf die von der Mission angestellten eingeborenen Christen, sondern es geht daneben her in nicht unbeträchtlichem Maß ein ehrenamtlicher Dienst

von Ältesten und Diakonen, und in mancherlei verschiedenen Formen freiwillige Unterstützung des Missionars auch durch andere eingeborene Christen zur Ausbreitung des Evangeliums.

In der Regel fand ich ein freundliches Verhältniß zwischen den Missionaren und den Häuptlingen vor. Im Vergleich mit der Zeit, in der die ersten Missionare ins Land kamen, ist die Macht der Zauberer stark gesunken, und das Heidentum verliert merklich an Boden. Die Predigt wird, zumal wenn der europäische Missionar selbst kommt, auch von den Heiden willig gehört. Wohin ich kam, habe ich mich daran freuen können, wie zu unseren Gottesdiensten, auch in entlegenen Heidendörfern, die Leute heranstömten. Zwar ist es nicht so, und wer die Verhältnisse kennt, erwartet dies auch nicht, daß durch die Masse des Volkes ein Verlangen nach Gottes Wort geht. Zumal in dem Stadium, in dem die Eingeborenen, und besonders die Häuptlinge und Großen, erst zu erkennen anfangen, wie tief einschneidende Forderungen das Christentum an sie stellt, macht sich eine innerliche Abneigung vieler gegen die Zumutung der Bekehrung bemerkbar. Doch ändert dieser unumgängliche Zustand nichts an der Tatsache, daß die missionarische Predigt fast überall die Masse des Volkes erreicht, und daß nach und nach die überwindende Kraft des Evangeliums an immer weiteren Kreisen sich durchsetzt.

Am deutlichsten ist seine Wirkung natürlich in den christlichen Gemeinden selbst. Auf den meisten Stationen ist es fast selbstverständlich, daß alle Christen und Taufbewerber an den Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern teilnehmen. Mit dem Besuch der nichtchristlichen Stationsbewohner und mit der Teilnahme an den Andachten steht es verschieden. Immerhin erreichen auch diese täglichen, etwa 20 Minuten dauernden und meist catechetisch gehaltenen Morgendandachten, deren missionarische Wirkung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, weil sie die biblische Unterweisung des Taufunterrichtes befestigen und erweitern, einen recht großen Kreis. Sie pflanzen in die Herzen ein Maß von Bibelfkenntnis und Bibelverständnis, das mich mitunter überraschte und herzlich erfreute.

Daß unter den Taufbewerbern viele zunächst aus recht äußerlichen Beweggründen kommen und bei den meisten sich die Motive mischen, ist selbstverständlich. Wir freuen uns gleichwohl über jeden, der sich meldet, weil wir durch seinen Eintritt in den Taufunterricht Gelegenheit erhalten, dauernd und tief mit Gottes Wort auf ihn

einzuwirken und ihn reinerer Anschauung und einem tieferen Heilsverlangen zuzuführen.

Daß auch in den Gemeinden sich viel Schwachheit findet, daß manche nach der Taufe oder nach einigen Jahren christlichen Eifers wieder gleichgültiger und träger werden, daß manche in Sünden gegen das 6. Gebot verfallen und daß noch nicht viele die sittliche Kraft zu lebenslänglichem keuschem Verharren in der Eihe besitzen, daß auch etliche begehrlieh werden und Vorteil und Vergnügungen, wie sie ihnen an der Küste oder auf Regierungsplätzen winken, höher schätzen als das, was ihnen die Mission zu bieten vermag, daß die Mehrzahl aus den furchtbaren Banden, in die die Lüge die primitive Menschheit gefesselt hat, noch nicht zu der Wahrhaftigkeit sich emporraffen kann, die wir zwar in unserer alten Christenheit auch nicht als Regel kennen, aber von einem, der mit Recht den Namen eines Christen tragen will, verlangen müssen, ja daß viele von ihnen sich dessen kaum bewußt sind, wenn sie mit ihren Angaben von der Wirklichkeit abweichen, dies alles wird uns nicht wunder nehmen. Die Briefe des Neuen Testaments spiegeln den gleichen Kampf in den urchristlichen Gemeinden, wenn auch unter anderen Verhältnissen, wieder. Daß überhaupt ein solcher Kampf entbrannt ist und daß er mit Ernst geführt wird, das ist das Große, für das wir Gott dankbar sind.

Es ist auch in den Gemeinden bereits eine Anzahl von Männern und Frauen vorhanden, die, in Gottes Wort tief gegründet und im Gebet vor ihrem Herrn lebend, sich sichtlich bemühen, nach seinem Willen zu leben, auch ihre Gefährten auf seinem Weg zu erhalten und seine Sache in ihrem Volk groß werden zu lassen. Immerhin sind auch diese Besten noch leitungsbedürftig, und es wäre nach unserer einmütigen Überzeugung verfrüht und unweise, wenn wir auch hier etwa schon daran denken wollten, eingeborene Helfer zu ordinieren. Unsere Njassamission darf noch nicht auf eine Stufe mit unserer südafrikanischen Kirche gestellt werden, die bereits auf eine gesegnete Entwicklung von vielen Jahrzehnten zurückschaut.

Die Kraft jenes Kampfes wird vornehmlich offenbar an dem Ernst, mit dem manche Älteste und Helfer den Missionaren beistehen, die Gemeinden rein zu halten und irrende Glieder zu strafen und zur Umkehr zu leiten. Ich habe einige Male mit tiefer Bewegung an solchen Verhandlungen teilgenommen und mich, so schmerzlich auch die Anlässe waren, an dem Eifer und der Urteilsreife, in einzelnen

Fällen auch an der Zartheit und Aufrichtigkeit dieser schlichten Christen innig erfreut. Besonders deutlich ist mir die echte göttliche Wirkung des Evangeliums gerade auch in den Verhandlungen mit solchen Leuten geworden, die schon seit Jahren in Sünden gefallen waren, nicht umkehrten und deswegen ausgeschlossen aus der Gemeinde lebten. Ich habe mit etlichen solcher Leute lange geredet. Bei fast allen war es zu spüren, daß sie, ob sie auch noch in der Sünde leben, doch von dem Evangelium innerlich nicht ganz loskönnen und im Grunde auch nicht loswollen. Manche gestanden offen, daß sie sich in ihrem Sündenleben nicht wohl fühlten, und daß sie sich zurücksehnten; sie fanden nur nicht die Kraft, sich loszureißen. Doch haben gerade einige der schlimmsten unaufgefordert ihre Kinder den Missionaren zur Erziehung gebracht.

Für unsere Missionarskinder, aber auch für Europäerkinder unterhalten wir die schöne „Karlschule“ in Tandala.

Überschauen wir dies alles und bedenken wir, wie oft Tod und Krankheit unter den europäischen Arbeitern das Werk gehemmt haben, ja, daß von den 38 Missionaren, die in diesen 20 Jahren ins Njassaland ausgesandt wurden, nur 26 dort übrig geblieben sind, ziehen wir auch in Rechnung, in welchem Grade der äußere Aufbau der Stationen in dem abgelegenen, unerschlossenen Lande die Kraft auch der Missionare in Anspruch genommen hat, und endlich, daß 1905—06 der Aufstand zwei Stationen zerstörte und die Arbeit auch der anderen beeinträchtigte, so werden wir für das gleichwohl Erreichte dankbar sein dürfen. Es ist ein ehrliches Stück „deutscher Arbeit am Njassa“ getan worden, oder, wie wir es rückblickend gern ausdrücken wollen, es ist Gottes Gnade mit uns gewesen, und in unserer vielfältigen Schwachheit hat sich ihre Kraft wirksam gezeigt.

Ist dies das im großen und ganzen gemeinsame missionarische Ergebnis, so ist die Verschiedenheit zwischen den einzelnen Stationen, sowohl in der Arbeitsweise, wie in dem Arbeitserfolg, weit größer, als ich erwartet hatte. Die Unterschiede hängen nicht nur am Alter der Stationen. Am Ufer des Sees, wohin einst unsere Missionare zuerst kamen, steht die Arbeit noch in den ersten Anfängen, vornehmlich, weil Ifombe aus gesundheitlichen Gründen so viele Jahre leerstand und nach dem Wiederaufgang in Matema die Bauarbeit hier überwog. Ebenso ist im Nordosten, wo schon vor 14 Jahren Bruder Neuberg in Muhanga erfolgreich zu arbeiten begann, erst

jetzt Bruder Delfe eifrig bemüht, eine umfassende, grundlegende Missionsarbeit zu entwideln. Wir sind hier so im Rückstand geblieben, weil Mubanga nach Neubergs Erkrankung mehrere Jahre des europäischen Missionars entbehren mußte, dann der Aufstand die bereits vorbereitete Wiederbesetzung hinderte, und als sie endlich in „Pommern“ 1910 erfolgte, Bruder Delfe auch hier zunächst durch die Arbeit des äußeren Aufbaues an regelmäßiger missionarischer Bedienung des weiten, schwach bevölkerten Landes nur zu sehr gehindert wurde.

Aber auch abgesehen von solcher außerordentlichen Ungunst der Verhältnisse, wie sie mit mittelafrikanischer Mission nun einmal sich in manchen Fällen fast notwendig verbindet, finden sich einzelne ältere Stationen, die, was die Tiefe der missionarischen Wirkung, den Umfang und die Klarheit der Organisation oder auch, was die Heranziehung der Eingeborenen zur Mitarbeit und die Entwicklung des Außengebietes anlangt, hinter einigen jüngeren zurückgeblieben sind.

Das kann am Stammescharakter liegen, an der größeren oder geringeren Behinderung durch das Klima, an der Stetigkeit und Stärke der Besetzung. Es spiegelt sich aber auch darin die Persönlichkeit des Missionars, seine Sprachbeherrschung, sein natürliches Geschick, mit den Leuten, insbesondere auch den Häuptlingen, umzugehen und auf sie einzuwirken, seine Weise, die heilige Schrift in Predigt und Unterricht volkstümlich und treffend auf ihr Leben anzuwenden, die Fähigkeit und Willigkeit, andere an die Arbeit zu bringen und sie darin zu leiten. Es zeigt sich hier, ob er der naheliegenden Versuchung zu widerstehen vermag, in den äußerlichen Arbeiten und ihren vielen Kleinigkeiten stecken zu bleiben, ob er Kraft und Aufopferung genug besitzt, die Anstrengung, unter Umständen auch Gefahr häufigen Reisens im Außengebiet auf sich zu nehmen, oder ob er vielleicht über dem Wunsch, eine recht schön ausgebaute Station, womöglich mit stattlicher Kirche nach dem Muster einer heimatlichen Dorfpfarre zu haben, die Bedeutung dieses Außendienstes und besonders den Wert wohlgeordneter Schularbeit auch in den Dörfern unterschätzt hat.

Ist der äußere Aufbau einer Station aus dem Größten heraus und die Stationsgemeinde bis zu einem gewissen Grade gefestigt, so kann der Missionar auch ruhigeren Herzens als früher sie verlassen, um das Außengebiet zu bedienen. Immerhin ist sein

häufiges Fehlen auch mit Gefahren verbunden, zumal bei großen Stations-Gemeinden und bei dem gegenwärtigen Stande der Leistungsfähigkeit der eingeborenen Lehrer auch an den Hauptstationschulen. Es ist daher aus der Erkenntnis, daß das Schwerkraft der Missionsarbeit fortan mehr als bisher in die Außenarbeit fallen müsse, der Wunsch erwachsen, für größere Stationen Njassabundschwestern zu erhalten, die dem Missionar außer dem Krankendienst auch die tägliche leitende Mitarbeit an der Stationschule abnehmen könnten. Dadurch wird der Njassabund voraussichtlich eine starke Umgestaltung seiner Arbeit erfahren. Mit der Hilfe für hilfsbedürftige Missionarsfamilien hat er begonnen, hat damit von Anfang an und je länger, desto kräftiger Krankendienst an den Eingeborenen verbunden und wird nun mehr und mehr in die Schularbeit und in den geistlichen Dienst an der eingeborenen Frauen- und Kinderwelt gezogen.

Auf dem Gebiet der Schule liegen für die nächste Zukunft die größten Aufgaben, denn hier liegen in der Vergangenheit wohl unsere größten Unterlassungen. So erfreulich es sich anhört, daß in 100 Schulen rund 6000 Kinder gesammelt seien, so betäubend dürftig ist die Ausstattung der Mehrzahl dieser Schulen und so bescheiden ist auch noch die unterrichtliche Tüchtigkeit vieler eingeborener Lehrer. Wenn der Schulbesuch vielfach zu wünschen übrig läßt, so liegt dies nicht nur daran, daß Schulzwang und bei den Eingeborenen auch vielfach die Einsicht in den Wert der Schulbildung fehlt, sondern zum großen Teil auch daran, daß es an allem Nötigen, Tafeln, Fibeln, Büchern, Hefen und dergleichen, in den meisten Schulen in einem solchen Maße mangelt, daß gute Resultate auch ein tüchtiger Lehrer kaum erzielen könnte. Als Lehrer aber haben vielfach Leute mit eingestellt werden müssen, die selbst nur eine höchst bescheidene Elementarbildung und so gut wie gar keine Anleitung zum Lehrerdienst besaßen. Dies hing mit der Schnelligkeit der ganzen Entwicklung, mit der geringen Zahl der Missionare, aber auch damit zusammen, daß bis vor etlichen Jahren unsere sehr wertvollen beiden sogenannten „Seminare“ — sie würden wegen ihres bescheidenen, aber den Landesverhältnissen entsprechenden Niveaus richtiger von uns Helferschulen genannt — nicht zum Lehrer-, sondern zum Predigerdienst auszubilden, und daß ihnen bis ins letzte Jahr von den Stationen nur eine kleine Zahl von Schülern zugeführt wurde, so daß mit den von ihnen ausgebildeten Zöglingen

das Selbsterbedürfnis bei weitem nicht gedeckt werden konnte. Dies alles und vieles andere, was in unserm Njassaschulwesen der Besserung und Neugestaltung bedarf, hängt damit zusammen, daß unsere Mission mit ihrer sogenannten alten südafrikanischen Missionsmethode — sie ist auch in Südafrika nicht mehr in Übung — am Njassa einzusehen zu müssen glaubte, derzufolge das Evangelium durch Predigt dem Volke angeboten werden sollte, bis sich in ihm Gemeinden bildeten, denen dann für die Erziehung ihrer Jugend auch Schulen eingerichtet werden sollten. Diese Methode, bei der die Schule nicht zum ersten Anfang gehört, in Deutsch-Ostafrika festzuhalten, würde verhängnisvoll sein: theils, weil die deutsche Kolonialregierung, nicht ganz mit Recht, den Wert der Mission vornehmlich nach der Schularbeit zu schätzen pflegt; theils, weil die katholische Mission die Eingeborenen-schule zur Grundlage ihrer konkurrierenden Arbeit macht. Aber auch, weil in der Abwehr des Islam die Schule eine Hauptwaffe ist. Wo es moderne Mission mit primitiven Völkern zu tun hat, kann die Missionschule eine Bedeutung gewinnen, die die evangelische Mission, besonders die deutsche, nicht durchweg richtig erkannt hat.

Zu den charakteristischen Unterschieden der mittelalterlichen von der urchristlichen Mission gehört es, daß in letzterer Individuen, in ersterer Völker für das Christentum gewonnen wurden. Wir Protestanten empfinden stark die Oberflächlichkeit der mittelalterlichen Massentaufe. Aber diese Maßnahme lag nicht nur daran, daß nicht von einzelnen Aposteln, sondern von einer bereits fest organisierten und schon entartenden Kirche die Mission ausging, sondern auch daran, daß ganze Völker vor einer schnellen, völligen Umgestaltung ihres Lebens standen, weil sie mit einer überlegenen, fremden Kultur in Berührung kamen, zu der auch das Christentum für sie gehörte. Unsere Situation gegenüber der primitiven Menschheit ist der der mittelalterlichen Kirche sehr ähnlich. Ganze Rassen stehen vor einer schnellen und allseitigen Umwälzung ihres Lebens unter dem Einbruch der modernen Kultur. Nur daß diese Kultur nicht mehr in unlöslicher Einheit mit dem Christentum an diese Völker herantritt, und daß vielen Völkern zugleich mit dem Christentum der Islam sich aufdrängen will. Würden wir es jetzt nur darauf anlegen, der Gesamtheit das Evangelium predigend anzubieten, um Einzelne aus ihr zu gewinnen und zu Gemeinden zusammenzuschließen, so würde das Ergebnis sicher nur sein, daß, während wir Einzelne für das

Evangelium gewonnen und Gemeinden gegründet haben, die Volksmasse ringsum dem modernen Unglauben oder dem Islam verfallen ist. Die Missionsvolkschule ist unter den Verhältnissen, wie sie sich unserer Nassamission bieten, das Mittel, das Gott uns anweist, um die einer baldigen und völligen Umgestaltung ihres Denkens und Lebens entgegengehenden primitiven Stämme wenigstens mit ihrer gesamten jungen Generation unter die Wirkung des Evangeliums zu stellen und in ein festes, ihnen selbst deutliches Verhältniß zu der werdenden christlichen Kirche zu bringen, ohne daß doch von der Forderung bewußter Umkehr als der unerläßlichen Bedingung für den Empfang der Taufe und für die Aufnahme in die Gemeinde etwas abgelassen wird.

Wo unter der eingeborenen Bevölkerung das Verständnis für die neue Zeit aufdämmert, keimt auch, schnell wachsend, das Verständnis für das, was die Missionschule bietet, zumal wenn die Regierung deutlich werden läßt, daß ihr der Schulbesuch der Kinder erwünscht ist.

Noch mag der Islam sich zahlenmäßig erheblich schneller ausbreiten als das Christentum, — ich bin trotzdem, was den Wettbewerb der beiden Religionen anlangt, hoffnungsvoller zurückgekehrt, als ich ausgezogen war. Trotz der Machtstellung, die der Islam vor dem Christentum hatte, weil er die Küste beherrschte, trotz der mannigfachen Gunst der Verhältnisse, die er gerade in Ostafrika vor sich sieht, und trotz seiner Konnivenz gegen die Polygamie halte ich es für wohl erreichbar, daß weitaus der überwiegende Teil der eingeborenen Bevölkerung ihm entzogen und in den nächsten Jahrzehnten unter den Einfluß des Evangeliums gestellt wird, wenn von den christlichen Missionen einmütig und planvoll gearbeitet wird, die Unterstützung aus der Heimat reichlich fließt und der neuerdings durch die Benediktiner so beklagenswerte und grundlos vom Zaune gebrochene Streit der Konfessionen beseitigt wird.

Im abgelegenen Winkel begann vor 20 Jahren die Berliner Mission. Allem Wettbewerb und Streit wollte sie aus dem Wege gehen, und es schien auch so, als ob die von der Regierung angeregten Verträge ihr ein friedliches Wirken in gesichertem Gebiet ermöglichen würden. Diese Anfangszeit ist vorüber. Seit dem Aufstand nehmen islamische Einflüsse zu. Fortan haben wir auch die leidige Konkurrenz der katholischen Mission. Auch die europäische Besiedelung steigert sich. Aus einigen der Hochlandsstämme wandern

zahlreiche Männer an die Bahnlinie und in die Plantagenbezirke zur Arbeit. Preise und Löhne gehen in die Höhe. Wir stehen vor einer neuen Zeit mit neuen, ernstern Aufgaben und wachsenden Schwierigkeiten.

Gewiß, unsere Aufgabe in diesem Gebiet wäre groß genug für unsere schwache Kraft. Aber es ist Gottes Wille gewesen, daß in ihr unser ostafrikanischer Dienst noch nicht beschlossen sein sollte. Alles, was ich bisher darlegte, betraf nur unsere Inlandmission, unser Njassagebiet. Seit 1903 ist uns aber auch eine Arbeit an der Küste und in deren Folge die Sorge um gemeinsame Aufgaben der evangelischen Mission im ganzen Schutzgebiet zugefallen.

Freilich ist die Arbeit wohl die schwerste, die in unserer Mission überhaupt getan wird. Die Berliner Mission hat ursprünglich nur in gesunden Ländern gearbeitet. Ihr Weg war damals leichter, als der der Basler und Bremer Freunde in Westafrika. Aber es war doch gut, daß unsere süd- und norddeutschen Brüder, ob auch eine Generation von Missionaren nach der anderen ins Grab sank, auf ihrem heißen Posten Glauben gehalten haben. Wie ist aus ihrer Tränensaat ein edler Gottesfrühling erblüht! Wir Berliner haben erst in Usaramo gelernt, was es heißt, an äquatorialer Küste Mission treiben. Wir säen hier auch mit Tränen, bis in die jüngste Gegenwart hinein. Zur Stunde steht dort draußen nur ein Bruder, der länger als 10 Jahre im Dienst ist. Und der hält heldenmütig mit versiegender Kraft auf seinem Posten aus. Dann ist noch einer da, der steht im vierten Dienstjahr, und die beiden anderen sind Katecheten im ersten Dienstjahr. Wie das hindert, immer wieder mit sprachlichen und missionarischen Neulingen die Arbeit beginnen zu müssen, brauche ich nicht auszuführen. Alles, was die Vordermänner an Einfluß, Vertrauen und Erfahrung erwarben, geht mit ihnen verloren. Es ist auch dort eine kleine Christenheit aus Heiden und Mohammedanern gewonnen, und sie wächst, und es geht Kraft von ihr aus. Ende 1912 zählten unsere drei Gemeinden 360 getaufte Christen, 64 erwachsene Taufbewerber, 426 Schüler. Nicht unwichtig für die schwierige Aufgabe der Befestigung unserer Daressalamer Gemeinde sind uns unsere aufblühenden wirtschaftlichen Betriebe, unsere Tischlerschule und Druckerei und unser Plantagenunternehmen jenseits des Hafens. Auch die Wirkung der Landstationen auf ihre Umgebung ist in den letzten Jahren stärker und deutlicher geworden. Sie drängt sichtlich den Einfluß des Islam zurück. Wer die Ver-

breitung des Islam hier an der Küste geographisch verfolgt, wird gewahr, daß unsere Stationen Kisserawe und Maneromango mit ihren Außenplätzen seinem Vordringen vom Südosten her mit Erfolg einen christlichen Wall entgegengesetzt haben. Unsere Mission ist die einzige, die an der Küste Deutsch-Ostafrikas mit Bewußtsein und starkem Krafteinsatz dem Islam gegenübertritt. So hat sich naturgemäß uns mehr als den befreundeten anderen Missionen die Auseinandersetzung mit dem Islam, auch die literarische Erörterung der Islamfrage, aufgedrängt. Daressalam, die Hauptstadt und größte Hafenstadt, auch der Ausgangspunkt der Zentralbahn, ist das Ziel von Scharen Eingeborener, die aus dem Inland kommen und gehen. So mußte es uns besonders aufs Herz fallen, die Fürsorge für die fluktuierende Bevölkerung zu bedenken. Daressalam ist Sitz des Gouverneurs, daher unser Superintendent Vertreter der christlichen Mission im Gouvernementsrat.

Aus dieser gegebenen Stellung folgte, daß uns mancherlei Dienst zufließt, der nicht unserer Mission allein, sondern allen gemeinsam zugute kam. Von uns ist die Einladung zu der ersten deutsch-ostafrikanischen Missionärskonferenz ausgegangen. Superintendent Klamroth gibt das christliche Suaheliblatt „Pwani na Bara“ heraus, das allen Missionen des Landes trefflich dient, auch das deutsche Korrespondenzblatt für die evangelischen Missionen Deutsch-Ostafrikas. Beide werden in unserer Druckerei gedruckt. So ist ihm auch die wichtige Aufgabe der Übersetzung des neuen Testaments in die Suahelisprache zugefallen.

2. Drei Ereignisse treten in Axenfelds Visitationsreise besonders deutlich hervor: die Begründung des Suaheli-Zentralseminars in Morogoro „Schlesien“, die Generalsynode in Kidugala und der Einbruch der Benediktiner-Mission.

a) Das Zentralseminar „Schlesien“ „Deutsch-Ostafrika“, schreibt D. Axenfeld, „ist auch deshalb ein schwieriges Missionsfeld, weil es sprachlich so zersplittert ist. Manche Dialekte werden nur von etlichen Hunderten oder Tausenden gesprochen. Im Gebiet unserer Inlandmission haben wir es mit sieben verschiedenen, zum Teil stark voneinander abweichenden Dialekten und noch mehreren unbedeutenderen Mundarten zu tun. Es ist eine mühsame Arbeit, auch nur die wichtigeren in der missionarischen Verkündigung zu berücksichtigen und für die wichtigsten die nötigste Literatur zu schaffen. Die katholische Mission macht es sich leichter; sie ignoriert, abgesehen von einigen ganz großen Sprach-

gruppen, die sprachliche Verschiedenheit und hält sich an die Sprache der Küstenneger, das Kisuaheli, das sich mit der deutschen Verwaltung und Rechtspflegung, mit dem Handel und Verkehr durch die Kolonie je länger, desto stärker verbreitet und sicher später einmal die Einheitsprache des Landes sein wird, neben der die anderen zu Mundarten herabsinken werden, wie wir neben dem Hochdeutschen die Mundarten der verschiedenen Landschaften haben. Die katholische Mission kann so verfahren, weil sie sich nicht predigend an die Erwachsenen wendet, sondern damit beginnt, die Kinder in Schulen zu sammeln und nach und nach für ihre Kirche zu erziehen. Wir aber wollen das Evangelium dem Herzen und Gewissen des ganzen Volkes, auch den Alten, nahebringen. So liegt uns daran, zu verstehen und verstanden zu werden, und da können wir die Volkssprache nicht übergehen. Darin läge aber, wenn wir das Kisuaheli ungepflegt ließen, die Gefahr, daß unsere Schüler für den Dienst der Regierung und sonstige gehobene Stellungen im Lande ungeeignet blieben und unsere heranwachsende Christenheit nicht den Anteil am öffentlichen Einfluß gewönne, der ihr zukommt. Wohl soll auf unseren Stationschulen auch im Njassalande in der Oberklasse Suaheli-Unterricht gegeben werden. Aber was solch ein Schulunterricht von wenigen Jahren in einem Lande, in dem sonst fast niemand Kisuaheli spricht, zu bieten vermag, reicht für die Anforderungen meist nicht ganz aus, die die Regierung mit Recht an ihre Unterbeamten und Lehrer stellen möchte.

Sie hat bekanntlich an der Küste eigene Eingeborenen Schulen unter tüchtigen deutschen Lehrkräften errichtet und von dort aus eine wachsende Zahl von sogenannten „Hinterlandschulen“ unter eingeborenen Lehrern im Inlande. In den Regierungsschulen, die ich besuchen konnte, sah ich tüchtige Arbeit, stramme Disziplin, gute unterrichtliche Leistungen. Aber die Regierungsschule ist aus Rücksicht auf den Islam und auf den Unterschied der christlichen Konfessionen grundsätzlich religionslos. Die unvermeidliche Folge hiervon ist aber leider, daß, sehr gegen den Willen der deutschen Lehrer, fast alle Schüler, die als Heiden in die Regierungsschule treten, unter dem Einfluß mohammedanischer Kameraden und ihrer sonstigen Umgebung vor oder nach dem Verlassen der Schule gleichfalls Mohammedaner werden. Als Regierungsbeamte oder Soldaten oder auch als Aufseher und Schreiber in europäischen Privatbetrieben hernach über das ganze Land verstreut, verbreiten sie ihren Glauben

in die heidnischen Gebiete. Spürt man erfolgreiche islamische Propagandisten auf, so stößt man recht oft auf ehemalige Regierungsschüler. Die Regierung wünscht freilich nicht, der Verbreitung des Islam Vorschub zu leisten. Im Gegenteil. Sie muß sich aber, da mehrere hunderttausend Mohammedaner als Untertanen von ihr regiert werden, religiös unparteiisch verhalten. Doch macht sie daraus kein Geheimnis, daß ihr der Fortschritt der christlichen Mission erwünscht ist. Sie hat auch schon vor Jahren, als man ihr vorwarf, sie verbreite mit mohammedanischen Beamten und Soldaten von der Küste her den Islam in den heidnischen Gebieten des Innern, sich bereit erklärt, ausreichend unterrichtete, zuverlässige Christen bei der Auswahl der Beamten und bei der Rekrutierung für die Truppe bevorzugen zu wollen, auch zugestanden, daß sie ihre Regierungsschulen nicht in solche Gebiete verschieben wolle, in denen die christlichen Missionen das Schulbedürfnis befriedigen, vorausgesetzt, daß die Missionschulen auch die Bildungsansprüche erfüllten, welche die Regierung in ihrem Dienst stellen müsse.

Unsere Inlandseminare sind den Bedürfnissen ihres abgelegenen, von der Kultur noch schwach berührten Gebietes entsprechend eingerichtet. Zwar spielt natürlich in ihrem Unterricht das Kisuaheli eine bedeutend stärkere Rolle als in den Stationschulen; doch muß auch die Muttersprache hier zu ihrem Recht kommen, und die Lehrziele können im Inland nicht mit einem Schlag denen der Küstenschulen gleichgesetzt werden. Es ist ja auch die Frage, ob nicht die Regierungsschule an der Küste, indem sie von dem Muster deutscher Lehrpläne ausgeht, ihre Anforderungen etwas zu weit gespannt hat und dem Umstand noch stärkere Rechnung tragen sollte, daß die Schüler eben nicht weiße Europäer, sondern schwarze Bantu sind, die aus einer völlig anderen Anschauungswelt herkommen und für gänzlich abweichende Lebenskreise vorzubereiten sind.

Man kann Ostafrika in dreierlei Gebiete teilen, nämlich in solche, welche Europäersiedelungen oder andere Europäerbetriebe in größerer Zahl aufweisen und darum mit den Arbeitskräften, die die Eingeborenen der nächsten Umgebung stellen, nicht auskommen; und solche, deren eingeborene Bewohner, weil sie im eigenen Lande nicht Verdienstgelegenheit genug finden, sich auf Wanderarbeit für je sieben Monate anwerben lassen; und endlich Landstrecken, wie Ruanda, die noch mehr oder weniger abgeschlossen vom Strom des Verkehrs, ihr Eigendasein führen. Die Wanderarbeit

schließt ernste Gefahren ein. Unter den jungen Männern, die für viele Monate von ihren Familien getrennt, in den Arbeiterlagern und in den Eisenbahn- und Küstenstädten sich zusammenfinden, verbreiten sich Geschlechtskrankheiten in erschreckendem Maße. Die Heimkehrenden tragen sie in ihre ahnungslosen Familien. So geht bei Stämmen, die vornehmlich an der Wanderarbeit beteiligt sind, leider die Geburts- und Kinderzahl in beängstigendem Maße zurück. Auch religiöse Gefahren sind mit der Wanderarbeit verbunden. Fern von der Heimat und losgelöst von der Gemeinschaft der Sippe, nimmt der einzelne leichter fremde Gedanken auf und neue Sitten an, auch, wenn sie ihm geboten wird, eine neue Religion, zumal, wenn sie, wie der Islam, ihm einen Gesinnungswechsel und einen Bruch mit dem väterlichen Glauben und Leben nicht zumutet. Aus all diesen Gründen wollen die wachsenden Scharen von Inlandnegern, die sich auf den Arbeitsplätzen ansammeln, und unter denen sich von Jahr zu Jahr auch mehr und mehr Christen oder wenigstens von dem Christentum berührte Eingeborene finden, von der Mission wohl beachtet und gepflegt sein. Offenbar liegt in der Wanderarbeit auch eine Missionsgelegenheit. Gelingt es, diese Christen in der Fremde so zu stärken, daß sie ein Licht christlichen Lebens vor den Heiden und Mohammedanern leuchten lassen, so müssen sie zur Verbreitung des Christentums beitragen.

Unsere Synode Usaramo entbehrte bisher jeglicher Anstalt zur Ausbildung eingeborener Prediger und Lehrer, und die Inlandseminare konnten dem Mangel nicht abhelfen. Wir schickten einmal einen jungen Christen versuchsweise auf eins unserer Inlandseminare zur Ausbildung; als Küstenneger aber stand er in seiner Vorbildung so hoch über den Kameraden vom Inland, daß er dort alsbald zum Hilfslehrer befördert wurde! Gerade an der Küste, wo beständig durch Krankheit und Urlaub die Arbeit der Europäer unterbrochen wird, mußten die eingeborenen Christen zu stetiger Mitarbeit gerufen und erzogen werden. Hier müssen unsere Lehrer auch in ihrem Wissen und ihrem unterrichtlichen Können den Vergleich mit den Regierungslehrern aushalten können.

Wenn nun der Ort, weil er noch im Gebiet des gut gesprochenen Kisuaheli liegen mußte, sich nicht allzuweit von der Küste entfernen durfte, und, damit er für alle Beteiligten möglichst leicht erreichbar sei, an der Zentralbahn liegen sollte, so waren für die Wahl des Platzes klare Weisungen gegeben. Die Küste selbst mußte außer

Betracht bleiben. Vornehmlich, weil die schmerzlichen gesundheitlichen Erfahrungen, die wir dort gemacht haben, uns die Hoffnung genommen haben, daß es möglich sei, dauernd die erforderlichen europäischen Lehrkräfte für eine große Anstalt zu stellen und dafür, soweit dies überhaupt in Menschenhand liegt, zu sorgen, daß Unterricht und Erziehung durch viele Jahre in denselben Händen liegt. Gewiß muß auch den zahlreichen Bewohnern der ungesunden Tiefländer das Evangelium dargeboten werden. Die Zeugen dessen, der sein Leben gab für seine Brüder, dürfen den Einsatz ihres Lebens nicht scheuen, und, gottlob, sie tun es auch nicht. Aber auf ungesunde Plätze sollten nicht mehr Arbeiter gestellt werden, als für die Arbeit auf den Plätzen selbst erforderlich ist. Unternehmungen, die einem großen Landstrich oder gar dem ganzen Schutzgebiet dienen wollen, gehören an möglichst gesunde Orte.“

Der einzige Ort, der all diese Bedingungen erfüllt, ist das Muguru-Gebirge, oberhalb der Stadt und Eisenbahnstation Morogoro. Hier hatten wir schon mit zwei Jahren das Erholungshaus für unsere Usaramo-Familien und hatten es dankbar gespürt, wie stärkend und erquickend der Aufenthalt in dieser Gebirgsluft, auf diesem wunderbar schönen Fleckchen Erde ist.

Unmittelbar daneben bot ein Ansiedler aus Sachsen sein von ihm wenige Jahre früher gebautes, großes und gesundes Logierhaus „Sachsenhöhe“ zu annehmbarem Preise zum Kauf an, und Arenfeld war froh, daß dadurch unserer Mission in der Hauptsache die anstrengende und aufreibende Bauarbeit erspart wurde. Als Seminarleiter wurde von der Bena-Hehesynode der erfahrene Missionar C. Nauhaus erbeten und bereitwillig abgetreten. Als zweite Lehrkraft stellte die Brüdergemeinde den Lehrer Zoberbier, bisher in Sitonge bei Tabora, zur Verfügung. Einen geeigneten eingeborenen Lehrer, Nikodemo, stellte die Usaramosynode. Am 1. Oktober 1912 trat das Zentralseminar als gemeinsame Unternehmung der Berliner, der Brüder- und der Englisch-kirchlichen Mission in Tätigkeit.

b) Den Höhepunkt der Visitation bildete die Generalsynode in Kidugala, zu der sich nur mit Ausnahme eines durch Familienverhältnisse verhinderten Missionars alle Missionare, die Mehrzahl der Missionarsfrauen und der Missionsschwestern und mehrere von den Handwerkerbrüdern eingestellt hatten. Es galt den ganzen Missionsbetrieb, das Missionsgebiet, die missionarische Arbeit, die Schul- und Erziehungsfragen und die wirtschaftlichen Aufgaben gründlich

durchzuberaten. Wichtige Ergebnisse der Verhandlungen waren eine Kirchenzuchts- und eine Generalkirchenrats- und Gemeindefirchensassenordnung.

„Um einheitliche straffe Zuchtübung,“ berichtet Arenfeld, „haben sich die Synoden von jeher bemüht. Nach der Missionsordnung sollte, wenn der vom Abendmahl Ausgeschlossene in seiner Sünde verharrt, sein völliger Ausschluß aus der Gemeinde seitens der Synode erfolgen. In der Meinung, daß diese Bestimmung in unseren südafrikanischen Gemeinden in voller Schärfe von jeher zur Anwendung gelange und dort einen der Grundpfeiler der guten Zucht bilde, hatten unsere Njassasynoden ebenso zu verfahren gesucht. Die Erfahrung aber hatte enttäuscht. Die von der Gemeinde gänzlich Geschiedenen lehrten nicht wieder zurück, der Schaden für die Gemeinde, der aus ihrem Verhalten sich ergab, war nicht verringert, und die Einwirkung auf sie war erschwert. Es wurde demnach in Ridugala eine neue Kirchenzuchsordnung vereinbart. Das Organ, welches Kirchenzucht übt, ist fortan nicht mehr der einzelne Missionar, sondern der Gemeindefirchenrat, dessen Leiter der Missionar ist. Die Zuchtübung ist der Selbstschutz der Gemeinde gegen Verdunkelung der in ihr geforderten Gesinnung durch grobe öffentliche Verfehlungen einzelner Glieder vor den Augen der Gemeinde und der heidnisch-mohammedanischen Umgebung. Ihre Mittel sind Verwarnung vor dem Gemeindefirchenrat, Ausschluß vom Abendmahl, Verwarnung vor der Synode und schließlich Ausschluß aus der Gemeinde. Ob aber über einen vom Abendmahl Ausgeschlossenen und in seiner Sünde noch Verharrenden der Ausschluß aus der Gemeinde verhängt werden soll, kann die Synode frei entscheiden. Es muß die Möglichkeit geben, von einem Menschen, der in groben Lastern lebt und weithin Argernis gibt, es vor jedermann deutlich werden zu lassen, daß er nicht mehr zur christlichen Gemeinde gerechnet wird und sie für ihn und sein Treiben die Verantwortung ablehnt. Andererseits aber ist die Gemeinde bzw. die Synode künftig auch in der Lage, in tragender Geduld, und wäre es Jahre hindurch, abzuwarten, bis Gottes Erbarmen den Troß gebrochen und Buße zum Leben geschenkt hat. Wenn der Gemeindefirchenrat der Träger der Gemeindezucht sein soll, muß er richtig zusammengesetzt und geleitet sein. Unsere Gemeinden sind schon zu groß, als daß sie noch in patriarchalischer Weise etwa so regiert werden können, daß der Missionar nach Belieben einige Älteste ernennt. Wollen wir, daß die wachsen-

den Kosten des Werkes mehr und mehr von den eingeborenen Gemeinden selbst getragen werden, so müssen die Gemeinden Einblick in die Kassenführung und Anteil an der Verwaltung erhalten. Unsere Nachbarmissionen, die Herrnhuter und die Schotten, haben ihren Gemeinden bereits Verfassungen gegeben, die Schotten sogar schon eine ausgebildete mit weitgehenden Rechten verbundene Synodalverfassung. Wir durften nicht warten, bis etwa unter dem Einfluß dieser benachbarten Christengemeinden die unserigen ähnliche Ordnungen von uns fordern. Für eine Synodalverfassung aber sind unsere ostafrikanischen Gemeinden noch nicht reif und die Aufbringungen, entsprechend den dürftigen Erwerbsverhältnissen des Landes, viel zu niedrig. Wir haben uns daher begnügt, eine Gemeindefkirchenrats- und Gemeindefkirchenkassenordnung zu schaffen. In jeder ostafrikanischen Gemeinde, die mehr als 50 Getaufte zählt, wird vom 1. Oktober 1913 ab ein Gemeindefkirchenrat gebildet. Er setzt sich zusammen aus den Missionaren der Station, wenigstens einem bewährten Helfer der Hauptstation, den Helfern, die Vorsteher von Außenstationen sind, und den Ältesten, die die Gemeinde nach einer erstmalig vom Missionar, später vom Gemeindefkirchenrat aufzustellenden Vorschlagsliste wählt. Die Liste soll mindestens doppelt so viel Namen enthalten, als Älteste zu wählen sind. Kann sich der Gemeindefkirchenrat über die Liste nicht einigen, so setzt sie der Synodalvorstand fest. Die Aufgabe des Gemeindefkirchenrats ist die Unterstützung des Missionars in der Leitung und Pflege der Gemeinde und in der Ausbreitung des Reiches Gottes unter Heiden und Mohammedanern. Der Gemeindefkirchenrat soll sich durchaus nicht nur mit Fragen der äußeren Verwaltung, aber auch nicht nur mit Kirchenzucht beschäftigen. Wenn die Gemeinden zu künftiger kirchlicher Selbständigkeit im Lauf der Jahrzehnte heranreifen sollen, muß in ihnen von Anfang an das Bewußtsein der Verantwortung für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Volksgenossen und für die eigene Auferbauung aus dem Worte Gottes lebendig sein. Aber es muß freilich auch in ihnen die Willigkeit geweckt werden, nach dem Maß ihrer Kraft die Lasten von Kirche und Schule selbst zu tragen. Daher sind fortan aus den Stationskassen, die der Missionar allein führt, sogenannte Gemeindefkirchenkassen ausgesondert, die von dem Gemeindefkirchenrat zu führen sind. Ihnen fließen vornehmlich örtliche Einnahmen zu: Die kirchlichen Beiträge und Gebühren, Kollekten und Sammlungen,

die Aufbringungen für die Schule, und die Schenkungen, die von Missionsfreunden ausdrücklich für örtliche Zwecke der Gemeinde bestimmt sind. Die Lasten der Gemeindefirmenkassen sind Bau und Erhaltung der gottesdienstlichen und Schulgebäude, auch auf den Außenstationen, und die Kosten der Gottesdienste und des Schulbetriebes. Die Helfer- und Lehrergehälter sind noch nicht der Gemeinde zur Last gelegt. Sie sollen, wenn später einmal die Gemeinden zu Synoden zusammengeschlossen werden können, von diesen getragen werden. Dafür muß dann ein Teil der Einnahmen, die jetzt den Gemeindefirmenkassen zufallen, an die Synoden gehen. Zurzeit können die Lasten der Gemeindefirmenkasse von ihren Einnahmen noch nicht bestritten werden. Erst wenn die Lohn- und Preisverhältnisse im Njassalande durch den Anschluß an den Weltverkehr steigen, werden auch die Aufbringungen der Gemeinden höhere Beträge erreichen. Der Gemeindefirmenrat hat daher jährlich nach den Ergebnissen der Vorjahre seine voraussichtlichen Einnahmen zu veranschlagen, die Ausgaben, die er machen zu dürfen beantragt, dem gegenüber zu stellen, und was zu ihrer Bestreitung ihm fehlt, bei der Synode bzw. durch sie bei dem Komitee, zu beantragen. Der Gemeindefirmenrat hat auch den Missionar bei der Einziehung der Beträge zu unterstützen.“

c) Der dritte Aufgabenkreis, mit welchem sich die Generalsynode eingehend zu beschäftigen hatte, war der Einbruch der Benediktiner-Mission. Seit im Jahre 1896 sich im Norden und Süden der Berliner Mission die katholische Mission der Weißen Väter und Benediktiner festgesetzt hatte, war es erwünscht, daß die Grenzen der Arbeitsgebiete einigermaßen festgelegt wurden, um störende Übergriffe zu vermeiden. Die Anregung zum Abschluß solcher Grenzverträge war nicht von uns ausgegangen, sondern vom Gouvernement. Es ließ sich von der Überzeugung leiten, daß noch für viele Jahre hinaus unmöglich das ganze Schutzgebiet von den christlichen Missionen in vollständige Bearbeitung genommen werden könne; es sei also Raum genug für freie Entfaltung beider Konfessionen, ohne daß eine der anderen ins Gehege komme; für das Verständnis der konfessionellen Unterschiede seien die Eingeborenen noch nicht reif; so sei es besser, daß die Konfessionen zunächst auf Grund freundlicher Verständigung in gesonderten Gebieten arbeiteten. Dieser Anschauung des damaligen Gouverneurs Graf Göhen schloß sich der damalige apostolische Bischof von Daresalam, Bischof Spieß, an. Durch den Aufstand von 1904

und den Tod von Spieß wurden die Verhandlungen unterbrochen. Danach aber forderte der Gouverneur die Berliner Mission auf, in eine Grenzabrede mit den Benediktinern zu willigen. Für den Fall, daß die Missionen sich nicht allein einigen könnten, bot er Mitwirkung eines Regierungskommissars an. So kam es zunächst zu dem Gawirovertrag von 1906. Nur um Verständigungen auf zehn Jahre, nicht um dauernden Verzicht — zu solchem hätte sich unsere Mission ebensowenig verstanden, wie er der katholischen zugemutet werden konnte — hatte es sich bei diesem und allen folgenden Verträgen gehandelt. (Wenn später der Bischof mitteilte, daß die Propaganda Verträge mit Protestanten nicht billige, so konnte er damit nur meinen, daß sie auch solche zeitlich beschränkten Verträge verbiete.)

Hatte der Gawiro-Vertrag von 1906 im Norden unseres Arbeitsfeldes die Grenze zwischen unserer Station I lembula und der katholischen Madibira gezogen, so hatte der von 1909 im Osten die Arbeitsgebiete von Muhanga-Lupembe von dem von Kwirow getrennt. Diese letztere Linie hatte der Vertrag von 1910 in südwestlicher Richtung bis nach Wiedhafen am Njassa und in nordöstlicher bis zum großen Ruaha mit der Abänderung verlängert, daß die große Flußinsel der Ulangaebene an die Berliner Mission zurückfalle; außerdem hatte er die Gawirogrenze von 1906 in westlicher Richtung so verlängert, daß sie auch die Arbeitsgebiete von „Pommern“ und Tossomaganga schied. Dieser letzte Vertrag war am 21. Januar 1910 vollzogen und verbindlich geworden, sollte aber nach Übereinkunft des Bischofs und der heimatischen Leitung der Berliner Mission, weil ein Paragraph mißverständlich lautete und im einzelnen Änderungswünsche bestanden, noch einer endgültigen Revision unterzogen werden. Wäre diese, wie fest verabredet, zustande gekommen, und wären die Verträge beiderseits ehrlich gehalten worden, so wäre für ein Jahrzehnt jede gegenseitige Störung ausgeschlossen gewesen, und beide Missionen hätten eine reiche Arbeit im Frieden durchführen können. Aber die katholische Mission hielt sich nicht an den Vertrag, und es entbrannte deswegen ein heißes Ringen.

„Zur Beseitigung des Streites,“ berichtet Lic. Arenfeld, „empfahl uns im Mai 1913 der Staatssekretär des Reichskolonialamts, auf Verständigungsverhandlungen, falls sie uns von der anderen Seite angeboten würden, trotz alles Vorgefallenen einzugehen. Die Voraussetzung sollte die Zurückziehung der im Wider-

spruch mit dem Vertrage von 1909 gegründeten Schulen sein; die Erörterung sollte sich dann darauf richten, ob und inwieweit die Grenze von 1910 wiederherzustellen sei. Für den Notfall bot der Staatssekretär die Ernennung eines Schiedsrichters an. Zugleich bat er, daß mit Rücksicht auf diese von ihm empfohlenen Verhandlungen der Streitfall in unserer Presse dann nicht mehr erörtert werde.

Der Bischof hatte im August 1912 die fest verabredete Verständigung plötzlich aufgesagt und die Bitte um eine schnelle Unterredung zur Verhütung des Streites abgelehnt, auch eine Möglichkeit für spätere Verständigung nicht offen gelassen. Das sofortige Überschreiten der Grenze auf der ganzen Linie von Tringa bis Wiedhafen zu zahlreichen Schulgründungen war mit unseren Grundätzen über Treu und Glauben nicht in Einklang zu bringen, und die Art des Vorgehens bei den Schulgründungen stand zu der Versicherung des Bischofs, daß „die Patres angewiesen seien, provokatorisches Vorgehen zu unterlassen“ in schreiendem Widerspruch. Trotz alledem erklärten wir uns zur Teilnahme an den gewünschten Verhandlungen bereit. Wir wollten auch nicht den Schein aufkommen lassen, als seien auch wir Hinderer des Friedens. Es war ja zu hoffen, daß, wenn eine Verständigung unter Mitwirkung des Reichskolonialamts zustande komme, sie auch von katholischer Seite nicht einfach werde nachträglich ignoriert werden können.

Unter dem 29. Mai 1913 teilte dann uns der Generalabt des Benediktinerordens, Norbert Weber, mit, er habe sich davon überzeugt, daß es richtig sei, daß die Schulen bei Matua und Undole gegen den Vertrag von 1909 verstoßen. Um dieses gutzumachen, habe er telegraphisch um Aufhebung dieser Schulen gebeten und so den Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt. Es liege ihm daran, daß der Friede wiederhergestellt werde. Er schlug daher eine Aussprache über den Vertrag von 1910 vor und, wenn sich dadurch die Mißverständnisse noch nicht beheben ließen, ein unparteiisches und paritätisches Schiedsgericht. Wir erwiderten unter dem 19. Juli, daß wir zu jeder annehmbaren Verständigung bereit seien, die an Stelle des unwürdigen Streites daheim und draußen ein erträgliches Verhältnis treten lasse, und stimmten, falls persönliche Verhandlungen das erforderliche Ergebnis nicht liefern sollten, auch der Bildung eines Schiedsgerichts zu. Wir sahen demgemäß seinen weiteren Vorschlägen gern entgegen. Der Empfang dieses Briefes wurde uns unter dem 9. August bestätigt. Dies aber ist das letzte

Schreiben, daß uns seitens des Benediktinerordens zugegangen ist. Auf die Vorschläge zur persönlichen Aussprache haben wir vergeblich gewartet. Dagegen sind uns vom Missionsfeld folgende Tatsachen gemeldet worden:

Die Schulen bei Masua und Undole sind nicht zurückgezogen, und der erwähnten Aufforderung des Gouverneurs ist in keiner Weise entsprochen. Im Gegenteil sind die Benediktiner aus dem bisher von ihnen in Anspruch genommenen Grenzgebiet weiter vorgedrungen und haben in der seit lange von unserer Station Lupembe aus bearbeiteten Landschaft Masagati zuerst Schulen angelegt, dann, nachdem wir dort mit dem Bau einer Europäerstation (Swamate) begonnen hatten, in nächster Nähe derselben auch ihrerseits eine Europäerstation (Sangi) anzulegen versucht, des weiteren in der Nähe unserer früheren Hauptstation, jetzigen Außenstation, Muhanga gegen den Willen der Eingeborenen und den Einspruch des Bezirksamtes gleichfalls eine Hauptstation (Mchombe) zu errichten angefangen.

Im Bezirk Mahenge wie im Bezirk Iringa haben die Häuptlinge und Eingeborenen in die Annahme der katholischen Schulen zum Teil nur gewilligt, weil sie in die Meinung versetzt waren, die Regierung verlange dies von ihnen. In beiden Bezirken hat es erst behördlicher Aufklärung bedurft, um solchen Irrtum zu beseitigen. Während wir nach Möglichkeit dahin wirken, daß die Häuptlinge oder Dorfschaften die Schulen für ihre Kinder selbst errichten, und in der Regel nur bei der Einweihung die fleißigen Leute durch ein landesübliches Geschenk erfreuen, und während wir die Kinder bzw. Eltern anhalten, nach Möglichkeit Fibeln, Tafeln usw. selbst anzuschaffen — das alles wirkt erziehlich und treibt die Eingeborenen zu größerer Arbeitsamkeit — werden, wie uns berichtet wird, von der anderen Seite den Häuptlingen beträchtliche Geschenke gegeben, die Kinder mit Zeug, Perlen, Messern oder Salz beschenkt, um sie in die katholische Schule zu bekommen, ja man hat von unseren Lehrern verlangt, daß sie von dem Platze wegingen, auf den wir sie gestellt hatten. Es ist ein Jammer, wie unter diesem Streiten die Würde und Reinheit des Missionsdienstes nicht nur in den Augen der Beamten, sondern vor allem der Eingeborenen leidet, die früher von uns so erzogen waren, daß ihnen der Unterschied der beiden Konfessionen nur als Unterschied, nicht als Gegensatz bewußt war, und die es bisher nicht gewohnt waren, daß Europäer konkurrierend um ihre Gunst, nun gar mit Geschenken, sich bewarben.“

III.

Der Weltkrieg und seine Folgen.

Die Berliner Mission war, das war der zusammenfassende Eindruck, mit welchem der Missionsinspektor aus Deutsch-Ostafrika heimkehrte, in einem überaus erfreulichen Aufblühen. Wohl machte es der Einbruch der Katholiken notwendig, daß zur Abwehr schnell noch einige weitere Stationen in Angriff genommen wurden: Am Njassasee wurde südlich von Krombe am Wiedhafen eine Station Ringoli, östlich von Lupembe in der den Angriffen der Benediktiner besonders ausgesetzten Landschaft Masagati eine Station Zwamate erbaut. Da sich im Jahre 1913 noch ein zweiter Missionsarzt zur Verfügung gestellt hatte, Dr. Grimm aus Gera, so räumte ihm Dr. Dehne Kidugala und machte sich seinerseits daran, in der gesundheitlich besonders bedrohten Kondetiefebene eine neue ärztliche Station in Tsumba bei Krombe zu errichten.*) Auch mit der evangelistischen Arbeit glaubte man der dichten, im fieberschwangeren Tieflande der Kondetiefebene wohnenden Bevölkerung, die man früher von dem ungesunden Krombe aus erreicht hatte, mit neuem Eifer nachgehen zu sollen und legte deshalb in derselben Gegend, aber in gesünderer Lage, eine Station Matema an. So gab es wieder eine Menge Bauarbeit, und die neun Handwerkerbrüder hatten alle Hände voll zu tun. Zwei Missionsfarmer waren darauf bedacht, die reichen wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes aufzuschließen: A. Böttger sollte von Manow aus in der überaus fruchtbaren Kondetiefebene gewinnbringende und auch für die Eingeborenen in Baumkulturen anbaufähige Pflanzungen ausprobieren, Menhöfer in Daresalam den wertvollen, ausgedehnten Ngambo, die zum Teil bereits mit Kokospalmen bestandene, der Mission gehörige Halbinsel südlich von der Hafeneinfahrt, allmählich in eine große Kokosplantage umwandeln. Der innere Aufbau hielt mit dieser kräftigen äußeren Entwicklung Schritt. Wangemannshöh, 1891 gegründet, hatte 1904 erst 60 Christen und 150 Katechumenen, 1914 dagegen 650 Christen und 130 Katechumenen. Kidugala, 1898 gegründet, hatte 1904 erst 9 Christen und 59 Katechumenen, 1914 dagegen 114 Christen und 71 Katechumenen. Lupembe, 1899 gegründet, hatte 1903 noch keine Christen und 19 Katechumenen, 1914 277 Christen und 290 Kate-

*) Ein schmerzlicher Verlust war es, daß die im Krankendienste bewährte Njassaschwester Anna Böhlau am 8. Juli 1915 einer schleichenden Malaria erlag.

Humenen. Nlembula, 1900 gegründet, hatte 1903 einen Christen und acht Katechumenen, 1913 235 Christen und 466 Katechumenen. Bulongwa, 1898 gegründet, hatte 1903 42 Christen und 65 Katechumenen, 1914 538 Christen und 258 Katechumenen.

Sogar das 1887 begründete und 1903 von der Berliner Mission übernommene Daresalam mit seiner moslemischen Küstenbevölkerung steigerte die Zahl seiner Christen von 21 im Jahre 1904 auf 84 Getaufte und 19 Taufbewerber im Jahre 1914. Gerade in den letzten Jahren war das Wachstum ein fast beängstigend schnelles. In dem einen Jahre 1913 auf 1914, unter dem Einfluß der mächtigen Anregungen der Visitation und in der Abwehrbewegung gegen den Einbruch der Benediktiner, stieg die Zahl der Außenstationen von 96 auf 193, der Predigtplätze von 294 auf 415, der getauften Gemeindeglieder von 3271 auf 4036, der Taufbewerber von 1377 auf 2620, der Schulen sogar von 135 auf 301 und der Schüler von 6074 auf 14 384. Teils durch die Wirkung des Evangeliums und den Dienst der Missionare, teils infolge der schnell fortschreitenden kulturellen Erschließung des Landes bot sich auf diesem Missionsfelde eine ungewöhnliche Missionsgelegenheit, die wenigstens hier auch die Gefahr der Islamisierung des Schutzgebietes als wohl überwindlich erscheinen ließ. Es schien, als wolle das Christentum wie in Uganda hauptsächlich durch die Schule seinen Einzug halten. Auch die Nachrichten über die Befestigung des Gemeindelebens lauteten günstig. Der Versuch, die eingeborenen Ältesten oder „Diakone“, die bisher schon den Missionaren zur Hand zu gehen pflegten, zu regelmäßigen Gemeindefkirchenräten zusammenzufassen, die aus Gemeindewahl hervorgehen und erhebliche Rechte und Pflichten überkommen sollten, schien geglückt. Besonders aus der Njassasynode wurde von mehreren Stationen gemeldet, daß die jungen Gemeindefkirchenräte der vermehrten Verantwortung sich bewußt würden, mit Eifer und Ernst an der Arbeit seien, und daß sich auch die kirchlichen Abgaben steigerten.

Da brach der Weltkrieg aus. Einige Missionarsfamilien, die nach einem Erholungsaufenthalt in Deutschland gerade auf der Wiederausreise waren, gelangten noch glücklich auf ihre Stationen; einige andere, die zum Erholungsurlaub aufgebrochen waren, kamen auf ihre Stationen zurück. Einige für den Sommer und Herbst 1914 geplante Aussendungen unterblieben. Damit riß die Verbindung zwischen der Heimat und dem Missionsfelde ab. Auf Jahre hinaus

kam hinüber und herüber nur selten ein Brief oder eine Postkarte. Zumal von der Sendung von Geld oder anderen Vorräten konnte kaum die Rede sein. Die erste Frage war ja, wie viele von den Missionsträften die Schutztruppe für die Verteidigung der Kolonie in Anspruch nahm. Die Missionare blieben der Mehrzahl nach ihrer Arbeit erhalten. Einige traten freiwillig ein oder wurden eingezogen, teils schon zu Beginn des Krieges, teils später, zum Dienst mit der Waffe. Zum Krankendienst oder anderweitiger Hilfeleistung wurden eingezogen oder meldeten sich Dr. Dehme und vier Missionare; später, im Mai 1916, meldete sich auch Superintendent Alamroth als freiwilliger Krankenpfleger, und der greise Dr. Grimm wurde mit Schwester Barbara Alexander zu gleichem Dienste von Ridugala abgerufen, wo sie bisher Verwundete gepflegt hatten. Im übrigen durften die ordinierten Missionare auf den Stationen bleiben und die Arbeit fortsetzen; die Verwaltung des Schutzgebietes legte größeren Wert darauf, daß durch das Verbleiben der Missionarsfamilien in der gewohnten Arbeit die Ruhe und das Vertrauen der Eingeborenen erhalten blieben. Und Missionen und Gemeinden hielten sich tapfer. Im Oktober 1915 lief ein Brief des Superintendenten Alamroth im Missionshause ein, in dem es hieß: „Das Schwere tragen wir mit Ihnen, aber wir sind getrost! Gemeinden bewahrt und bewährt.“ Außerdem konnten die Missionen auf mancherlei Weise mithelfen, die Bedürfnisse der weißen Bevölkerung und der kämpfenden Truppe zu befriedigen. Nun erwies es sich als besonders wertvoll, daß durch Missionar Hübner im Ringalande und auf den angrenzenden Hochebenen der Weizenbau eingeführt und weit verbreitet war. So konnte der Nahrungsmittelvorrat in erwünschter Weise gestreckt werden. Im übrigen wurde das Berliner Missionsgebiet in den ersten Jahren vom Kriege wenig betroffen. Der erste große Angriff der englisch-indischen Armee 1914 erfolgte an der Nordostgrenze, zumal in Tanga, und wurde trotz vielfacher Übermacht der landenden Truppe siegreich abgeschlagen. Seitdem beschränkten sich die kriegerischen Operationen außer kleinen, meist erfolgreichen Angriffen der deutschen Schutztruppe auf die Ugandabahn auf umfassende Vorbereitungen der Briten für einen Eroberungsfeldzug allergrößten Stils, mit dessen Durchführung aber nunmehr nicht wieder die indische Armee, sondern die Südafrikaner unter dem Kommando des Buren Generals Smuts beauftragt wurden. Nur an der Ost- und der Westgrenze schlugen schon damals die

Wellen kriegerischer Unruhe vorübergehend in das Berliner Arbeitsfeld. Im Osten wurde die Haupt- und Hafenstadt Daressalam zweimal von den Engländern beschossen und dabei auch die unmittelbar am Hafeneingange gelegene Missionsstation am Immanuelskap beschädigt. Im Westen hatte die Schutztruppe schon im Sommer 1914 einen Handstreich gegen den Hauptstapelplatz der britischen Truppen in Karonga am Nordende des Njassa versucht, waren aber von der überlegenen Besatzung zurückgeschlagen. Sie hatten zu diesem Zuge Sangukrieger als Hilfstruppen aufgeboten, sie bewährten sich aber nicht und trugen bei ihrem Zurückfluten durch das Kondeland vorübergehend ziemlich Unruhe in die eingeborene Bevölkerung. Aber das waren nur Episoden. Erst im Sommer 1916 hatte Smuts seine Vorbereitungen beendet, und nun zog das Unwetter drohend gegen die Kolonie, auch gegen das Berliner Missionsfeld heran.

Sein großzügiger Feldzugsplan gegen Deutsch-Ostafrika schien sicheren, schnellen Erfolg zu versprechen. Südafrikanische, englische, indische und andere Kolonialtruppen sollten aus Britisch-Ostafrika im Norden in südlicher Richtung und aus Britisch-Njassaland und Rhodesia im Südwesten in nordöstlicher Richtung vorstoßen, während gleichzeitig belgische und farbige Truppen vom Kongostaat nach Osten und portugiesische Truppen von der Rovumagrenze im Südosten her nach Norden vordringen sollten. Abgesehen von den Portugiesen, die geradezu erbärmlich abschnitten, haben diese einzelnen Heeresgruppen dank ihrer ungeheuren Übermacht nicht ohne Erfolg gekämpft.

Für den Sommer 1916 hatte man die Eroberung des Schutzgebietes sicher angesagt. Die gewaltigen Vorbereitungen schienen jeden Zweifel an dem Ausgang auszuschließen. Allein das britisch-südafrikanische Aufgebot an weißen Truppen war größer als die gesamte Truppenmacht, die England einst gegen Napoleon I. oder im Krimkrieg gegen Rußland ins Feld gestellt hatte, während auf Seiten der Verteidiger das kleine Häuflein weißer Männer unter Krankheiten, Entbehrungen und Kämpfen in den ersten eineinhalb Jahren schon stark zusammengeschnolzen war und auch von eingeborenen Truppen nur eine beschränkte Zahl hatte bewaffnet und ausgebildet werden können. Mit allen neuzeitlichen Waffen und Hilfsmitteln war der Angreifer versehen, und ein ungeheures Aufgebot von farbigen Arbeitskräften stand ihm zur Verfügung. So war ihm auch die technische Überlegenheit in jeder Hinsicht gesichert.

Der Verteidiger aber war in einem Lande ohne Bergwerke und Fabriken von der Hilfe der Heimat so gänzlich abgeschnitten, daß er den ungleichen Kampf aus Munitionsmangel längst hätte einstellen müssen, wenn nicht wenigstens zwei kühne Blockadebrecher ihm den nötigsten Kriegsbedarf über See zugetragen hätten.

Im März 1916 hatte der Feind, von der Ugandabahn aus mit zwei Heeresgruppen vordringend, zunächst das Kilimandscharo- und Merugebiet und den nordwestlichen Teil der Usambarabahn besetzt. Der Versuch aber von General van Deventer, über Rondono- und Irangi nach Süden durchzustößen, die Zentralbahn hier in ihrer Mitte zu durchschneiden und damit dem Verteidiger die Verbindung zwischen seinen Fronten, insbesondere den Verkehr zwischen Küste und Seengebiet, zu stören, stieß auf starken Widerstand. Er erlitt so schwere Verluste, daß er bis Ende Juni lahmgelegt war. Damit war der ursprüngliche Kriegsplan durchkreuzt. Smuts selbst wandte sich in östlicher Richtung nach Tanga. Aber auch er kam nur langsam vorwärts. Erst Ende Juni war Usambara, am 7. Juli Tanga besetzt. Nun erst konnte Deventer mit Hilfe neuer Verstärkungen seinen Vormarsch wieder aufnehmen und am 31. Juli in Dodoma die Mittellandbahn erreichen. In zähen Rückzugsgefechten ging die deutsche Truppe vor Deventer in südöstlicher, vor Smuts in südlicher Richtung zurück. Am 21. August besetzte der Feind Kilossa, am 26. Morogoro, am 4. September Daressalam, am 7. Kilwa und danach auch Vindi und Mikindani. Der Verteidiger war also nunmehr von der Zentralbahn, die er freilich vorher gründlich zerstört hatte, wie von der gesamten Küste abgedrängt und auf das wenig fruchtbare, schwach bevölkerte, zum Teil recht ungesunde Gebiet im Süden beschränkt.

Inzwischen waren seit April belgische Truppen unter General Tombeur von Nordwesten her zwischen Viktoria- und Tanganjikasee durch Ruanda und Urundi vorgedrungen. Eine englische Abteilung unterstützte sie von Norden her über Muanza, und schließlich setzte eine weitere belgische Abteilung bei Karema über den Tanganjika und bedrohte die auf das Gebiet von Tabora zurückgedrängten, von General Wahle befehligten deutschen Truppen auch von Süden her. Anfang September gab Wahle seine befestigten Stellungen um Tabora auf, weil die britisch-südafrikanischen Truppen, die unter General Northen vom Nordufer des Njassa vorgebrochen waren, ihre Vereinigung mit den Deventerschen zu vollziehen und ihn von

der Verbindung mit den deutschen Hauptkräften unter Bettow-Vorbed im Südosten abzuschneiden im Begriff standen.

Am 21. Mai hatte Northens Vormarsch ins deutsche Njassagebiet begonnen. Eine westliche Abteilung besetzte von Rhodesia aus Bismarburg, eine mittlere sollte von Britisch-Njassaland über Neulangenburg=Nlembula=Malangali=Madibira Tringa erreichen, eine östliche über Kidugala=Lupembe auf Mahenge vorstoßen. Der schwache Verteidiger konnte ernstlichen Widerstand nicht leisten. Ende Mai war das Rondeland vom Feinde besetzt, Anfang Juni Bwanji und das Nordufer des Njassa; am 21. Juni traf der Feind in Tandala im Ringagebirge ein, am folgenden Tage besetzte er Kidugala, am 1. Juli den Ubenaposten Ndzombe. Der weitere Vormarsch nach Osten aber stieß bei Lupembe, wo Bezirksamtmann Stier von Neulangenburg verwundet in Gefangenschaft geriet und starb, auf heftige Gegenwehr und kam bei Tringa zum Stehen. Die mittlere Abteilung aber erreichte nach einem schweren Gefecht bei Malangali im Juli endlich am 4. September Tringa und war am Weitermarsch auf Kilofa und an der Verbindung mit den Deventerschen Truppen nicht mehr zu hindern.

So von allen Seiten umschlossen gab Wahle am 19. September Tabora preis und versuchte in drei Abteilungen nach Südosten in der Richtung auf Mahenge durchzubrechen. Die kleinste, südlich marschierende Abteilung wurde am 26. November bei Nlembula zur Übergabe gezwungen, den größeren aber gelang unter siegreichen Kämpfen über Madibira und Ngominji der Durchbruch und die Vereinigung mit der Haupttruppe, die ihr durch einen Angriff auf Lupembe entgegengearbeitet hatte.

Im Oktober besetzte der Angreifer noch Pangwaland und das Gebiet von Songea im Südwesten. Im November aber wurden die Portugiesen, die im Südosten überhaupt nur bis Nevala gekommen waren, über den Rovuma zurückgejagt. Das Rufidjidelta fiel im Januar 1917 in Feindeshand. Die Kampfkraft des Verteidigers war so wenig gebrochen, daß im Frühjahr 1917 von dem britischen Kriegsamt gemeldet werden mußte, er drücke stark nach Westen gegen die Linie Songea-Tringa, und später, es fanden wieder Kämpfe nördlich und nordöstlich des Njassa statt.

Um die Jahreswende 1917 war noch ein Gebiet von rund 140 000 qm in deutschen Händen verblieben. Durch die ungeheure Zahl von Erkrankungen und Sterbefällen in seinem Heer war Smuts

an der Fortführung seiner Unternehmungen gehindert, mußte seine weißen Truppen aus dem Schutzgebiet zurückziehen und sich in der Hauptsache darauf beschränken, das deutsche Gebiet mit farbigen Truppen umlagert zu halten. An Zahl und Bewaffnung waren die Deutschen weit unterlegen. Selbst in ihrer günstigsten Zeit im Jahre 1915 hat die deutsche Verteidigerschar höchstens 3000 Europäer und 13 000 Farbige gezählt. Damals aber war sie schon auf ein Häuflein zusammengesmolzen. Dennoch gingen die Deutschen zu kühnen Streifzügen nach allen Richtungen über, wohl vornehmlich zur Gewinnung von Munition und Lebensmitteln; im Nordwesten drangen sie über Tabora hinaus, im Süden bis tief in portugiesisches Gebiet. Eine Zeit lang brachten sie sogar die Küste von Kilwa bis zum Rovuma und nach Westen zu das deutsche Njassagebiet wieder in ihren Besitz. Seit Mai 1917 jedoch begann wieder der feindliche Angriff mit ungeheurer, oft zehn- bis fünfzehnfacher Überzahl. Noch einmal teilte sich das von den Deutschen behauptete Gelände in zwei von einander getrennte Kriegsschauplätze, deren einer das Gebiet von Mahenge, der andere das Hinterland von Kilwa und Lindi und das Maonde-Hochland umfaßte. Im Oktober konnte die schwächere Abteilung ihren Hauptstützpunkt Mahenge nicht mehr behaupten. Aber auch sie brach wieder mit Erfolg nach Südosten durch und hoffte, bei Newala mit der Lettowschen Hauptmacht sich vereinigen zu können. Sie mußte aber hier die Waffen strecken, weil Newala schon in Feindeshand gefallen war. Die vereinigten feindlichen Heere drängten den Rest der Truppe im November von allen Seiten gegen das Maonde-Hochland zurück, und das Schicksal der heldenmütigen kleinen Schar schien unabwendbar. Da brach Lettow Ende November mit unwiderstehlichem Stoß nach Süden durch, ließ die Feinde, deren Kriegsplan gänzlich auf seine Einkesselung eingestellt war, weit hinter sich zurück, überschritt den Rovuma und drang siegreich in Portugiesisch-Ostafrika ein, wo ihn Eingeborenenstämme als Befreier begrüßten und er in erfolgreichen Gefechten gegen portugiesische Truppen sich wieder Munition und Lebensmittel erkämpfen konnte. Er vermochte in schnellem Vordringen einen beträchtlichen Teil von Portugiesisch-Ostafrika in seine Gewalt zu bringen, bis dann auch dort das Kesseltreiben gegen ihn einsetzte.

Als General von Lettow-Vorbeck im November 1917 mit dem Rest seiner Truppe den Boden des Schutzgebiets räumte und in

Portugiesisch-Ostafrika einbrach, mußte man annehmen, daß es sich nur noch um einen letzten Handstreich handeln könne und die kühne Schar nach wenigen Wochen, im fremden Gebiet von allen Verbindungen und Hilfsmitteln abgeschnitten, der Übermacht sich werde ergeben müssen. Aber das Unerhörte gelang: Unbezungen durchzog der geniale Feldherr das feindliche Land, den Gegnern immer wieder das Gesetz des Handelns aufnötigend und ihren Einschließungsversuchen sich siegreich entziehend. Ja, im Herbst 1918 brachte er es fertig, die deutsche Grenze wieder zu überschreiten und durch die Njassahochländer in Rhodesia einzufallen. Auch hier hätte das kleine Häuflein sich noch lange siegreich behaupten können, wenn nicht der Zusammenbruch der Heimat seinen glorreichen Zügen ein Ende gesetzt und die Unbesiegten zur Übergabe gezwungen hätte. Am 25. November 1918 legte der Rest der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppe in Abercorn am Tanganyika die Waffen nieder, und die schwarz-weiß-rote Flagge sank in Afrika.

Als der Feind über die Grenze drang, glaubten die Missionare nicht fliehen zu sollen, sondern erwarteten zuversichtlich, man werde ihnen erlauben, ihre friedliche Arbeit fortzusetzen. Während aber Smuts dies am Kilimandscharo, im Paregebirge und in Usambara gestattet hatte, so daß die Leipziger, Adventisten- und Betheler Mission dort vorläufig unversehrt blieb, sind sämtliche Missionsarbeiter in den Njassaländern, Berliner, Herrnhuter, Weiße Väter und Benediktiner, mit allen Angehörigen und ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, und ebenso alle Ansiedlerfamilien dieser Gebiete sofort abgeführt worden. Smuts scheint als Bur die Rücksicht auf die Ehre der weißen Rasse vor den Farbigen und auch die Achtung vor christlicher, insbesondere deutscher Mission, die er von Südafrika her wohl kannte, nicht verleugnet zu haben, während für den Engländer Northey solche Rücksichten nicht in Betracht kamen.

Im Krankenhaus in Kidugala lag im Juni 1916 mit anderen Verwundeten Major Styr und wurde von der Njassabundschwester Elise Franke gepflegt, die dorthin geeilt war. Auch Schwester Elise und ihren Verwundeten wurde nicht gestattet, am Platz zu bleiben. Ebenjowenig wurde auf die schweren Leiden der kranken Frau Missionar Heese Rücksicht genommen, obschon ihr Mann südafrikanischer Staatsangehöriger war! Auch sie mußte in die Gefangenschaft folgen.

Die Missionarsfamilien der Rodesynode wurden schon im Juni sämtlich abgeführt, die der Gesehynode in diesem und den folgenden

Monaten je nach dem Vorrücken der feindlichen Truppen. Es wurde ihnen nicht gestattet, mehr als den nötigsten Tagesbedarf in wenigen Koffern mitzunehmen. Sie wurden an das Ufer des Njassa gebracht, von da mit einem kleinen Dampfboot in beschwerlicher Fahrt nach Fort Johnstone an der Südspitze des Sees. In diesem ühlen Fieberneß hatten sie bei unzureichender Fürsorge längere Zeit zu warten, bis sie mit Lastautos über Zomba nach Blantyre im Njassahochlande überführt wurden. Hier haben sich allein von der Berliner Mission nach und nach 23 Männer, 21 Frauen und 44 Kinder eingefunden. Von den Männern hatten nur vier im Waffen- und einer im Sanitätsdienst gestanden, alle übrigen hatten mit der Kriegsführung nicht das Geringste zu tun gehabt und wurden doch wie Kriegsgefangene behandelt. Die letzte Missionsstation Njassalands, die in Feindeshand geriet, war im Oktober Milow. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die Arbeit in großem Segen von Missionar Neuberg fortgesetzt werden können. Auf dieser einen Station und ihren Predigtplätzen standen damals ungefähr 1000 erwachsene Heiden im Taufunterricht; 200 von ihnen sollten eben die heilige Taufe empfangen; da brach der Feind ein und legte auch hier durch Wegführung des Missionars die herrliche Arbeit still.

Die Missionsstationen wurden zum Teil noch unter ihren Augen in Militärstationen umgewandelt, die Truppen plünderten rücksichtslos, auch Offiziere. Was sie von dem Hausrat der Missionare selbst nicht gebrauchen konnten, gaben sie den Eingeborenen als Bezahlung für Lebensmittel oder verbrannten es, — damit es nicht in die Hände von Eingeborenen käme! Ein Missionar, der einige Tage nach seiner Gefangennahme seine Station noch einmal betrat, fand nichts als die leeren Räume. Das schöne Seminarwohnhaus in Kibugala, eines der jüngsten und wertvollsten Gebäude, brannte nieder.

Bei Kibugala, Jlembula und Lupembe haben Kämpfe stattgefunden. Lupembe wurde erst von den Deutschen gegen die Feinde verteidigt und dann von den Engländern in eine Befestigung verwandelt, die im Oktober von deutschen Truppen sechs Tage lang beschossen wurde. In diesem Gebiet schwankten die Kämpfe länger als ein Jahr hin und her. Allein für die Rodesynode, die noch verhältnismäßig weniger gelitten hat, beliefen sich die Verluste der Mission nach einer Berechnung von Superintendent Hübner auf nahezu eine Million Mark, diejenigen der Missionarsfamilien, die ihren ge-

samten Hausrat und Viehstand verloren haben, auf nahezu 300 000 Mark.

Am 1. Juli erlag in Madibira einer Krankheit, die er unter den Strapazen und Entbehrungen des Heeresdienstes sich zugezogen hatte, der Bahnbrecher unserer ärztlichen Mission am Njassa und Begründer des Hospitals in Kidugala und der ärztlichen Station in Ifumba Dr. Dehme, ein Mann, der hervorragende berufliche Tüchtigkeit mit aufopfernder Dienstfreudigkeit verbunden hatte.

Dr. Rudolf Dehme, am 5. September 1881 in Baugen als Sohn eines sächsischen Obersten geboren, hatte in Tübingen, Berlin und Greifswald Medizin studiert und trat nach dem Tode seines Vaters 1906 als Stabsarzt in den Dienst der Marine. Als solcher zeichnete er sich bei den Rettungsarbeiten nach dem furchtbaren Erdbeben von Messina um die Jahreswende 1908/9 aus. Von Haus aus ernst gerichtet, zog ihn der Dienst der ärztlichen Mission, von dem er zufällig durch Blätter erfahren hatte, welche ihm auf dem Schiffe in die Hände fielen. Er bot sich 1909 der Berliner Mission an und wurde von ihr als Pfadfinder der ärztlichen Mission nach dem Denahochlande gesandt. Er wählte sich Kidugala als Mittelpunkt einer sich schnell entwickelnden und weiter ausgreifenden Arbeit. Mitten in diese vielversprechenden Anfänge fiel wie ein Blitz aus heiteren Himmel die furchtbare Nachricht, daß seine junge Frau, die er gesund in Deutschland zurück gelassen hatte, einen schweren Schlaganfall erlitten hatte und infolge davon erblindet war. Der tapfere junge Mann, der weder sein Lebenswerk im Stiche lassen noch seiner schwer leidenden Frau die ordentliche Pflege versagen wollte, entschloß sich, sie trotz aller Strapazen und Kosten auf seine Station im Herzen Afrikas zu holen und dort zu Tode zu pflegen. Als wenige Jahre später auf der Generalsynode in Kidugala der Beschluß gefaßt war, in der ungesunden Rondeebene eine zweite ärztliche Station zu gründen, räumte er hochherzig und bereitwillig dem älteren Kollegen Dr. Grimm die von ihm eben in vierjähriger Arbeit ausgebaute Station Kidugala und begann, in Ifumba eine neue ärztliche Station zu errichten. Dabei überraschte ihn der Ausbruch des Krieges. Dr. Dehme stellte sich mit gewohnter Aufopferung sofort für die Truppe zur Verfügung und zog mit ihr kreuz und quer durch den Südwesten der Kolonie. Dabei blieb er schwer erkrankt an Typhus und Rippenfellentzündung auf der katholischen Missionsstation Madibira liegen und starb dort am 1. Juli 1916, erst 35 Jahre alt.

Als auf jener Generalsynode in Kidugala 1912 die Anlage einer zweiten missionsärztlichen Station beschlossen wurde, war es erfreulich, daß sich gerade zur rechten Zeit als zweiter Missionsarzt Dr. Ferdinand Grimm*) dem Berliner Verein für ärztliche Mission zur Verfügung stellte. Im Jahre 1845 in Gunzenhausen geboren, hatte Grimm als Kriegschirurg 1885 an dem serbisch-bulgarischen Kriege teilgenommen und war fünf Jahre Chefarzt an dem Regierungs-Krankenhaus in Yezo in Japan gewesen. Nach Deutschland zurückgekehrt, praktizierte er lange Jahre in Nürnberg, Gera und Berlin. Durch einen Vortrag Missions-

*) Erinnerungen an Dr. med. Grimm, Berliner Missionsbuchhandlung.

direktor D. Agenfelds angeregt, meldete er sich trotz seiner 67 Jahre für den Dienst in Deutsch-Ostafrika, und da er ungewöhnlich rüstig, daneben Junggeselle war, und die Kosten seiner Ausrüstung und Reise selbst bezahlte, sandte ihn der Missionsärztliche Verein im Juli 1913 nach Ridugala. Hier hatte er sich mit seiner treuen Mitarbeiterin Schwester Barbara Alexander vortrefflich in die vielverzweigte Arbeit eingelebt, als ihn der Gouverneur in den Sanitätsdienst der Truppe rief. Nun zog er anderthalb Jahre, vielfach unter den größten Strapazen und Entbehrungen, hauptsächlich mit der Kolonne Tafel, durch das Land, bis er Ende November mit dieser die Waffen strecken mußte und in Kriegsgefangenschaft geriet. Nach dem Kriegsende heimgekehrt, traf ihn an seinem 74. Geburtstag ein Schlaganfall, der seinem Leben schnell und schmerzlos ein Ende machte.

Kurz darauf fiel Dehmes Gehilfe beim Aufbau von Tsumba, Tischler Salzwedel, bei Malangali als Maschinengewehrschütze, der einzige Sohn einer Witwe.

Am 10. September verschied an Halschwindsucht der junge Missionar Paul Knobloch, der, ob schon erst drei Jahre auf dem Missionsfelde, als Gehilfe von Missionar Neuberg in Milow sich trefflich eingearbeitet hatte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Er scheint sich die tödliche Krankheit im Heeresdienst zugezogen zu haben.

Die Behandlung der Gefangenen in Blantyre war erträglich, der Inspektor der Gefangenenlager bemühte sich sichtlich, ihnen ihr Los zu erleichtern. Schmerzlich aber enttäuschte sie der Leiter der schottischen Mission am Platz, Hetherwick, mit dem früher freundliche Beziehungen bestanden hatten. Erst ließ er längere Zeit verstreichen, ehe er sich überhaupt nach den deutschen Missionaren umsah; dann sprach er öffentlich von den Deutschen als Hunnen und verlangte von den gefangenen Missionaren, daß auch sie die Kriegführung ihres Landes verurteilten. Als sie dies ablehnten, erklärte er, daß sie sich außerhalb der Schranken des Christentums gestellt hätten und er deshalb nichts mehr mit ihnen zu tun habe.

Ende Oktober wurden die in Blantyre gefangenen Männer von ihren Frauen und Kindern getrennt und auf dem Wasserwege nach dem ungesunden Küstenplatz von Britisch-Ostafrika Mombasa gebracht, wo sie in ein offenes, enges Zeltlager ohne ausreichende Fürsorge überführt wurden. Ein Unterschied zwischen Kriegsgefangenen und Zivilisten wurde dauernd nicht gemacht. Mombasa war ihnen als Durchgangsstation genannt worden, als Ziel der Verschickung Indien.

Erst auf eine Beschwerde des amerikanischen Konsuls hin wurden ihnen, die bis dahin auf der bloßen Erde hatten schlafen müssen, wenigstens Bettstellen und Moskitoneze gewährt. Im Februar 1917 wurden sie nach Tanga gebracht, das klimatisch kaum günstiger liegt, und dort bei ungenügender Fürsorge an der malariaverseuchten Küste festgehalten, obgleich das gesunde Bergland Usambara in wenigen Stunden Bahnfahrt zu erreichen gewesen wäre. Eine überflüssige, weitere Grausamkeit war es, daß diesen Internierten fast während des ganzen Jahres 1917 der Briefverkehr mit ihren Familien verboten war, so daß sie nicht voneinander wußten, ob sie lebten und wo sie seien. Im Januar 1918 wurden sie alle nach Ägypten überführt. Dort sind in den vier Lagern Sidi Bisr, Maadi, Tura und Tel el Kebir 25 Berliner Missionare und Missionshandwerker gefangen gewesen. Es war kein Wunder, daß die furchtbaren erlittenen Strapazen die Gesundheit der Gefangenen hart mitnahmen. Die Missionare Gustav Pröck (am 29. April 1918) und Joh. Rillus (am 21. Juni 1918) wurden von der Dysenterie weggerafft; andere Missionare, wie Superintendent Hübner, schwebten lange in ernster Gefahr. Am 14. November 1919 kamen endlich weitaus die meisten dieser in Ägypten internierten Missionare in Brunsbüttelkoog an; die letzten folgten in den nächsten Monaten.

Die nach Blantyre verschleppten Frauen und Kinder der Missionare wurden im Januar 1917 nach Südafrika gebracht. Im Mai 1919 wurden sie alle nach Deutschland zurückbefördert, wo sie mithin ein halbes Jahr vor den Missionaren eintrafen.

Nicht ganz so hart wurde die Berliner Mission in Daressalam und Usamamo betroffen. Als im September 1916 Daressalam besetzt wurde, brachte man den Missionsfarmer Meyhöfer, der neben seinem Dienst bei der Truppe die Pflege der Palmenpflanzungen auf dem Ngambo noch hatte fortsetzen können, erst für einige Monate in die dortige Boma und führte ihn dann nach Indien ab. Auch Missionar Schirge, welcher mit der Heldentruppe von Lettow-Borbeck kreuz und quer durch Ostafrika gezogen und schließlich an Typhus erkrankt und in Gefangenschaft geraten war, wurde in das Kriegsgefangenenlager von Ahmednagar in Indien gebracht. Beide durften von dort erst nach dem Ende des Krieges in die deutsche Heimat zurückkehren. Die Missionare Heil von Maneromango und Krelle von Kisserawe wurden mit ihren Familien im Oktober von ihren Stationen weg nach Daressalam geholt; sie durften hier aber als „politische Ge-

fangene“ in Bürgerquartier leben. Nur Missionsarbeit war ihnen untersagt. Im Laufe der folgenden Monate wurden auch noch die Missionare Priebusch und Delfe I, nachdem sie vom Sanitätsdienst weg in Kriegsgefangenschaft geraten waren, nach Daresalam gebracht, und, nachdem sie einige Zeit unter ungesunden Bedingungen in Zelten gewohnt hatten, in Eingeborenenhäusern einquartiert. Besonders hart war das Schicksal des jungen Missionars Mattner. In den ersten Kriegsjahren, als die deutsche Schutzherrschaft noch unerschüttert stand, dagegen die englischen Missionare der Kirchmissionsgesellschaft in Ugogo und Ukaguru von der deutschen Obrigkeit aus ihrer Missionsarbeit weg in Konzentrationslager überführt waren, hatte Missionar Nauhaus, ein geborener Südafrikaner und der englischen Sprache mächtig, die zeitweilige Versorgung ihrer Stationen übernommen. Für diesen Hilfsdienst hatte ihm die Rodesynode Missionar Mattner zur Verfügung gestellt. Dann, als Sanitäter zur Truppe eingezogen, geriet er im Mai 1917 in Gefangenschaft, wurde erst nach Tanga, dann nach Daresalam gebracht und hier wegen nichtiger Anschuldigungen ins Gefängnis, und zwar in dunkle Einzelhaft genommen. Seine Nerven wurden durch diese harte Behandlung so zerrüttet, daß er aus dem Missionsdienste hat ausscheiden müssen. Nur auf der Station Schlesien bei Morogoro durften die Missionare noch bis lange nach der englischen Besetzung weilen und zahlreichen deutschen Frauen und Kindern ein gastliches Heim bieten. Allmählich verödete aber auch die Usaramomission. Superintendent Klamroth, einer der um das Schutzgebiet und um die Einpflanzung des Evangeliums in die Herzen seiner Bewohner bestverdienenden Männer, der eben erst in fleißiger, mühsamer Arbeit die Übersetzung des Neuen Testaments in dem an der deutschen Küste gesprochenen Suahelidialekt vollendet und dann während des Krieges lange der Truppe als Sanitäter gedient hatte, starb am 23. Oktober 1918, erst 46 Jahre alt.

Martin Klamroth, geboren als Pastorensohn am 31. Oktober 1879 in Neustettin, hatte schon in der Jugend den Entschluß gefaßt, als Missionar zu den Heiden zu ziehen, und hielt diesen Entschluß mit der ihm eigenen ruhigen inneren Sammlung durch die Schul- und Studienjahre fest, bis er zu Anfang 1900 nach Deutsch-Ostafrika abgeordnet wurde. Zunächst wirkte er vier Jahre im Inlande auf mehreren Stationen; er baute Musindi und Milow im Pangwalande auf und hatte besonders an dem fröhlichen Ausblühen dieser letzteren Station seine Freude. Er schrieb darüber ein anziehendes Büchlein „Auf Bergpfaden in Deutsch-Ostafrika“. Als die Berliner Mission 1903 die

Usaramo-Mission übernahm, wurde ihm der ehrenvolle und schwierige Auftrag zuteil, die etwas zerfahrene Arbeit auf neuer Grundlage planmäßig aufzubauen. Man wollte zunächst erst einmal die wechselnden Versuche auf dem schwierigen Boden von Dareßsalam aufgeben; das Schwergewicht sollte in den Randstationen liegen, die Christengemeinde in Kisserawe sollte gestärkt und in Maneromango wenn möglich ein eingeborener Helferstab herangebildet werden. Dies zunächst durch den Eingeborenen-Aufstand 1905/6 aufgeschaltene Programm wurde in dem folgenden halben Jahrzehnt von dem zum Superintendenten ernannten Klamroth erfolgreich durchgeführt. Im Jahre 1909 siedelte er mit seinem treuen Helfer Martin Ganisya nach der Hauptstadt Dareßsalam über und entfaltete auf diesem nach vielen Seiten hin schwierigen Boden eine weit-ausgreifende Tätigkeit. Von seiner gründlichen Kenntnis gerade des dortigen Islam zeugt seine Schrift „Der Islam in Deutsch-Ostafrika“. Um mit der Botschaft des Evangeliums weitere Kreise zu gewinnen, gründete er die Zeitung „Pwani na bara“ („Küste und Inland“). Um die an der Arbeit in Deutsch-Ostafrika beteiligten verschiedenen Missionen zu planmäßigem Vorgehen zusammenzuschließen, fand unter seiner Leitung in Dareßsalam eine erste intergesellschaftliche Missionarskonferenz statt. Die Interessen der Mission und der Eingeborenen vertrat er erfolgreich im Gouvernementsrat der Kolonie. Aus dieser vielseitigen Arbeit riß ihn erst der Krieg und dann nach langem Siechtum der Tod.

Missionar Priebusch und Frau und Frau Missionar Nauhaus hatten bis zum Kriegsende in Dareßsalam bzw. „Schlesien“ bleiben dürfen; als Deutsch-Ostafrika unter englische Völkerbundsverwaltung gestellt wurde, erhielten auch sie den Ausweisungsbefehl. Damit wurden die letzten Berliner Missionare aus dem Lande ihrer reich gesegneten, 27jährigen Missionsarbeit entfernt.

Was wurde aus den verwaisten Stationen und Gemeinden? Es kam je und dann von Deutschen, welche die Stationen passierten, Nachricht in das Berliner Missionshaus. Sie war meist wehmütig. Auf einer Station hüteten die Eingeborenen Jahr und Tag das Missionshaus und fehrten die Wege sauber, um alles für den sehnlichst erwarteten Missionar bereit zu halten. In Milow händigten die treuen Pangwa gewissenhaft einer durchreisenden deutschen Streifkolonne die noch schuldigen Steuern in blanken Rupies aus, die sie im Walde vergraben hatten. In Ridugala und Emmaberg fand schon im Sommer 1917 ein Durchziehender niemand mehr auf den verödeten Stationsplätzen. Offenbar hatten die Eingeborenen unter den Drangsalen des Krieges und weil die Engländer sie zum Hilfsdienst bis in die Feuerlinie zwangen und ihnen ihr Vieh wegnahmen, sich aus dem Bereiche der Karawanenstraßen und Europäerplätze in die Wildnis zerstreut. Auch das Heidentum erhob wieder sein Haupt. Am Nordende des Njassa tat sich der alte Schlangengott

Koleo wieder hervor und machte kund, jetzt sei es mit der Herrschaft der Europäer vorbei, jetzt solle man auch deren Kulturen, zumal den Weizen nicht mehr bauen. Die Heiden gehorchten; aber ihre Felder erlitten wegen der ungünstigen Witterung eine schwere Mißernte. Die Christen hatten trotz der Einschüchterungen reichlich Weizen gebaut und hatten eine große Ernte. Mehrere von den in Ägypten internierten Missionare hatten Gesuche eingereicht, daß ihnen nach Kriegsende gestattet werde, ohne Verschleppung nach Deutschland auf ihre Arbeitsplätze in Deutsch-Ostafrika zurückzukehren; sie wollten, obgleich sie meist schon drei Jahre von ihren Familien getrennt waren, lieber noch eine weitere Trennung im Interesse ihrer Missionsarbeit auf sich nehmen. Aber alle diese Gesuche wurden abgelehnt. Im März 1918 bot die englische Kirchenmissionsgesellschaft an, die Usaramo-Mission unter ihre Aufsicht zu nehmen; das Berliner Komitee antwortete, daß sie gegen eine derartige zeitweilige Vertretung keine Bedenken habe, daß es sich aber nach wie vor in seinem Gewissen, in Liebe und Gebet mit dem alten Arbeitsfelde verbunden wisse und es den englischen Missionaren zur Pflicht mache, das den eingeborenen Christen nicht zu verschweigen. Es wurde nichts aus dieser Hilfeleistung. Dagegen ordinierte Missionar Priebusch, bevor er als letzter das Land verließ, den treuen Helfer Martin Nganisho oder Ganishya zum Predigtamte, und der englische Gouverneur händigte dem braunen Pfarrer die von Berlin hinausgeschickte Ordinationsurkunde aus.

Martin Ganishya*) stammte aus vornehmer Familie auf den Mlandsche-Bergen in Britisch-Njassaland. Nach einer glücklichen Jugend im Elternhause wurde er durch Verrat seines Häuptlings bei Gelegenheit einer Handelsreise in Mkindani in die Sklaverei verkauft, aber durch die deutschen Behörden gerettet und der Deutschostafrikanischen Mission zur Erziehung übergeben. Nach einigen Jahren Aufenthalte in Tanga, Usaramo und Kisserawe wurde er in Maneromango stationiert, um die damals von der Mission nicht besetzte Station und das dortige Gemeindlein zu erhalten. Von dort unternahm er 1906 eine mehrmonatliche Reise in seine Heimat, die deshalb für ihn nicht unbedenklich war, als inzwischen seine Familie zum Islam übergetreten war und alles daran setzte, um ihn zum Abfall vom Christentum zu bewegen. Er bestand indessen die Probe und kehrte innerlich gereift zu seiner Missionsarbeit in Maneromango zurück. Später zog ihn Miss. Klamroth nach Daresalam, um ihm in der überaus schwierigen, aber nicht hoffnungslosen Arbeit unter den Suaheli-Mohamedanern zu helfen. In diesem Dienste hat er sich ausgezeichnet bewährt.

*) Martin Klamroth, Ein Christ. Wie ein ostafrikanischer Negerknabe zum Sklaven wurde, und wie er die rechte Freiheit gewann. 1910.

Schwierig gestaltete sich die Fürsorge für die Ronde- und Bena-synode: Auf Grund von zwei Privatbriefen des Berliner Missionars Nauhaus und des Brüdermissionars Gemuseus, denen er wohl ein größeres Gewicht beilegte, als ihnen zukam, hatte Dr. Laws, der hochangesehene Gründer und Leiter der schottischen Livingstonia-Mission im Westen des Njassasees, mit seiner eigenen Mission (der Vereinigten schottischen Freikirche), der staats-schottischen Blantyre-Mission und der katholisierenden, hochkirchlichen englischen Universitäten-Mission eine Abmachung getroffen. Danach sollte die Vereinigte schottische Freikirche die Brüderkirchliche und Berliner Missionsarbeit im Amtsbezirk Vangenburg, die Blantyre die Arbeit im Amtsbezirk Iringa, die Universitäten-Mission die Mission im Amtsbezirk Songea übernehmen. Die britische Militärverwaltung erkannte diese Abmachung an und verfügte dementsprechend. Offenbar hatte Dr. Laws nicht bedacht, daß es ein Unding sei, die einen einheitlichen Organismus bildende Berliner Mission nach den willkürlichen Amtsbezirksgrenzen unter drei Missionen von sehr verschiedenem kirchlichen Gepräge aufzuteilen, und daß es für die lutherische Berliner Mission schlechterdings unmöglich sei, ihre Gemeinden und Helfer einer anglikanisch-ritualistischen Mission wie der Universitäten-Mission zu übertragen. Das widerspricht selbst dem Versailler Friedensdiktat. Und auf der internationalen Missionskonferenz in Crans im Juni 1920 ist einstimmig von den Führern des protestantischen Missionslebens vereinbart worden, a) daß bei der Übernahme von deutschen Missionsfeldern in loyaler Weise Vereinbarungen mit den alten deutschen Gesellschaften getroffen werden; b) daß der Bekenntnisstand und die kirchliche Überlieferung der deutschen Gesellschaften sorgfältig geschont werden müssen; und c) müsse es als selbstverständlich angesehen werden, daß alle derartigen Übernahmen nur als zeitweilig angesehen werden, bis die Deutschen in ihre alte Arbeit zurückkehren dürfen. Die Vereinigte freischottische Mission hat sich in ihren amtlichen Organen und Äußerungen in loyaler Weise auf den durch diese Abmachungen festgelegten Standpunkt gestellt: Die Universitäten-Mission hat es bisher noch nicht für angezeigt gehalten, sich mit der Berliner Mission in Verbindung zu setzen, und jedes Band mit den im Amtsbezirk Songea liegenden Gemeinden und Stationen ist vorläufig abgerissen. Die schottische Staatskirche stellte sich zunächst auf den Standpunkt, daß ihr die Berliner Missionsarbeit von der neuen britischen Landesobrigkeit amtlich

übertragen sei; sie müsse es bei den noch so schwierigen und im Flusse befindlichen Verhältnissen in dieser neuen britischen Dependence als ihre „vaterländische Pflicht gegen das britische Weltreich“ (imperial duty) ansehen, sich der verwaisten Gemeinden und Stationen anzunehmen. Sie sei auch, da die Berliner Stationen infolge des mehrjährigen Unbewohntseins, der darüber wiederholt hingefluteten Kriegsschicksale und eines verwüstenden Erdbebens sehr schwer gelitten hätten, genötigt, große Geldsummen in sie hineinzusteden, um sie wieder in wohnlichen Zustand zu setzen. Sie nahm deshalb nach einer vorläufigen Refognoszierungsreise des Missionars Anderson unter diesen Voraussetzungen eine Neubesezung des ihr übertragenen Arbeitsfeldes und eine Neuverteilung der schottischen und der eingeborenen Arbeitskräfte vor.*) Die Berliner Mission war nicht geneigt, diese ihren Wünschen nicht entsprechende Ordnung ihres Arbeitsfeldes hinzunehmen. Sie knüpfte mit der südafrikanisch-burischen Missionsgesellschaft Verbindungen an und bat sie, der sie durch viele treue Hilfe während der Kriegsjahre und nachher näher getreten war, ihre Arbeit in der Ronde- und Bena-synode zu übernehmen. Unter dem 16. September 1920 teilte der Vertreter der südafrikanischen Mission amtlich mit: „Mein Komitee hat einstimmig beschlossen, Ihren Wunsch zu erfüllen und einstweilen die Arbeit Ihrer Mission am Nordende des Njassa, d. h. die Arbeit, die unter Ihre Ronde- und Hehesynode fällt, zu übernehmen. Wir vernehmen aus Ihrem Brief den Ruf Gottes, daß wir hingehen und unsern Brüdern in der Not helfen und selbst wenn es nur, wie wir hoffen, für eine kurze Zeit sein sollte, die Schafe ohne Hirten weiden sollen.“ Allein an dem Widerspruch der Staatschotten sind vorläufig die Verhandlungen gescheitert; es wurde hier eine den Grundsätzen des missionary comity (der gegenseitigen missionarischen Rücksichtnahmen) seltsam widersprechende Lage geschaffen.

Die von ihrem Arbeitsfelde vertriebenen Missionare hielten nach Kräften die innere Verbundenheit mit Deutsch-Ostafrika fest. Des heimgegangenen Alamroth druckfertige Suaheli-Übersetzung des Neuen Testaments ruht als ein wertvoller Schatz im Archiv des Berliner Missionshauses. Superintendent Schumann vollendete in der Heimat die Übersetzung des Neuen Testaments in der Bena-

*) Missionar Anderson hat seither zu erkennen gegeben, daß auch er bereit ist, sich auf den Boden der Bestimmungen von Traus zu stellen.

sprache. Nach besten Kräften berichteten die heimgekehrten Missionare, allerdings nachdem die meisten erst in dem Tropengeneesungsheim des Tübinger Missionsärztlichen Instituts eine gründliche Gesundungskur durchgemacht hatten, auf Missionsfesten und bei anderen Gelegenheiten von ihrer schönen Arbeit und von ihren Kriegsleiden. Bei alledem war es für das Berliner Komitee eine schwere und bei den schnell steigenden Preisen immer drückender werdende Last, daß außer zwei Missionarwitwen (Klamroth und Killus) nicht weniger als 31 Missionare, Handwerkerbrüder und Missionschwestern aus ihrer Lebensarbeit herausgerissen waren und für sie irgendwie eine neue, befriedigende Berufsarbeit gesucht werden mußte. Neuberg, Maaß, Källner, Welhsch, Priebusch, Hahn, Hübner und Rosenhahn wurden Pfarrer, Schirge ging als Pfarrer in eine deutsche Gemeinde in Rio grande do sul, und Lippke nach Paraguay; Mattner mußte seiner zerrütteten Nerven wegen aus dem Missionsdienst ausscheiden. Schumann, Nauhaus und Pappe wurden für den Eintritt in die südafrikanische Arbeit, erstere beide also in das Land ihrer Geburt, abgeordnet, Delle ist nach Südchina gesandt. J. Delle wurde Erziehungsinspektor. Heil dient als ein gesegneter Evangelist in der Provinz Sachsen, Hermann in der Registratur des Missionshauses. Für die anderen sucht man Gelegenheiten zum Eintritt in den heimathlichen Kirchendienst oder in der Inneren Mission oder verwendet sie in der Missionswerbearbeit.

Es ist ein wehmütiger, vorläufiger Abschied von einem großen, hoffnungsfrohen Missionsfelde. Schien es doch der am lieblichsten aufblühende und gesegnetste Missionsader unserer Gesellschaft zu sein. *)

*) Aus Briefen und Berichten der beteiligten schottischen Missionen erhalten wir wenigstens einigermaßen einen Einblick, wie es um die verlassene Arbeit jetzt steht. Sowohl in der Ronde- wie in der Vena-Hehe-Synode sind nur einige Stationen besetzt; in der früheren Ronde-synode, hauptsächlich Neuwangemannshöh — jetzt Itete —, und in der Vena-Hehe-Synode Kidugala. In der Ronde-synode würde man gern halbmöglichst Bulongwa wieder besetzen. Dort oben auf den Ringabergen sind nämlich seit der Vertreibung der Deutschen die eingeborenen Christen in unbequemer Weise von einer heidnischen Reaktion belästigt worden, welche in auffälliger Weise an den Mbassi-Schwindel erinnert, der in den ersten Jahren der Berliner Mission soviel Not machte. Eine Ringa-frau behauptete im Besitz göttlicher Kräfte zu sein. Die Heiden lebten in beständiger Angst vor ihrer vermeintlichen Macht sie zu töten. Aber die Christen weigerten sich standhaft, ihren Anspruch anzuerkennen. Als der schottische Missionar Macenzie der Sache auf den Grund kam, zeigte er die

Inzwischen ist der schottische Missionssekretär Ashcroft in Ostafrika gewesen und hat alle Stationen besucht. Er hat auch nach seiner Rückkehr in Berlin über die äußere und innere Lage, wie er sie vorgefunden hat, Bericht erstattet. Dadurch sind manche Fäden wieder angeknüpft, und es scheint sogar nicht außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen, daß in absehbarer Zeit wenigstens einige Missionare auf das geliebte alte Arbeitsfeld zurückkehren dürfen. Alle Nachrichten verstärken den Eindruck, daß auf diesem gesegneten Missionsfelde eine hoffnungsvolle Ernte heranreift, und daß die Berliner Mission eine solide, und in den Stürmen des Krieges bewährte Grundlegungsarbeit geleistet hat.

Frau der Polizei an und veranlaßte ihre Verhaftung und gerichtliche Untersuchung. Der schottische Missionar, der Missionsarzt Dr. Brown, in Stete-Neu-Wangemannshöh hat den Eindruck einer einzigartigen Gelegenheit zu evangelistischer und ärztlicher Arbeit in den zahllosen Dörfern des Bezirks. Freilich hat er dem ungesunden Klima schon einen schmerzlichen Tribut zahlen müssen, sein Kindchen ist dem Malariafieber erlegen. In Ridugala fanden die schottischen kirchlichen Missionare zunächst viel Bauarbeit vor. Die Gebäude hatten in den Kriegswirren und durch das Klima stark gelitten. Nur ein kleines Wohnhaus ließ sich verhältnismäßig leicht instand setzen und durch Einmauerung der breiten Veranden ausreichend geräumig gestalten. Am Missionswohnhaus sind die Wände wieder hergestellt und vorläufig ein Grasdach aufgesetzt. Auch die Kirche war arg verfallen. Man hat vorläufig mit aufgelegten Brettern und einem Kalkabputz zu helfen gesucht. Bauholz und reichliche Vorräte von Kalk waren glücklicherweise in erreichbarer Nähe. Auch kann von den Ringabergen reichlich Weizen bezogen werden. Die Zahl der zu Ridugala gehörigen Christen wird auf 500 geschätzt. Für die Gottesdienste ist es eine Hilfe, daß ein Harmonium erhalten geblieben ist und sich noch in brauchbarem Zustande befindet.

Literatur.

Die folgende Literaturnachweisung versucht zwei Aufgaben zu verbinden einmal die Quellen der vorausgehenden Darstellung aufzuzeigen um ihre Nachprüfung und Ergänzung zu ermöglichen, zum andern als Wegweiser durch die Berliner Missionsliteratur zu dienen. Die meisten Schriften, welche im Buchhandel nicht mehr erhältlich sind, können aus der Bibliothek des Berliner Missionshauses entliehen werden. Eine ausführliche Charakteristik der meisten Schriften findet sich in dem „Verlags-Verzeichnis der Buchhandlung der Berliner Missionsgesellschaft“ 1913.

Die Hauptquellen für die Missionsgeschichte der Berliner Mission gliedern sich in vier Gruppen: 1. Die Komiteeprotokolle und die im Missionsarchiv geordneten Akten, welche für diese Darstellung rüchhaltlos zur Verfügung gestellt sind. 2. Die Tagebücher der Missionare, ein beinahe unerschöpfliches Material für die Einzeldarstellungen, die zu knappen Bildern zusammenzufassen oft keine leichte Aufgabe war. 3. Die zusammenhängenden und übersichtlichen Darstellungen, entweder der ganzen Geschichte oder einzelner Abschnitte. Hierher gehören auch die Denkschriften, welche dem Komitee, der Generalversammlung, oder dem Vertrauensrat als Unterlage für wichtige Beschlussfassungen überreicht wurden. 4. Die ausgedehnte Literatur von größeren und kleineren Schriften, welche sich zur Pflege des Missionslebens an die Missionsgemeinde wandten und auf ihre Bedürfnisse eingestellt sind.

1. Gesamtdarstellungen:

Past. Ziegler, Kurze Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft nebst der ihr zugehörenden Stationen in Südafrika. Naumburg, Eckarthaus 1856. — Eduard Krazenstein, Kurze Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft. 4. Aufl. 1892. — Wangemann, Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft in Südafrika: Bd. I: Evangel. Missionsarbeit in Südafrika. Bd. II: 1. Korannaland; 2. Kafferland. Bd. III: 1. Kapland; 2. Zululand. Bd. IV: Bassutoland. 5 Bde. 1872—1876. — M. Gensichen, Bilder von unserem Missionsfelde in Süd- und Deutsch-Ostafrika; Fortsetzung von Krazensteins „Kurze Geschichte“. 1902. — R. Endemann, Kurzer Abriss der Entwicklungsgeschichte der Berliner Mission. Manusk. — Alex. Merensky, Missionsatlas über die Arbeitsgebiete der Berliner Mission. — M. Wilde, Schwarz und Weiß. Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission in Südafrika. Berlin 1913.

Th. Wangemann, Ein Reisejahr in Südafrika. 1868. — Ein zweites Reisejahr in Südafrika. 1886. — Südafrika und seine Bewohner. 4 Aufsätze. Berlin 1881.

2. Heimat:

Dr. Neander, Aufruf zu milden Besteuern für die evangelische Mission unter den Heiden. 1813. — Jahresberichte der Gesellschaft zur Beförderung der evangl. Mission unter den Heiden, alljährlich seit 1824. — Über Neander: A. Wiegand, August Neanders Leben. 1889. S. 109 ff. Über

Tholud: Witte, M. Tholud, Bd. I. 155 ff, 228 ff. Über Leopold von Gerlach vgl. seine Biographie von Jakob von Gerlach, Bd. I, 174. Über Becq: Hausrath, Richard Rothe. I, 101 f. Über Göze: Unsere Voreltern und Eltern. Soli Deo Gloria. Bernigerode 1895. — Jaenide: Bedderhöse, Johann Jaenide. Berlin 1863.

A. Endemann, Joh. Christian Wallmann. Leipzig 1911.

D. Dr. Wangemann, Ein Lebensbild von seinem ältesten Sohn. Berlin Wiegandt und Grieben. 1899. — Petrich, Missionsvater Wangemann. — Derselbe, Herm. Th. Wangemann, sein Leben und Wirken. Berlin 1895.

Wilh. Kragenstein, Eduard Kragenstein.

Th. Wangemann, Das Berliner Missionshaus und seine Bewohner; daraus in Einzelheften: Heft 1: Ein Stück aus dem Leben und Kämpfen eines kgl. preussischen Gardeulanen. Heft 2: Voller Wunder voller Kraft. Heft 3: Eine Hütte Gottes in der Kaiserstadt. Heft 4: Hausordnung für die Bewohner des Missionshauses. — Petri, Die Ausbildung der evangelischen Heidenboten in Deutschland. Berlin 1873. — Missionsordnung der Gesellschaft zur Beförderung der evangel. Mission unter den Heiden. 1882. — Agende für die Missionsgebiete der Gesellschaft zur Beförderung der evangel. Missionen unter den Heiden in Berlin. 1903.

M. Genfichen, Missionsarbeit hüben und drüben. 6 Vorträge, daraus separat: Heft 1: Die Missionsarbeit im Synodalhilfsverein und in der Parochie. Heft 2: Die Missionsstunde. Heft 3: Das Missionsfest. Heft 4: Missionsgedanken in den Perikopen. Heft 5: Missionsmethode. Heft 6: Segenserfolge.

Jul. Richter u. Alexander Merensky, Beiträge zur Missionskunde. 12 Hefte. — Richter-Agenfeld, Vom Kampf des Christentums um Asien und Afrika. 1912. — Herm. Petrich, Ein vergessener Missionsdirektor (Schirnding). — Moritz Görde. — Wilhelm Licht. — Past. Meinhof.

Meinhof, 75 Jahre Hallischer Missionsarbeit. — Blieste, Soli Deo Gloria. Das geistliche Leben in den Missionshilfsvereinen in der Provinz Posen. — Berthold, Festschrift zum 25 jährigen Jubiläum des schlesischen Provinzialvereins für die Berliner Mission. — 100 Jahre ostpreussische Missionsarbeit. Agenfeld, Ebenezer.

3. Zeitschriften:

Jahresberichte seit 1825. — Berichte seit 1834. — Missionsfreund 1845—1921. — Hosianna (Kinderblatt, zum Teil mit hübschen Einzelbildern). — Das Evangelium in China. 1880. — Lagerstube. — Nassabote, später Chinabote. — Mission und Pfarramt seit 1903. — Amtliche Mitteilungen.

4. Südafrika, Allgemeines:

Nachtigal, Die ältere Heidenmission in Südafrika. 1891. — Alex. Merensky Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. — Theob. Wangemann, Südafrika und seine Bewohner. 4. Aufl. Berlin 1881. — Derselbe, Evangel. Missionsarbeit in Südafrika. Band I der Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft. Berlin 1872. — Derselbe, Lebensbilder aus Südafrika. Berlin 1876. — Christl. Missionsgeschichte. Herausgegeben vom Ev. Bücherverein. Band II: Sandili und Tetschwayo; die Bassuto; die Berliner Mission in Transvaalen. — M. Wille, Schwarz und Weiß in Südafrika. Berlin 191

5. Kapland:

(Traktate) Antje Nietert (von Sup. A. Schmidt); Friederike Prins; Vater Heese (von B. Fleck).

6. Kaffraria:

A. Kropf, Das Volk der Kossataffern. Berlin 1889. — Käthe Kropf = Kühne, D. Albert Kropf, 1912. — Hoppe, Im Kafferland. — (Traktate): Hermanus, der bekehrte Kaffer (von P. Vicht); die Lügenpropheten des Kafferlandes (von D. A. Kropf); Nellie, eine liebliche Frucht der Mission (von Veste); eine Johannesseele: Jakob Goinwa (von Hoppe); Stefan Schwen, der Evangelist (von Hoppe).

7. Natal:

Wignier und Wangemann, Wilhelm Poffelt, der Kaffernmissionar. Berlin 1888. (Traktat über denselben von Past. Gurr) — Pauli, 33 Jahre Prediger unter den Umangmanekaffern (Miss. Mitgl.) 1905. — Derselbe, Vom Tode zum Leben, Erlebnisse unter den Sulu-kaffern in Natal. 1903. — (Traktat): Vom Häuptling Bambussi und seinem Vetter, dem Helfer Albert Buhlongwane in Goffental.

8. Süd-Transvaal:

A. Merensky, Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostrafrika (in der zweiten Auflage: in Transvaal) 1859-1882. — Theod. Wangemann, Maleo und Sekuluni. — D. Steinecke, Anna Schloemann. — (Traktate): Martha Sabine, die Afrikanerin (von A. Merensky); Martinus Sewuschane; Wallmann und Wallmannsthal von Saubergweig = Schmidt; Jap. Sewuschane (von Chr. Endemann); Um eine Mädchenseele (von Eiselen).

9. Nord-Transvaal:

Schriften von C. Hoffmann: Der Sohn der Wüste. — Am Hofe der Büffel, Schilderungen aus dem Leben einer afrikanischen Fürstenfamilie in Transvaal. — Aus Africas verträumten Bergen. — Lebenswasser im dürren Lande. — Afrikanisches Es war einmal. — Vom Kraal zur Kanzel. — Leben des Past. Timotheus Selso. 1914. — Was der afrikanische Großvater seinen Enkeln erzählt. 1906. — Nicht vergeblich gearbeitet. 1908. — Afrikanische Heidengötter und ihre Knechte. 1908. Gründler, Geschichte der Bawendamission (bis 1897). — Beyer, Medingen, Feuer- und Todestaufe. — Gurr, Daniel Heese, Ein Lebensbild aus der Mission in Nord-Transvaal. 1906. — Taurat, Die Zauberei der Basotho. 1910.

(Traktate, Dornen und Ähren): Netla, Eine Ähre zwischen den Dornen, Heft 1; Jakob Zerere, der standhafte Christ, Heft 2; Klaas Ruhn, Ein Missionar aus den Hottentotten, Heft 5; David Makhilo, Heft 6; Jonas Budumo, Heft 9; Jakob Mafotle, Heft 11; Alte und neue Zeit im Bawenda-lande, Heft 13. — Medingen, Eine Missionsstation im Lande der Heidentönigin Motgatye (von Saubergweig = Schmidt); Ein Sonntag in Medingen (von Gründler); Khaswane Mamatepa (von Wangemann); Die Pojaunen von Medingen; — Neugeorgenholtz im Wenda-lande (von P. Heimbach); Ha Shewasse, Eine Hütte Gottes unter den Bawenda (von Saubergweig = Schmidt); Georgenholtz im Lande der

Bamenda (von demselben); Johannes Motschoni (von Beuster); Der Häuptling Aug. Mathabane (von Weßmann); Eine Reise nach dem Limpopo (von demselben); Dietrich Bauerhöfner, Ein Missionar aus dem Ravensberger Land. — Salomo Khoata (von Sup. Schloemann). — Die Festwoche in Waterberg Modimulle (von Saubertzweig-Schmidt). — Einer schwarzen Großmutter Wiedergeburt. — Andries Lefschodo, Denkwürdigkeiten eines Mossuto als Heide und Christ (von Jensen). — Fritz Reuter, Leben und Treiben auf einem Häuptlingskraal in Nordtransvaal. — Karl Matschawa, Wie aus einem Zauberlehrling ein Missionar wurde (von Endemann). — Wilde, Die Liebesarbeit auf Bochum-Blauberg.

Ehr. Endemann, Der Einfluß des Christentums auf das Gemütsleben der Eingeborenen in Südafrika. Berlin 1912. — H. Harnack, Missionsarbeit der Berliner Missionsgesellschaft in Nordtransvaal. Ev. Miss. 1902, 134, 162.

10. Dranje = Synode:

Näthe Nöhne, Tagebuchblätter 1891—95. — G. Meyer, Die Schreckenstage von Kimberley. 1900. — (Traktate): Die Diamantenfelder von Kimberley (von Jul. Richter); Adam Oppermann und sein Haus (von demselben); Frederik Salomo Oppermann (von demselben); Familie Oppermann und ihr Werk (von D. Steinede); Auf den Diamantfeldern von Kimberley (von Fricke); Mitarbeit in den Compounds von Kimberley (von Brune); Theus Bloem, Ein Kirchenältester (von Westphal); Nehemia Tefisho (von Brune); Petrus von Nyk (von Petrick).

Maschonaland: (Traktate) Miss. Johannes Meister (von Graßmann); Die jüngsten afrikanischen Arbeitsgebiete der Berliner Mission im Maschonaland und Deutsch-Ostafrika im Vergleich miteinander.

11. Deutsch-Ostafrika:

J. Richter, Evangl. Mission im Njassalande 2. Aufl.; (daraus separat: Nach dem Njassa; Abenteuer mit den Sklavenjägern; Der erste Missionsversuch im Njassalande; Die neueste Geschichte des Njassalandes). — H. Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa. Berlin 1894. — M. Eimer, Berliner Mission im Njassalande. — Schumann, 25 Jahre Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika. Berlin 1916.

Broschüren von D. R. Argensfeld: Wegweiser durch die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika. — Zweite erweiterte Auflage unter dem Titel: Küste und Inland. — Die Aussaat des Gotteswortes in Heiden- und Mohammedanerherzen. — Die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika.

Gröschel, 10 Jahre christlicher Kulturarbeit in Deutsch-Ostafrika. 1911. — G. Schulze, Der Njassabund. 1912. — M. Klamroth, Auf Bergpfaden in Deutsch-Ostafrika. 1910. — Derselbe, Der Islam in Deutsch-Ostafrika. 1912. — Derselbe, Ein Christ (Martin Nganisho). 1910. — G. Schulze, Soll Deutsch-Ostafrika mohammedanisch werden? 1914.

Kleine Schriften und Traktate: Schirge, Mit Leitow-Vorbed durch Deutsch-Ostafrika; Ein schwarzer Christ (Sammeli Nganjilo); Eine Frucht deutscher Missionsarbeit im Njassalande (Utagile Njabae); Lutengamalo von Milow; Umelge (von Gröschel); Milow im Lande der Panawa (von Büttner); Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Folgen

(von demselben); Unterwegs im deutschen Benalande (von Jentsch); Sanguiland (von demselben); Viererlei Acker im Rondeiland (von Nauhaus).
 Jul. Richter und M. Merensky, Evangl. Miss. 1902, 25, 53, 73; Haegholz, Evangl. Miss. 1915, 145, 169, 201, 251, 273; Jul. Richter, ebenda, 1912, 49, 79, 97, 121.

12. China:

Sauberzweig = Schmidt, Drei Jahrzehnte deutscher Pionierarbeit in Süchina. 1852—1882. Berlin 1908; — Durch Chinas Sübprovinz. Herausgegeben von Martin Schlunk, Berlin 1908; — Durch Deutsch-Kiautschou. Herausgegeben von demselben. Berlin 1909.

Schriften von J. Voskamp, Ein Blumenstrauch von Missionsgeschichten. — Confucius und das heutige China. — Gestalten und Gewalten aus dem Reiche der Mitte. 1906. — Tagebuch über die Reise von Berlin bis Kanton. 1886. — Mitteilungen aus dem Leben des chinesischen Gelehrten Si syu thsoi. — Aus der verbotenen Stadt (Peking). — Das alte und das neue China. — Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes. — Zerstörende und aufbauende Mächte in China. — Der chinesische Prediger. — Aus dem belagerten Tsingtau.

Schriften von Reuschner: Allerlei aus China. — Bilder des Todes und Bilder des Lebens. — Tsen seu than, das Wichtigste aus den Tagen meines Lebens. — Vom breiten zum schmalen Wege. — Aus dem Leben und der Arbeit eines Chinamissionars. 1902. — Chinesische Liebe oder der Kampf um eine Frau. — Die Frau des Chinesen (Bahn in Schwerin. 1911). — Auf Vorposten in China. — Keuloi.

F. R. Müller, Im Kantonlande. Reisen und Studien auf Missionspfaden in China. Berlin 1898. — Giesel Juichsu, Im Kampf um eine große Stadt. Berlin 1916. — Rätke Voget, Und ich habe noch andere Schafe. — G. Endemann = Schafgof, Aus Saat und Ernte der Mission. 1911. — Gurr, Bilder aus der Berliner Mission in Tsungang. 1908.

Rutshewitz, Aus der Missionsarbeit auf der Station Tsimo. — Das neue China und das Christentum. — Frauenelend und Frauenhilfe. — Alte und neue Zeit in Tsimo. 1909. — Revolution und Mission in China. 1912.

(Traktate): Der Evangelist Sung en phui (von Hubrig); Der Krüppel Hoangipak (von demselben); Si thjung yin (von demselben); Die Frauen Chinas (von Rhein); Vorpostenarbeit im Reich der Mitte (von Krebs); W. Hähnelt, Die drei Bahnbrecher der evangelischen Mission in China (Morrison, Gutzlaff, Burns); Freuden und Leiden des Chinamissionars Hanspach (von Sauberzweig = Schmidt); Eine Reise im Berliner Missionsgebiet in Süchina (von Joh. Müller); Morgenrot im Tsungfagebiet; A. Kunze, Quingwong der Drachenkönig; von demselben: Aus dem Leben eines chinesischen Helfers; von demselben: Von Konfuzius zu Christus; Wangfiong und Tsiliang oder Unechtes und echtes Glück in China (von D. Grundemann); Luiskong, chinesischer Bauer und Leutnant (von demselben); Kimatong (von G. Endemann); Die Christen von Büffelstein (von demselben).

Register der Personennamen.

A.

Abdurrahman, Dr. S. 375.
 Adventisten 576. 702.
 Afrikaner 395.
 Abfeld P. 54. 57. 86. 154.
 Albrecht 5. 7.
 Alexander, Schwester. 697.
 705.
 Allg. ev. prot. Miss. B.
 616. 618.
 Allison (wesl. Miss.) 173.
 174.
 Alpermann (Miss.) 290.
 Altenstein, v. (Min.) 10. 71.
 Alvensleben, v. (Min.) 3.
 Amangwane 311. 315. 317.
 Amerikaner 589. 604. 607.
 624. 706.
 Anders (P.) 1.
 Anders (Miss.) 303.
 Andreae 177.
 Andreas 312.
 Anderson 711.
 Anspartei 582.
 Angelsachsen 320. 424. 425.
 527. 589. 598. 600. 603.
 Anglikaner 262. 266. 318.
 384. 391. 452. 479. 480.
 Anhalt-Pleß, Fürst 73.
 Anta 117. 165.
 Apostelbrüder 502.
 Araber 104. 633. 655.
 Arndt P. 24. 53.
 Arndt (Joh. Miss.) 300.
 448. 491.
 Ashcroft, Miss. Sekr. 713.
 Athiopier 266. 267. 360.
 375. 382. 406. 410. 449.
 452. 490.
 Athenstadt (Miss.) 410.
 A tsi chong 516 (= Tschan
 Aji).
 Atshan (Aen) 579.
 Augustanasynode (Amer.)
 595.
 D. Axenfeld 325. 326. 337.
 344. 346. 351. 352. 355.
 392. 419. 424. 425. 426.
 427. 453. 656. 657. 659.
 661. 673. 674. 688. 689.
 692. 705.

B.

Baba ji 138.
 Bachmann P. 24. 132.
 Backeberg 247. 248. 370.
 464.
 Bagananoa (Sothostamm)
 251. 361. 464. 502.
 Bahn 32.
 Bahr (Miss.) 527. 535.
 Bakopa 199. 216. 233. 235.
 244. 401. 495. 496.
 Bakharanga 243. 279. 280.
 399.
 Bakwena 228.
 Bakhatla 261. 262.
 Balher P. 78.
 Bamboosi 465. 486. 487.
 Bangoma 243.
 Bantu 104. 105. 209. 250.
 275. 280. 283. 660. 686.
 Bapedi 212. 218. 219. 222.
 228. 230. 233. 235. 236.
 263. 267. 268. 304. 369.
 410.
 Baptisten 136. 502. 594.
 628.
 Barolong 298. 301.
 Bartels (Arzt) 175.
 Bastarde 166. 373.
 Basuto 99. 105. 209. 210.
 211. 212. 217. 230. 234.
 238. 240. 243. 245. 248.
 250. 254. 255. 275. 304.
 307. 314. 357. 379. 403.
 413. 456. 463. 497.
 Batlaping 298.
 Batlokou, S. 261. 363.
 Batonga 391.
 Basfoetla 275. vgl. Ba-
 menda.
 Bauck 192.
 Bauling (Miss.) 259. 368.
 Baumbach (Miss.) 251. 297.
 Baumböfner (Miss.) 277.
 Bawenda 228. 238. 243.
 275. 276. 277. 279. 326.
 345. 362. 402. 457.
 Becker (Miss.) 7.
 Dr. Becker (Prof.) 657.
 B. Behrens (Herrn. Miss.)
 415.

Beier 69.
 Beißer 5.
 Belgier 167. 698. 699.
 Bellermann P. 86.
 v. Below 64. 77.
 Bena (Volk) 637. 638. 640.
 648. 649. 650. 652. 658.
 659. 660. 661. 663. 667.
 672. 673. 688.
 Benediktiner 649. 659. 673.
 674. 682. 684. 691. 692.
 694. 695. 696. 702.
 Benade P. 72.
 Berem von Bootschap 99.
 Bergtheil 125. 126.
 Berner P. 43.
 D. Berner (Präsid.) 332.
 Bernhadi P. 72.
 Bernhard (Schulr.) 78.
 Dr. Berthold (Sup.) 72.
 186. 342.
 Besser P. 54. 55.
 Beste (Miss.) 303.
 Bethmann-Hollweg 3. 9.
 11. 23. 42.
 Bethmann-Hollweg,
 Reichsk. 425.
 Bethmann-Hollweg, Frau
 350.
 Betschuanen 92. 98. 99. 105.
 106. 161. 208. 209. 291.
 292. 293. 295. 307. 379.
 409. 463.
 Beuster (Hellmut, Miss.
 Kaufm.) 237.
 Beuster (Miss.) 243. 276.
 277. 278. 279. 281. 399.
 402. 479.
 Beyer (Miss.) 243. 251.
 255.
 Beyer (Miss.-Insp.) 328.
 337. 414. 419. 421. 422.
 427. 428. 430. 433. 434.
 436.
 Beyers 440.
 Bialloblozki P. 31.
 Binde 69.
 Bischoff P. 341.
 v. Bismarck (Fürst) 13. 178.
 180.
 Blankenburg 50.

v. Blankenburg 178.
 Blech (O. F. Insp.) 33. 56.
 85. 86.
 Blech (W. Ph.) Oberpf.
 85.
 Blieske P. 82. 344. 434.
 Blom (Blum, Jan) 94. 97.
 Blumhardt (Miss.-Insp.)
 17.
 Dr. Bölsicke P. 344.
 Böhlau, Schw. 669. 695.
 Böttcher 5.
 U. Böttcher P. 82. 189.
 199.
 Böttcher (=Wildberg) P.
 186.
 U. Böttger (Farmer) 695.
 v. Bodelschwinge P. 653.
 Bokero 650.
 Bolle, C. (Romm.=N.) 155.
 340. 642. 649.
 Bollscheiffen 447. 497.
 v. Bonin 148. 193.
 Bonjai 278. 279.
 Bopape (Ph.) P. 413.
 Bopedianer 262. 267. 282.
 359. 382. 383. 390. 402.
 403. 479. 481. 493. 496.
 502.
 Borbein, Schw. 428. 573.
 587. 592.
 Borgius (Konf.=N.) 189.
 342.
 v. Borowsky (Erzbisch.) 83.
 Botha, E. 439. 440. 441.
 467.
 Bowley (Miss.) 136.
 Boxer 523. 533. 535. 537.
 541. 561. 568. 575. 579.
 616. 619.
 Brahminen 136.
 Dr. Brandt (Alex.) 339.
 340. 653.
 Brauer (Miss.-Insp.) 128.
 175.
 Braun 70.
 Braun, Fr. 351.
 Braun P. 176. 192.
 Bräunig P. 24.
 Bräunlich P. 28.
 Brehmer (Prof.) 73.
 Brencke, Fr. 345.
 Brennecke P. 57.
 Brentano 3.
 Briest (Handw. Miss.) 117.
 161. 168.
 Briten 213. 226. 697.
 Brown, Dr. Miss.-Artz 713.

Brune, Rich., Miss.-Sup.
 294. 301. 302. 404. 457.
 472. 491.
 Brückner 7.
 Brüdergemeine 1. 2. 9. 16.
 48. 72. 76. 83. 85. 91.
 127. 158. 205. 318. 360.
 384. 392. 407. 417. 469.
 503. 633. 634. 674. 688.
 690. 702. 710.
 Bruckisch P. 189. 342.
 v. Bülow 3. 26.
 Büchfel (Gen.-Sup.) 26. 61.
 71. 156.
 Büchfel (Sup.) 323.
 Buller (engl. Gen.) 366.
 v. Bunsen (Jos.) 178.
 Bunu 480.
 Bunnan 247.
 Burckhardt (Baf. Miss.-
 Insp.) 31.
 Buren 93. 95. 96. 99. 100.
 103. 109. 121. 122. 125.
 131. 159. 161. 162. 185.
 193. 210. 211. 212. 213.
 214. 215. 216. 219. 221.
 226. 227. 228. 229. 230.
 231. 232. 234. 235. 239.
 240. 243. 244. 252. 253.
 255. 261. 264. 265. 274.
 275. 276. 282. 283. 301.
 357. 358. 359. 361. 362.
 364. 365. 366. 367. 369.
 371. 372. 373. 375. 379.
 406. 439. 440. 441. 443.
 445. 446. 452. 453. 457.
 459. 460. 462. 463.
 Burgers (C. C. Präf.) 226.
 227.
 Burkhart P. 182.
 Buschmänner 93. 94. 98.
 104. 105. 108. 209. 283.
 Butscher 7.
 Bwanji (Volk) 638. 641.
 642. 660. 665.

C.

Calow 144.
 v. Carlsen 27.
 Cappel (Ob.-Konf.=N.)
 147. 190.
 v. Carlowitz (Konsul) 514.
 Cathcart (Gov.) 96.
 Chababe 109.
 Chamberlain 614.
 China=Inl.=Miss. 629.
 Chinesen 89. 504. 505. 510.
 bis 514. 526. 536. 552.

554. 562—66. 568. 570.
 573. 577. 579. 581. 587.
 589. 590. 592. 594. 595.
 598. 602. 603. 605—607.
 611. 614. 615. 617—619.
 621. 622.
 Chiu (Moses) 356.
 Chlambe 109.
 Chritli 304.
 Clarke (Ob.) 264.
 Cloate 471.
 Couard P. 15.
 Colenso (Bisch.) 314.
 Cowley 492.
 Cracau (J. D.) 633. 634.
 Creme (Gen.) 444.
 Cronje (Gen.) 364. 366.
 Crüger P. 188.

D.

Dalléung 541.
 Daifukzen 583.
 Dalana (Evang.) 313.
 Danzer 98.
 Darwin 605.
 Daudert 84.
 David (weslay. Helfer) 256.
 David (Helfer) 273.
 Dänen 462.
 Dänische Miss.-Ges. 596.
 629.
 Darr (Sup.) 323.
 Dekker 7.
 Deutsche 113. 123. 167. 257.
 416. 417. 441. 442. 444.
 452. 455. 462. 486. 526.
 589. 590. 603. 621. 624.
 628. 633. 653. 701. 703.
 705. 708. 710. 712.
 v. Deventer (Gen.) 699. 700.
 Dewet 440.
 Dibelsius Vic. 431.
 Diederichs (Adm.) 615.
 Dielitz 41.
 Diestelskamp P. 204.
 Dietrich P. 186. 189. 342.
 Dr. Dietrich (Prof.) 357.
 Dikgale 269.
 Dingan 120. 121.
 Dinijulu 407.
 Dinkoanjané (Joh.) 222.
 233. 240. 258. 496.
 Dipper Dr. 622.
 Dost (Miss.) 84.
 Döhne 91. 101. 114—116.
 124. 125. 134. 171. 172.
 182. 190. 309. 310.
 Dougall 468. 471.

Dreißt 43.
Drenkmann (O.-Konf.-R.)
177.
Dreyer 21. 28.
Dröse (Miss.) 85. 136 bis
138.
Dschong 620.
Dschu 620.
Dschung 570.
Dumas 130.
Dummert P. 77.
Duschane 302.
Düring (Miss.) 262. 263.
367.

E.

Ebner (Miss.) 7.
Ebner, S. (Kaufm.) 21. 24.
27.
Eckart 531. 575. 584.
Ecker (Miss.) 84. 290. 405.
455. 481. 484.
Eckelmann (Kaufm.) 331.
Eichhorn 49.
Eichmann, von 22—27.
Eiselen P. 355. 386. 396.
495. 496.
Eitel Dr. 530.
Elfert 162. 163. 285.
Elias 511.
Elisabeth, Königin v. Pr.
505.
Ellis (Miss.-Schr.) 134.
Elssasser P. 345.
Elsner, Sam. 15. 27. 28. 41.
Elsner P. 82.
Elvers 89.
Endemann, Miss. 219. 221.
225. 226. 233. 242. 246.
249. 250. 384. 455. 459.
Endemann, Chr. 363.
Endemann, G. 423. 527.
535. 580.
Enge 41.
Engländer 109—114. 121.
122. 166. 167. 185. 193.
213. 230. 231. 244. 252.
264. 265. 283. 307. 308.
314. 358. 364—369. 371
bis 373. 375. 439—441.
443. 453. 459. 464. 481
bis 483. 497. 624. 703.
708.
Engl. Kirchenmission 707.
709.
Europäer 521. 532. 607.
633. 645. 647. 648. 650.
655. 686. 687. 694. 709.

F.

Dr. Faber, E. 518.
Dr. Fabri, Miss.-Insp. 518.
Frl. Feist 573. 587.
Fekane 113.
Dr. Feldmann 347.
Fengkuotischang 581.
Fengu (Fingu) 113. 124.
490. 491.
Fichardt (Miss.) 97. 292.
Finnische Miss.-Ges. 595.
Firri 173.
Fischer P. 148.
Focke (Ramm.-Ger.-R.)
23. 27. 28. 147. 174. 192.
Focke (Reg.-R.) 78.
Försterling 162.
Fortsetzungsausschuß 452.
Franzosen 167. 173. 434.
Franz (Miss.) 410. 411. 458.
464.
Frau Franz 458.
Franke, Schw. 669. 702.
Franke, A. G. 175.
Frazer 92. 101.
Freischotten 634. 710.
Fresenius, Dr. 90.
Frey 5. 7.
Friedrich Wilhelm III. 4.
18. 42. 58. 61. 66. 71. 334.
Friedrich Wilhelm IV. 4.
12. 13. 14. 21. 71. 141.
151. 504.
Friedemann (Sup.) 189.
331. 342.
Friedemann P. 324.
Frischgesell (Miss.) 84.
Dr. Füllkrug (Dir.) 433.
Fungenjang 542.
Fusenjang 530. 541.
Fusetam 536. 542.
Fusenjin 531.

G.

Gädeke 81.
Galeka 109. 111. 112.
Gama, Vasco de 118.
Gamalake 487.
Ganiffya, Martin 708. 709.
Gasela 114. 115. 126. 166.
Gebauer 41.
Gebel 25. 26. 39. 92. 94.
95. 101.
Geika 109. 111.
Genuseus (Miss.) 710.
Genähr (Miss.) 577.
D. Gensichen (Miss.-Dir.)
323. 331. 363. 381. 386.
400. 427. 662. 673.

Frau Gensichen 323.
Gerdenner P. 471.
Gerber 7.
von Gerlach, Gebrüder 3.
22.
von Gerlach, Leopold 12.
23. 25.—29. 41. 54. 72.
124. 147. 217.
von Gerlach, Ludwig 13.
22. 72. 132. 133. 144.
von Gerlach, Otto 13. 23.
24. 36. 134. 135.
von Gerlach, Jakob 191.
192. 332.
von Gerlach, Martin, P.
333. 354.
Gerlach (Sup.) 82.
Gerneke 290.
Gierth P. 73.
Giesel, Miss. 527. 531. 580.
Gisckner, Miss. 185. 309.
311. 315. 403.
Glüer (Miss.-Insp.) 327.
355. 428. 430. 599. 609.
Goanesen 655.
Gobat (Bisch.) 72. 141.
Dr. Göcking 510. 511. 512.
514. 518. 530.
Göldner, Miss. 288. 485.
Goliath (Hauptl.) 94. 96.
98.
Görcke P. 57. 76. 77. 176.
179.
Gosner (und Gosner'sche
Miss.) 14. 24—28. 32.
36. 40. 41. 48. 51. 53.
59. 87. 136. 138. 140.
151. 152. 155. 156. 188.
197. 200. 201. 203. 310.
347. 429. 430.
Göschel 22. 26. 48. 69. 103.
147. 152.
Gotyma 490.
Gottschling 288. 290. 362.
402.
Göthe 3. 22. 27. 89. 148.
174. 190. 191.
Graf Göthen (Gouv.) 691.
Gramatte (Miss.) 428. 583.
Gray (Erzbisch.) 131.
Graßhoff (Konf.-R.) 204.
Graßmann 78.
D. Graul (Miss.-Dir.) 36.
175.
Grebener 22. 28.
Gregorowsky 26. 85. 91.
92. 95. 102.
Greenfell (Gen.) 369.
Greiser 537. 591.

Dr. Grimm 668. 695. 697.
704.
Griqua 92. 95. 96. 161.
294. 307.
Gröben, Graf v. d. 15.
Gromadki 84.
Großkopf d. ä. (Miss.) 300.
301. 404. 406. 455. 471.
483. 484.
Großkopf d. j. (Miss.) 428.
Gröschel 651.
D. Grundemann 176. 337.
345. 351.
Grunewald (Königsb.) 315.
Grunewald (Cheerbilus)
286.
Grünberger (Miss.) 245.
516.
Gründler (Miss.-Jnspr.) 326.
328. 355. 384. 428.
Grützner (Miss.) 174. 185.
187. 214—218. 221. 245.
250. 267. 292. 295. 404.
407. 408. 459. 480.
Güldenpfennig (Miss.) 116.
124. 125. 169. 170. 198.
311. 407.
Gumeda 455.
Guretsky, von 16.
Gützlaff, Miss. 7. 82. 89.
141. 201. 504. 505. 506.
509. 510. 515. 556.
Gutu 279.
Grussel 292.

G.

Gaag 34. 58. 69. 70. 145.
148. 152.
Hababe 109.
Hachtmann P. 344.
Hahn (Konst.-R.) 75.
D. Hahn (Prof.) 83.
Hahn (Miss.) 651. 712.
Hakka 202. 203. 507—9.
513. 517. 519. 520. 534.
540. 542. 547. 554. 555.
573. 576. 577. 595. 615.
620.
Hellbeck (Wisch.) 36.
Hens (Hauptl.) 248. 370.
464.
Hansmann (Geh. Komm.-
R.) 204.
Hansstokk P. 341.
Henspech (Miss.) 325. 510
bis 516. 520. 521. 524.
525. 527. 528. 530. 535.
534. 536. 545. 555. 556.
574.

Hartwig 5.
Hayn 57.
Häberlein (Miss.) 137.
Häckel (Prof.) 572. 605.
Hähnelt P. 205. 342. 519.
Hänsle (Gen.-Sup.) 451.
Häse, S. 165. 285.
Häusler 25. 41.
Heese (Kaufm.) 141.
Heese, Dan. (Miss.) 160.
163. 288—291. 398. 404.
465. 484.
Heese, Dan. (Miss.) d. j.
367. 370. 428. 702.
Heidingsfeld (Miss.) 591.
Heil (Miss.) 422. 706. 712.
Hehe 640. 647. 648. 652.
659. 674. 688.
Held (Prof.) 176.
Heller (Jnspr.) 25. 31. 32.
Hempel (Miss.) 529.
Hendrik 248.
Hengstenberg (Prof.) 4. 14.
25. 24. 36. 63. 64. 90.
132. 176.
Henkel 204.
Henle (kath. Miss.) 615.
Herbst (Miss.) 251. 412.
Herrero 319. 415. 416.
Hermanus, Jesua 115.
Hermann (Miss.) 58.
Hermann (Miss.) 712.
Hermes P. 3.
Herzog (Gen.) 440. 442.
Herzog (Staatssekr.) 204.
Hesekiel P. 177.
Herderwick (Schott. Miss.)
705.
Hetsel 24.
v. d. Heydt 332.
von Heyningen 215. 216.
Hildebrand 86.
Hildebrand (Ger.-Akt.) 72.
Hildebrand (Miss.) 626.
Hindu 123. 137. 139.
Hlongwane 486. 487.
Hoangipak 512.
Hochkirchliche 502.
do 556.
Hoff 7.
Hoffmann (Schulvorst.) 21.
Hoffmann (Miss.-Cand.) 70.
87.
Hoffmann (Gouv.) 96.
Hoffmann (Miss.-Jnspr.)
155.
Hoffmann, H. P. 176.
Hoffmann, E. (Miss.) 412.
413. 499.

Hohenthal P. 177.
Hoklo 595.
Holla; 81.
Hollweg 9. 11.
Holtstein, Graf 133. 134.
Holt, Georg 200. 262. 276.
341.
Holt, Bertha 200. 276. 341.
641.
Homeyer (Miss.) 537. 583.
589.
Hoppe (Miss.) 303. 305.
459. 477. 490.
Hottentotten 92—94. 101.
102. 105. 108. 111. 161.
209. 298. 301. 319.
Home (Miss.) 164. 287. 404.
v. Höpfner 147.
Hülschischang 581.
Hubar, Frau, Prof. 205.
Hubrig (Miss.) 512—14.
516. 518—20. 524—28.
534. 539. 541. 605.
Huhn (Miss.) 84. 428. 583.
Hume (Philos.) 605.
Hundeshaugen (Prof.) 178.
Huong 620.
Hufschke (Prof.) 75.
Hübner Chr., Miss. 83. 132.
135. 136. 139. 140. 141.
Hübner (Miss.-Sup.) 663.
666. 697. 703. 706. 712.
3.
Jilling 69. 152. 165.
Jlongwane, Petrus 315.
Jsaaks 121.
„Israeliten“ 503.
Jnder 655.

J.

Jabamu 448.
Jabamu, Tongo 448.
Jacobs (Prof.) 135.
Jakobi (Miss.) 148.
Jakobi (Kaufm.) 148.
von Jakobi 191. 332. 333.
363.
Jakobjohn 69.
Jakobus 94. 98.
Jakobsz, P. 471.
Jameison 359.
Janson 7.
Japaner 581. 586. 589. 626.
628. 630. 631.
Jäckel (Sup.) 342.
Jäckel (Miss.) 444. 502.
Jänicke, Joh. 2—6. 14. 15.
18. 19. 21. 24. 25. 27.

31. 47. 48. 58. 60. 71
bis 73. 133.
Jänicke, Paul, Miss. 4.
Jensen 368.
Jesús Christus 2. 8. 86.
158. 220. 334. 424. 559.
563. 600. 605. 606. 608.
630.
Jentsch P. (Stadtmiss.-
Insp.) 526.
Johannes 262.
Jonas P. 27.
Jonas (Miss.) 253. 459.
Johl (Miss.) 303.
Josenhans (Miss.-Insp.)
206.
Joubert, Piet 231. 248. 252.
361. 362.
Juanschikai 564. 568. 570.
571. 580. 581.
Jurkat (Miss.) 454. 455.

R.
Raffern 92. 93. 104. 106.
108. 110. 112. 113. 115
bis 117. 120. 121. 124.
165. 166. 169. 172. 229.
236. 237. 239. 243. 304.
305. 310. 311. 317. 357.
380. 443. 447. 457. 480.
489. 503.
Rahl (Miss.) 246. 262. 268.
368.
Rallenberg (Miss.) 295. 297.
298. 301. 404. 409.
Rameló Raphela 266.
Rampmeyer 193.
Rangjuwai 533.
Ranjoma 262.
Raphane 272.
Rarmann 85.
Rathedi, Jos. 220.
Katholiken 5. 33. 658.
Kaufmann P. 73.
Kaufmann (Buchhdl.) 196.
Kausch (Miss.-Dir.) 430.
Kamercu (Prof.) 72. 75.
Kähler, Martin, Prof. 325.
337.
Kchalema, Seth. 410.
Kchochoentso, Jos. 261. 269.
Khollokoë 268.
Khololane 369.
Kekane, Jan. 257. 260.
Kekane, Karl 260.
Keller, Gräfin 353. 432.
Keller, Sam. 422. 481.
Kellner 712.
van der Kemp 400.

Kessi 638. 641. 659. 660.
Ketschwago 184. 232. 304.
306—308.
von Ketteler 568.
Khaschane 272. 273. 414.
Kikillus (Miss.) 290. 406.
Killus (Miss.) 706. 712.
Ringavolk 637. 638. 641.
642. 651. 660. 666. 673.
Ringolobi 644. 645. 646.
Rittlaus 355.
Rlamroth (Miss.) 355. 642.
657. 663. 684. 697. 707
bis 709. 711. 712.
Klee P. 57.
Klein 7.
Klonus (Miss.) 400. 409.
Klopsch (Dir.) 73.
Klute 95.
Knak, Gust. P. 26. 59. 65.
77. 79. 85. 176. 177. 179.
207. 328. 459.
Knak, S. (Miss.-Dir.) 326.
327. 337. 351. 355. 419.
421. 422. 427. 433. 436.
598. 599. 609. 613. 631.
Knak, Joh. P. 327. 525.
Kniewel P. 85.
Knobloch (Miss.) 705.
Knopneuzen 259. 363. 391.
497.
Knothe (Miss.) 185. 187.
225. 238. 242. 244. 245.
256. 260. 261. 269. 270
bis 272. 278. 363. 393.
399. 403. 412.
Koata, Sal. 247—249. 415.
Kober 15. 24. 28.
Kobold (Miss.) 225. 242.
254. 255.
Koch, Fr. 329.
Koen, Kias 277. 286.
Koen, Piet 286.
Kohl (Miss.) 134.
Kohlhoff (Miss.) 76.
Kohnke 380.
Kohls (Miss.) 428. 531. 586.
Kok, Adam 92. 95. 96. 294.
Kok, Corn. 98. 161.
Kolbe 92.
Koleo 650. 709.
Kollecker, Miss.-Sup. 84.
431. 526. 539. 540. 542.
573. 588. 612.
Kollecker, Frau 539. 573.
612. 616. 630.
Kols 136. 201.
Rondevolk 634. 636. 638

bis 640. 644—647. 659
bis 661. 672. 673.
Konfuzius 547. 565—567.
571. 572. 579. 581. 630.
Kongolo 315.
Koranna 91—93. 95. 97
bis 99. 117. 126. 129.
152. 161. 208. 291—93.
295. 298. 301. 302. 409.
457.
Kornrumpf P. 342. 356.
Koroane, Ism. 294.
Kosane 243.
Kottich d. ä., Miss. 456.
Kottich d. j., Miss. 456.
von Kottwitz, Baron 1.
Kögel, Oberhofpr. 176. 195.
Köhler (Miss.) 246. 256.
König, Dr. 317.
Königk (Miss.) 303.
Krakevitz (Gen.-Sup.) 76.
Kranichfeld, Dr. 44.
D. Krakenstein, Miss.-Insp.
149. 176. 177. 190. 196.
207. 222. 322. 324.
Krause (Miss.-Sup.) 99.
141. 238. 255. 270. 363.
412. 450. 451. 456.
Krause, W. (Miss.) 499.
Krause (Miss.-Cand.) 428.
Krause, G. d. j. (Miss.) 455.
Kraut 91.
Krelle (Miss.) 706.
Kronawenda 478.
Kropf (Miss.-Sup.) 35. 38.
108. 116. 117. 130. 165
bis 167. 169. 187. 207.
303. 305. 306. 384. 390.
404. 416. 417.
Frau Kropf 411. 491.
Krummacher, Konf.-R. 515.
519.
Krüger (Kaufm.) 21.
Krüger (Waiseninsp.) 73.
Krüger, Paul, Präz. 231.
248. 250. 252. 361.
Kuhlo P. 177. 191.
Kuhn, G. 396.
Ruinaua, Jes. 370.
Ruli 619.
Kuntze P. 24. 25. 41—43.
53. 127. 128. 134.
Kunze (Miss.) 428. 527.
530. 616—619. 623. 626.
627. 630.
Kuomingtang 570. 580. 584.
Kupfernagel (Handw.-Miss.)
117. 161. 162. 168.

Ruschke (Miss.-Sup.) 259.
401. 418. 473.
Rühl (Miss.) 186. 242. 246.
260. 261.
Rwangsüh (chin. Kaiser)
523. 533. 568.
Rwama 640. 648. 674.
Ryala 640. 645.

R.

Rademann (Miss.) 237.
von Radenberg 71.
von Rancizolle 3. 12. 23. 28.
Dr. Randgraff 357.
Ränge 35.
Ränge, Dompred. 54. 55.
154.
Ränge, A. J. (Miss.) 91. 92.
95.
Ränge, Lehrer 85.
Rangner 5.
von Raroché 10. 11. 15. 20.
23—27. 30. 40. 51. 133.
Dr. Raws 710.
Recoq 3. 8. 10. 17.
Dr. Regge 511.
Rehmann (Miss.) 135.
Rehmann (Rend.) 331.
Rehmann (Miss.) 526. 529.
531. 614.
Rekalekale 23.
Rekgodina 31.
Rekgoelere 264.
Rekgolane 264. 265.
Remmerz (Miss.) 485.
Dr. Rennox 451.
Renz, Christian 95.
Renz 179.
Dr. Reppius 249. 327.
Retjie 304.
von Rettow = Vorbeck 700.
701. 706.
Reue (Miss.) 39.
Reuschner (Miss.-Sup.) 340.
428. 526. 536—538. 550.
558. 560. 572. 575. 579.
583. 592. 601. 608. 612.
614. 630.
Frau Reuschner 578. 580.
Dr. Reyds 363.
Ri (Gen.) 584.
Ri (Rechtsanw.) 606.
Ribalele 170.
Richt 72. 76. 82. 199.
460.
Riefeld 116. 117. 166. 302.
Rihungshang (Wicek) 523.
Rinks, Gert 94. 98.
Rinks, Joh. 301.

Ripke (Miss.) 712.
Risco P. 15. 24. 27. 38.
Ritetgium (Gen.) 583.
Rittauer 84.
Rivingstone, D. 173. 221.
Riyuanhung 581.
Rijunjin 512. 542.
Robengula 278.
Roofs (Prof.) 325.
Rorbeer (Vater u. Sohn)
140.
Rot 266.
Rottering, Gert 243. 254.
Rouis (Miss.) 518.
Rouis Philipp, König 52.
Rudolf (Miss.) 256.
Rujungtin (Gen.) 584.
Rungtschinkwong (Gen.) 583.
Rupembe 640.
Ruthe 524.
„Ruth. Kirche in China“
595.
Rutshewitz (Miss.) 612. 617.
619. 622. 623. 625. 627.
Rütthe, Aug. 598.
Ruthe P. 186. 203. 233.

M.

Marß (Miss.) 712.
Marapo 315.
Machato 276. 362.
Mackenzie (Miss.) 712.
Mac Kinley 614.
Madingoane, Joh. 262.
Madima, Joh. 278. 279.
Masabi, Jan 219. 220.
Masiti 649.
Masosa 316.
Magwangware 649.
Mahanzi 673.
Mahoro, Jos. 412.
Maimwald, Miss. 537.
Makapan 228. 232. 248.
253.
Makhato 243. 362.
Makado 232.
Makahane 277.
Makhato, Steph. 277.
Makoarele 243. 276. 277.
Makoetle 236.
Makome 110.
Makscher 218. 219.
Makwale, Pet. 412.
Makwamba 259. 363.
Makwala (Paulus) 412.
Malachas 248.
Malcolm 475.
Maldeninker 84.
Malebo (Jf.) 301.

Malebocho 251. 252. 361.
464. 502.
Malekut 370.
Maleo 184. 208. 210. 216.
217. 221—224. 401.
Malila, Dav. 412.
Maliffela 247. 248.
Malusse 246.
Mami 490.
Mamobolo 266. 269. 369.
Mampuru 265.
Mandshu = Dynastie 521.
532. 568. 616.
Mangoati 245. 250 (= Mat-
lale).
Mankopane 415.
Manjesala 313.
Manjini 311.
Mantladi 220.
Manzke (Miss.) 444. 455.
477. 484.
Mapela (Mankopane) 228.
243—246. 250. 464.
Mapita 315.
Mapoch 217. 221. 222. 232.
236.
Maponja, Jak. 412.
Maponja, Elias 412.
Mapulane 259.
Magina P. 489. 490.
Marajas, Miss. 84.
Maresch 31. 77.
Marbeineke (Prof.) 14.
Marishane 265. 266.
Maritz, Gert 121.
Maritz 440.
Markert (Raff.) 193. 331.
Markötter (Ökon.) 286.
455. 477. 489. 490.
Mars (Miss.) 238. 244. 254.
Maruhn 45.
Masinga 640. 648.
Masuren 84.
Maslebe 246—248. 250.
266. 415. 464.
Maslele 249. 415.
Massemola 264. 265. 402.
Masserumule 221.
Matebele 212. 213. 217.
221. 236. 244—246. 248.
253. 255. 261. 264. 279.
280. 399. 415. 458. 464.
474.
Mathumetse P. 495.
Matiwane 113.
Matjomela, Sal. 315.
Matlale 252.
Matokene 261.
Matone, Joh. 261.

Matſchaba 384.
 Matſchie 262.
 Matſchuſtha 261.
 Matſebandela 276. 277.
 Mattern 58.
 Matthäus 279.
 Matthiae 27.
 Mattner (Miſſ.) 707. 712.
 Maſat (Miſſ.) 84. 428.
 Maubame 261. 262.
 Maubame, Rob. 262.
 Maydorn P. 188.
 Mbafji 644. 645. 646. 712.
 Mbejela 640. 650.
 Mboni 312.
 Mbunge 166. 305. 409.
 Mdimiſjo 481.
 Mditſchew 167.
 v. Meding, Frl. 272.
 Mei, Jak. 484.
 Meinecke 193.
 Dr. Meinhof (Prof.) 333.
 350.
 Meinhof 76. 77. 81.
 Meinhof (Sup.) 342.
 Meinhof, Frl. 429.
 Meinhold (Sup.) 178. 179.
 Meifter (Miſſ.) 279.
 Melchiſedek 253.
 Mennoniten 85.
 Menſche 22.
 Menzius 581.
 D. Merensky, A. 70. 173.
 174. 178. 185. 187. 196.
 199. 205. 207. 214—216.
 218—221. 223—225. 233
 bis 236. 238—241. 322.
 323. 326. 327. 330. 338.
 348. 350. 352. 354. 363.
 403. 459—461. 480. 496.
 633. 634. 640. 652. 664.
 667.
 Merensky d. j. 408.
 Merere 652. 667.
 Meſſer 7.
 Methodiſten 290.
 Meyer, Karl, Miſſ. 285.
 299. 300. 366.
 Meyer 297.
 Meyfarth 97. 98. 104.
 Meyhofer (Farmer) 695. 706.
 Miauſe 518. 538. 593.
 Michaelis, v. 28.
 Michau 471.
 Miles, Rich. 161. 293.
 Milies 217.
 Mill 572.
 Minkner (Miſſ.) 407. 425.
 456.

Mittellſtadt, v. 79.
 Mittellſtedt, v., Frl. 178.
 Miya (Evang.) 486.
 Mikakonjeke 316.
 Mkhudu 262. 263.
 Modipane 246.
 Moditi, Job. 266.
 Moithe, Jſ. 294.
 Molebeledi 257. 260.
 Moletsche 250.
 Moloto 252. 253.
 Monjeboi 252.
 Monomotape 280.
 Moperi 301.
 Morachi, John 257. 262.
 263.
 Moreoane 370.
 Moroka 301.
 Moſcheſch 99. 209. 232. 245.
 246.
 Moſchütz (Miſſ.) 242. 245.
 254. 256.
 Moslem (Muhamedaner)
 126. 320. 657. 683. 685
 bis 687. 689. 690. 695.
 709.
 Moſelekatſi 211. 213. 219.
 279.
 Maſſchaki, Jak. 248. 370.
 Mothipudiam, Steph. 413.
 Moſſchatschi (Königin) 108.
 232. 261. 271. 357. 361.
 414.
 Moſſchatschi (Hauptl.) 125.
 Moſſchere 250.
 Möller (Gym.-L.) 323.
 Mönnig (Handw.-M.) 161.
 Mpanda 121. 122. 124.
 Mpafu 362.
 Muakaleli 641.
 Muakarobo 641.
 Muakatungila 634. 644.
 Muangi 120.
 Mubi 315.
 Murrey 471.
 Mühlmann 34. 38. 56. 57.
 143. 146. 147. 149.
 Mühler, von 197.
 Mülke 161. 292.
 Müller (Joh.) 355. 557.
 627.
 Müller (G., Miſſ.) 368.
 397. 406. 407. 472. 492.
 Müller (R. J., Mar.-Pf.)
 580. 568.
 Mweihoho 646.
 Mwamafungubo 644—646.
 Mwandjabala 646.

N.

Nachtigall (Miſſ.) 224 bis
 426. 242. 258. 259. 263.
 Nagel P. 33. 81.
 Nagel, Eij., Schweſter 511.
 Napoleon I. 698.
 Nathanael 95.
 National Lutheran Council
 589.
 Natter 440.
 Nauhaus, R. (Miſſ.-Sup.)
 187. 238. 302. 303. 401.
 428. 490. 633. 644. 646.
 663. 671. 688. 707. 710.
 712.
 Frau Nauhaus 708.
 Ndenbgereko 655.
 Neander, A. (Prof.) 5. 8.
 14. 23. 24. 36. 40. 63.
 90. 177.
 Nees van Eſenbach 33. 68.
 Neitz (Miſſ.) 279.
 Neizel (Miſſ.) 171. 309. 313.
 317. 405.
 Nek, van, Wilh. 301.
 Natla, Sarah 250.
 Neuberg (Miſſ.) 652. 678.
 679. 703. 705. 712.
 Neumann, Elij. (Schw.)
 428. 539. 573.
 Neumann (Miſſ.) 509. 510.
 Newadi 308. 315.
 Ngela 648. 649.
 Ngtenſuk 530.
 Ngwana 113. 124. 308.
 Niemann P. 199.
 Niemeyer (Prof.) 132—134.
 Nies (kath. Miſſ.) 615.
 Niklas (Dompr.) 434.
 Nikolajſon 7.
 Njakjuſa (= Ronde) 634. 660.
 Nlamde 109.
 Nodade 312.
 Nomana 166. 305.
 Nonkaufe 112.
 Nordbaſuto 246.
 Northey (Gen.) 699. 700.
 702.
 Normeger 392. 397. 487.
 595. 596.
 Rösgen 7.
 Ntjwahlana 490.
 Nxamxa 305.
 Nyſländer 7.

O.

O'Brien 468.
 Old Debeers Comp. 298.
 299.

Dr. Olsp 357.
Dr. Olshausen (Prof.) 83.
Oppermann, Adam 96. 293
bis 295. 298. 457. 462.
463.
Oppermann, Fred. 96. 293.
294.
Oppermanns (in Joar) 284.
Orlam 100. 163. 208. 253
bis 256. 276. 373. 376.
406. 456. 463. 465.
Ortlepp 26.
Otto v. Bamberg 78.
Ovambo 142.
Dr. Ohler 350.
Ohlke I u. II 428. 679. 707.
712.
Dr. Ohme 668. 695. 697.
704. 705.

P.

Pacalt 7.
Palm 5.
Pahari 138.
Pakendorf (Miss.) 455. 461.
468. 475. 481. 486. 489.
Pangwa 638. 641. 651.
660. 708.
Papke (Miss.) 428. 712.
Parisius P. 130.
Parisius, P. 199.
Parisius (Miss.) 250.
Pato 109.
Patuschka 434.
Pauli (Miss.) 317. 403. 486.
Paulus (Apostel) 450. 457.
Paum (Miss.) 284.
Pedi (Bapedi) 212. 218.
219. 240. 244. 258. 265
bis 267.
Pehmöller (Miss.-Sup.) 32.
39. 55. 71. 95. 101. 105.
115. 116. 128. 129. 132.
181. 186.
Pensel 18.
Petersen P. 83.
Petri (Miss.-Insp.) 197.
Petrich (Sup.) 76. 181. 337.
Petrick (Miss.) 301. 409.
474. 526.
Pfittner (Sup.) 317.
v. Pfuël (Gen.) 22.
Plath (Miss.-Dir.) 90. 175
bis 177. 190. 196. 197.
200. 352.
Du Pleffis 471.
Pokoane 264.
Polzenhagen 76.
Pondo 108. 113.

Pondomisi 108.
Portugiesen 104. 698. 700.
701.
Poffelt, Wilb. (Miss.) 38.
57. 116. 118. 124—126.
130. 134. 169. 172. 182.
185. 187. 190. 309—311.
313. 317. 405. 407.
Poffelt, Otto 244.
Poffelt, Karl 309.
Poffelt, Joh. 311.
Postel (Sup.) 73.
Potgieter, H. 213.
Prätorius, A. 121. 213.
214. 227.
Prätorius, M. W. (Präf.)
214. 226. 234.
Prätorius, Wyland 294.
Preller (Cand.) 355.
Preller, G. 492.
Presbyterianer 596. 603.
607. 617. 618. 620. 628.
Priebusch (Miss.) 707—709.
712.
Prietsch (Miss.) 103. 104.
164. 172—174. 285. 285.
286.
Prince, von (Hauptm.) 648.
Prinsloo, Jak. 290.
Pritsche, Miss. 514. 516.
519. 520.
Prozesky, Aug. (Miss.) 83.
309. 315. 316. 365. 368.
404. 464. 489.
Prozesky, Karl (Miss.) 83.
387. 289. 405.
Prozesky, Chr., Miss. 455.
464. 484.
Prozesky, O., Miss. 481.
Pröck (Miss.) 84. 706.
Prüfer 32.
Pudumo, Jon. 263.
Putini 170. 308. 312 bis
314.
Puttkammer, v. 178.
Punti 507—509. 513. 517.
520. 534. 540—542. 545.
547. 553. 573. 575. 577.
578. 587. 592. 593. 613.
614.

Qu.

v. Quast 16. 72.
Quehl 69.
Quistorp 194. 195. 200.

R.

Radloff (Miss.) 102.
v. Radowits 13.
Ragoſky P. 82.

Rahn P. 49. 76.
Rakoma P. 499.
Ralovimba 243.
Ramopudu, Jos. 233. 401.
495.
Ranke P. 31.
v. Rappord 3. 82.
Rapuska 480.
Rathmann 191. 192. 333.
Rathsburg 341. 402.
v. Raumer (Min.) 14.
Rechenberg 139.
Reben, Gräfin 76.
Regler (Miss.) 244. 252 bis
254.
Reichardt 7.
Reimer, Schwester 591.
Rein, W. (Miss.) 38. 117.
165. 303. 305.
Reiniger (Miss.) 527. 530.
541.
Reinicke 21. 27. 28.
Reinsch 590.
Reisig (Miss.-Cand.) 428.
588.
Renner 7.
Rensenburg 219.
Retief, Piet 121. 213.
Reuß, Fürst 76.
Reuter, Fr. (Miss.) 244. 272
bis 274. 361. 415. 415.
449. 498.
Reuther (Miss.) 136—138.
Rhein (Miss.) 527. 535.
Rhenius 7. 85. 133.
Rhoden, v. 145.
Rhodes, Cecil 278—280.
298. 359. 399.
Richter (Miss.-Insp.) 55.
145.
Richter (Miss.) 246.
D. Richter, Jul. (Prof.)
333. 350. 351. 386.
Riedel 7. 58.
Ringeltaube 76.
Ringhardt 625.
Ritschl (Bisch.) 39. 78.
Ritter, Karl 11.
Rocholl P. 86.
Rohde P. 130.
v. Rohr (Präf.) 191. 202.
520.
Roos, Tillmann 467.
Rosenbahn (Miss.) 712.
Röttig P. em. 355.
Ruden 58.
Dr. Rummel u. Frau 428.
429. 592. 601. 614.
Russen 112.

Rückert 6. 15. 18. 21. 26.
58—60. 73.

S.

Sachse (Miss.) 225. 243.
261. 262.
Salzmann (Miss.) 101. 162.
Salzweibel (Eischl.) 705.
Samešky 194.
Samuel (Helfer) 278.
Sander (Miss.) 455. 496.
Sandile 109. 304.
Sandrock (Miss.) 360. 386.
410.
Sangu 638. 640. 647—649.
651. 652. 660. 698.
Santals 138.
Sapper 439.
Satz 7.
Saubersweig P. 82.
Sauer, Räte, Jrl. 622.
Saul 261.
Schammer (Sup.) 342.
Schede (Geb.-N.) 147. 190.
192. 203. 520.
Scheele, von, Gouv. 648.
Scheffler (Miss.) 84. 400.
406. 455.
Scheibel P. 73.
Schenk 169.
Schier P. 356.
Schintafui 561. 575.
Schirge (Miss.) 706. 712.
Schirnding, von 3—5. 27.
Schlatte 77.
Schleiermacher 2. 62. 63.
Schlickmann, v. (Prof.) 147.
192.
Schlieffen, Gräfin 70.
Schlömann, H. (Miss.) 247
bis 249. 401. 402. 415.
456. 466. 467. 471. 472.
474. 492.
Schlunk (Jul.) 193. 194.
331. 333. 340. 341. 385.
425.
Schlunk, Martin 546. 578.
Schmelen 7.
von Schmeling 72.
Schmidt, Bernh. 7. 134.
Schmidt (Raufm.) 21.
Schmidt, Jos. (Miss.) 25. 26.
91. 99.
Schmidt, August (Miss.) 38.
104. 187. 284. 291. 325.
381. 404—406.
Schmidt, Saubersweig 160
325. 327. 352. 365. 381
bis 384. 392. 403. 472.

504. 511. 521. 525. 543
bis 547. 551. 557. 572.
578. 598. 622—624. 630.
655.
Schmidt (Tuchm.) 164.
Schmidt, Elias (Raufm.)
285. 405.
Schmidtthals P. 342.
Schmogro P. 344.
Schnarre 7.
Schneckenburger (Prof.) 178.
Scholz (Miss.) 116.
Scholz (Miss.) 527. 530. 557.
559. 585. 624. 627.
Frau Scholz 573.
Schönberg-Waldenburg,
Fürst 16.
Schöne (Miss.-Insp.) 328.
355. 419. 428.
Schöniger, Räte, Schm. 428.
429. 591.
Schottische Missionen 384.
659. 690. 711.
Schramm (Miss.) 583. 586.
612.
Schrenk, Elias 422.
Schreyvogel 5.
Dr. Schröter 668.
Schubert (Raufm.) 193.
Schubert (Miss.) 246. 247.
253. 409.
Schumann (Miss.-Sup.) 160.
169. 309. 313. 404. 428.
633. 651. 663. 671. 711.
712.
Schultheiß (Miss.-Sup.) 37.
39. 57. 71. 103. 116. 117.
129. 130. 132. 156. 169.
181. 186.
Schultz, Benjamin (Sem.-
Oberl.) 79.
Schulz, Chereje, Jrl. 79.
Schulze P. 147. 148. 190.
323.
Schulze, Siegm. (Rons.-N.)
342.
Schulze (Sup.) 344.
Schulze (Erich) 657.
Schulz, Dav. (Prof.) 73. 78.
Schulze, Louis (Miss.) 137.
138. 141.
Schulze P. 191.
Schulze P. 200.
Schüler (Miss.-Sup.) 459.
477. 663.
Schüttge 32. 33. 35. 54. 68.
143.
Schwarm (Miss.-Cand.)
428. 586.

Schwarz, J. G. 7. 58.
Schwarzkopff P. 176.
Schwarzkopff P. 176.
Schweibel P. 355.
Schwedische Missionen 392.
397. 425. 487. 595. 596.
624. 628.
Schwellnus, Erdm. (Miss.)
243. 278. 402.
Schwellnus, P. (Miss.) 396.
400.
Schwellnus, Joh. (Miss.)
428. 459.
Schwellnus, G. (Miss.) 455.
Schwellnus, Th. (Miss.) 479.
498.
Schwen, Steph. 305.
Searle 396.
Saboko, Jan 257. 262.
Seele, Jes. 245. 246.
Seiffert 25. 41.
Seiler P. 86.
Sekororo 412.
Sekoto, Andr. 217.
Sekoto, Jan 217. 401.
Sekukuni I: 184. 205. 208.
219—225. 228. 230. 232.
233. 236. 240. 242. 244.
249. 252. 258. 263. 264.
Sekukuni II. 369. 370.
Sekwati 210. 218—220.
228.
Selape 261.
Sello, Timothy. 255. 261.
269. 270. 282. 382. 413.
Senfft v. Pilsach 3. 27.
Senkel P. 73.
Sepeke 221.
Serote, Abt. 382. 496.
Setlare, James 248. 249.
415.
Settschale 228.
Semuschane, Mart. 220.
223. 224. 244. 255. 267.
282. 382.
Shepstone, Theoph. 124. 230.
Siegle 156.
Sikali 125. 315.
Sintenis 86.
Skandinavier 600.
Smith 96.
Smuts (Gen.) 441. 442. 466.
467. 469. 471. 697—700.
702.
Snethlage 24. 33. 68.
Dr. Solf 425.
v. Sommerfeld 10. 15. 23.
27. 28.

Sonntag, Chr., Miss. 84.
251. 252. 361. 370. 410.
414. 457. 458. 479.
Sotbo (Wassuto) 217. 235.
249. 250. 256. 257. 261.
270. 302. 363. 398. 403.
413. 415.
Spangenberg (Wisch.) 2. 128.
131. 132. 157.
Spencer 572. 605.
Sperrhaken 7.
Speyer, Frl. 573. 587.
D. Spiecker (Präf.) 332.
Spieß (kath. Wisch.) 691.
692.
Spittler 27. 141.
Sprömberg 18.
Srili 115.
Stahl (Drof.) 13. 23. 64.
132.
Frau Stahl 70.
Stanley, H. 180.
Stech 243. 251.
Steffen P. 28.
Steffens (Prof.) 73.
v. Stein, Frl. 70. 102.
Steuer, Frl. 538. 539. 573.
591.
Stier 700.
Stobwasser (Miss.) 141.
Stock 33.
Stolberg, Graf Cajus 3.
Stolberg, Graf Ferdinand
73. 75.
Stoll (Miss.-Sup.) 55.
Stosch, Graf 3.
D. Stöcker 333.
Straube P. 176.
Strauß, Hofpred. 14. 24.
36. 51.
Strecker, Frl. 622. 623. 626.
627.
Streit (Miss.) 459.
Strobel (Handw.-Miss.) 117.
161. 168.
Strümpfel 33.
v. Studt 333.
v. Stutterheim (Gen.) 167.
Styx, Maj. 702.
Suaheli 634. 656. 660. 661.
684—687. 707. 709. 711.
Sulu 105. 106. 108. 113.
118. 119. 122—124. 208.
210—214. 219. 243. 306
bis 309. 311. 313. 315.
317. 366. 380. 403. 407.
457. 464. 486. 487. 491.
Sungatsen 533.
Supper 7.

Südafrikaner (polit. Partei)
442.
Südbasuto 245. 246.
Swarts 290.
Swasi 108. 121. 173. 174.
210. 214. 215. 222. 230.
259. 459. 481. 497.
Sziwane 302. 305.

T.
Tafel 705.
Tandala 642.
Tang 579.
Tangtschijao 584.
Tauscher P. 35.
Taylor, Hudson 504.
Tekisbo 294.
Tembu 108. 111. 113.
Tennison 290.
Tesmer 22. 25. 32.
Thadden, von 3. 12. 77. 81.
Theodor, König v. Abess.
141.
Theremin P. 15. 24. 51.
Thiele, von 23.
Tholuck (Prof.) 14. 63. 64.
85. 86. 143. 144.
Thor 645.
Thorele 243.
Thakale 223.
Tois 117.
Tois (Minister) 247.
Tolo ea ndu 243.
Tombeur (Gen.) 699.
Toto 167.
Tomejane 218.
Töpper (Miss.) 620. 623.
627.
Traue 41.
Trendk, von der 31.
Trettin (Miss.) 591.
Triasgesellschaft 532. 533.
537. 560. 568. 572. 577.
Trichardt, Louis 219. 362.
Trümpelmann d. ä. (Miss.)
238. 243. 251. 294. 382.
398. 403. 404. 479. 516.
Trümpelmann d. j. 370. 399.
Tschaka 113. 119. 120. 121.
124.
Tschaneji 516.
Tschangane 249.
Tschangtschitung 523. 564.
Tschewasse 243. 276. 362.
Tschilipartei 582.
Tschingyin yui P. 537.
Tschun, Prinz 568.
Tseka 264.
Tsihi 279.

Tsubsi, Kaiserin v. China
523. 568.
Tuke 402.
Tulare 218. 219.

U.

Ulbrich 5.
Umbalo 313.
Umbandine 480.
Umhlakasa 112. 167.
Umhala 114. 117.
Umlandtschein 111.
Umsila 243.
Umwazi 216. 480.
Umtjuli, Elias 315.
Unger, von 148.
Universitäten-Mission 710.
Unkwadi 707.
Unxela 111.
Uttendörfer 128.

V.

Vakharanga 278. 399.
Vahlbick (Miss.) 514. 516.
Vaterlands-Stiftung 595.
Vbatarhatindi 478.
Viktoria, Königin 486.
Vogel P. 344.
Voget, R.-Schwester 428.
622. 623. 627.
Vogt (Miss.) 589. 612.
Vorberg P. 177. 191.
Voskamp, C. J. 333. 425.
426. 526. 530. 543. 579.
617. 623. 626—628. 630.

W.

Wagner, J. W. 85. 144.
Wahl (Miss.-Cand.) 428.
588.
Wahle (Gen.) 699. 700.
Wallmann, J. Chr. 33. 54.
57. 68. 85. 142—149. 152
bis 161. 163. 169. 172
bis 176. 182. 187. 190.
203. 214. 308. 325. 408.
516.
Walter (Miss.) 367. 406.
428. 480.
Wang (Phil.) 542.
Wangemann (Miss.-Dir.)
36. 42. 64. 158. 177—189.
194. 195. 198—202. 205
bis 207. 226. 235. 237.
238. 242. 250. 254. 255.
261. 263. 264. 267. 272.
274. 278. 283. 284. 286.
293. 303. 306. 308—311.

314. 315. 317. 319. 321
bis 323. 329. 330. 338.
342—344. 352. 376. 381.
382. 385. 386. 392. 404.
405. 408. 416. 417. 459.
461. 463. 516. 520. 525.
632.
Wannags (Miss.) 586.
D. Warnock, G. 145. 176.
188. 322. 326. 337. 342.
343.
Warschuski P. 85.
Wartensleben, Gräfin 81.
Wasarano 653—656.
Watkins (Miss.) 266.
Weber, A. (Abt) 693.
Wedemeyer (Landw.) 417.
495.
Wedepohl (Miss.) 279. 400.
Weichert (Miss.-Insp.) 329.
330. 346. 349. 350. 419.
421. 422. 428. 432. 433.
436.
Dr. Weise (Miss.) 429. 612.
Weiß (Miss.) 589.
Weisse Väter 691. 702.
Weitbrecht (Miss.) 136.
Welker, R. Fr. 573.
Weltsch (Miss.) 663. 712.
Wenda 243.
Wenden 76.
Wendland (Miss.-Insp.)
197. 322. 324. 327. 348.
525.
Wesleyaner 114. 173. 266.
318. 360. 382. 384. 391.
452. 475. 480. 486. 502.
Wessel 294.
Westafrikaner 441.
Westermann (Prof.) 333.
Westländer 595.
Westphal (Malermstr.) 22.
28. 191.
Westphal (Major) 194.
Westphal (Miss.) 297. 366.
404. 408. 478. 492.
Westmann (Miss.) 369.
Wichern, J. S. 52. 64. 128.
151.
Wiegel 168.
Wild 177.
Wilde (Miss.-Insp.) 327.
328. 348. 352. 355. 381.
385. 386. 389. 390. 392.
397. 419. 427. 438. 485.
609. 610.
Wilhelm 7.
Wilhelm II. 334. 352. 652.
Wilke (Sup.) 204.
Wilson 163.
Windisch (Miss.) 491.
Winter 35. 97. 132.
Winter, C. (Gärtner) 163.
Winter (Miss.) 205. 238.
244. 264. 267. 268. 282.
Winter, P. (Miss.) 300.
Wisemann, von 634.
Wittteyn 284.
Wodan 645.
Wohlgemuth (Th.) 84. 537.
575. 582. 586. 612.
Wolfeley (Gen.) 308.
Wonkong fuk (P.) 542.
Worms (Miss.) 655.
Wuras (Miss.) 38. 95—97.
130. 156. 292. 293. 404.
408.
X.
Xatifa P. 461.
Xosakaffern 105. 106. 108.
bis 114. 117. 208. 248.
304. 306. 307. 380. 390.
416. 490. 491.
Y.
Yuanfchikai 523.
Yule (Gen.) 365.
Z.
Zai 627.
Zahn (Sem.-Dir.) 31.
Zahn, Ad. P. 77.
Zeglin 76.
Zehnel (Miss.) 537.
Zelewski, von 648.
Zeller (Insp.) 25. 32.
Zentralauschufs für J. M.
433.
Zernick (Miss.-Insp.) 430.
Zerwick (Miss.) 96. 97. 294.
Zestermann 346.
Zieger (Miss.) 624. 625.
Ziegler P. 55. 91.
Ziemann 140.
Ziethe P. 148. 191.
Zimmerling (Miss.) 527.
541. 589.
Zimmermann (Miss.) 84.
454. 455.
Zinzendorf 128.
Zunckel (Miss.) 38. 87. 169.
309. 311—313. 405. 407.

Register der Ortsnamen.

A.

Apjesriver 260.
 Asavogelberg 290.
 Albertorn 702.
 Abessinien 141.
 Adamshoop 293. 295. 298.
 301. 302. 366. 404. 409.
 557. 558. 562.
 Adlig-Göthhofen 84.
 Afrika 91. 104. 107. 109.
 112. 119. 158. 173. 180.
 202. 239. 249. 272. 281.
 338. 399. 414. 449. 460.
 466. 517. 525. 632. 638.
 665. 702. 704.
 Ahmednagar 706.
 Algoabai 93. 113.
 Alival-South 290.
 Allenburg 84.
 Allenstein 433.
 Alsleben 54. 86.
 Altenweddingen 200.
 Altmalchow (Kr. Schlame)
 433.
 Altmark 191. 332.
 Altruppin 171.
 Alt-Sellen 84.
 Amajubahill 230. 365.
 Amalienstein 55. 98. 102
 bis 104. 125. 152. 157.
 160. 163. 164. 173. 193.
 281. 283—285. 287—289.
 291. 296. 325. 339. 377.
 381. 404. 405. 456. 477.
 485.
 Amangwane (Okation) 407.
 Amatoleberge 109. 111. 114.
 Amerika 72. 431. 436. 589.
 628.
 Angermünde 342.
 Anhalt - Schmidt 84. 164.
 277. 283. 285. 286. 291.
 404. 455. 456. 485.
 Anklam 77.
 Arkona (Miss.-St.) 219.
 244. 265. 268. 281. 402.
 413. 479.
 Arnstadt 177.
 Arnswalde 514.
 Arien 90.
 Assam 135.

Auras 341.
 Australien 439. 632.
 Ägypten 84. 571. 706. 709.
 Äquatorialküste 683.

B.

Baden 34.
 Bahn 79.
 Balmoral 367.
 Bandekow 188.
 Bandelierskop 367.
 Bapediland 267. 268. 402.
 403. 459. 497.
 Barberton 227. 258.
 Barbary 2.
 Barmen (und Barmer
 Miss.) 11. 19. 31. 44. 45.
 54. 55. 57. 83. 89—91.
 131. 145. 146. 148. 149.
 158. 159. 174. 203. 318.
 433. 505. 509. 510. 517.
 518—521. 524. 534. 543.
 576. 577. 580. 596. 601.
 613.
 Baschiff. 125.
 Basel (und Basler Miss.)
 9. 16. 17. 19. 62. 72.
 83. 86. 89. 133. 135.
 170. 202. 203. 206. 331.
 350. 505. 510. 517. 519.
 520. 529. 532. 542. 576.
 580. 596. 601. 609. 613.
 683.
 Bassohadi 248.
 Bassutoland 173. 314.
 Batlakpu 534.
 Bautzen 704.
 Bawendaland 200. 244. 268.
 275. 276. 341. 345. 356.
 369. 393. 402. 414. 458.
 459. 477—479.
 Bayern 118.
 Beaconsfield 162. 296. 298.
 300. 301. 360. 404. 408.
 446. 491.
 Beaufort-West 92. 101.
 Beeskow 68.
 Beiersdorf 65. 72. 82.
 Belgard 79. 188. 323.
 Belgien 424.

Belzig 68. 337. 345.
 Benaland 637. 648. 664.
 665. 668. 670. 674. 700.
 704. 710—712.
 Benares 88. 136.
 Bengalen 136—138.
 Bergville 416. 486.
 Berlin (u. Berliner Miss.)
 1. 2. 4. 7. 9. 10. 12. 13.
 16—19. 28. 40. 43. 45.
 48. 50. 53—55. 68. 70.
 74. 77. 83. 90. 95. 102.
 114. 115. 139. 143. 148.
 149. 151. 152. 155. 156.
 158. 174. 175. 177. 180.
 181. 184. 189. 193. 197.
 201—204. 241. 244—246.
 252. 253. 256. 258. 259
 bis 261. 264. 265. 267.
 269. 279. 283. 286. 287.
 289. 290. 293. 299. 300.
 308. 310. 316. 317. 321
 bis 325. 327. 329. 331.
 334—336. 338. 340. 342
 bis 354. 356. 360. 364.
 365. 371. 376. 380—382.
 386. 390—392. 394—396.
 399. 400. 402. 404. 407
 bis 409. 415. 416. 418
 bis 420. 422. 424. 426.
 427. 429—431. 433—436.
 443. 444. 448. 451. 453.
 454. 457. 459—462. 465
 bis 467. 471—473. 475.
 477. 479. 480. 491. 492.
 497. 504. 505. 508. 509.
 511. 514—521. 524—526.
 529. 530. 534. 537. 538.
 540. 541. 543. 544. 549.
 553. 556. 560. 567. 568.
 572. 574. 576. 577—580.
 582. 587. 589. 591—593.
 595. 596. 599—602. 607.
 608. 610. 611. 613. 616
 bis 618. 620. 624. 627.
 628. 630—632. 634. 641.
 645. 648. 649. 651.—654.
 656. 658—662. 664. 667.
 669. 674. 675. 682. 683.
 691. 692. 695. 697. 698.
 702—704. 706—713.

Berlin III (Ostafr. Miss.) 632. 653.
 Berlin (Afrika) 167. 360. 490.
 Bern 177. 178.
 Bernau 434.
 Bethanien (Berl. Miss.-St.) 39. 93. 95—97. 101. 116. 117. 124. 127—129. 156. 161. 163. 205. 281. 291—293. 295. 300—302. 360. 366. 377. 398. 404. 407. 408—410. 472.
 Bethanien (Hermannsb. St.) 415.
 Bethany 312. 366. 403.
 Bethel (bei Viefelfeld) 653. 673. 702.
 Bethel (Miss.-St.) 114. 117. 165—167. 303—305. 404. 455. 489—491.
 Bethesda (Hongkong) 541. 545. 591. 592. 599.
 Beuggen 50.
 Bhagalpur 138.
 Biafrabucht 209.
 Viefelfeld 347. 653. 654. 656.
 Bielmwiese 188.
 Biggerberg 310.
 Birnbaum 420.
 Bifchofskruis (Miss.-St.) 341.
 Bismarckburg 700.
 Bitterfeld 164.
 Blantyre 703. 705. 706. 710.
 Blaueberg (Miss.-St.) 243. 251. 252. 410. 411. 444. 458. 463—465. 612.
 Blaueberge 251. 361.
 Blauekranzfluf 170. 308. 312.
 Blönsdorf 185.
 Bloemfontein 160—163. 300. 301. 391. 404. 448. 491.
 Bobididi 249. 415.
 Bocca Tigris 506. 507. 454. 601.
 Bodum (Ufr.) 411. 458.
 Boksburg—North 402.
 Bolubedu 108. 261. 271. 272. 274. 361. 413. 414.
 Bomft 82.
 Bonjai 278. 279.
 Bonn 11.
 Boompplaats 96. 213.
 Borneo 602.
 Boshoek 233. 257.
 Bothas Hill 311.

Botlokoa 270.
 Botfchabelo 193. 233—235. 237—239. 241. 242. 249. 258. 262. 263. 269. 270. 281. 282. 322. 339. 368. 369. 377. 386. 391. 393. 396. 397. 400. 401. 410. 456. 458. 472. 475. 476. 493. 495. 496.
 Brandenburg (Prov.) 57. 66. 72. 85. 188. 189. 337. 342. 343. 351. 420. 461. 658. 674.
 Brandenburg (Ostpr.) 84.
 Brandt (Miss.-St.) 653.
 Braunschweig (Ufr.) 167.
 Breibach 167.
 Breitung 186. 189.
 Bremen (u. Bremer Miss.) 7. 45. 180. 683.
 Bremersdorp 481.
 Breslau 5. 45. 49. 68. 73. 457. 633.
 Britifch - Raffraria 111. 164. 169. 208. 302. 365. 380. 384. 389. 391. 456. 459.
 Britifche Kolonien 424. 439. 591. 698.
 Britifch - Naffaland 698. 700. 709.
 Britifch - Otafrika 698. 705.
 Britifches Reich 439. 445. 447. 614. 711.
 Britifch - Südafrika 698. 699.
 Bromberg 434.
 Bronkhorft Spruit 230.
 Bröskersfelde 85.
 Brumby 344.
 Brunsbüttelkoog 706.
 Buandji 658. 666. 700.
 Bulongwa 641. 673. 696. 712.
 Buluwayo 399.
 Bunzlau 73.
 Bupangwa 642.
 Burenftaaten 358. 359. 361. 363. 364. 373. 399. 439. 440.
 Bufchfeld 362.
 Bufchmannpaf 314.
 Büffelfluf 167.
 Büffelrivier 287. 288.
 Büffelsdriift 290.
 Büffelskloof 290.

C.

Calkutta 251.
 Caledonfluf 209.

Callies 188.
 Camin 77. 79. 81. 177. 178. 196.
 Campbellsdorf 99.
 Caffel 89.
 Catriver 113.
 Celebes 7.
 Cenju 490.
 Charlottenburg (Ufr.) 167.
 Chäfi 619. 623.
 China 7. 82. 89. 90. 142. 151. 201. 279. 319. 325. 326. 328. 339. 346. 347. 392. 423. 428—430. 433. 436. 504—506. 509. 511. 512. 515—517. 519. 521 bis 523. 525. 532. 540. 543. 544. 546—549. 550. 555. 556. 559. 562—564. 568. 570. 571. 574. 578 bis 582. 587. 589—592. 598. 600. 605. 612—616. 622. 626. 631.
 Chriftiana 301.
 Chriftianenburg 126. 160. 169—171. 308. 309. 311. 313. 316. 367. 405. 444. 455. 464. 475.
 Colenso 366.
 Coffar 323.
 Cottbus 323. 342.
 Crans 710. 711.
 St. Crifchona 141.
 Cumakale 114. 304.

D.

Dabaudau 619. 623. 625. 628.
 Daber 433.
 Dafalun (Tao hua luen) 600.
 Dahme 203.
 Dakka 137.
 Danzig 5. 33. 45. 85.
 Dänemark 133. 436. 505.
 Daresalam 204. 633. 653 bis 656. 664. 667. 673. 683. 684. 691. 695. 696. 698. 699. 706—709.
 De Ur 288. 485.
 Deep 77.
 Delhi 135.
 Demmin 177.
 Derben 251.
 Derhow 323.
 Deffau 286.
 Deutsche Kolonien 319. 320. 340. 346.

Deutsches Reich 180. 319.
321. 594. 608. 632.
Deutschkrona 434.
Deutschland 17. 45. 51. 101.
129. 134. 139. 164. 170.
173. 180. 238. 249. 267.
290. 297. 365. 366. 368.
408. 419. 453. 454. 457.
460. 469. 492. 505. 514.
541. 557. 589. 590. 612.
615. 616. 627. 628. 634.
640. 651. 696. 704. 706.
Deutsch-Neuguinea 204.
Deutsch-Ostafrika 201. 205.
279. 319. 325. 326. 329.
339—341. 345—347. 352.
355—357. 399. 403. 428.
429. 441. 446. 459. 460.
490. 491. 525. 544. 545.
572. 591. 592. 599. 632.
633. 641. 653. 656. 657.
660. 661. 668. 669. 673.
681. 684. 695. 698. 702.
705. 707—709. 711.
Deutsch-Südwestafrika
142. 319. 415. 441. 446.
469. 483.
Diamantfeld 229. 230.
Dirschau 434.
Dobrilugk 3. 4.
Dodoma 699.
Doornfontein 294.
Doornhoek 257.
Doornkop 410. 493.
Doornkraal 101.
Douglas 301. 366. 409. 477.
491.
Drakenberge 118. 120. 121.
123—126. 173. 174. 208.
209. 211. 213. 216. 307.
bis 309. 312—314. 366.
403. 407. 412. 459. 464.
465.
Dresden 2. 31. 45. 150.
Drosedom 77.
Dschudschöng 620. 624. 625.
630.
Dschutongau 530—533. 553.
570. 573—575. 585. 586.
630.
Dutherom 286.
Duivelskloof 499.
Dundee 365. 487.
Dunqien 620.
Durban 118. 121. 126. 171.
308. 309. 315. 381. 390.
443. 464. 482.
Dwars in de Weg 287.
Dzada 243.

E.

East London 167. 390. 404.
490.
Edendal (Prätorio) 256.
257. 401. 451.
Edendale (Pietermar.-B.)
174.
Edinburg 114. 205. 350.
354. 424. 451.
Eisleben 325.
Elandsfluß 261.
Elandsfontein 257.
Elberfeld 45.
Elbing 434.
Eliim 367.
Ellenau 185.
Elwertskraal 290.
Emangweni 84. 171. 308.
309. 313. 314. 316. 317.
366. 405. 477.
Embetelmeni 481.
Endijeni 302. 303. 305. 490.
Emdumangeni 305.
Emmaberg 649. 708.
Emmaus (Rafferl.) 114. 117.
165. (vgl. Wartberg).
Emmaus (Natal) 117. 125.
126. 169—171. 308. 309.
311—314. 366. 397. 398.
403. 405. 407. 416. 435.
475. 476. 486. 487.
Ems 175.
Engkoba 465. 487.
England 122. 133. 230. 251.
307. 319. 358. 359. 423.
424. 453. 475. 486. 505.
523. 527. 581. 632. 633.
653. 698.
Erasmusdam 314.
Erdeborn 325. 344.
Ermelo 367. 369. 403. 480.
497.
Etembeni 302. 303. 305.
456. 490.
Etigweni 487.
Eureka 485.
Europa 289. 359. 505. 506.
534. 563. 564. 605. 636.

F.

Fajzabad 139.
Falkenhagen 176.
Fanlokong 553.
Fayen (Stadt u. Kreis) 511.
512. 517. 521. 524. 535.
bis 535. 542. 544—546.
553. 554. 578. 599. 602.
604. 605. 608. 613.

Finstertal 33.
Frankfurt a. M. 90. 433.
Frankfurt a. O. 50. 72. 144.
189. 419.
Frankfurt (Afrika) 167.
Frankreich 446. 483. 505.
523. 563. 570.
Fransche Hut 104. 114.
Fredericksnagar 134.
Freundschaftsinseln 52.
Freiburg 433.
Freystadt 50. 73.
Friedenau 430. 433.
Friedersdorf 457.
Friedland 203.
Friedrichshain 194.
Friedrichslohra 50.
Fuidjschu 528. 530. 531. 553.
570. 572. 574—576. 578.
580. 584—586. 599. 602.
Fukien 507. 585.
Fumui 512. 528. 529. 531.
542. 575. 585. 594. 599.
602. 605.
Fürstenau 84. 457.
Fürstenwalde 176. 342. 356.

G.

St. Gallen 77.
Ganges 136.
Gantong 620.
Gardelegen 332.
Garh a. O. 185. 337.
Garz (Ruppin) 189. 199.
342.
Gatsrand 257.
Gawiro 692.
George (Bezirk) 164.
Georgenholtz 200. 243. 276.
277. 341. 402. 477.
Gera 695. 704.
Gerdauen 84.
Gerlachshoop 199. 217. 222.
233. 244. 245. 249. 401.
408. 459. 477. 495.
Gerlachsthal 360. 366. 477.
Gertrudsburg 277. 362. 402.
Gha Pekalekale 242. 243.
253.
Gha Matlakle 242—246.
250. 252. 253. 276. 408.
477.
Gha Ratso 221. 225.
Ghazipur 88. 135—137. 140.
Gilge 84.
Glasgow 114.
Glencoe 365.
Glogau 73.

Glückstadt 18.
Gnadenberg 2.
Gnadental 288.
Godesberg 325.
Goedgedacht 253.
Goldberg 50. 73.
Gonubi 114.
Gonggong 297.
Görlitz 92. 511.
Göttingen 77.
Graaf Ruyt 92. 294.
Gramenz 65. 77. 79.
Graudenz 434.
Grätz 188.
Greifenberg 77. 79. 87. 189.
342.
Greifenhagen 79. 342.
Greifswald 77. 148. 188.
327. 433. 704.
Greytown 304.
Griqualand 229.
Griquatown 296.
Groenfontein 234.
Großer Fischfluß 108—110.
114.
Großer Winterberg 113.
Groß Justin 81.
Groß Tschow 188.
Grünbartau 189. 342.
Guben 50.
Günzenhausen 704.
Gutu 400.
Gumgum 297.
Güllitz 79.
Gütersloh 176. 323.
Gützlaffshagen 65. 81.

H.

Haarlem (Nfr.) 164. 285.
Hafongjiin 540.
Hakkaziani 540.
Hainan 583.
Halberstadt 54. 85.
Halle a. S. 9. 50. 72. 85.
86. 91. 132—135. 143.
144. 160. 166. 175. 176.
200. 326. 332. 342.
Hamburg 45. 91. 180. 250.
354. 433.
Hamburg (Afrika) 167.
Hangdan 541. 587.
Hankau 554. 596.
Hannover 126. 303. 304.
416.
Harrismith 116. 301. 407.
Hartebeesthoek 495.
Harz 356.
Hawaii—Ouf. 542.

Ha Tschewasse 243. 276.
278. 402. 478.
Hebron 98.
Heheland 637. 648. 658.
669. 674. 702.
Heidelberg (Deutschl.) 322.
Heidelberg (Nfr.) 244. 256.
257. 262. 263. 290. 341.
368. 369. 397. 472. 492.
Heinrichau 344.
St. Helena 128.
Helmstedt 200.
Herbertsdale 288. 290. 406.
477. 481. 483. 484.
Hermannsburg 171. 183.
318. 394. 402. 417. 430.
Hermisdorf 356.
Hessen-Rassel 310.
Hexrivier 288. 485.
Hiddensee 327.
Hildesheim 578. 591.
Himalaya 135. 138. 139.
Hindustan 136. 138.
Hinterpommern 81. 200.
Hirschberg 75.
Hochkirch 92.
Hoffental 308. 309. 311.
314. 315. 366. 403. 464.
465. 487.
Hoffental (bei Bernau) 434.
Hoffnungshöhe 654.
Hoffnungstal 351.
Hohensalza 434.
Hohenstein (Graffsch.) 50.
Hoifung 530.
Holbek 290.
Holland 351. 434.
Holzbuschgebirge 228. 244.
268. 269. 271. 361. 363.
393. 404.
Honam 540.
Honan 507. 595.
Hongkong 325. 355. 504.
505. 509—511. 513. 515.
529. 541. 545. 556. 557.
577. 591. 592. 599. 601.
Honningbosch 290.
Honningfontein 257.
Honolulu 522. 602.
Honyen (Kreis) 511.
Hooge Feld 226. 263. 268.
341. 363. 496.
Hoyerswerda 72.
Höngshan 541. 553. 573.
578.
Hsiangkiang 601.
Hunan 506. 538. 572. 595.
596. 601.
Hupeh 595.

I.

Ijang 600.
Ikombe 84. 641. 649. 672.
678. 695.
Ilembula 649. 664. 667.
692. 696. 700. 703.
Isfeld 356.
Immanuelskap 653. 698.
Indien 71. 79. 85. 88. 91.
123. 132—135. 137—139.
141. 429. 538. 705. 706.
Indischer Ocean 104. 118.
120. 268. 271. 279. 634.
Indwe 115. 116.
Inhambane 120.
Inowrazlaw 434.
Inse 84.
Intschange 311.
Iranga 648. 652. 674. 693.
694. 700. 710.
Isandlwana 307. 308. 313.
Islington 7. 135.
Ispringe 69.
Isumba 668. 695. 704. 705.
Italien 120.
Itemba 114. 130.
Itete 712—714.
Ithehoe 432.

J.

Jacobi 649. 650—652.
Jakobsdal 366.
Jakobshagen 79.
Jantzekiang 575.
Japan 428. 523. 563. 564.
572. 581. 582. 615. 616.
704.
Jassow 31. 50. 65. 77. 81.
Jauer 73. 356.
Jaunpur 138.
Java 7.
Jannowitz 323.
Jerusalem 71. 141.
Jindau (Insel) 623.
Jinfa 537. 538. 578. 585.
586. 601. 614.
Johannesburg 231. 232. 244.
256. 257. 259. 359. 386.
393. 401. 402. 404. 411.
443. 447. 450. 482. 491.
492. 497.
Johnstone 703.
Jongmoidsu 561.
Jöngkai 553.
Junfa 528.
Jünnan 484. 485.

R.
 Rachtamba (Geb.) 118.
 Rafferland 101. 109—111.
 114. 116. 117. 124. 126.
 128. 129. 152. 157. 162.
 164. 167—169. 187. 199.
 208. 304. 305. 307. 310.
 311. 384. 387. 389. 397.
 416. 438. 474. 477. 489.
 Ralahari 208. 209. 415.
 Ralifornien 510.
 Ralksloot 261.
 Ralkutta 136.
 Ramerun 204. 424.
 Raminkersfelde 91.
 Rana 301.
 Ranada 439.
 Rangra 139.
 Ranton (Stadt, Prov. f.
 Kwangtung) 84. 202. 431.
 506—508. 513—515. 517.
 518. 521. 524. 527. 533
 bis 535. 538.
 Rap d. guten Hoffnung 209.
 Rapstadt 91. 92. 95. 101.
 113. 127. 128. 129. 130.
 287. 311. 375. 381. 404.
 406. 407. 444. 446. 447.
 452. 454. 477. 482. 484.
 485.
 Rapland (Rapkolonie) 84.
 97. 100. 109—111. 113.
 121. 126. 129. 130. 136.
 141. 152. 163. 166. 187.
 202. 208. 212. 229. 266.
 268. 272. 286. 289. 291.
 296. 365. 373. 379. 381.
 383. 391. 393. 394. 398.
 400. 405. 406. 439. 454.
 456. 465. 473. 474. 477.
 481. 484. 486.
 Rarema 699.
 Raronga 641. 698.
 Raroo 94. 287. 288. 485.
 Rayintschu 508.
 Rärnten 434. 436.
 Reerom (Fl.) 234.
 Rei (Fl.) 109. 111. 112. 114.
 115.
 Reiskamma (Fl.) 110. 111.
 114.
 Reiskammahdek 489.
 Rhalotlolu 219. 225. 226.
 242. 244. 265.
 Rhiischung 528.
 Rhoara 270.
 Riatsnick 84.
 Riangsji 506. 507. 537. 538.
 561. 572. 575. 582. 600.

Riautschou 324. 325. 329.
 428. 530. 544. 545. 573.
 578. 614. 615. 619. 623
 bis 625. 627—630. 695.
 Ribila (Fl.) 635.
 Ridugala 341. 648. 649.
 652. 663. 664. 668. 669.
 684. 688. 695. 697. 700.
 703—705. 708. 712. 713.
 Riel 249.
 Rikambara 650.
 Rikungshan 595.
 Rilimandscharo 699. 702.
 Rilnerton 475.
 Rilossa 699. 700.
 Rilwa 699. 701.
 Rimatong 535.
 Rimberley 162. 287. 296.
 298. 299. 301. 358. 360.
 366. 391. 399. 416. 457.
 476. 491.
 Ringaland 637. 638. 642.
 648. 658. 664. 666. 697.
 700. 712. 713.
 Ringdschi 620. 624. 625. 630.
 Ringoli 695.
 Ringwilliamstown 116. 117.
 166. 167. 302. 404. 459.
 490.
 Rissaku 668.
 Rifferame 653—655. 684.
 706. 708. 709.
 Rlaarmater 296.
 Rlagenfurt 436.
 Rlempsig 50.
 Rlipdam 300. 491.
 Rlipdrift 290.
 Rnyisma 164.
 Robuffi (Fl.) 114. 490.
 Roffysfontein 294.
 Rollersplatz 234.
 Rondeland 341. 460. 633 bis
 635. 637. 639. 641. 644.
 646. 648. 658. 667—670.
 674. 695. 698. 700. 702.
 703. 710—712.
 Rondo-a-Trangi 699.
 Rongo 243. 698.
 Rorannaland 97. 116. 127.
 129. 152.
 Rorshuk 297.
 Rölln 45.
 Rönigsberg i. Pr. 5. 45.
 83. 84. 88. 134.
 Rönigsberg, N.-M. 50.
 Rönigsberg (Miss.-St.) 308.
 309. 316. 365. 404. 464.
 481. 487. 489.
 Röpénick 48.

Röslin 79.
 Rranskloof 311.
 Rrazenstein (Miss.-St.) 403.
 465. 499. 502.
 Rrausnigk 328.
 Rreuzburg 363.
 Rrim 112. 167. 698.
 Rrokodilfluß 261.
 Rrügersdorp 359. 402.
 Ruan Dung (=Mandschurei)
 629.
 Rurheffen 89. 505.
 Rurmark 427.
 Rückenmühle 324.
 Rwangji 584. 585.
 Rwangtung 356. 504. 506
 bis 508. 511. 523. 524.
 536. 537. 546. 569. 575.
 576. 580. 582. 584. 596.
 602. 610. 619. 631.
 Rmiro 692.
 Rmuischen 511. 512. 518.
 520. 521. 524. 528. 529.
 533. 545. 553. 554. 572.
 573. 575. 583. 585. 590.
 601. 608. 613.
 Ryedjo (Vulkan) 635. 641.
 663.
 Ryukkong 536.

R.

Rabes 79.
 RadySmith 104. 164. 281.
 283. 287. 288. 315. 365.
 416. 456. 477.
 Rajong 617. 620. 623. 628.
 Raingsburg 288. 290. 477.
 485.
 Rangenbielau 73.
 Rangenburg 641. 710.
 Rängsnek 230.
 Ratakku 92.
 Rauban 73.
 Raulkischken 84.
 Raushan (Geb.) 620. 623.
 630.
 Raushit 76.
 Rebafche 412.
 Rebung 495.
 Reempan 257.
 Reipzig 2. 17. 45. 54. 57.
 77. 89. 150. 158. 202.
 Dekoreng 250.
 Repelle 212. 224.
 Reschoane 270. 458.
 Reslakaneng 412.
 Reumkraal 260.
 Reumpoortje 234.

Levenhagen 49.
 Levuuu 275—277.
 Leydenburg 173. 214—216.
 218. 227. 233. 240—242.
 256. 258. 259. 263. 281.
 358. 368. 369. 474. 477.
 Liangtang 537.
 Lidumulamene 642.
 Liebenwalde 197.
 Liegnitz 73. 328. 419. 459.
 Lilong 520. 601.
 Limpopo 173. 174. 202. 209.
 211. 212. 226. 227. 261.
 275. 277—279. 308. 362.
 399. 520. 632.
 Lindi 699. 701.
 Littaun 185.
 Livingston, Geb. 638. 640.
 641. 673. 674.
 Lixun 619.
 Lobethal 244. 265. 266. 268.
 369. 370. 402. 479.
 Lokschong 537. 614.
 Polugeb. 218. 219. 402. 476.
 London 52. 99. 102. 114.
 134. 137. 241. 289. 354.
 375. 409. 439. 445. 591.
 Longheu 203. 512. 514. 520.
 Lorenzberg 328.
 Losberg 257.
 Louis Erichardt (Dorf) 402.
 Lourenzo Marques 358.
 Lovedale 306. 448. 451.
 Lovimbi 402.
 Luckau 328.
 Lufira (Sl.) 641.
 Lufilyo (Sl.) 635.
 Lugalo 648.
 Lukhang 527. 534—536.
 540. 542. 545. 553. 567.
 574. 578. 583. 586. 588.
 599. 603.
 Lungtong 604.
 Lunteren 351.
 Lupembe 649. 651. 663. 692.
 694. 695. 700. 703.
 Lübeck 45.
 Lüben 433.
 Lwamata 694. 695.

M.

Maadi 706.
 Macao 504.
 Machadosdorp 368.
 Machope 248.
 Madehani 664.
 Madibira 692. 700. 704.
 Mafeking 359. 399.

Magdeburg 5. 50. 68. 86.
 148. 182. 185. 197. 332.
 342.
 Magoye 642.
 Mahamba 174.
 Mahenge 674. 694. 700.
 701.
 Majakgoro 297.
 Makapansport 242. 253
 bis 255. 367. 369. 370.
 Makhabeng 243. 251. 252.
 255. 297.
 Makhoba 412.
 Makholobeng 263.
 Makondehochland 701.
 Makotopong 363.
 Makua 693. 694.
 Makutsche 412.
 Malabar 135. 331.
 Malangali 700. 705.
 Malope 412.
 Malokong 94. 242. 246 bis
 249. 255. 266. 369. 370.
 402. 415. 458. 463—465.
 Maluti (Geb.) 209.
 Mampe 412.
 Mandala 341. 402. 477
 bis 479.
 Mandshurei 579. 581. 596.
 616. 629.
 Mannheim 419.
 Manom (Pomm.) 200. 641.
 Manom (Miss.-St.) 341.
 641. 663. 695.
 Mansfeld 433.
 Maon 584.
 Maonschan 528.
 Marapjane 261.
 Marienburg 434.
 Mariental 167.
 Marienwerder 342. 434.
 Markgrabowo 84.
 Marslatour 272.
 Martinstal 117. 165. 166.
 168.
 Marugame 626.
 Masagati 694. 695.
 Maschonaland 278—280.
 339. 356. 362. 399. 400.
 403. 406. 413. 632.
 Matebeleland 278. 279.
 Matema 641. 678. 695.
 Matlale 255.
 Matfchie (Sl.) 243.
 Mauritius 139. 141.
 Mbaka (Sl.) 634. 635.
 Mbeja (Berg) 652.
 Mchombe 694.
 Mecklenburg 150.

Medemitsch 77.
 Medina 251.
 Medingen 244. 271. 272.
 274. 355. 361. 377. 412.
 413. 449. 450. 478. 498.
 499.
 Meadow 344.
 Melkhout 290.
 Memel 84.
 Merugebiet 699.
 Messina 704.
 Mhambi (Bach) 652.
 Middelburg 368. 369. 401.
 459. 474. 496. 497.
 Middelfontein 254.
 Mikindani 699. 709.
 Milom 341. 642. 652. 703.
 705. 707. 708.
 Minabassa 58.
 Minden-Ravensberg 517.
 Mirsbai 81.
 Mittelamerika 141.
 Mittelchina 504. 595. 600.
 Mittelddeutschland 150.
 Mittelschlesien 76.
 Mlandsche Berge 709.
 Mmitse 495.
 Mochlotse (Sl.) 233. 234.
 Modderfluß 294.
 Modimulle 243. 254. 325.
 456. 463. (vgl. Water-
 berg).
 Modubeng 272—274.
 Mohalakosena (Sl.) 249.
 415.
 Moi (Sl.) 507.
 Moiliang-Paf 582. 600.
 Moilop 481.
 Moletsche 244. 252. 255.
 341. 363.
 Molukken 58.
 Mombasa 705.
 Moravian Hill 407. 485.
 Moretele 260.
 Moria 298.
 Morogoro 684. 688. 699.
 707.
 Morumela (Berg) 243.
 Mosija 211. 215.
 Moskito 141.
 Moschi 673.
 Mosselbai 84. 93. 164. 288.
 290. 291. 455. 456. 481
 bis 483. 485.
 Motschindute 243.
 Mount Coke 302.
 Mörz 337. 345.
 Mpangila 649.

Mphome 238. 244. 266. 269
bis 271. 277. 281. 282.
363. 369. 393. 404. 412.
413. 456. 458. 499.
Mtata 125.
Muakagile 641.
Muakaleli 641. 642.
Muanza 699.
Mufindi 649. 664. 707.
Muhanga 649. 652. 678.
679. 692. 694.
Mukjong 605. 608.
Mussloori 138.
Müncheberg 72.
Mützenow 77. 79.

N.

Nahausen 72.
Nain 262.
Namon 84. 537. 561. 575.
582. 600. 601. 612.
Namhyung 512. 521. 524.
536. 537. 575. 582. 592.
601. 614.
Namscha 541.
Nanking 504. 568. 569.
Nanschan (Geb.) 506.
Nataf 84. 116. 118. 120 bis
127. 129. 130. 157. 166.
169. 171—174. 187. 190.
208. 213. 225. 229. 266.
268. 306—313. 315. 317.
346. 365—368. 373. 380.
386. 389—391. 393. 394.
397. 403. 404. 407. 417.
425. 438. 439. 443—445.
455. 457. 459. 465. 468.
475. 476. 481. 482. 487.
489.
Naumburg 50.
Ndgombe 700.
Nelsonkop 312. 403. 407.
465.
Neapel 135.
Neudeutschland (Afr.) 123.
126. 169. 308. 309. 311.
443.
Neuhalle 243. 260—262.
368. 369.
Neukirchen 327.
Neulangenburg 700.
Neumark 323. 326. 514.
Neumecklenburg 65. 72.
Neumoschi 673.
Neuruppin 66.
Neusalz 73.
Neuschottland 487.
Neustettin 707.
Neutengule 652.

Neuwangemannshöh 641
bis 663. 668. 712. 713.
Neuwied 45.
Neundorf 511.
Nemala 700. 701.
Newcastle 308. 315.
Newyork 139.
Ngamifsee 209.
Ngambo 695. 706.
Ngominji 600.
Ngoni 647.
Ngjatan 608.
Ngwenia 481.
Niederadelsdorf 458.
Niederlande 452. 504.
Niederschlesien 75.
Neuue Feld 99.
Njapdu 561.
Njassa 84. 205. 270. 322.
323. 429. 460. 591. 633
bis 635. 637. 638. 641.
642. 647. 654. 658. 659.
662. 669. 674. 675. 677.
678. 680—683. 685. 689.
691. 692. 695. 696. 698
bis 704. 708.
Nordamerika 87. 100. 139.
141. 581.
Nordbasuto 209.
Nordborneo 522. 542.
Nordchina 84. 347. 428. 568.
570. 581. 582. 600.
Norddeutschland 65. 150.
515. 519.
Nordfluß (China) 506—508.
512. 521. 524. 537. 544.
554. 584. 592. 606. 608.
Nordindien 185.
Nordmemelland 434.
Norwegen 505.
Nowawes 249.
Nürnberg 32. 704.
Nyl (Fl.) 249. 253. 254. 415.
463.
Nyflstrom (Bahnhof.) 368.

O.

Oberlausitz 54.
Oberschlesien 76. 431.
Obornik 34. 38.
Oder 76.
Ohlau 344. 433.
Ohlsen 167.
Ohrigstadt 173.
Oldenburg 329.
Oleſko 83. 84.
Olifant (Fl.) 212. 216—219.
261. 264. 265. 412.
Opzoek 287.

Oranje (Fl.) 92. 94—96.
208. 209. 213. 294. 296.
366.
Oranje-Kolonie u. Frei-
staat 94. 96. 99. 117. 122.
157. 161. 163. 187. 213.
227. 246. 291. 292. 295.
300. 307. 312. 360. 363.
364. 371. 395. 403. 404.
439. 473. 480.
Oranje-Konferenz (Sy-
node) 162. 168. 291. 292.
366. 379. 383. 390. 391.
398. 399. 407. 408. 457.
462. 472. 474. 477. 491.
492.
Oskarsberg 398. 487.
Ostafrika 196. 204. 205.
222. 232. 323. 340. 392.
423. 431. 441. 453. 483.
632. 648. 654. 655. 658.
661. 669. 682. 683. 686.
706. 713.
Ostasien 319. 424. 581. 590.
615.
Ostdeutschland 207.
Osterburg 433.
Ostfluß (China) 506—508.
511. 513. 524. 528. 530.
532. 574. 578. 585.
Ostfriesland 44. 68. 69. 88.
329.
Ostgriguland 444.
Ostindien 5. 53. 83. 88. 132.
141. 504.
Ostpreußen 83. 197. 327.
457.
Oudenbosch 290.
Öls 342.
Österreich 180. 434.

P.

Paardeberg 300.
Paralsdorf 102.
Pakongfu 606.
Paksa 529. 532.
Palamkotta 133.
Panamakanal 602.
Panganifälle 650.
Pangwaland 638. 658. 673.
700. 707.
Panten 459.
Panyikreis 524. 535. 536.
Paraguay 712.
Paraperi 331.
Pare-Geb. 702.
Paris 91. 244. 245. 469
Peiskersau 177.

- Peking 356. 512. 544. 568
 bis 570. 580. 583. 584.
 615.
 Perlstrom 517. 540.
 Persante 323.
 Petersberg (b. Halle) 166.
 Petersberg (Miss.-St.) 166.
 302—305. 489. 490.
 Peterswaldau 73.
 Peterwitz 356.
 Pflugrade 665. 679. 681.
 Pforzheim 433.
 Phatametsane 221. 225.
 226. 244. 249. 264. 265.
 Philippolis 92.
 Phusompa 249. 416.
 Pieske 344. 434.
 Pietermaritzburg 121. 125.
 171. 174. 404. 455. 468.
 481. 489.
 Pietersburg 363. 455. 456.
 477.
 Pietpotgietersrust 254. 315.
 Piet Retief 487.
 Pilgerhütten 98.
 Pine 310.
 Pingdu 620. 623. 628.
 Pinne 82.
 Piring 219.
 Platzberg 98.
 Pleismar 55.
 Pleßen 188.
 Pniel 97—99. 161—163.
 192. 281. 290. 295—299.
 301. 366. 377. 398. 404.
 408. 462. 475. 476. 491.
 492.
 Podligar 197.
 Pokeng 412.
 Poklokreis 532. 578. 593.
 Polen 434.
 Poli 620. 630.
 Polkwitz 456.
 Pomerellen 434.
 Pommern (Prov.) 65. 76.
 77. 82. 168. 188. 189.
 272. 323. 342. 612. 652.
 Pommern (Miss.-St.) 652.
 679. 692.
 Pongolo 118.
 Pontwitz 186. 342.
 Doortjesfontein 161. 293.
 Port Elisabeth 129. 220.
 272. 447.
 Port Natal 121.
 Portsmouth 563.
 Portugiesisch-Ostafrika
 701. 702.
 Posen (Prov.) 82. 85. 188.
 189. 342. 420. 434.
 Posen (Stadt) 177. 189. 342.
 433. 434.
 Pottschessstrom 213. 214. 244.
 256. 257. 456.
 Potsdam 35. 50. 68. 72.
 249. 340.
 Potsdam (Afr.) 167.
 Poyang-See 600.
 Prenzlau 5.
 Pretoria 274. 230. 242
 bis 244. 254.—257. 260.
 261. 264. 269. 364. 368.
 369. 372. 393. 395. 401.
 404. 413. 440. 448. 451.
 456. 475. 492. 503.
 Preußen 45. 70. 76. 77.
 180. 333. 349. 506.
 Priegnitz 177. 325.
 Prietherbe 149.
 Prißwalk 33.
 Prökuls 84.
 Prözel 199.
 Puch 176.
 Puffala 412.
 Pyomshak 601.
 Pyrit 35. 77. 79. 82.

Q.

 Quedlinburg 33. 54. 85.
 143—145. 149. 175. 297.
 Quedlinburg-Mapene 251.
 Quenstown 111.

R.

 Radensleben 16. 72.
 Radloffshufen 85.
 Radshamundri 140.
 Ragnit 84.
 Ratibor 73.
 Rathsburg 479.
 Regenwalde 79.
 Reichenhall 175.
 Rensikow 189.
 Reuß ä. L. 377.
 Rheinland 77. 202. 317.
 337. 417. 430. 504. 517.
 518.
 Rhodesia 279. 359. 399.
 698. 700. 702.
 Richardsrust 407. 465.
 Rietfluß 92.
 Rietkloof 216.
 Rietspuit 262.
 Rio grande do Sul 712.
 Riversdale 288—291. 398.
 404—407. 455. 456. 465.
 474. 484.
 Rixdorf 7.
 Robbeninsel 113. 314.
 Robertson-Bezirk 405.
 Roggeland 290.
 Rohrbeck 91.
 Rohrlack 186. 203.
 Roitzsch 176.
 Roman 177.
 Römisches Reich 136.
 Roodekop 263.
 Rooikopje 311.
 Rosebank 473.
 Rosenberg 48. 84. 434.
 Rosenstein 403. 465.
 Rothenburg, O.-L. 50. 72.
 333. 354.
 Rothenbüschbach 188.
 Rotterdam 176.
 Rottmow 77.
 Ruaha (Fl.) 642. 648. 652.
 692.
 Ruanda 686. 699.
 Rufidji (Fl.) 648. 650. 700.
 Rugamo 668.
 Ruhnow 323.
 Ruhudische (Fl.) 652.
 Rukwa-See 634.
 Rungwe (Berg) 635.
 Ruppın (Grassh.) 49. 66.
 72.
 Rustplaats 410.
 Rußland 505. 563. 616.
 Rückersdorf 31.
 Rügen 327.
 Rügenwalde 153.

S.

 Sachsen (Prov.) 15. 57. 85.
 188. 189. 204. 337. 342.
 688. 712.
 Sachsen (Staat) 150.
 Sachsenhöhe 688.
 Sadenbeck 33.
 Sadshumui 539.
 Safua 652.
 Saho 607.
 Salijen 535.
 Sambesi 108. 259. 279. 365.
 634.
 Samotshin 82.
 Samwui 541. 553. 573. 578.
 587. 614.
 Sandow 430.
 Sandriver 213. 226.
 Sangi 694.
 Sanguland 637. 658.
 Sanjibar 632. 633. 653.
 Santaliften 138.

- Saron 98. 99. 301. 302.
457.
Safnit-Grampas 340.
Schakkok 535. 545. 553.
554. 578. 586. 599.
Schanghai 590. 598. 600.
609. 626.
Schansi 628. 629.
Schantung 546. 581. 615
bis 617. 621. 624. 626.
629.
Schaudschufu 428. 429. 536.
538. 544. 546. 553. 573.
575. 578. 583—587. 592.
593. 599. 601. 610. 612.
Schire 379. 634.
Schkeuditz 188.
Schlesien 49. 57. 66. 72.
75. 188. 189. 328. 341.
342. 356. 408. 419. 456.
Schlesien (Ufr.) 684. 707.
708.
Schleswig-Holstein 150.
Schloppe 188.
Schmarfendorf 18.
Schneidemühl 342. 434.
Schochau 434.
Schongschui 578.
Schönbrunn 188.
Schönwalde 182.
Schönfließ 433.
Schreiberbau 66. 75. 76.
Schrey 185.
Schuiheu 541. 584.
Schumannstal 275.
Schuntak 541. 573. 578.
Schwandten 83.
Schwanebeck 350.
Schwarzburg-Sondersh. 77.
Schwarze Berge 93. 101.
496.
Schweden 434. 505.
Schweidnitz 433.
Schweiz 178. 436. 505. 638.
Schwerin a. W. 82.
Seehof 64.
Sefakaolo 253.
Seidenberg 72.
Shekow 600.
Siam 504.
Sibajschui 532. 578. 584.
593.
Sidi Bisthr 706.
Sierra Leone 7.
Sifasan 575.
Siho (Fl.) 513. 524. 528.
530.
Sikandra 79.
Sikonge 688.
Silo 503.
Singapur 136. 141. 504.
522. 542. 602.
Sinni (Kreis) 541.
Sinon (Kreis) 511. 512. 514.
533.
Sinschang 537.
Sirampur 134.
Smyrna 325.
Songea 649. 674. 700. 710.
Songwe (Fl.) 634. 635.
Sonneberg 204.
Sorau 33.
Spandau 50. 51.
Speckbaumsfluß 240.
Springfontein 360. 386. 410.
477.
Staatshausen 84.
Stargard 77. 79. 81.
Steelpfortfluß 212. 218. 224.
225.
Steiermark 434.
Stellenbosch 97.
Stendal (Ufr.) 170. 171. 308.
309. 312. 313. 316. 366.
404. 487. 489.
Stettin 15. 41. 49. 78. 81.
194. 202. 203. 337. 456.
504. 505. 515. 519.
Steyl 615. 618.
Stolberg 144.
Stolp 77.
Stralsund 79. 272.
Strausberg 57.
Streeße 630.
Strehlen 50. 408.
Stutterheim 167. 303. 304.
455. 489.
Stuttgart 45. 329. 433.
Sueßkanal 136.
Suliang 512. 518. 534. 605.
Sululand 118—120. 122.
123. 304. 306. 307. 310.
397. 487.
Sulu-Xosajynode 383. 387.
390. 481. 486. 487. 491.
Südafrika 7. 24—26. 39.
55. 85. 91. 100. 102. 104.
108. 111. 114. 116. 118
bis 120. 123. 131. 132.
134. 138. 149. 154. 156.
158—161. 164. 170. 171.
181. 182. 184—187. 191.
192. 196. 198. 202. 205.
208. 222. 231. 244. 259.
267. 282. 283. 285. 298.
301. 304. 306. 307. 310.
316. 318. 323. 325. 327
bis 329. 331. 339. 345.
357—359. 364. 369. 371
bis 374. 379. 381. 382.
385—387. 389. 391. 392.
394. 397. 400. 405. 408.
409. 417. 423. 425. 428.
430. 435. 436. 438. 439.
441—443. 446. 447. 451
bis 460. 462. 463. 466.
469. 470. 472. 473. 478
bis 480. 485. 492. 498.
516. 520. 525. 526. 544.
609. 632. 643. 658. 677.
681. 689. 698. 702. 706.
711. 712.
Südafrikanische Republik
173. 214. 215. 226. 231.
258. 363. 364. 480.
Südafrikanische Union 372.
375. 394. 439—441. 453.
469. 470.
Südbafuto 209. 314.
Südchina 84. 301. 325. 329.
347. 399. 409. 428. 429.
504. 506. 507. 521. 544.
545. 547. 550. 553. 554.
567. 568. 570. 572. 573.
578. 580—582. 586. 591.
592. 613. 617. 621. 623.
627. 630. 632. 712.
Süddindien 133.
Südseeinseln 134. 141. 319.
Südtransvaal 238. 254. 255.
260. 282. 322. 379. 383.
394. 401. 414. 459. 472.
493. 498. 503.
Süngiadan 619.
Swasiland 403. 480. 487.
Swatau 527.
Syujin 84. 536—538. 574.
583. 592. 601.
Syzschuen 584.
T.
Tabora 688. 699. 700. 701.
Tafelberg 171.
Tahiti 89.
Taidungschen 619. 623. 625.
628.
Taihang 594.
Taiji 537.
Tailöng 587.
Taipinchi 536.
Taiping 601.
Taisischen 619.
Tamilenland 133.
Tamschui 513. 514. 528.
532. 599.
Tandala 341. 641. 642. 673.
678. 700.

Tanga 673. 697. 699. 706.
707. 709.
Tanganjika - See 634. 699.
702.
Tecklenburg (Graffsch.) 122.
126.
Tel el Kebir 706.
Teluguland 140. 141.
Tempe 492.
Teschendorf 323.
Thaba Bosigo 246.
Thaba Mossahe 210. 218.
221. 244. 264. 265.
Thengoë 277.
Thomasfl. 114.
Thorn 67. 85. 434.
Thutloane 242. 246. 247.
255. 266. 464.
Thüringen 150. 204.
Tiamzenpai 529.
Tiefenfurt 328.
Tientsin 512.
Tirschtiegel 82.
Tlabine 412. 413.
Toevloegt 410.
Tongtauha 601.
Tossomanganga 692.
Trankebar 134.
Transkei 385.
Transvaal 84. 98. 108. 122.
173. 184. 187. 192. 208.
213—217. 226. 227. 231.
236—238. 242—244. 258.
259. 264. 267—269. 274.
275. 280. 281. 283. 292.
307. 310. 315. 322. 357.
358. 360—363. 365. 367.
368. 371. 381. 382. 391.
393. 397—399. 401. 408.
411. 415. 418. 439. 451.
456—458. 460. 463. 464.
475. 476. 480.
Trebniß 592.
Trepow a. N. 79.
Triglass 33. 52. 65. 77. 81.
Tschaknai 533.
Tschakoma 84. 243. 276 bis
278. 369. 402. 414. 458.
478.
Tschakpu 518. 534.
Tschaktschak 594.
Tscheliang-Paß 601.
Tschibi 400.
Tschonkglok 511.
Tschonkji (Rr.) 620.
Tschonkong 537.
Tschota Neypur 136.
Tschuschima 563.

Tsiangyen 511. 524. 535.
536. 553. 575. 608.
Tsimo 617. 619. 621. 623
bis 627. 629.
Tsinanfu 615. 621.
Tsingtau 544. 581. 586. 601.
615—619. 621—623. 626
bis 629. 631.
Tsoane 243. 261.
Tugela (Fl.) 113. 118. 122
bis 124. 170. 307. 308.
313. 407.
Tungting-See 601.
Tunkun 577. 601.
Tura 706.
Tübingen 45. 354. 356. 357.
704. 712.
Türkei 424.

U.
Uckermark 168.
Uganda 696. 697. 699.
Ugogo 707.
Uhasiva 649.
Ukaguru 707.
Ukunkinglove 121.
Ulange (Fl.) 648. 692.
Ulm 156.
Uluguru-Geb. 688.
Ulundi 308.
Umlorosi 119. 121.
Umpomulu 397. 475. 487.
Umsimkulu 118. 121.
Undole 693. 694.
Unterfeld 412. 413. 499.
Unterharz 144.
Urundi 699.
Usagara 204.
Usambara 654. 656. 673.
699. 702. 706.
Usaramo 84. 356. 653. 654.
670. 683. 687. 688. 706
bis 709.
Usangu 652.
Utengule 652.
Utchungwe-Berge 652.
Utrecht (Ufr.) 214. 310.

W.

Baalbank 170.
Baasfl. 92. 94—99. 173.
208. 209. 213. 214. 227.
262. 295. 301. 307. 409.
Baaldorf 177.
Balschfontein 294.
Bedberg 491.
Bereinigte Staaten von N.-
A. 100. 319. 568. 570.
581. 590. 614.

Bermaakskraal 310.
Versailles 426. 469. 710.
Bettfluh 99.
Victoria (Maschonal.) 279.
Victoria (China) 510. 511.
Victoria-See 209. 634. 699.
Vinzelberg 332.
Virginien 141.
Vollenschier 191. 332.
Vryburg 300.
Wupangwa 659.

W.

Wallmannstal 243. 257.
260. 261. 269. 325.
Wang-Bückeberg 427.
Wangemannshöh. 84. 634.
640—642. 645. 646. 695.
Warmbad 463.
Warnitz 326.
Wartburg (Miss.-St.) 114.
117. 165. 166. 168. 303
bis 305. 310. 489.
Wartburg (bei Durban)
171. 490.
Waterberg 238. 243. 254.
255. 268. 270. 277. 282.
325. 363. 368. 369. 382.
456. 463.
Waterberge 463.
Weenen (Ufr.) 121. 125.
170. 404. 489.
Weenen (Ostfriesl.) 329.
Weissensee 203.
Weitenhagen 79.
Welgelegen 285.
Weligemonden 495.
Wellersdorf 33. 35.
Wellington 284.
Welsch-Schneiz 268.
Wernigerode 5. 85. 144.
176. 205.
Wesel 45.
Wesselson 300.
Westafrika 683.
Westfluh 506. 507.
Westgriqualand 227. 283.
462.
Westpreußen 67. 83. 84.
342. 434.
Wiedhafen 641. 692. 693.
695.
Wiesbaden (Ufr.) 167.
Wildberg 186.
Wilmersdorf 433.
Wilsnack 177.
Windsorton 491.
Wittenberg 64. 177.

Witwatersrand 231. 259. 358. 402. 411. 497.	Wydersrivier 290.	Zenshang (Kreis) 536. 554.
Wolkenberge 412.	Wynberg 485.	Zentralafrika 106.
Wollin 68. 79. 81. 178.	X.	Zeudorf 130.
Wollstein 82. 83.	Xosaland 109. 114. 115. 130. 207. 219. 310. 383.	Ziangjen 606.
Wonderhoek 495.	Y.	Zierenberg 310.
Wongtjun 620. 623.	Yezo 704.	Zimbabwe 280.
Worcester 406.	Ylandfontein 102. 285.	Zimutu 400.
Woyentin (Pomm.) 341.	Yonkhei 541.	Zoar (Miss.-St.) 55. 102. 103. 127—131. 152. 163. 283. 284.
Woyentin (Afr.) 200. 244. 257. 260. 262. 341. 367. 369. 403. 417. 477. 496. 497.	Yungfa 536.	Zoar (Brüderanstalt) 333. 354.
Wulkow 199.	Z.	Zomba 703.
Wuppertal 62. 146.	Zankau 619.	Zoutpansberg 214. 243. 275. 361. 362.
Wusterwitz 65. 77. 79. 80. 81.	Zarben 57. 65. 77. 79—81. 185.	Zuurbrak 284.
Württemberg 77.	Zehdenick 203.	Zühlsdorf 65. 72. 82.
	Zempelburg 85.	Zürich 176.

70817

266.06

Richter, J.

B45Yr

266.06

B45Yr

70817

